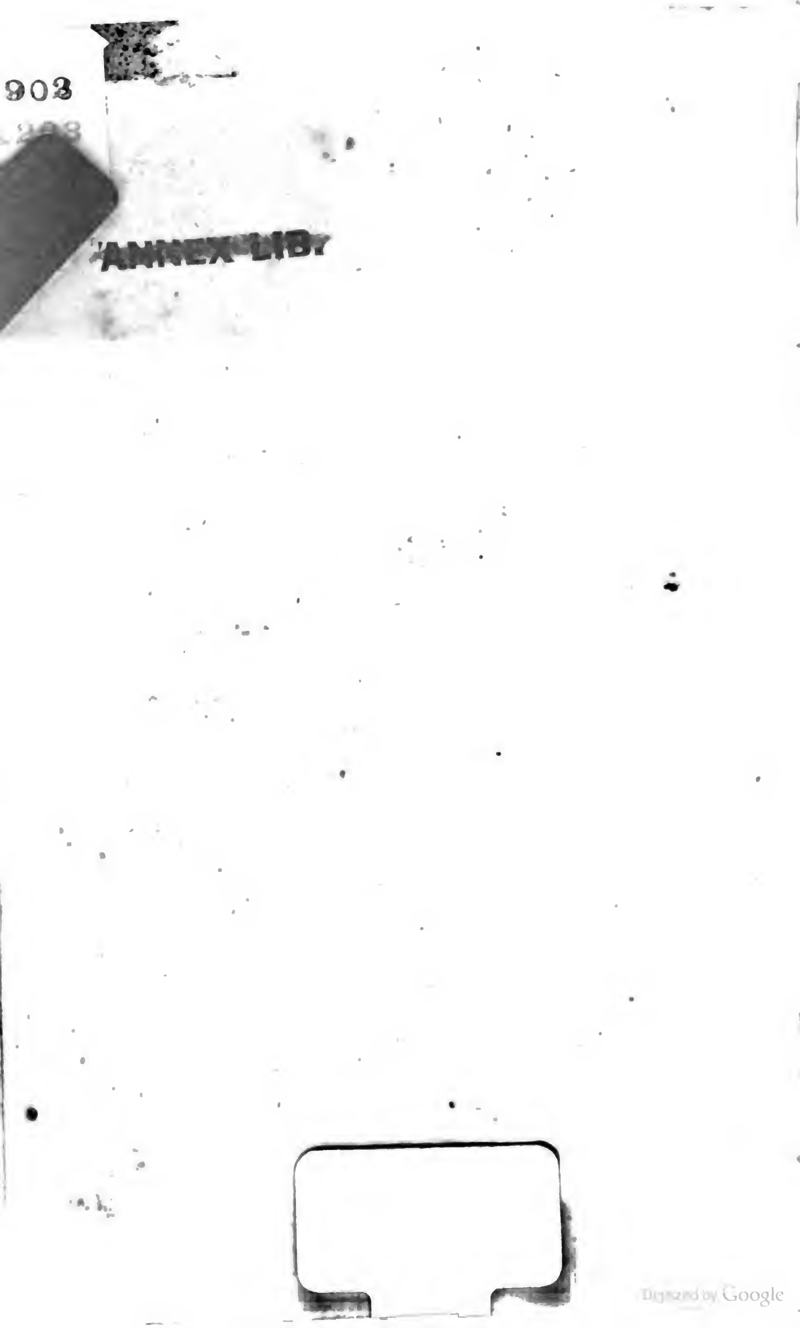

32101 065097691




IOHANN GEORG BÜSCH

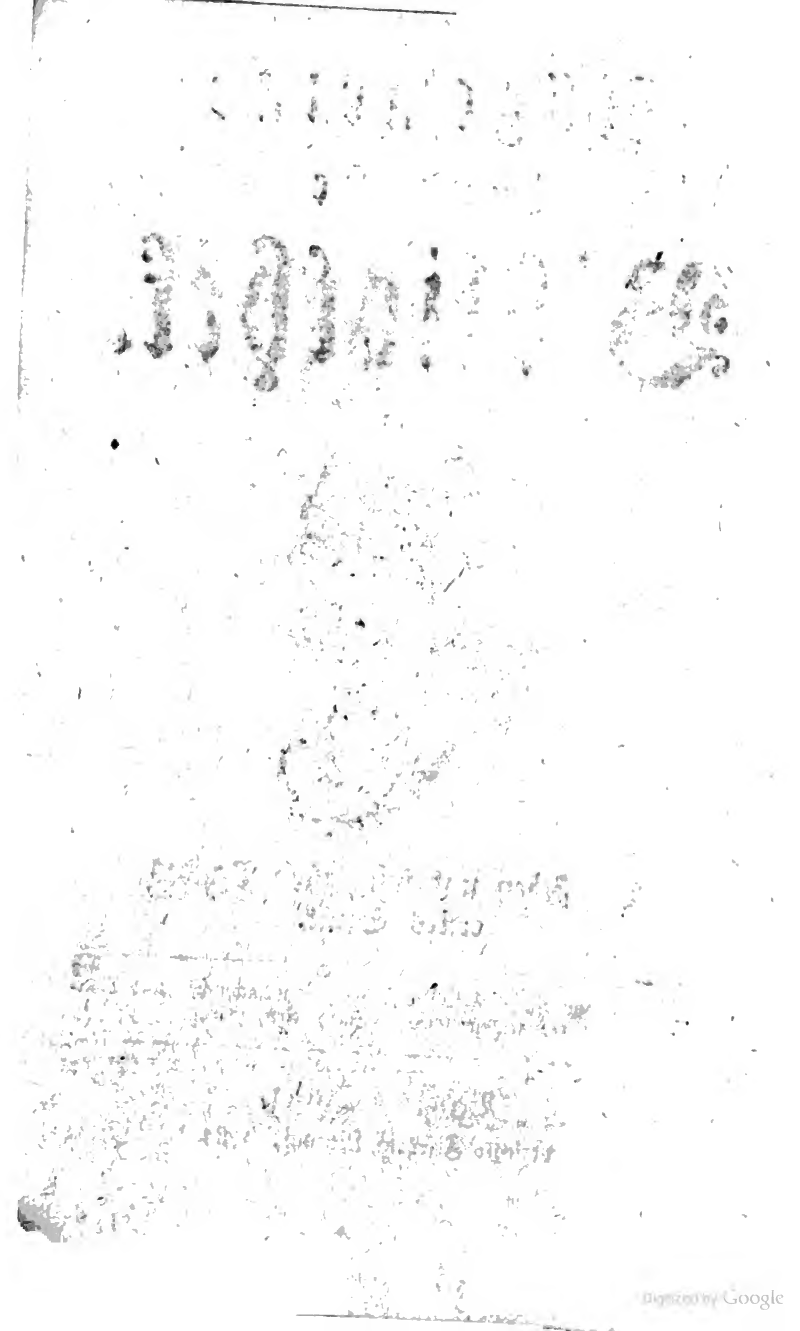
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sieben und funfzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1784.





Verzeichniß

der im ersten Stücke des sieben und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

J. J.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Romanen.

6. Weltweisheit.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

15. Vermiſchte Nachrichten.

Nachrichten.

I. M.

I.

Abhandlung über die menschlichen Pflichten, in drey Büchern, aus dem Lateinischen des Marcus Tullius Cicero, übersetzt von Christian Garve, Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1783.

Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten, von Christian Garve. Anmerkungen zu dem ersten Buche. Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1783.

— — — Zum 2ten Buche; ebendaselbst.

— — — Zum 3ten Buche; ebendaselbst.

Herr Garve hat das, was er in seinem Buche zu Gunsten der Stoischen Philosophie beweist, durch sein eigenes Beyspiel erläutert, nämlich, daß es nicht so wohl darauf ankomme, was der Weise, als wie er es thue. Der Befehl seines Königs, welchem auch das Werk dedicirt worden, veranlaßte ihn, die drey Bücher des Cicero von den Pflichten zu übersetzen. Vor der Erscheinung dieser Uebersetzung hätte man vielleicht gewünscht, daß Herr G. einen andern Auftrag erhal-

ten hätte. Aber nun, da wir das Werk vor uns haben, wird jeder gestehen müssen, daß es eines der vortrefflichsten und nützlichsten sey, welches unsere philosophische Litteratur aufzuweisen hat.

Es war endlich Zeit, den Stolz unserer Zeitgenossen zu demüthigen, der so mitleidig auf die Philosophie, und besonders die Moral der Alten herabzusehen, alles aus sich selbst herauszuspinnen, und das, was andere vor ihm geschrieben hatten, als des Nachsehens unwürdig wegzuwerfen pflegt.

Auf welcher Seite aber auch der Vorzug seyn mag: so ist es doch äußerst interessant und höchst wichtig, beyde Systeme mit einander zu vergleichen. Das ist es nun, wozu Herr G. nicht nur durch seine Uebersetzung, sondern auch durch seine Anmerkungen neuen Anlaß gegeben, und vieles beygetragen hat.

In Ansehung der Uebersetzung hat Hr. G. selbst in der Vorrede den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem sie betrachtet werden muß. Er wollte uns nicht mit dem eigenthümlichen Geiste, sondern mit den Ideen des Schriftstellers bekannt machen, und glaubte sich von der erstern Pflicht, um so eher dispensiren zu können, da Cicero just darum, weil er keine Besonderheiten hat, Muster geworden. Hierzu kommt noch, daß es bey einem philosophischen Werke nur auf die Ideen des Schriftstellers ankömmt. Doch wird nach Recensentens Gefühl das Lesen eines nicht abstract, sondern populär geschriebenen Werks dadurch anziehender, wenn man zugleich den Schriftsteller vor sich zu sehen glaubt — ein Umstand, welcher mit dazu beyträgt, die Anmerkungen des Uebersetzers so unterhaltend zu machen. Inzwischen ist es doch besser, daß Herr G. sich bey seiner Uebersetzung nicht, wie viele andere, durch die Verschiedenheit

der

der Gesichtspunkte irre führen lassen. Denn mit dem Geiste des Schriftstellers trägt man nur gar zu leicht auch den der Sprache über. So aber hat uns Herr G. eine Uebersetzung geliefert, die sich wie ein Original lesen läßt, und Cicero hat dadurch an Deutlichkeit, Richtigkeit und Bestimmtheit der Ideen unstreitig gewonnen. Vorzüglich schätzbar sind die Anmerkungen und Abhandlungen des Uebersetzers. Recensent hielt sich für verpflichtet, den Lesern einen genauen Auszug davon zu liefern, weil sie so vieles enthalten, was man in den Anmerkungen eines Uebersetzers nicht vermuthet haben würde. Sie enthalten Schätze, mit welchen das Publikum bekannter gemacht werden muß, wenn sie in Umlauf kommen, und nicht blos für Münzkabinette aufbewahrt werden sollen.

Zuerst macht uns Herr G. mit seinem Autor bekannt. Er belehrt den Leser, daß Cicero die abstracten Begriffe aus dem Panätius genommen, daß es ihm aber nicht immer geglückt sey, sie mit dem griechischen Original in seine Sprache gut überzutragen; glücklicher ist Cicero, wenn er seine eigenen, aus Erfahrung und Weltkenntniß abstrahirte Ideen den Lesern mittheilt. (S. 3 bis 7.)

Sodann setzt Herr G. die philosophischen Systeme der Alten in Vergleichung mit den Neuern, auf eine lichtvolle Art aus einander. (S. 7 — 40)

Man ist gewohnt, sich das System der Stoischen Moral als einen philosophischen Roman vorzustellen, und doch ist es, einige wenige Uebertreibungen und falsche Folgesätze abgerechnet, nicht nur das edelste, sondern auch das richtigste und fruchtbarste unter allen.

Es würde weit besser um die Menschen stehen, wenn sie sich, wie es doch der Augenschein lehrt, überzeugt hielten, daß es, um glückselig zu seyn, mehr darauf ankomme, sich, wie die Dinge zu ändern; mehr darauf, daß man so denke, so gesinnt sey, als daß man in solchen und solchen Umständen lebe. Das ist der Erfahrung gemäß, und ist die Lehre, die zu Weisheit und Ruhe führt. (S. 16.)

So weit ist die Moral auch dem gemeinen Manne einleuchtend zu machen. Freylich werden oft Vorfälle sich ereignen, wo die äußern Umstände zu stark auf uns wirken, als daß unsere Gesinnungen dadurch nicht geändert werden sollten; und deswegen können wir erst alsdenn unter allen Umständen vollkommen consequent handeln, wenn wir von einer Fortdauer unserer Seele nach dem Tode überzeugt sind. Denn alsdenn leuchtet es ein, daß die überhingehenden Empfindungen nicht in Betrachtung kommen, gegen das Wachsthum oder die Abnahme unserer Geisteskräfte. (S. 15.)

Daraus folgt sehr natürlich, daß das Maaß der Tugend nicht blos nach der Masse der guten Wirkungen bestimmt werden könne. Wenn nur meine Kräfte geübt oder erhöhet werden: so ist es gleich viel, ob solches geschehe, indem ich Gutes gewirkt, oder gegen das Böse gekämpft habe. In diesem Kampfe unterzuliegen, ist freylich ein großes Uebel, welches ich aus allen Kräften abwehren muß, weil ich die bösen Folgen davon zeitig oder spät empfinden werde. Aber diese Strafen sind Wohlthaten für mich, weil sie mich bessern. Sie sind freylich unvermeidlich; aber indem ich sie empfinde, werde ich zugleich den Wachsthum meiner Kenntnisse gewahr, und gewinne die Aussicht in eine angeneh-

genehmere Zukunft. Ich darf nicht fürchten, daß mich Gott wegen längst vergessener und abgelegter Fehler willkührlich strafen werde. Bey solchen Grundsätzen sind also meine Bewegungsgründe zum Guten stark genug, und doch werde ich vor dem Schrecken des Aberglaubens bewahrt. (S. 37.)

Nachdem unser Verfasser das philosophische Moralsystem des Cicero erklärt, und vorläufig angemerkt hat, daß das, was wir die allgemeine praktische Philosophie nennen würden, beym Cicero die Lehre de finibus bonorum heiße, und von ihm anderswo abgehandelt worden; giebt er den Lesern von der Eintheilung in dem Plane des Ciceronianischen Werks Rechenschaft. (S. 41 — 43.)

Es handelt nehmlich das erste Buch der Moral des Cicero vom moralisch Guten, das zweyte vom Nützlichen, und das dritte von den Collisionen zwischen beyden.

Diese Eintheilung ist freylich nicht sehr geschickt, die Handlungen in gewisse Klassen zu bringen, sondern nur, den Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem sie sich betrachten lassen. Wenn die Handlungen selbst darnach klassificirt werden sollen, so kann dieses nur insofern geschehen, als es Handlungen giebt, welche vorzüglich nur als Zeichen eines guten Charakters, nicht als Ursachen erheblicher Vortheile für die Welt geschätzt werden, und die Pflichten des Anständigen enthalten; da hingegen andere mehr von Seiten ihres Nutzens, als ihres Ursprungs betrachtet zu werden pflegen.

S. 44. rechtfertigt sich Herr G. wegen zweyer, mit seinem Autor bey der Uebersetzung vorgenommenen Verbesserungen, um welche man freylich einen Garve bitten, vor denen man aber die gemeinen

Uebersetzer auf das ernstlichste warnen muß. Denn diese würden nicht unterlassen, die schweren Stellen ihres Autors unter dem Titel einer Verbesserung, der Bequemlichkeit wegen, mit ihren eigenen Ideen auszufüllen.

Recensent begnügt sich, die Leser mit der 2ten Verbesserung bekannt zu machen, weil diese zu philosophischen Betrachtungen Anlaß giebt.

Cicero hat sich im Original so ausgedrückt, als ob der Trieb der Geselligkeit die Menschen vermocht hätte, sich die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Dieses kann nur von den verfeinerten und erkünstelten Bedürfnissen wahr seyn. Herr G. sagt dagegen, daß die Vernunft die Menschen durch die Bedürfnisse des Lebens zur Geselligkeit antreibe. Ganz richtig scheint dieses dem Recensenten auch nicht zu seyn. Der Trieb, seine Ideen andern mitzutheilen, und der sich Nahrung und Kleider zu verschaffen, sind ihrem ersten Ursprunge nach, nicht von einander abhängig. Die Bedürfnisse des Körpers sind freylich dringender als die der Seele. Aber der Geschlechtstrieb ist auch ein dringendes körperliches Bedürfniß, und setzt Mittheilung der Ideen voraus; da hingegen die ersten einfachen Nahrungsmittel von jedem Menschen einzeln aufgesucht werden konnten. Der Mensch, in einer obstreichen Gegend, wird sich ohne fremde Hülfe nähren, und es kann ihm nicht einfallen, andere Menschen zu Hülfe zu rufen, so lange er noch nicht erfahren hat, daß, und wie Menschen einander ihre Ideen mittheilen können. Zuerst also lehrten ihn Liebe und Zorn, durch Mienen, Geberden, und natürliche Töne reden. Aber das Bedürfniß der artikulirten Töne fühlte er vielleicht

leicht zuerst, wenn er die abwesenden Gegenstände seiner Bedürfnisse bezeichnen wollte. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß Gesellschaftstrieb, und Bedürfniß sich zu nähren und zu kleiden, von einander ursprünglich unabhängig waren, obgleich beyde in der Folge, und zwar letzters mehr, als ersterer, dazu beytrugen, mehrere Personen und Familien in eine förmliche Gesellschaft zu vereinigen.

S. 47. erklärt Herr G. die lateinischen Worte: victus cultusque, vertheidigt von S. 49—52. seinen Autor wegen seiner Behauptung, daß Wißbegierde ein natürliches Bedürfniß des Menschen sey; und kömmt sodann S. 53. auf die Untersuchung: ob der Trieb, Wahrheit zu erforschen, mit der Aufrichtigkeit in solcher genauen Verbindung, als Cicero voraussetzt, wirklich stehe. Die Leser werden auch hier den scharfsinnigen Forscher nicht verkennen; doch scheint Recensentem, als ob sich dieser Zusammenhang auf folgende Art deutlicher machen lasse.

Wer nur das, was ihm selbst unmittelbar brauchbar ist, zu wissen begehrt, kann nur einen sehr geringen Trieb haben, nach Wahrheit zu forschen. Stärker ist er bey dem, der alles Gute und Schöne zu schätzen weiß; er finde es hier oder dort; es nutze ihm oder andern. Ein solcher Mensch muß das absolut Gute lieben, und ist natürlicher Weise weit entfernt von der Selbstsucht, die nichts gut und schön findet, als was ihr Nutzen bringt. Das absolut Gute, das Wahre, das Reelle in den Ideen, macht ihm ein viel zu großes Vergnügen, als daß er solches einer kleinen augenblicklichen Absicht aufopfern sollte. Der forschende Geist kann so wenig seine Liebe zur Wahrheit, als der Witzige seine Ein-

fälle unterdrücken. Wenn es Männer von Talenten und Kenntnissen giebt, bey welchen diese Wahrheit im Charakter nicht anzutreffen ist, so kömmt es vielleicht daher, weil sie sich verwöhnt haben, mehr das Sonderbare, als das Wahre zu lieben; mehr zu wissen, als zu forschen; mehr zu glänzen, als zu belehren.

S. 57—60. läßt sich Herr G. auf die Behauptung des Cicero ein, daß die Abneigung, sich beherrschen zu lassen, mit der Tugend, und besonders mit der, welche die Alten Tapferkeit nennten, sehr genau verbunden sey.

Wer sich nicht vorzüglicher Kräfte bewußt ist, dem wird es auch an der Stärke der Seele mangeln, ohne welche weder die Ausführung großer Thaten, noch die zur Tugend unentbehrliche Standhaftigkeit möglich ist. Wer sich aber seiner Stärke bewußt ist, wird von den äußern Dingen wenige Hülfe erwarten. Er sieht mehr, als andere mit Gleichgültigkeit auf sie herab, fürchtet also weniger, als andere, und die Hoffnung eines guten Erfolgs giebt ihm zu den gefährlichen Unternehmungen Muth. Was sollte ihn antreiben, ein furchtsamer Sclave anderer zu werden? Was kann den Troz eines Menschen beugen, der nichts fürchtet?

Sehr unterhaltend und lehrreich ist, was Hr. G. S. 60 bis 88. von den Cardinaltugenden der Alten sagt.

Nach Recensentens Meinung hat die Tugend eigentlich dreyerley Grundlagen, nämlich: 1) Erkenntniß; 2) Empfindung; 3) das Gefühl der dazu gehörigen Kraft. Diesen Stoff bearbeitet die Uebung, und bildet daraus die Tugend. Diese hat nach Recensentens Meinung folgende Bestand-

thei-

theile, welche man, wenn man wollte, Cardinaltugenden nennen könnte:

1) Die Weisheit, d. i. die Erkenntniß des wahren Werthes der Dinge.

2) Die Gutherzigkeit, welche entweder aus natürlichen Gefühlen entsteht, oder die gesammelten Ideen in Empfindungen verwandelt, und also Menschenliebe, Gerechtigkeit, und Liebe und Ehrfurcht gegen Gott in sich faßt.

3) Gefühl der Kraft, welches nach Beschaffenheit der Umstände, Würde oder Muth ist.

4) Die Uebung.

Uebung mit Weisheit verbunden, giebt Geschicklichkeit; Uebung der Gutherzigkeit und des Gefühls der Kraft, Edelmuth; Uebung des Gefühls der Kraft, modifizirt durch Weisheit, Mäßigkeit; Uebung des Gefühls der Kraft, bey gefährlichen Unternehmungen, Muth; bey Hindernissen während der Ausführung, Beharrlichkeit.

Recensenten scheint diese Zergliederung der Tugend nicht nur logicalisch richtiger, sondern auch instructiver zu seyn, als die, welche Herr G. vertheidigt.

Die Ursachen, warum auch die Kraft, und das, was nicht blos von unsern Entschlüssen abhängt, bey der Tugend in Anschlag zu bringen sey, und wie sehr dadurch die Gelindigkeit in Beurtheilung anderer befördert werde, hat Herr G. vortrefflich ausgeführt.

Sehr lehrreich und treffend ist das, was er S. 74-88. über die Klugheit sagt, welche, als Fähigkeit betrachtet, nichts anders ist, als Beurtheilungskraft, angewendet auf die gewöhnlichen Vorfälle des menschlichen Lebens, unterstützt durch Erfahrung

fahrung, und besonders durch Menschenkenntniß. Sie kann ohne Besonnenheit, Aufmerksamkeit und Anstrengung nicht bestehen, und muß, in so fern diese drey Eigenschaften dazu gehören, als Tugend erworben werden.

S. 88—101 handelt Hr. G. von dem Unterschiede des Zwangs in Gewissenspflichten, und der Verbindlichkeit der Verträge.

Er glaubt, daß man die Zwangs- und Gewissenspflichten nicht so scharf von einander abschneiden könne, als man gewöhnlich zu thun pflege. Es ist hier der Ort nicht, diese Theorie aus ihren ersten Gründen zu entwickeln. Aber so viel fällt doch in die Augen, daß das Recht, die Thätigkeit anderer durch eigene oder fremde Gewalt zu bestimmen, seine Regeln haben müsse. Es muß in der Natur der Dinge Gründe geben, welche mich in dem einen Falle berechtigen, Gewalt zu brauchen; in dem andern nicht, und nach welchen der Dritte urtheilen kann, ob er mir gegen andere zu Hülfe kommen dürfe, oder als gewählter Schiedsrichter Recht sprechen solle. Das Recht der Selbstvertheidigung muß seine deutlich bestimmten Grenzen haben, die nicht schwer zu finden sind, wenn man bedenkt, daß in der Regel keiner das Recht hat, die Thätigkeit des andern zu bestimmen, und also ursprünglich alle Zwangsrechte negativ sind. Nur durch Verträge (positive Gesetze gehören mit darunter) können unvollkommne, d. i. unbestimmte Pflichten, zum Range der vollkommnen erheben, d. i. näher bestimmt und als solche, von den Interessenten anerkannt werden.

Hr. Garve bleibt in seinen Anmerkungen der Fergusonschen Theorie treu, nach welcher die Gültigkeit der Verträge auf der bey dem andern erregten Erwartung

wartung beruht, trägt seine Zweifel gegen die Mendelssohnsche Theorie mit der ihm eigenen Bescheidenheit vor, und glaubt, daß sie mehr eine fictio iuris sey, als daß sie die Entstehung der Pflicht, Verträge zu erfüllen, erkläre. Zur Unterstützung seiner Meynung beruft er sich auf die Nothwendigkeit der Acceptation, als welche beweise, daß alles von der erregten Erwartung abhänge. Allein sollte man nicht die Acceptation mit noch größerm Rechte, als Hr. G. die Theorie des Hrn. Moses Mendelssohns, eine fictionem iuris nennen können? In den wenigsten Fällen geht die Acceptation wirklich vor sich. Gewöhnlich ist der Gang der Sache so: Ich spreche den andern um eine gewisse Hülfleistung an; dieser sagt mir die gebetene Hülfe zu, und der Vertrag ist geschlossen. Ist es nun nicht eine fictio iuris, wenn ich behaupte, die Acceptation sey schon in der Bitte virtualiter enthalten gewesen?

Die erregte Erwartung macht weder das Wesentliche noch das Unterscheidende der aus Verträgen entstehenden Verbindlichkeit aus. Nicht das Wesentliche; denn ich kann durch Verträge einem Dritten, der nichts davon weiß, so gar einem noch ungebohrnen Kinde Rechte erwerben. Genug, wenn die Person bestimmt ist, gegen welche ich mich des Rechts, den Collisionsfall anders zu entscheiden, begeben habe. Nicht das Unterscheidende; denn es giebt tausend Fälle, wo die erregte Erwartung stärker ist, und doch keine Zwangspflicht nach sich zieht. Wie oft unterhalten nicht Leute wissentlich bey andern die Erwartung, daß sie ihnen eine gewisse Unterstützung geben, sie zu Erben einsetzen, ausstatten u. s. w. werden? Dieser Erwartung gemäß ordnet oft der andere seine

ganze

ganze Lebensart an, aber niemand denkt daran, auf diese Erwartung ein Zwangsrecht zu gründen.

Aber, wenn ich ein Schock Eyer, welches ich anderswo eben so gut haben könnte, und wo also die Erwartung eben nicht zu vielen Maasregeln Anlaß geben kann, gekauft habe, so habe ich ein unstreitiges Zwangsrecht erlangt.

Wie weit passender ist also die von Entscheidung der Collisionsfälle hergenommene Erklärung! Wenn die Garvische natürlicher zu seyn scheint, als die Mendelssohnsche, so kann es wohl nur daher kommen, weil das Wort Erwartung bekannter ist, als der Ausdruck Collision. Aber es kommt hier nicht darauf an, ob die Leute, welche einen Vertrag errichten, von den Kunstworten, womit ihre Verbindlichkeit ausgedruckt wird, einen Begriff haben. Was die Sache selbst betrifft, so weiß wohl ein jeder, daß er nicht bloß darum das Versprochne zu leisten verbunden sey, weil es der andere erwartet, sondern weil er eine Handlung vorgenommen, wodurch er das Recht verlohren, die Forderung des andern durch Einwendungen zurück zu weisen, das heißt, kunstmäßig ausgedruckt, weil er sich gegen den andern des Rechts, sich auf eine Collision der Rechte zu berufen, begeben hat.

Der Einwand, daß es auch wohl Verträge geben könne, bey welchen keine unvollkommne Pflicht, als zum Grunde liegend, gedacht werden könne, widerlegt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß dieses just diejenigen sind, welche auch keine Verbindlichkeit nach sich ziehen. Z. B. wenn sich der Sohn vom Vater versprechen läßt, er wolle zu einer gewissen Zeit vom Strasburger Thurme springen, so kann zwar dem Sohne, als des Vaters Erben, daran gelegen

legen seyn, daß der Vater seinem Versprechen nachkomme; aber dieser ist dazu nicht gebohren, so lange sich kein Fall denken läßt, daß der Vater auch wohl eine unvollkommne Pflicht haben könne, diesen Sprung zu thun.

Dagegen wird es nicht schwer fallen, bey allen gültigen Verträgen eine zum Grunde liegende unvollkommne Pflicht ausfindig zu machen. Denn ein jeder ist verbunden, mit seinen Kräften und Vermögen seinen Nebenmenschen zu dienen; Sachen, welche Menschen nützlich werden können, dem menschlichen Gebrauche nicht zu entziehen, und wenn es seine Umstände nicht erlauben, sie umsonst wegzugeben, demjenigen zu überlassen, welcher dadurch, daß er den gesetzten Preiß bietet, zu erkennen giebt, daß er ihrer bedürfe.

Von S. 101 bis 114 trägt Herr G. allerhand lesenswürdige Anmerkungen vor, wovon Recensent nur einige auszeichnen will.

Besonders verdient die von ihm S. 102 vorgetragene Regel öftere Beherzigung:

> Man muß sich gewöhnen, ehe man einen entscheidenden Entschluß in Absicht andrer faßt, sich ihre ganze Lage, und diejenige, in welche wir sie versetzen, vorzustellen. Man muß nicht bloß sich und die Sache denken, welche uns zum Entschlusse bringt, sondern auch die Person oder ihre Lage, so wie sie durch unsern Entschluß geändert werden wird.

Hierauf kömmt Hr. G. (S. 103) auf die wichtige Frage: wie weit dürfen wir unsern dunkeln moralischen Gefühlen trauen?

Die Hauptregel ist wohl die, welche auch Herr G. am Ende angiebt. Ihnen zu gehorchen, ist die

Pflicht des gegenwärtigen Augenblicks; sie zu berichtigen, die Pflicht des ganzen Lebens.

S. 111. kömmt er auf die Verträge zurück, und theilt sie in Contracte oder bloße Versprechungen ein. Unter den letztern versteht der Verfasser nicht, wie die Rechtsgelehrten, promissiones nondum acceptatas, sondern pacta nuda. Bey einer nähern Untersuchung der römischen Contracte dürfte sich wohl finden, daß just diejenigen Verträge unter dem Namen der Contracte und gültigen pactorum ausgehoben worden, bey welchen es in die Augen fällt, daß eine dabey zum Grunde liegende unvollkommene Pflicht als möglich gedacht werden konnte. Weil es aber doch nicht möglich war, bey Vervielfältigung der Geschäfte allen dergleichen Verträgen Namen zu geben: so dachte man auf eine Form, durch deren Hülfe mehrere Arten von Verträgen aufrecht erhalten werden könnten, und welche geschickt wäre, Uebertragungen des Rechts von einer bloßen erregten Erwartung zu unterscheiden. Selbst bey uns reicht zur Gültigkeit eines Schuldscheins dies bloße Versprechen eine gewisse Summe zu zahlen, nicht hin, wenn nicht auch der Grund der übernommenen Verbindlichkeit (causa debendi), angewiesen worden. Es wird also mehr als die zweyte Erwartung erfordert.

Bey der Folge liefert uns Herr G. lesenswürdige Bemerkungen über das Kriegsrecht der Römer (S. 115-126) und über die Wohlthätigkeit (S. 120. 127.)

S. 127-141. giebt er die Mittel an, wodurch Grosmuth erworben und gestärkt werden kann. Sie besteht in erhöhtem Gefühl der Würde der Menschheit. Es gehört dazu Ueberzeugung, daß Tugend der einzige Weg zur Glückseligkeit sey, Tugend aber durch

durch Leiden geübet werde; Eifer für das gemeine Beste; Liebe des Vaterlandes und seines Fürsten; endlich Liebe zu dem Wesen, welches alle übrigen in sich faßt, und unter sich verbindet. Was Freude macht, giebt auch Muth. Wer als ein Mann leiden kann, genießt auch als ein Mann.

Das sind aber freylich nur die Anlagen zum großen Manne, welche durch Anläße entwickelt werden müssen. Das Bewußtseyn, daß man an wichtigen Unternehmungen Theil habe, erhebt die Seele, auch alsdenn, wenn der Antheil mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit besteht. Daher die grossen Männer in den Republiken!

Noch macht Hr. G. über die Vergleichung zwischen dem Leben des Gelehrten und des Staatsmannes (S. 141 — 145.) und über die falsche Schaam, (S. 145. 146.) einige gute Bemerkungen, und setzt sodann (S. 146 — 183.) das näher aus einander, was Cicero über Mäßigung und Wohlstand gesagt hat. Vorzüglich glaubt Recensent das den Lesern empfehlen zu müssen, was Hr. G. von dem großen Einfluße lehrt, den Selbstbeherrschung auf dasjenige hat, was man blos der natürlichen Klugheit, oder einem willkührlichen Anstande zuzuschreiben pflegt.

Nicht weniger lesenswürdig ist das, was Herr G. S. 184 bis 190 über die Nachahmung sagt.

Von S. 190 bis 221 wirft er bey Gelegenheit des vom Cicero erwehnten Selbstmordes des Cato die Frage auf: wie weit die Moral von der Verschiedenheit der Naturelle abhänge. Er macht zuerst einen Unterschied zwischen der Moral, welche auf die Vervollkommnung des ganzen Menschen abzielt, und derjenigen, welche nur die äußerliche Aufführung dessel-

ben regulirt. Hierbey ist zu merken, daß durch einen beträchtlichen Druckfehler zwischen S. 192 und 193 die Stelle weggeblieben, welche die erstere Art der Moral betrifft; sie läßt sich aber aus dem Zusammenhange leicht ergänzen. Die erstere Art der Moral bleibt immer dieselbe. Da sich aber die Vervollkommnung des ganzen Charakters nicht immer bemerken läßt: so muß der Mensch sich oft an einem geringern Grade von Vollkommenheit begnügen, und die bey ihm herrschenden Neigungen wenigstens in eine gewisse Uebereinstimmung zu bringen suchen. Hiernach ändern sich also die Regeln der äußern Aufführung ab, und so kann es kommen, daß man Fehler, die mit gewissen Tugenden zusammenhängen, Personen, welche diese Tugenden besitzen, nicht hoch anrechnet, andern aber, in deren Charakter die nämlichen Fehler mit gewissen Tugenden nicht verbunden sind, ganz und gar nicht verzeihen würde.

Nachdem unser Verfasser über die Wahl der verschiednen Lebensarten (S. 222 — 228), und über den Gesprächston oder den Ton der guten Gesellschaft viel lesenswürdiges gesagt, liefert er uns eine Abhandlung über die Liebe der Feinde, welche über diese Materie ein großes Licht verbreitet (S. 253 — 276). Er zeigt, daß die Moral zwar nicht fordre, daß wir Wohlgefallen an unsern Feinden haben, aber doch, daß wir ihnen ohne Haß widerstehen sollen, — eine Pflicht, deren Erfüllung wir uns möglich machen, indem wir unsern Widersacher nicht blos in der Beziehung, in welcher er uns schädlich ist, sondern auch in andern Verhältnissen, und besonders als Mensch, betrachten.

Ge-

Gelegentlich handelt Hr. G. vom Ehrenpunkte, und zeigt den Ungrund des Satzes, daß nur der, welcher stark hasset, stark lieben könne.

Recensent findet hierbey noch zu erinnern, daß zwar allerdings Leute, welche alles einseitig betrachten, eben so sehr für ihre Freunde, als gegen ihre Feinde eingenommen zu seyn pflegen. Allein eine dergleichen blinde Liebe ist keine solche, an welcher vernünftigen Männern viel gelegen ist, und sie steht in Gefahr, sich, wenn der Gesichtspunct solcher Leute ein wenig verrückt wird, in tödtlichen Haß zu verwandeln.

Ueber die Würdigung der verschiedenen Stände und Arten des Erwerbs (S. 276—281.) von dem Vorzuge des thätigen Lebens vor dem speculativen (S. 282—291.) und über den innern Werth der verschiednen Tugenden (293—312.) hat uns Hr. G. mit vortrefflichen Bemerkungen beschenkt. Ueber den Werth eines guten Vortrags äußert er sich auf folgende Weise:

> Bekannte Ideen in ein recht helles Licht zu stellen, ist eben so nützlich, als neue erfinden. Der, welcher dem Menschen in dem Vorrathe der Kenntnisse, die er schon hat, weiß Gold zu zeigen, bereichert ihn eben sowohl, als der, welcher ihm neue mittheilt, die auch Gold sind.

Den Anmerkungen zu dem ersten Buche des Cicero, fügt Hr. G. noch einen schätzbaren Anhang einiger Betrachtungen über das Angebohrne und Freywillige in den menschlichen Handlungen bey. Er giebt Mittel an, wie man sich selbst mehr in seine Gewalt bekommen könne, und liefert sodann noch einen zweyten Anhang, worinnen er zeigt, wie natürlich das Streben nach

eigner Vollkommenheit mit dem Eifer für andrer Bestes zusammenhänge.

Die Anmerkungen zum 2ten Buche des Cicero von den Pflichten, eröffnen sich mit Betrachtungen über den mit der Hauptsache sehr lose zusammenhängenden Eingang, über den Unterschied des Academischen Systems, und des eigentlichen Skepticismus, über Tugend und Nützlichkeit, Klugheit und Weisheit, und über die Verschiedenheit des Einflusses der Religion auf die Moral in alten und neuern Zeiten (S. 1 — 22). Der letztere Gegenstand giebt Hrn. G. Anlaß, über den Werth der Religion und ihren Einfluß auf menschliche Glückseligkeit verschiedene einzeln hingeworfene Betrachtungen anzuhängen. Wir können unsern Lesern die gewisse Versicherung geben, daß sie von dieser reizenden Lectüre belehrt und gerührt zurückkommen werden (S. 23—83).

Das Resultat aller dieser Betrachtungen ist, daß zwar die Religion keine neue Tugend oder Pflicht gründe, aber die Bewegungsgründe dazu verstärke, weil sie die Tugend mit unsrer Glückseligkeit in eine nähere Verbindung bringe, daß zwar die Religion von jeher viel Schaden gestiftet, ihr Nutzen aber meistentheils überwiegend gewesen, und zu unsrer innerlichen Vervollkommung und wahren Glückseligkeit nichts mehr beytragen könne, als eine vernünftige aufgeklärte Religion.

Da diese auf eine herzrührende Art vorgetragenen Betrachtungen keinen Auszug leiden, so will Recensent nur einige davon ausheben.

S. 46. redet der Verfasser von der geringen Wirkung, welche die von der Verbesserung oder Verschlimmerung des eignen Gemüths hergenommenen Gründe auf denjenigen haben, der keine Religion hat,

d. i.

d. i. keinen Gott, keine Vorsehung, und keine Unsterblichkeit der Seele glaubt. So gründlich und schön er dieses alles ausführt, so scheint es doch, als ob er sich ein wenig zu stark ausgedrückt habe, wenn er sagt, daß ohne Glauben an Gott, und ohne Zukunft, unsre innere Vollkommenheit etwas schimärisches oder gleichgültiges seyn würde. Was so, wie innere Vollkommenheit, an sich reell ist, kann niemals schimärisch werden, sondern nur so zu seyn scheinen. Und warum sollte man nicht auch, ohne den Gedanken an Gott und Zukunft einsehen und fühlen können, daß unsre Glückseligkeit mehr von der Beschaffenheit unsers Gemüths, als von unsrer äußern Lage abhänge, daß wir die Summe unsrer Vergnügungen vermehren, indem wir das Glück andrer als unser eignes fühlen lernen, und daß wir ohne Wohlwollen, Mäßigkeit und Standhaftigkeit, d. i., ohne innere Vollkommenheit, keines daurenden Vergnügens fähig sind. Nur so viel ist gewiß, daß demjenigen, der seine Dauer auf so kurze Zeit eingeschränkt glaubt, ein gegenwärtiger Genuß oft mehr werth seyn werde, als die vermehrte Kraft zu genießen, und daß die Bewegungsgründe zur Tugend auf den Atheisten nicht so stark wirken können, als auf den Deisten. Das ist auch sicher nur unsers Verfassers Meynung, und Recensent würde ihn nicht wegen eines einzigen vielleicht verfehlten Ausdrucks schikanirt haben, wenn man nicht gegen classische Schriftsteller mehr als gegen andre auf der Hut seyn müßte. Denn sonst könnte mancher ihr Ansehen misbrauchen, und mittelst herausgerißner Stücke seine Irrthümer auf ihre Rechnung setzen.

Ganz vortrefflich ist das, was Herr G. S. 52 von dem zukünftigen Gericht sagt. Wollte Gott, daß

unsre Theologen die Sache von dieser Seite betrachten möchten!

Rührend und lehrreich ist die Betrachtung des Verfassers, welche er S. 60 und 61 über den Einfluß einer tugendhaften Seele auf den Körper anstellt, und welche er von sich selbst abstrahirt zu haben scheint.

Unter andern wünscht Recensent die Leser auf folgende S. 69 befindliche Stelle aufmerksam zu machen:

> Die wahre Religion der Vernunft läßt freylich den Menschen zuweilen kalt. Denn wer ist immer Geist — und großer Geist genug, um sich die Wahrheiten von Gott mit Lebhaftigkeit vorzustellen. Sie hat weniger Einfluß auf einzelne Handlungen; aber sie regiert mehr die ganze Aufführung. Der Zweck ist richtiger; die Regeln sind sicherer und übereinstimmender.

Ingleichen auf die, welche sich S. 72 befindet.

> Glaube, als eine Pflicht gegen Gott betrachtet, hat in der That viel Schaden in der Welt angerichtet.

Wie auch auf die, welche S. 75 anzutreffen ist:

> Alles, was die Religion thut, ist, nur zu verstärken, was schon an guten Neigungen da ist; nicht deren hervor zu bringen, wo gar keine vorhanden sind; es ist nur, die Regeln, welche die Erkenntniß der Natur an die Hand giebt, gewisser zu machen, und gegen Ausnahmen zu retten, nicht ganz neue vorzuschreiben.

S. 83—86 merkt Hr. G. an, daß der Nutzen, welchen wir von andern Menschen ziehen, doppelter Art sey. Ihr Beytrag zu unsrer Glückseligkeit hat entweder nur ihren eignen Nutzen zum Zwecke und

wird

wird bezahlt; oder er gründet sich auf ihre Liebe und Hochachtung gegen uns, und kann in diesem Falle oft durch alle Schätze der Welt nicht erkauft oder ersetzt werden. Auf diesen Unterschied sollte man die Menschen von ihrer frühesten Jugend an aufmerksamer machen, besonders die Reichen und Vornehmen.

Von S. 87 bis 97 macht Hr. G. einige treffende Anmerkungen über das Glück. Er zeigt, daß es mehr, als man glaubt, von der Liebenswürdigkeit des Charakters, von Eifer und kluger Benutzung der Umstände abhänge. Wie es Recensenten vorkömmt, verkennt man den Einfluß, den unsre Handlungen auf unser Glück haben, oft deswegen, weil die von weiten angelegten, oft und viel durchgedachten Pläne, deren man sich also am meisten bewußt ist, selten gelingen; dahingegen geschwind gefaßte Maaßregeln, bey eben nicht wichtig scheinenden Vorfällen, zuweilen große Wirkungen hervorbringen. Hierzu kömmt, daß gute Menschen, deren geringes Glück man so oft beklagen hört, eben deswegen, weil sie gut sind, mit geringerm Eifer nach äußerlichem Glücke trachten. Da sie aber bey dem allen doch noch Menschen sind, so regt sich auch bey ihnen zuweilen der Neid über das größere Glück anderer, und alsdenn schreiben sie das auf Rechnung eines blinden Zufalls, eines ungerechten Schicksals, was in der That nichts anders als die natürliche Folge ihres geringern Eifers ist.

Die Gründe, worauf sich eine dauerhafte Herrschaft stützen muß, werden von Hr. G. S. 97—103 abgehandelt. Sie beruhen, seiner Meynung zufolge, in unsern Monarchien auf der Liebe und Ergebenheit des Volks gegen die regierende Familie.

Weil Cicero der Freundschaft nur im Vorbeygehen erwähnt, so hat uns Hr. G. eine unterhaltende und lehrreiche Abhandlung über diesen Gegenstand geliefert (S. 103—111).

Von S. 111—113 kommen einige Bemerkungen über die Ehre vor, in welchen Hr. G. zeigt, in wie fern der Begriff, den Cicero sich von Ehre macht, von dem unsrigen abweiche.

Die Verbindung, in welcher gewisse Tugenden unter sich, oder auch mit gewissen Fehlern zu stehen pflegen, hat Herr G. S. 114—132 vortrefflich abgehandelt. Vorzüglich gefällt Recensenten das, was unser Verfasser von der Verbindung zwischen Einfalt und Gutherzigkeit sagt. Er zeigt, daß zwar ein geringer Grad von Verstand listig zu machen pflege, ein mehr ausgebildeter aber Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Gutherzigkeit hervorbringe.

Inzwischen muß man doch bey Beurtheilung einzelner Personen die allgemeinen Grundsätze mit grosser Behutsamkeit brauchen. Thut man das nicht, so fällt man in den Fehler der meisten Gelehrten, welche klüger räsonniren als handeln. Man fasse erst seinen Mann ins Gesicht, und prüfe ihn von allen Seiten. Die Theorie muß unsere Beobachtungen weniger leiten als bestätigen.

S. 132—142 handelt Hr. G., nach Anleitung seines Autors, von der Bewunderung, von der zur Gerechtigkeit erforderlichen oft verkannten Größe der Seele, von dem Nutzen des Ruhms bey Erwerbung der Freundschaft andrer, von dem Ursprunge der königl. Gewalt, und wie man einen erworbnen Ruhm wohl anlegen müsse.

Hierauf prüft er die Regel des Socrates: Sey, was du scheinen willst, und geht sodann mit seinem Autor

Autor auf die Mittel über, sich Ruhm zu erwerben (S. 141 bis 147).

Bey den Römern gehörte die Beredsamkeit unter die vorzüglichsten Wissenschaften. Hr. G. handelt davon S. 148—152, und beantwortet S. 153 bis 156 die Frage: ob ein Advocat mit gutem Gewissen auch eine schlechte Sache vertheidigen könne.

Von S. 157—162 erläutert Hr. G. seinen Autor durch verschiedene Anmerkungen, und kömmt S. 163 auf die Frage: Wie weit ist es bey der Rentsverwaltung erlaubt, in das Privateigenthum Eingriffe zu thun, um das öffentliche Wohl zu befördern?

So schön das ist, was Hr. G. über diese Frage sagt, so muß Recensent die Leser doch vor einem Mißverständnisse warnen. Was Hr. G. von dem Respekt gegen alte Einrichtungen sagt, kann nicht von alten Mißbräuchen, sondern nur von solchen Einrichtungen gelten, durch deren Aufhebung zugleich das wohlerworbne Eigenthum der Bürger gekränkt werden würde.

Wenn z. B. eine sonst schmutzig gehaltene Stadt vermöge einer neuen Polizeyeinrichtung gesäubert würde, so möchten vielleicht die Schuster des Orts dabey verlieren; aber könnte man wohl sagen, daß ihnen dadurch ein Eigenthum, ein wohlerworbenes Recht entzogen worden?

Der Staat kann in keinem Falle seinen Bürgern ihr Eigenthum nehmen, ohne sie dafür zu entschädigen; aber es kann auch niemand ein Recht, so gut es auch verbrieft und verklausulirt seyn mag, erlangen, wodurch diejenigen Rechte gekränkt werden, deren Erhaltung der unmittelbare Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ist. So kann niemand eine Befugniß erwerben, wodurch Bürger des

Staats

Staats dem Schutze desselben entzogen würden. Niemand kann das Recht erlangen, die Justiz schlecht zu verwalten, Gewaltthätigkeiten zu üben, die Gesundheit oder das Leben der Bürger in Gefahr zu setzen u. s. w.

S. 170. bis 179. hebt Herr G. aus dem 15ten bis 24sten Kapitel des 2ten Buchs von den Pflichten, einige einzelne Gedanken heraus, die er mit seinen Anmerkungen begleitet. Besonders bemerkt er, daß eine gute Justizpflege, und wohl ausgedachte hypothekarische Einrichtungen das beste Mittel sind, dem verderblichen Schuldenmachen zu wehren, und gute Wirthe zu machen. Er führt deshalb sein Vaterland zum Beyspiele an.

Sodann zeigt er, daß, wenn bey Verwaltung der Gerechtigkeit irgend eine Art von Partheilichkeit vorwalten müsse, entweder zu Gunsten der Mächtigern oder der Geringern, die letztere weniger verderblich sey, als die erstere.

S. 179. beschenkt uns Hr. G. mit einer sehr schönen Abhandlung über den Einfluß der Liebe des Publici in das Glück eines Menschen, und die Mittel, wie man zu jener gelangen könne. Recensent hat der Versuchung nicht widerstehen können, folgende Stelle auszuschreiben:

> Thue, was gut ist; die Liebe und Achtung der Menschen wird darauf folgen, wenn sie kann; wenn nicht, so wirst du ihrer zu entbehren wissen! (S. 204.)

Auch werden die Leser die Vergleichung, welche Herr G. zwischen einer anmuthigen Gegend und einem liebenswürdigen Menschen macht, sehr schön finden. (S. 194 — 196.)

S. 213.

S. 213—218. handelt Herr G. nach Anleitung des Cicero, von der Diät, und stellt S. 219—225. eine Vergleichung der äußern Güter an.

Den Beschluß der Anmerkungen zum 2ten Buche macht ein Anhang, in welchem das Zeitalter des Cicero mit dem unsrigen, in Rücksicht auf Politik und Moral verglichen wird. Er enthält zum Theil eine Rekapitulation des vorher gesagten, in wiefern es unter diesen Gesichtspunkt gehört, aber auch einige neue Reflexionen.

Die Anmerkungen zu dem 3ten Buche des Cicero, führen die Untersuchung der Frage an der Spitze: ob es wahr sey, was Cicero sagt, daß eine Musse ohne gelehrte Arbeiten, mehr Stärke der Seele erfordere, als die des Schriftstellers.

Herr G. vertheidigt die Meinung des Cicero; und es ist auch allerdings richtig, daß eine große und beharrliche Liebe zu den Wissenschaften erfordert wird, wenn jemand sich blos mit Lesen und Nachdenken beschäftigen kann, ohne einen andern bestimmten Zweck zu haben, als sich zu unterrichten. Es ist auch nicht zu leugnen, daß es um die wahre Gelehrsamkeit besser stehen würde, wenn diese Art Leute mehr als die Schriftsteller zunehmen wollten. Auch das ist wahr, daß ein Mann, der durch keine andere Absicht, als durch Liebe zu den Wissenschaften in seinem Studiren geleitet wird, diejenige, zu welcher die Natur selbst ihn bestimmt hatte, sicherer finden wird, als derjenige, der durch Umstände veranlaßt wurde, einen Weg einzuschlagen, den er hernach nicht wieder verlassen will, um nicht zurückkehren zu dürfen.

Aber sollte nicht ein Mann, der blos seines Vergnügens wegen studirt, eben deswegen weniger arbei-

arbeiten, als genießen, mehr den augenblicklichen Eindrücken, als einem festen Plane nachgehen, mehr unruhige Thätigkeit der Seele, als Beharrlichkeit nöthig haben? sollte er nicht oft den verdrüßlichen, mühsamen Untersuchungen ausweichen, welche der Schriftsteller, der nach einem gewissen Ziele strebt, nicht vermeiden kann? Die größte Stärke der Seele besitzt wohl der, welcher in der Stille lange nach einem gewissen Plane studirt, und ohne sogleich die Früchte seines Fleißes genießen zu wollen, allen Hindernissen trotzt, bis er sich auf einmal in aller seiner Größe zeigen kann. Aber wie selten sind nicht Männer dieser Art zu einer Zeit, wo die Jünglinge, statt zu lernen, lehren!

S. 7—10. zergliedert Herr G. den Plan des Cicero, und kömmt S. 11. auf die von demselben gegebene Regel zu Entscheidung der Collisionsfälle. Sie lautet so:

> Einem andern etwas von dem Seinen entziehen, und durch den Schaden, oder die Unterdrückung desselben seinen eigenen Vortheil befördern, streitet mehr mit unserer Natur, als Armuth, Schmerz, oder irgend ein ander Uebel, welches unsern Körper oder unsern Zustand betreffen kann.

Den Unterschied des nützlichen und des tugendhaften (honesti), setzt Herr G. S. 22. darinnen, daß dieses die Beziehung einer Sache oder Handlung auf geistige Vollkommenheit ausdrückt, jenes die Beziehung auf äußerlichen Wohlstand und körperliche Bedürfnisse andeutet. Diese Erklärung ist zwar nicht vollkommen richtig, weil wir alles das nützlich nennen, was als Mittel zu irgend einem

Zwecke

Zwecke dient. Da inzwischen die meisten Menschen nur den äußerlichen Wohlstand zu schätzen wissen, und also keinen andern Zweck haben, als diesen: so stimmt der Begriff, den Herr G. von dem Nützlichen giebt, mit dem, den der große Hause hat, völlig überein. Nimmt man nun das Wort nützlich, in diesem eingeschränkten Begriffe: so kann man der Tugend auch in so fern einen Nutzen zuschreiben, als alle Verkehrungen, welche der Mensch zu seinem äußern Glücke machen soll, von der Klugheit oder einer vernünftigen, billigen Aufführung unterstützt werden müssen; in so fern als die Erwerbung löblicher Eigenschaften des Verstandes und des Herzens, oder ein Betragen, wodurch dieselben sichtbar werden, der sicherste Weg zum Wohlstande ist, wenn die übrigen Umstände gleich sind. Sie ist zweytens in so fern nützlich, als die innere Beruhigung und der Zustand der Heiterkeit, welcher einem vernünftigen und wohlgeordneten Gemüthe allein eigen ist, ein, mit den sinnlichen Vergnügungen gleichartiger, aber über dieselben weit erhabener Zustand des Menschen ist, wozu alle andere Begierden und die Vergnügungen, wornach sie streben, nur den Antrieb und den ersten Sporn geben sollen.

Aber, daß Nutzen der Tugend aufgeopfert werden müsse, beruht nicht so wohl auf dem von Cicero behaupteten Mangel eines Unterschiedes zwischen Tugend und Nutzen, als vielmehr auf dem Vorzuge der erstern vor dem letztern (S. 23.).

Von S. 21 bis 41 liefert uns Hr. G. eine sehr schön und eindringend geschriebne Abhandlung von dem Vorzuge der Tugend vor den äußern Gütern. Er zeigt, daß die Tugend die Kraft, Vergnügen zu genießen, in sich schließe, die äußern Güter aber nur

die

die Gelegenheit dazu anbieten. Wenn man aber auch die äußern Güter und die innern Vorzüge, als für sich bestehende und an sich genießbare Dinge betrachtet: so behaupten doch diese vor jenen den Vorrang durch ihre größere Unabhängigkeit, durch den Umfang ihres Einflusses, und durch ihr mögliches Wachsthum.

Man kann durch Verstand und Tugend Reichthum und Ehre erlangen, aber Reichthum und Ehre können Verstand und Tugend nicht geben, wo sie fehlen. Es steht in unser Gewalt, unsre Seele zu vervollkommnen, aber nicht immer, äußere Güter zu erlangen. Diese verlieren durch Genuß und Gewohnheit ihren Werth; das Gefallen am Moralischguten wächst durch die Uebung.

Roußeaus Behauptung, daß, wenn hier schon Tugend mit Glückseligkeit einerley wäre, sie alle übrigen Empfindungen ganz verdunkeln müßte, hat Hr. G. sehr gut widerlegt. Er hat seinen Satz, daß das zarteste und feinste Gefühl, welches am ersten zerstreut und übertäubt werden kann, nichts desto weniger das regierende seyn könne, durch folgendes Beyspiel sehr treffend erläutert.

Die Empfindung der Harmonie, des Akkords, einer richtigen Stimmung, ist ohne Zweifel ein weit schwächer Gefühl, als die Empfindung des Schalls, oder des Geräusches überhaupt. Dem ohnerachtet wird jene der Grund und giebt die Regel der Musik.

Der Geschmack am Moralischschönen ist derjenige, welcher bey den Menschen am letzten ausgebildet wird, wird aber auch eben deswegen durch den Geschmack an sinnlichen Vergnügungen nicht selten überwogen,

wogen, weil diese, vermöge ihres ältern Besitzes, die Seele öfterer überwältigen.

Noch ein Nutzen der Tugend besteht darinnen, daß sie uns die Ueberlegung erleichtert und Redlichkeit oft die Stelle der Klugheit vertritt (S. 37 — 41).

Nachdem Hr. G. dieses auf eine neue und einleuchtende Art ausgeführt, wendet er sich wieder zu seinem Autor und beurtheilt und ergänzt seinen Beweiß, daß Unrecht thun ein größer Uebel sey, als Schmerz leiden oder Vergnügen entbehren (S. 41 — 47).

S. 47 — 57. berichtigt Hr. G. seinen Autor, liefert uns Regeln, nach welchen die Collisionsfälle zwischen Nutzen und Pflicht entschieden werden müssen, und handelt von dem Nutzen der Beyspiele bey philosophischen Abhandlungen.

S. 57 läßt sich Hr. G. über die von Cicero angeführten Beyspiele aus und billiget, S. 59. den Satz des Chrysippus, daß der Weise wie ein Wettlaufer zu betrachten sey, der sich zwar alle Mühe geben müßte, den andern zuvor zu kommen, daß es ihm aber nicht erlaubt sey, sie zurück zu halten, oder ihnen ein Bein unterzuschlagen.

In dem Fortgange seiner Anmerkungen (S. 59 — 67) zeigt Hr. G., daß wahre Freundschaft wenig Collissionsfälle mit Tugend darbiete, die meisten aber beym Handel, und bey der Verwaltung der Staaten vorkommen.

Dieses veranlaßt Hr. G., uns Betrachtungen über die Handelsmoral, wie sie ist und seyn sollte, zu liefern (S. 67 — 132). Recensent empfielt diese Betrachtungen zu fleißigem Nachlesen. Sie lehren, wie selbst beym Handel, wo es doch auf Beurtheilung

des andern angesehen zu seyn scheint, die Redlichkeit großen Nutzen bringe, und daß, wenn die übrigen Umstände gleich gewesen, der große Handel immer denjenigen Völkern zugefallen, welche sich durch ihre Redlichkeit von andern unterschieden. Inzwischen ist doch die Moral, welche Hr. G. den Kaufleuten predigt, eben nicht die strengste. So würde z. E. Recensent dem Kaufmanne, der als Mitglied oder Vorsteher einer großen Handlungsgesellschaft andrer Rechte kränkte, solches eher verzeihen, als wenn er es bloß seinetwegen thäte; aber das ganze Corpus kann gegen die Personen oder Völker, mit denen er zu thun hat, keine größere Rechte haben, als ein einzelner Kaufmann gegen den andern.

Auch kömmt es Recensenten vor, als ob hier der Unterschied zwischen vollkommnen und unvollkommnen Pflichten gute Dienste leisten könnte. Die vollkommnen Pflichten können mir nur von dem, welchem ich sie zu leisten habe, erlassen werden; und ich kann mich unter dem Vorwande, daß derselbe unvollkommen verpflichtet sey, meinen Schaden zu übernehmen, die ihm schuldige, vollkommne Pflicht nicht verletzen. Vorausgesetzt also, daß ich mich dem Käufer zu etwas verpflichtet habe, kann ich die Erfüllung dieser Pflicht nicht verweigern, wenn auch derselbe in seinem Gewissen verbunden ist, mir solche zu erlassen. Ich kann ihm darüber Vorstellungen machen; aber ich bin nicht befugt, statt seiner zu urtheilen, und darf also keine Mittel anwenden, mich meines Schadens an ihm wider seinen Willen, oder auch nur ohne sein Wissen, zu erhohlen. Noch weniger kann meine Pflicht, die ich gegen einen Dritten zu erfüllen habe, die Obliegenheiten gegen meinen Contrahenten abändern. Das nämliche findet im letztern

Falle

Falle auch bey den unvollkommenen Pflichten statt. Ich würde also nicht, wie Hr. G., dem Verkäufer erlauben, mehr als er sonst thun darf, für die Waare zu nehmen, weil er sonst seine Schulden nicht bezahlen könnte. Bin ich einen gewissen Preiß für die Waare zu fodern nicht berechtigt, so beruht diese Pflicht offenbar auf dem Verhältniß, in welchem ich mit dem Käufer stehe. Dieses für sich bestehende Verhältniß aber kann durch dasjenige, in welchem ich mich in Rücksicht auf meine Gläubiger befinde, nicht abgeändert werden. Denn sonst würde man auch die Iustitiam distributivam des heiligen Krispins rechtfertigen können. Nun ist zwar Hr. G. weit davon entfernt, eine solche laxe Moral zu begünstigen; aber ich fürchte, sein Satz führt weiter, als er selbst will.

Es kömmt also blos darauf an, in welches Verhältniß mich das Kaufgeschäfte gegen die Person setzt, mit welcher ich eben zu thun habe. Ich glaube, es giebt dabey folgende Regeln, welche auch größtentheils von Hrn. G. selbst angegeben worden.

1) Wenn ich einen Handel schließe, so sollen solche Güter weggegeben werden, die ich nur gegen Ersatz missen kann, und es ist also nicht darauf angesehen, die Pflicht der Wohlthätigkeit auszuüben. In solchem Falle ist die Person, welcher ich die Sache verkaufe, gleichgültig. Es kann sich zwar treffen, daß die Person des Contrahenten zugleich eine solche ist, gegen welche ich übrigens unvollkommne Pflichten habe, welche freylich dadurch, daß ich mit ihr contrahire, nicht abgeändert worden. Ich kann also auch unvollkommnen Pflichten, unter der Form

eines Kaufgeschäftes Gnüge leisten. Aber bey dem Kaufgeschäfte, an sich betrachtet, habe ich keine andre Verbindlichkeit, als dem sich meldenden Liebhaber die begehrte Waare preiswürdig zu liefern.

2) Die Preiswürdigkeit beruht entweder auf der Beschaffenheit der Waare, oder auf andern Umständen. Im erstern Falle bin ich immer verbunden, für die Preiswürdigkeit der Waare zu stehen. Denn sonst würde sie nicht die begehrte Waare seyn. Ich muß die Fehler der Sache entdecken. Der Umstand, daß sie sichtbar sind, giebt nur Vermuthung, daß sie der Käufer bemerkt habe, und kann mich wohl vor Gericht, aber nicht vor meinem Gewissen, entschuldigen.

3) Beruht der Preis auf unsern Umständen, welche die Beschaffenheit der Sache selbst nicht abändern, so muß jeder Contrahent solche beurtheilen, und beyde bleiben einander nur in Ansehung derjenigen verhaftet, welche von ihnen selbst veranlaßt worden. Der Kaufmann kann also einen jeden Preis benutzen, aber er darf den allgemeinen Preis nicht durch geheime Kunstgriffe reguliren, oder durch sein Verhalten auf eine unbillige Weise bestimmen. Der Kaufmann, welcher der Insel Rhodus zur Zeit der dasigen Theurung Getraide zuführte, durfte, wenn noch andere auf dem Markte waren, den hohen Preis benutzen, ob er gleich wußte, daß er wegen der unter Wegens befindlichen Schiffe in kurzem fallen würde; aber je größer sein Einfluß auf den Preis war, desto mehr war er verbunden, ihn zu mäßigen, oder er machte sich alles des Elendes schuldig, welches mittelst des

von

von ihm bestimmten Preises die Rhodiser drückte. Diese Verbindlichkeit bleibt auch in dem Falle, wenn nichts zu verschweigen, und also nicht einmal ein Vorwand vorhanden ist, den Contrahenten eines Betrugs zu beschuldigen. Es versteht sich aber von selbst, daß der gedachte Getraidehändler in jeglichem Falle berechtigt war, bey dem Preise, seine Auslagen, seine Gefahr, und seine Betriebsamkeit in Rechnung zu bringen, inwiefern letztre zum Vortheil der Rhodiser gereichte; so wie ein geschickter Künstler mehr für seine Arbeit fordern kann, als der Sudler.

4) Aeußere Umstände, welche nicht blos den Preis, sondern die Brauchbarkeit der Sache selbst abändern, sind den Beschaffenheiten der Sache gleich zu achten, und müssen gleich diesen aufrichtig angezeigt werden.

Uebrigens tritt Recensent dem willig bey, was Hr. G. S. 129 sagt, nämlich, daß es besser sey, allen Ständen gute Grundsätze der allgemeinen Moral beyzubringen, als sich zu tief in die Casuistik der verschiedenen Stände einzulassen.

Herr G. kehrt S. 132 wieder zu seinem Autor zurück, und rechtfertigt seine Uebersetzung der Definition, welche Aquilius vom dolo malo gegeben. Gegen die Uebersetzung ist nichts zu erinnern. Doch glaubt Recensent, daß die Regel selbst vollständiger so zu fassen sey:

Ich betrüge den andern, wenn ich bey ihm einen Irrthum absichtlich veranlasse, um ihn zu einer schädlichen Handlung zu verleiten, oder von einer ihm vortheilhaften abzuhalten.

In der Folge prüft Herr G. noch verschiedene von seinem Autor angeführte Collisionsfälle (S. 136—144) und kömmt bey Gelegenheit der von Cicero erwähnten Anklage des Marius gegen den Metellus auf die Frage: ob ein Untergebner unter dem Scheine einer zu beobachtenden Pflicht gegen das Publikum seinen Vorgesetzten und Wohlthäter stürzen dürfe.

Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß der Staat sich am besten befindet, wenn ein jeder mehr Eifer und Fleiß in seinem Fache zeigt, als Neigung, sich in fremde Händel zu mischen; daß nur Untreue der Vorgesetzten und offenbare Gefahr des Staats den Untergebnen berechtige, gegen ihn aufzutreten, und daß er bey mehr bedenklichen Fällen dem Vorwurfe einer Niederträchtigkeit nicht entgehen könne, wenn er nicht durch Aufopferung der von jenem erhaltenen Vortheile und Aussichten Beweise einer heroischen Tugend giebt (S. 144-150).

Hierauf entscheidet Hr. G. die Frage: wie weit es Pflicht sey, den bey ehrenvollen Unternehmungen von andern erhaltenen Beystand zu gestehen, macht noch verschiedene Anmerkungen über seinen Autor (S. 150—155), und liefert uns sodann von S. 155—211 einige zerstreute Betrachtungen über die Moral der Politik.

Er betrachtet die Sache von einer ganz neuen Seite, macht treffende Beobachtungen, und liefert reichlichen Stoff zum Nachdenken. Inzwischen kann doch Recensent dem Verfasser nicht beytreten, wenn er sagt, daß die Gerechtigkeit zwischen den Nationen niemals respektirt worden, und daß das Völkerrecht sich meistens auf den Ehrenpunct, auf Feyerlichkeiten und Gebräuche einschränke. Sollte man nicht

die

die Schwierigkeiten, welche uns hier aufstoßen, dadurch heben können, indem man das Verhältniß der Staaten gegen einander mit dem Betragen vergleicht, welches Privatpersonen gegen einander zu beobachten pflegen. Was wird auch unter den Bürgern desselben Staates genauer beobachtet: die Vorschriften der Höflichkeit, oder die der Gerechtigkeit? der Gebräuche oder der Gesetze? Macht man nicht auch seinen Feinden Komplimente, wenn man mit ihnen zusammenkömmt? Werden nicht Verletzungen des hergebrachten Wohlstandes stärker getadelt als wesentliche Beleidigungen? Und warum?

Erstlich, weil die Macht der Gewohnheit stärker wirkt, als Gesetze; weil Gebräuche allgemeiner angenommen werden, als Lehrsätze.

Zweytens, weil einzelne äußerliche Handlungen besser durch Gesetze bestimmt, und darnach beurtheilt werden können, als innerliche. Daher müssen Kapitulationen gehalten, Trompeter verschont, Gesandten respektirt werden. Besonders findet dieses bey einzelnen vorübergehenden Handlungen statt, welche leicht übersehen und festgesetzt werden können.

Aber Friedensschlüsse, ewige Bündnisse, und andere dergleichen auf lange Zeit abgesehene Verträge können schon darum nicht so bindend seyn, weil mit der Zeit sich auch die Umstände, welche bey ihrer Errichtung vorausgesetzt worden, sehr abändern. Werden doch auch Privatverträge bey gänzlich veränderten Umständen (ob clausulam rebus sic stantibus) aufgehoben.

Wenn also das Eigenthum unter Völkern wenig respektirt wird, so kommt es freylich mit daher, weil die Völker wenig mit Recht erworbnes Eigenthum besitzen; vorzüglich aber liegt der Grund wohl darinn, daß die

Gültigkeit einer Kapitulation oder Statthaftigkeit einer Ceremonie sich leichter beurtheilen läßt, als die Rechtmäßigkeit eines Kriegs, oder die rechtlichen Gründe einer Erbfolgestreitigkeit. Freylich haben die Staaten keine Richter, und Straflosigkeit vermehrt die Anzahl der Eingriffe in fremde Rechte. Aber man huldigt doch der Gerechtigkeit durch mühsam zusammengestoppelte Scheingründe, worunter man sein Unrecht zu verbergen sucht.

Zu der heutigen Gestalt des Völkerrechts, scheinen die Kreuzzüge, und das Feudalsystem manches beygetragen zu haben. Erstere, weil sich dabey die Häupter mehrerer Staaten einfanden, und sich unter einander nach Ritterart behandelten. Letztere, weil es verursachte, daß die Grenzen der Staaten weniger scharf abgeschnitten wurden, indem es die Mitglieder mehrerer Völkerschaften unter einen Lehnsherrn vereinigte, oder einen Menschen zum Vasallen mehrerer Lehnsherren machte.

Von S. 211 — 245. folgt Herr G. dem Cicero mit seinen Anmerkungen, worunter besonders diejenigen, welche die Rechte des Fiskus zum Gegenstande haben, dem Recensenten sehr gefallen.

Zu den von dem Verfasser angeführten Gründen, warum Fiscus sich keine Ausnahmen von den Rechten der Privatpersonen erlauben dürfe, würde Recensent noch folgende beyfügen.

Die Bürger des Staats müssen nach dem Verhältniß, in welchem sie an dem gemeinen Wohl Antheil nehmen, zu den Lasten desselben beytragen. Da nun ein jeder nur nach dem festgesetzten Verhältnisse Auflagen entrichten muß: so kann keinem zugemuthet werden, mit seinem ganzen Vermögen oder einem unverhältnißmäßigen Theile desselben die andern zu übertragen.

gen. Das würde nun geschehen, wenn der, welcher mit dem Fiskus contrahirt, einen Verlust erleiden sollte, welchen er nach der Natur des geschlossenen Vertrags nicht übernehmen dürfte. Denn, wenn der Fiskus contrahirt, so macht er keine Auflage, sondern er trifft über das schon gesammelte, oder auf andere Art zu sammelnde Vermögen des Staats Verfügungen.

Eine ganz besondere Beherzigung verdient das, was Herr G. S. 224—225. von dem Schaden der Vorurtheile sagt, welche gewissen Ständen eigen sind. Es ist kaum zu begreifen, wie es möglich gewesen, daß Philosophen haben die Frage aufwerfen können, ob man bey der Gefahr eines Schiffbruchs lieber ein theures Thier, als einen wohlfeilern Sklaven in das Wasser werfen solle. Allein die Erklärung wird weniger schwer, wenn man sich erinnert, daß der Stand, welchem die Jagd ausschließungsweise zukam, ehehin kein Bedenken trug, einen Menschen, dessen Vorfahren sich nicht schon im Besitz befunden hatten, Thiere zu Tode zu jagen, wegen eines Eingriffs in dieses ihr heiligstes Recht, auf Hirsche schmieden, und mit der grausamsten Todesart bestrafen konnten.

S. 236. kommt Herr G. bey Gelegenheit der vom Cicero angeführten Geschichte des Regulus, auf die Verbindlichkeit der mit dem Feinde errichteten Verträge. Cicero leitet sie daher, weil doch der Feind immer noch ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, der Räuber aber als ein Feind aller menschlichen Gesellschaften zu betrachten sey. Recens. scheint dieser Grund nicht eingreifend genug zu seyn. Hat der Räuber aufgehört, Mensch zu seyn, so bleibe ich es doch, und indem ich mit ihm einen Vertrag schlies-

se, erkenne ich ihn für meinen Mitmenschen. Auch Herr G. bemerkt, daß der vom Cicero angeführte Grund die Sache noch nicht erschöpfe. Sollte die Ursache, warum ich zwar dem Feinde, aber nicht dem Räuber Wort halten müsse, nicht auf eine mehr genugthuende Weise aus der Mendelssohnschen Theorie von der Gültigkeit der Verträge hergeleitet werden können?

Es ist Gewissenspflicht, Friedensvorschlägen Gehör zu geben, Kranke und Gefangene zu pflegen, denen, die uns das Leben schenken, keinen Schaden zuzufügen, und nicht eher gegen sie zu fechten, bis sie selbst uns von unserer Verbindlichkeit gegen sie freygesprochen haben. Auch handeln die Kriegsvölker und ihre Befehlshaber nicht gewissenlos, indem sie gegen den Feind zu Felde ziehen. Der Krieg selbst kann ungerecht seyn, aber die Unterthanen der Fürsten sind nicht im Stande darüber zu urtheilen, und es giebt Arten von Feindseligkeiten, welche allgemein für erlaubt angesehen werden.

Der Räuber hingegen ist in seinem Gewissen verbunden, nicht zu rauben, und es ist also kein unvollkommnes Recht vorhanden, welches durch einen von ihm erzwungenen Vertrag in ein vollkommenes verwandelt werden könnte. In allen den Fällen aber, wo sich von seiner Seite ein Recht denken läßt, ist auch der von ihm geschlossene Vertrag gültig. Z. B. Wenn ein Dorf hungriger Bauern jemanden das Versprechen abnöthigte, ihnen Brod zu schicken; oder wenn der Räuber einen ordentlichen, gesetzmäßigen Handel schließt. Der letztere dient zum Beweise, daß er dadurch, daß er Räuber geworden, nicht aus der menschlichen Gesellschaft geschie-

schieden, sondern aller Menschenrechte theilhaft geblieben ist, so weit er solche nicht selbst verletzt.

Bey eben dieser Gelegenheit hat uns Herr G. auch einige Gedanken über den Eid mitgetheilt. (S. 245 — 257.)

Er sagt, daß zwar ein eidliches Versprechen, an sich betrachtet, jedem andern ernsthaften Versprechen an Verbindlichkeit gleich, aber doch ein Mittel sey, eine wohlüberlegte Zusage von einer leichtsinnig ausgesprochenen zu unterscheiden, und daß der Eid, besonders durch die Erinnerung an Gott, und die Berufung auf ihn geschickt werde, uns unserer Pflichten eingedenk zu machen.

Er giebt zwar zu, daß Eide zur Zeit eines ausgebreiteten Aberglaubens, mittelst der Furcht einer schleunigen göttlichen Strafe kräftig wirken können; daß aber auch oft ein Aberglaube die Wirkung des andern aufhebe. Dieses beweist nicht nur das von Cicero angeführte Beyspiel, sondern es giebt auch zu unsern Zeiten noch Leute, welche durch Wendung der Hand, oder andere Kunstgriffe, die Verbindlichkeit des Eides zu vernichten glauben. Wir haben also eben nicht so gar sehr Ursache darüber zu klagen, daß das Wunderbare in den religiösen Grundsätzen anfange seine Macht zu verliehren. Denn das Uebel wird auf eine gründlichere Weise gehoben werden, wenn die Grundsätze der wahren und reinen Gotteslehre und Moral ausgebreiteter seyn werden. Wenn auch Principien, welche aus Wahrheit und ruhiger Ueberlegung der Sache entstehen, nur über die vortrefflichsten Menschen so viel Gewalt haben können, um sie gegen einzelne große Versuchungen stark genug zu machen; so werden doch die Menschen dadurch

im

im Ganzen gebessert, und die Tugend gleichförmiger werden.

Seltenheit und größere Feyerlichkeit der Eide scheinen dem Verfasser am geschicktesten zu seyn, Meineide zu verhüten; doch hält er auch, und zwar mit allem Rechte, eine scharfe Bestrafung des Meineides für nothwendig.

Was die Eidesformul betrifft, so tröstet er sich mit dem Gedanken, daß vernünftige Männer bey den Worten derselben sich etwas vernünftigers dächten, als der Wortverstand mit sich brächte. Allein, er giebt auch zu, daß es höchst ungereimt sey, der göttlichen Hülfe zu entsagen. Sollte es also nicht eine der angelegendsten Pflichten des Staats seyn, eine so anstößige Formul von einer Handlung zu entfernen, wo es just darauf ankömmt, Wahrheitsliebe, und reine moralische Begriffe in dem Gemüthe des Schwörenden zu erwecken? Was hindert uns anstatt der zum Theil abgeschmackten, zum Theil unverständlichen Formul: **So wahr mir Gott helfe,** die deutlichen und eindringenden Worte zu setzen: **Gott ist mein Zeuge, und wird mein Richter seyn!**

Von S. 257—263. folgt eine Prüfung der vom Cicero vorgetragenen Widerlegung des Epikurischen Systems. Herr G. zeigt, daß zwar Cicero den Epikureern gewissermassen Unrecht thue, weil unser Vergnügen von der Erfüllung unserer Pflichten abhänge, daß aber doch kein durchgängig gleichförmiges, tugendhaftes Betragen möglich sey, so lange man nicht einsieht, daß Tugend Vollkommenheit der Seele, und diese an sich begehrungswürdig sey.

Wie glücklich wäre Cicero, ruft Recensent mit Herrn G. aus, wenn er nach 18. Jahrhunderten diese

Ueber-

Ueberzeugung bey den Lesern durch seine oder seines Uebersetzers Ideen lebendig gemacht hätte!

Den Beschluß sämmtlicher Anmerkungen macht ein Anhang von 3 kleinen Aufsätzen, welche sich auf die in diesem Werke vorgetragenen moralischen Lehren überhaupt beziehen.

Voran steht eine moralische Stufenleiter, auf welcher der Geist der Großmuth, die oberste und thierische Wuth und Bosheit die unterste Stufe einnehmen. Gelegentlich handelt der Verfasser von Schadenfreude und übler Laune und zeigt, daß Liebe zu andern Menschen, und Zufriedenheit mit unserm Zustande genau zusammenhängen. Liebe zu andern Menschen entfernt uns von Neid und allen ungeselligen Leidenschaften, wirkt Ruhe des Gemüths, und Heiterkeit der Seele, diese aber macht durch eine Art von Reaction uns mit unsern Nebenmenschen eben so zufrieden, als mit uns selbst. So bringt Tugend Tugend hervor.

Die 2te Abhandlung handelt von der Unbilligkeit im geselligen Umgang, und giebt uns einen Beweis von dem Beobachtungsgeiste des Verfassers.

Durch die dritte und letzte werden wir belehrt: wie sich die durch Moral und Religion verminderte Schätzung der äußern Güter mit dem Eifer in weltlichen Geschäften vereinige.

Herr G. zeigt, daß nicht nur die Erfahrung diese Vereinigung bestätige, sondern daß sie auch in der Natur der Dinge gegründet sey. Denn die Seele wendet die ihr natürliche Thätigkeit zum Besten anderer an, wenn sie nicht durch sinnliche Vergnügungen zerstreut, oder von den Entwürfen ihres Ehr- und Geldgeizes voll ist.

Aus

Aus dem gelieferten Auszuge können die Leser blos den reichen und mannichfaltigen Inhalt dieses wichtigen philosophischen Werks ersehen. Wer aber die meisterhafte Art kennen will, mit welcher Hr. G. alle diese Materien behandelt, und jede in ihr erforderliches Licht gesetzt hat, den müssen wir auf das Werk selbst verweisen, und er wird die erregte Erwartung noch vielleicht zu geringe finden.

Treffende Beobachtungen, und tiefeindringende allgemeine Betrachtungen, unterstützt durch nicht gemeine Kenntnisse, und auf eine ganz neue Art angewendet, erscheinen hier in einem zwar edlen und anständigen, aber doch leichten und anmuthigen Gewande, welches mehr dazu bestimmt ist, die eigenthümliche Schönheit der Gedanken durchschimmern zu lassen, als sie mit Zierrathen zu beladen. Wenn hin und her ein Blümchen flattert, so scheint es durch ein blosses Ohngefähr dahin geworfen zu seyn. Ein sanftes Feuer durchglüht das ganze Werk; oft glimmt es nur unter der Asche, aber es verbreitet doch eine sanfte Wärme; nur Tugendeifer und Liebe zu Gott machen, daß es an manchen Stellen heftiger ausbricht, aber ohne Rauch und Prasseln. So gewinnt der Verfasser das Herz der Leser, indem er blos ihren Verstand zu überzeugen scheint.

Er macht uns noch auf historische Anmerkungen zum Cicero Hoffnung.

Wenn sie schon größtentheis ausgearbeitet sind, so können wir ihn nicht genug bitten, uns damit zu beschenken. Wir werden auch dort den Forscher und Denker wieder finden. Aber wenn die Vollendung derselben ihm zu viel Zeit rauben sollte: so bitten wir ihn, uns lieber ein zusammenhängendes philosophisches Werk zu liefern; wenn auch eben nicht

nicht nach einer strengen Methode ausgearbeitet, doch in einem gewissen Zusammenhange. Es wird gewiß vieles dazu beytragen, unsere Greßen mit der deutschen Litteratur auszusöhnen, das Publikum aufzuklären, und den Gelehrten neue Aussichten zu eröffnen. Doch, er gebe uns, was er will und kann; der Dank des Publikums bleibt ihm gewiß.

II.

Dr. Ph. G. Henslers Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts in Europa ausbrach. Altona, auf Kosten des Verfassers. 8. Erster Band. 1783. 22 Bogen, ohne die Excerpta von 9 Bogen.

Wenn alle historische Untersuchungen mit dem Forschungsgeiste, mit der Belesenheit und dem unermüdeten Fleiße angestellt würden, wie Möhsen auf das mittlere Zeitalter der deutschen Arzneykunde, und hier der Verfasser an die Geschichte einer einzelnen Krankheit gewandt hat, so würden in der Geschichtkunde Widersprüche nicht so oft nöthig seyn. Ein großer Theil der Aerzte, dem alles gleichgültig ist, was nicht ganz unmittelbar zur Vervollkommung der Krankheits- und Heilungslehre abzweckt, wird das Verdienst des Verfassers verkennen, aber der aufgeklärtere Arzt, der seine Kunst nicht blos deswegen liebt, weil sie ihm Nahrung verschaffet, wird dem Manne Dank wissen, der mit solcher Unverdrossenheit, die zur Geschichte einer so äußerst merk-

merkwürdigen Krankheit nöthige Urkunden aus allen Ecken zusammen sucht, mit unverfälschter Wahrheitsliebe darstellt, und so unter einen Blick bringt, daß es dem Leser leicht wird, die Folgerungen daraus zu ziehen, und überdies redende Beweise von dem hohen, kaum glaublichen Grade des Sittenverderbnisses unter den Oberhäuptern der Kirche und des Staates, Rittern und Knechten, Geistlichen und Laien, Mönchen und Nonnen, Kriegs- und Staatsbedienten am Ende des funfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert darlegt. Der Verfasser hat seine Vorgänger Lusinus, Rob Sanches, Freind, Astruc, zwar genützt, aber immer aus den Quellen selbst geschöpft, diese oft daraus berichtigt, und mit vielem Scharfsinn das Metall von den Schlacken, die Thatsachen von den Hypothesen der Alten geschieden. Chronologisch die Aerzte, die der Seuche zuerst erwähnen, von 1493. an. Die Weissagungen der Sterndeuter, z. B. J. Müller, P. Almann, J. Lichtenberger auf das letzte Sechstheil des vierzehnten Jahrhunderts, eines Zeitalters, wo astrologische Berechnungen und Schlüsse auf die Zukunft allgemeinen Glauben fanden, und allgemeines Schrecken erregten. Konrad Schellig, ein Arzt, von welchem der Verfasser aus seinem Vorredner Wimpheling, und aus dem um diese Zeit geschehenen Einfall der Franzosen in die Lombardei zeigt, daß er 1494. gelebt habe; ein Auszug aus seinem Werke und die Vorrede sind hier abgedruckt. Er warnet wegen der Ansteckung vor Schwitz- und warmen Bäder, und der Verfasser vermuthet sehr richtig, daß deswegen von dieser Zeit an, Baden und Schröpfen in Abnahme gekommen sind; mit keinem Worte sagt er übrigens, daß das Uebel ganz neu, oder ihm unbekannt

sey.

sey. Johann Salicetus oder Widmann, sonst auch von seinem Geburtsort Meichinger, der sich seiner schon weit früher erinnert, und es, wie überhaupt dieser Name damals einen sehr weitläuftigen Sinn hatte, eine Pest nannte. Macriell. Cumanus, Sebast. Brant, dessen lateinisches Gedicht über diese Krankheit von 1496. hier abgedruckt ist; nach ihm haben sie die Franzosen nach Italien gebracht, und von da hat sie sich seitwärts von den Alpen her, nach Deutschland und die Donau hinab verbreitet; er kannte schon die Schmier- und Schwitzkur. Joh. Grunbeck, Maximilians I. Sekretär, der sie aus eigener Erfahrung beschreibt. Die Beschreibung ist hier abgedruckt, und gedenkt in der Zueignung einer literärischen Gesellschaft an der Donau, die also ein neuer Beweis von dem damals blühenden Zustande der Wissenschaften in Schwaben ist. Coradin. Gilinus, der in einer Salbe ätzenden Sublimat (den schon die Araber äußerlich gebrauchten) verordnet. Nik. Leonicenus, ein großer Gelehrter, der Hippokrates Ansehen wiederherstellte, aber nicht viele praktische Beobachtungen über die Seuche beybringt. Kasp. Torella, Leibarzt Alexanders VI. der, wie seine Zeitgenossen, die Herren Kardinäle und Bischöfe ernstlich vor angesteckten Weibern, überhaupt vor dem Beyschlafe warnet, ehe die Verdauung vollendet ist, die Neffen des Pabstes als eines der ersten Opfer der Seuche anführt, und die ganze Schuld der Ausbreitung auf die vernachläßigte Aufsicht über die öffentlichen Häuser wirft. Barth. Montagnana, Nat. Montesesauro, Ant. Scanarolus. Sebast. Aquilanus, Marin. Brocarlus, Sim. Pistoris, Mart. Pollich, Joh. Manardus, Pet. Trapolinus, Barth. Steber, ein fast noch unbekannter vene-

rischer Arzt, dessen seltene Schrift a mala Franczos morbo gallorum, praeservatio ac cura von 1497. oder 1498. hier ganz abgedruckt ist. Ant. Beniveni, seit langen der erste gute Beobachter. Pet. Pinktor, der letzte aus dem funfzehnten Jahrhundert, auch Leibarzt Alexanders VI. den und dessen Familie er in dieser Krankheit bediente; aus seinem seltenen Buche de morbo foedo et occulto his temporibus affligente, ist hier ein Auszug angehängt; wahrscheinlich kannte er die Krankheit schon in Spanien. Joh. Almenar, der nach seiner Schreibart und nach seinen Kenntnissen zu urtheilen, nahe an's funfzehnte Jahrhundert gränzt, ein Mann von richtigem Beobachtungsgeiste, der das Quecksilber sehr früh und frey gebrauchte. Und nun die Schriftsteller, die schon bey gemilderter Seuche schrieben. Wendel. Hock, der sein Ulrich von Würtemberg zugeeignetes Buch bis auf das Gebet, das dieser für die Beschützung des heiligen Vaters thut, aus Torella abschrieb. Jak. Cataneus, der mit Zinnober räucherte. Joh. Vochs, zu Cölln, der Rechtspfleg und Geistlichkeit nicht von der besten Seite schildert. Lor. Friese, Pet. Maynardus, Aug. Bologninus, Joh. Benedictus, Alex. Benedetti, der an der Verbesserung der Arzneykunde im 16ten Jahrhunderte den größten Antheil hat. Joh. de Vigo, der das Räuchern mit Zinnober sehr umständlich beschreibt, und gegen böse Geschwüre eine Art rothen Präcipitats sehr rühmt. Nic. Poll, Leonh. Schmaus, Ulr. von Hutten, Des. Erasmus, der seine Bewahrung vor der Seuche dem täglichen Reiben zuschrieb. Hier. Fracastor, dessen Syphilis der Verfasser ins Jahr 1520. setzt. Joh. Manardus, Harandez de Oviedo, der erste und wichtigste Zeuge für den amerikani-

schen

schen Ursprung der Seuche, die sie, wie es scheint, so wie der Priester Delgalo, und den Nutzen des Franzosenholzes selbst an sich erfahren hat. Jac. von Bethencourt, der erste Franzose in diesem Fache der Litteratur, 1527. der unter dem Namen Paracelsus bekannte Häsener, dessen Verdienste um die Heilungsart des Uebels hier, wie billig, erhoben werden. Magn. Hundt, Nic. Massa, empfiehlt bey dem Räuchern mit Zinnober große Vorsicht. Viele der Alten richte und spotte man in unserm Jahrhunderte ungerechter Weise. Dies war also der Inhalt des ersten Buchs. Das zweyte in diesem Bande noch nicht geendigte Buch hat die Beschreibung der Krankheit zum Gegenstande. Der Verfasser theilt im ersten Abschnitte die Lokalzufälle mit; im zweyten wird er die Zufälle der verbreiteten Krankheit; und der dritte wird ihren Gang und Verlauf beschreiben. Wunderbar ist es wirklich, daß die ersten Schriftsteller über diese Seuche der Behaftung der geheimen Theile nicht, oder nur obenhin gedenken; Widmann erklärt sie nur für vorbedeutende Zeichen der bevorstehenden Krankheit; die Aerzte untersagen zwar den Beyschlaf, vornehmlich mit unrichtigen Weibsbildern, aber aus dem gleichem Grunde, wie sie ihn z. B. in der Pest untersagten, nicht, wie es scheint, weil sie hier die Quelle der Ansteckung suchten: die durch ihre Scheuslichkeit jedermann weit mehr auffallende Zufälle auf der Haut, die Scham manches Kranken (vielleicht auch die Anhänglichkeit an alte Hypothesen, und die Gefälligkeit der Aerzte, die von ihren vornehmen und ehrwürdigen Kranken keinen so bösen Argwohn äußern wollten, und das Unglück lieber den Gestirnen, einer fehlerhaften Kost, einem schwachen Magen, u. dergl. zuschrieben)

D 2 mögen

mögen wohl Schuld seyn, daß der Arzt nicht darauf geachtet, sie wohl oft nicht einmal bemerkt, oder wenigstens verschwiegen hat. Leichte Entzündung der äußern Zeugungstheile war in Deutschland unter dem Namen Verbrennen, in andern Ländern unter ähnlichen Benennungen schon im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert bekannt, in diesen, und schon im zwölften als eine Folge des Umgangs mit unreinen Weibsbildern sehr ernstlich angesehen, und daher schon in einer Verordnung von 1163. in England, den Aufsehern öffentlicher Häuser, bey schwerer Strafe verboten, solche Weibsbilder zu dulden; nie zieht der Aussatz, wenn er auch durch Beyschlaf ansteckt, die übrigen Lokalübel nach sich, welche hier erfolgen. Die Alten unterscheiden auch sorgfältig unter leprosis und immundis, foedis, foetidis. Doch gedenken Marcellus und Vigo auch dieses Zufalls ausdrücklich. Auch im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert kannte man das Harnbrennen, das mit Lokalausschlägen, Pusteln, Geschwüren der Ruthe u. s. w. verknüpft war, oder sie nach sich zog; aber erst im zweyten Zeitlaufe der Lustseuche findet man Spuren, daß es bemerkt worden ist: daß der nämliche Fluß, anfangs unter dem Namen Gonorrea schon in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts als ein Zufall der Seuche bekannt war, zeigt der Verfasser gegen Freind und Astruc sehr nachdrücklich, und schon im funfzehnten Jahrhundert findet man ihn in den Schriften der Aerzte allerwegen. Gordoa erwähnt seiner schon zu Anfang des vierzehnten, zuerst erwähnt seiner in den ersten Jahren des XVI. (so muß wohl statt XV. stehen) in Verbindung mit der Lustseuche, Alex. Benedetti, nach ihm Cataneus ausdrücklich. Dieser sagt deutlich, im

unrei-

unreinen Geschwüre sey die erste, im Saamenflusse die dritte Ansteckung. Die weibliche Krankheit der Scythen sey ein solcher Fluß gewesen, der mit Leistenbeulen abwechselte. Der weibliche Fluß, auch er kömmt in den ersten Beschreibungen der Seuche nicht vor. Das unreine Geschwür, von dem Marcellus die erste anschauliche Beschreibung giebt, kannte man aber schon vor dem Einbruch der Seuche, schon im vierzehnten und dreyzehnten, sogar Regerius (der schon von Bougis spricht) und Abil Casera im zwölften Jahrhundert, in diesen warnte man schon sehr ernstlich vor der Ansteckung von Unreinen. Die Leistenschwären, auch sie sah Widmann nur als Vorboten der Säure an; schon Benedetti sagt: die Leisten schwellen zu Zeiten von Geschwüren der geheimen Theile; diese Geschwülste müsse man von den Pestbeulen wohl unterscheiden. Alle diese Localzufälle waren also unleugbar, sowohl während der Epidemie, als vor derselbigen zugegen. Da die Aerzte der mittlern Zeit die Krankheiten nach den Theilen, die sie betrafen, eintheilten, so kamen die Zufälle der Seuche bey ihnen unter verschiedenen Abschnitten vor; schon Paul von Aegine kannte unsichtbare Geschwüre in der Rinne der Ruthe. Andere Localübel der bedeckten Theile, Blasen; die crystallinae mehr Folgen unnatürlicher Laster; Schwielen, warzige Auswüchse, auch schon im dreyzehnten und zwölften Jahrhundert, als Folgen von dem Umgange mit Unreinen, und überhaupt als Folgen eines allzuhäufigen Beyschlafs schon im ersten. Schwammige Auswüchse, auch schon von Juvenal und Martial als Folgen des Lasters aufgestellt, und von den Aerzten ihres und der folgenden Jahrhunderte beschrieben und eingetheilt. Die

Hautriſſe, auch ſchon in dieſem Zeitalter bekannt. Auch in Schriften, die nicht von Aerzten kommen, geſchieht ſehr frühe der Unreinheit, und der geheimen und Hauptübel Meldung, die das Unmaas in der Liebespflege nach ſich ziehe. Der Verfaſſer führt zum Beweiſe mehrere lateiniſche und franzöſiſche Dichter an, die, zum Theil lange, vor dem Einbruch der Seuche gelebt haben: dieſes macht freylich die Meynung verdächtig, daß die Seuche erſt, mit Entdeckung der neuen Welt, in die alte gekommen ſey, (der Brief von Columbo beweiſt hier nichts, er iſt zu früh geſchrieben, als daß C. die Menſchen der neuen Welt ſchon ſo durchaus kennen konnte; ſein nicht ſo enthaltſames Schiffsvolk mochte ſie von dieſer Seite eher und beſſer gekannt haben) daß frühere Dichter und Satyriker ſie nicht deutlich geſchildert, iſt kein Beweis, daß ſie zu ihren Zeiten nicht da war, und auf einzelne Zufälle haben ſie doch genug geſtichelt. Auch aus Geſchichtſchreibern führt der Verfaſſer mehrere dergleichen Beyſpiele an, aus Joſephus, dem jüngern Plinius, Palladius, und mehrere, das traurige Beyſpiel eines Herzogs von Lankaſter aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. In den Verordnungen der ſchon unter Carl dem Großen in allen großen Städten eingeführten Buhlhäuſern, war ſchon im 12ten, 14ten und 15ten Jahrhundert eine Strafe darauf geſetzt, wenn der Aufſeher Subjekte mit gewiſſen mittheilbaren Krankheiten duldete, auch die Königin aller Huren, Johanna von Sicilien, vergaß das nicht bey der Errichtung des von ihr geſtifteten Mädchenhauſes. Auch die Art, wie der Verfaſſer Zeitalter aus Zeitalter, Schriftſteller aus Schriftſteller, erklärt, iſt

muſter-

musterhaft, und nur allzurichtig die Bemerkung, daß man bisher in der Geschichte der Arzneykunst nicht genug abgesetzt hat, was in jeder Periode Maas an Kenntniß, herrschende Meynung, und Geist der Kunst war.

Ht.

III.

Mineralogische Beschreibung des Hochstifts Fuld, und einiger merkwürdigen Gegenden am Rhein und Mayn, von J. C. W. Voigt. Dessau und Leipzig. 8. auf Kosten der Verlagscasse, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 16 Bogen stark, mit einer (trefflichen) petrographischen Landcharte.

Eines der vorzüglichsten deutschen Werke vom letztern Jahre, das uns mit unserm vaterländischen Boden, mit seinem ehemaligen Zustande, mit den Verheerungen insbesondere, welche unterirdisches Feuer vor Jahrtausenden darinn angerichtet hat, näher bekannt zu machen, überhaupt aber als Muster dienen kann, wie dergleichen Untersuchungen angestellt, die Folgerungen behutsam daraus gezogen, die Zeitpunkte jeder Veränderung bestimmt, ihre Ursachen, und der Wirkungskreis dieser Ursachen erforscht, und alles dieses dem Leser recht anschaulich gezeigt werden muß. Das ganze Hochstift hat zwar keinen Bergbau, nie keinen von gros-

sem Belang und Dauer gehabt, auch nach dieser Beschreibung keine Anzeigen, die von einem Versuche dieser Art Vortheil hoffen ließen, aber doch für den Naturforscher, der nicht bloß mit dem gierigen Blick des Kameralisten um sich her schaut, in seinem Innern so viel merkwürdiges, als irgend eine andere Strecke in unserm Deutschland. Das ganze Land liegt, wie barometrische Wahrnehmungen lehren, hoch, ist bergigt, und voll alter Vulkane, von welchen einige der Calvariberg und Frauenberg dicht an der Hauptstadt liegen; daß auch unsere älteste Geschichtbücher nichts von ihrem Ausbruch melden, beweist nur, daß sie älter als alle unsere Geschichtbücher sind, und daß sich nicht alle Produkte da finden, die wir in den noch Feuerspeyenden Bergen antreffen, daß ein Zeitraum von Jahrtausenden sie verändern und zerstören kann; sie sind offenbar viel älter, als die Spuren der nach aller Wahrscheinlichkeit unter Wasser erfolgten vulkanischen Erscheinungen, die man am und im Rhein antrifft, aber weit jünger, als die so oft mit Sand, Thon und Kalkstein bedeckte vulkanische Produkte am Main, denn die Fuldische Vulkane ruhen gewöhnlich auf Kalk- und Sandstein; auch sind die Produkte selbst nicht so verwittert und zerstört, säulenförmige Laven und Schörl in den übrigen, die man am Main nicht antrifft, ziemlich häufig; der Grund dieser und anderer Verschiedenheiten liegt aber freylich nicht blos im Alter, sondern auch in dem Stoff, woraus das Feuer diese Produkte gebildet hat; in den rheinischen Vulkanen ist es offenbar Thonschiefer gewesen, in welchem das Feuer ausgebrochen ist; im Fuldischen sind die vulkanische Produkte, wie in der obern Lausitz und im Leutmeritzer Kreise, oft in Gesellschaft des Hornschiefers, oder das Feuer

in

in Kalk- und Sandsteingebirgen ausgebrochen, die dann öfters davon gespalten oder ganz zertrümmert, oder brockenweise in die Laven eingemengt sind. So sind außer den bereits genannten der Petersberg, der Rauschelberg, der Heimberg, der Hungerberg, die weyhershöfer Kuppel, der Kuhlberg, der Wadberg und einige andere Höhen im Thiergarten, der Stellberg, die Milzeburg, der Silberhauk, der Linzenwald, der Billstein, der Ehrenberg, die Absroder Kuppe, der Meyenstein, die Wachtkuppel, der Pferdskopf, der Euben, die Wasserkuppe, das Dammersfeld, der Creuzberg, der Dürreberg, der Bilster, der Auersberg, die Gefilderkuppel, die Bilsterkuppel, der Miedermich, der Schillek, der Linnestumpf, die Haigkuppel, der Buchelberg, der Heubacher Berg, der Haubenkopf, der Bücheberg, der Riepberg, der Baumgarten, der schwarze Reyherwald, der Huhnwald und Weinberg, die Teufelskaute, die Kaupe, der Nannberg, der kalte Frosch, der Teufelsberg, und andere Theile des Vogelgebirgs, das Küppchen, der Burgfriede, der Sängersberg, der Fürsteneck, der Sosaberg, der Lichtberg, der Rückersberg, der Apfelsberg, der Wieselsberg, der Stallberg, die Höchsterberge, der Linkberg, der Leseberg, der Schweinsberg, der Hübelberg, der Buchwald, der Hülfsberg, der Dachberg, der Rokenstul, der Roßberg, der Burghuhn, der Pelz, der Geyserwald, der Angberg, der Schleidsberg, der Haubenberg, der Beyer, der Kahn, der Almark, der Katzenstein, das alte Schloß und einige andere am Rotherein, der Seligsberg, der Succaberg, der Kiel, die Schreckskuppel, der Müllershauk, der Arensberg, der Steinhauk, der Schweinsberg, der Pomberg, der Hollstein, der große und kleine grobe

 Hauk,

Hauk, der Mulmenstein, die Kirnkuppe und Roskuppe, offenbar vulkanischen Ursprungs, oder tragen doch eine Basaltkuppe, der, so wie der Euben und Kiel Spuren eines Kraters, oder wie die Gegenden von Eichenrieth, Hauswurz, Plankenau, Hosefeld, Leimbach, Eiterfeld, der Alstergrund, die Aemter Wurzel und Herbstein, andere unverkenntliche Anzeige einer gewaltsamen Veränderung durch das Feuer, Asche, Puzzolane, Tuff, glasichte, (z. B. auf den Wiesen bey Gersfeld, auch zwischen der Fuld und dem Kreuzgarten) körnichte, schlackenartige, dichte, löcherichte, geschichtete (z. B. am Hülsberge und Hübelberge), kugelichte, säulenförmige, in Geschieben (die oft die Flüße mit sich fortführen und abründen) noch ganz hart, oder zuweilen zu wahrem Thon, verwittert, mit eingeschlossenem schwarzem und grünem Schörl in Punkten, Körnern oder (meistens sechsseitig säulenförmigen Nadeln, Zeolith, Granaten, (dahin ist d.. V. geneigt, auch das zu rechnen, was man sonst unter dem Namen grünen Schörl kennt), Feldspat und Kalkspat, (der sich doch auch durch Einsietern in die bey dem Erkalten der Lave entstandene feine Ritzen gebildet haben kann. Die ganze große Ebene am Main besteht aus rothem Sande, unter welchem man an mehrern Orten unerschöpfliche Lavabrüche angelegt hat; ganz vulkanische Berge finden sich da nicht, auch keine Spur, woher die ungeheure Menge Lava geflossen seyn könnte; ihr Alter scheint daher grenzenlos zu seyn. Die merkwürdigsten Lavabrüche beym Bockenheim, am Avastein, in der schwarzen Steinkaute hinter dem Sandhofe, bey Bornheim, hinter der Ziegelhütte, bey Bonamás, bey Steinheim und zu Wilhelmsbad. Das vulkanische Glas aus der Gegend von Frankfurt,

das

das der V. wegen seiner häufigen kleinen Risse, mit dem sogenannten gefrornen Glase vergleicht: in den Blasenlöchern der erhärteten Asche zuweilen Glaskopf; am ganzen südlichen Ufer des Mains eine Menge Asche und Lava unter Sand, Thon und Mergel; in den Brüchen bey Avestein eine Art Pechstein in vulkanischer Asche. Beschreibung des Kirchbergs am Rhein, der aus regelmäßigen waagerecht über einander liegenden Schichten von thonichtem Sande, Bimstein und vulkanischer Asche besteht; Beschreibung des Correngs und des Hummerichs, zween alter Vulkane, von welchen letzterer einen sichtbaren Crater hat, des Weinbergs, gleichfalls eines alten in sich gestürzten Vulkans bey Cretz, des Laacher Sees, eines alten Kraters, endlich des Grubenbaus und des hohen Ofens zu Bendorf.





Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über die Bibel im Volkston. Zweyter Jahrgang. Zweytes Quartal. 11 Bogen in 8.

Ueber den vorgeblichen Volkston des Verf., über dessen unhistorische und unwahrscheinliche Erdichtungen, die zur Ausbildung der Geschichte Jesu, und zur Verdrängung alles Wunderbaren aus derselben angewandt werden, und über seine dreuste Beyseitsetzung aller historischen Wahrheit der biblischen Geschichte, hat Recensent bereits oft geurtheilt. Eben das Urtheil findet hier auch statt; der Verfasser bleibt sich immer gleich.

Wer die Geschichte der Versuchung Jesu in ein Schauspiel verwandelt und fein dramatisirt lesen will, der muß dieses Stück lesen. Da wird er sehen, wie **Priester Satan**, aus Haß gegen Jesum, weil er die Opfer, die doch so schönes Geld einbringen, abschaffen will, in Begleitung von ein paar erkauften Banditen, Jesum in der Wüste aufsucht, um ihn zu ermorden, und demnächst mit Darbringung seines Kopfs schönes Geld auch wieder von den Oberpriestern zu verdienen. Da wird er weiter sehen, wie **Priester Satan** seine Sachen sehr einfältig anfängt, (wie er überhaupt in Erfindungen etwas albern ist) und wie es ihm daher mit seinem Anschlage nicht gelingt, und das ganze Vorhaben, das so tragisch eingeleitet wird, ein lächerliches Ende nimmt; und was der schrecklichen und wundervollen Begebenheiten mehr sind — —

Lebte ein Mensch, wie hier der so genannte **Priester Satan** geschildert wird, zu unsern Zeiten, und hätte den Verstand und das Studium des Verf., so würde er die Bibel im

im Volkston vortragen, d. h. sie in einen Roman umformen: denn das meiste Volk der Leser sind Romanenleser.

Tz.

Jüdische Briefe, Erzählungen und Gespräche aus der Zeit Jesu von Nazareth, oder eine Messiade in Prose. Erstes Bändchen.

Abermal eine Messiade, und zwar eine Messiade in Prose, ein Roman in Briefen, worin die Lebensgeschichte Jesu bearbeitet und verschönert wird, wie es die Regeln des Romans fordern. Wer sollte gedacht haben, daß in unserm Jahrhundert sogar die Lebensgeschichte Jesu uns in Gestalt eines Romans aufgetischt werden würde? Es ist gewiß betrübt, wenn Christen die Nachrichten vom Leben des Stifters ihrer Religion so uninteressant und trocken finden, daß sie ihnen nur in einem solchen Kleid gefallen, nur durch eine solche Zubereitung genießbar gemacht werden können. Und doch hat der Verfasser solchen Christen zu gefallen diese Arbeit übernommen, die es gewiß nicht verdienten, daß man sich ihrentwegen so viele Mühe gäbe. Und was für Vortheile kann er sich vernünftiger Weise von diesem Spielwerk versprechen? Daß die Religionsgeschichte dadurch ehrwürdiger erscheinen, oder daß ihre Kraft, die Menschen moralisch zu bessern erhöht werden wird? Nein! aber daß die Geschichte, die im alten, simplen, ernsthaften Gewand nicht gefällt, im neumodischen, geschmückten, lachenden Gewand gefallen wird? Solchen Lesern, die die Evangelien wegen der simplen, ernsthaften Schreibart ungenießbar finden, ist es auch gewiß nur um das Gewand zu thun. Und nun die Ausführung dieser Idee. Einem Mann, der viel andere Anlagen und Talente zu Werken dieser Art, viel mehr Bekanntschaft mit dem Geist jener Zeiten und dem Genie der jüdischen Nation hätte, mußte eine Arbeit, wie diese ist, eine an Handlung so arme, mit für uns unbegreiflichen Begebenheiten angefüllte Geschichte in einen Roman, zumalen in einen Briefroman einzukleiden, überaus schwer scheinen. Romantische Situationen, verschlungene Begebenheiten findet er nur sehr wenige, er müßte sie denn selbst hinzudichten. Die Charaktere wären noch der Theil, der der fruchtbarsten Bearbeitung fähig wäre. Der V. hat auch hierin etwas zu leisten versucht, da er im 37. Brief einen Juden, der seinen Geist durch Kenntnisse gebildet, und

sich

sich von den Vorurtheilen seines Volks losgemacht hat, aber auch nur unbestimmte Hoffnungen wegen des Messiasreichs hegt; im 36. Brief einen redlichen alten Juden jener Zeit redend einführt; im sechsten Brief einen Rabbi in seinem Charakter sprechen läßt. Uebrigens gelingt es ihm wenig, die Sprache jener Zeit zu treffen. Seine meisten Personen, in deren Charaktern überhaupt eine ermüdende Einförmigkeit herrscht, reden die neumodische Sprache der Empfindung. Doch wenn auch der Verfasser uns einen noch so guten Roman von den Schicksalen und Thaten Jesu gäbe, so wäre das Produkt noch immer eine seltsame Mißgeburt.

Pontius Pilatus, oder die Bibel im Kleinen, und der Mensch im Großen. (von Lavater) Zweyter Band. 8.

„Ich nahe mich wieder mit stiller heiliger Ehrfurcht dem auserwählten Schauplatze menschlicher Größe, und Kleinheit, wo unter dem leidenschaftlichen Tumulte von außen die erhabenste Einfalt einzig ruhig dasteht, frägt, gefragt wird, antwortet, duldet, trägt, anbetet. Verschwinde nun vor meinem Blicke gegenwärtige Sichtbarkeit, Phantome, und Wirklichkeiten um mich her entfernt euch. Gabbata sey mein Ruhpunct, mein Führer Pilatus, mein Augenmerk Jesus Christus.“ Nach dieser Vorrede geht nun H. L. zu seiner Betrachtung über das Verhör Jesu vor Pilatus im Richthause über. Bey Gelegenheit der Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? folgt eine Digression, die ungleich beträchtlicher ist, als die, welche im ersten Bändchen vorkömmt, und beynahe drey Viertheile des Bändchens ausmacht. Das Wort Wahrheit schien dem Hrn. V. eine schickliche Gelegenheit, zu beweisen, daß Jesu Person, seine Thaten und seine Lehre Wahrheit seyen. Alles hat so ziemlich den Schnitt des vorhergehenden. Nur sind mehr Gedanken, und auch mehr ausgemachte und brauchbare Wahrheiten in dieser Fortsetzung des wunderbaren Geschreibs, Pontius betitelt, anzutreffen. Doch ehe wir weiter gehen, erfüllen wir lieber die Bitte des V. und setzen die Vorrede her, (denn ob es am Ende geschieht, welches Hr. Lavater sich ausdrücklich ausbittet, oder im Anfang, kann ihm wenig verschlagen. Erst führt Hr. L. den Beschluß unserer Recension des

erſten

ersten Bändchens an, und fährt hierauf so fort: „Lieber Le-
ser! Nichts kann und mag ich mehr beysetzen, als mit
der harmlosesten Aufrichtigkeit, und einer Herzensru-
he, die ich jedem von euch wünsche, einen jeden von
euch in der Nähe und in der Ferne zu bitten, wenn er
in diesen Wunsch des Ungenannten eintritt, an mich
oder meinen Verleger, oder Hrn. Nicolai in Berlin,
oder Hrn. Reich in Leipzig, oder an die Buchhandlung
in Dessau, sein Exemplar zurückzuschicken, sein aus-
gelegtes Geld fürs Exemplar und den Band zu for-
dern, seiner Forderung die Worte: Es gereut mich,
dies Buch gekauft und gelesen zu haben," und dann sei-
nen wahren Namen beyzusetzen. „Ich stehe hier mit mei-
ner Unterschrift gut für die Erstattung, und verspre-
che es öffentlich anzuzeigen, wenn von hundert oder
tausend Käufern Zehn oder Tausend auf diese Weise
namentlich den Wunsch des Ungenannten unterschrei-
ben; und dann bitte ich noch um eins, daß diese Vor-
rede sammt der vorgesetzten Stelle allen Recensionen
am Ende beygefügt werden möge." R. protestirt gegen
die Zumuthung, daß er dem Büchgen, da es einmal da ist,
keine Käufer wünsche, hiermit öffentlich. Möge es doch im-
merhin, so lange Herr Lavater seine Arbeit fortsetzt, Käufer
finden, aber nur solche, an denen nichts mehr zu verderben ist,
oder die noch schlechtere Sachen zu lesen gewohnt sind, oder die
Bücher kaufen, um sie in den Schrank zu stellen, oder die sich
an der Seltsamkeit des Werkgens amusiren, oder auch ihre
Begriffe vom Zustand der Aufklärung in der Religion in un-
serm Jahrhundert dadurch zu erweitern gedenken. Allein er
wünscht, mit Hinsicht auf den von Fortsetzung dieses Werk-
gens zu erwartenden Nutzen, und auf Hrn. Lavaters schrift-
stellerischen Ruhm, daß es ihm belieben möge, sein Werk zu
schließen, und aus der Menge der Käufer und Leser nicht den
Schluß zu ziehen, daß es gut sey. Recens. traut Hr. L. so
viel Einsicht zu, daß er glauben wird, daß ein elendes Buch
viele tausend Käufer finden kann, wenn es sich durch einen be-
rühmten Namen, und eine für gewisse Leute anziehende Schreib-
art, oder durch das Seltsame seines Inhalts, worin es auch
bestehe, empfielt. Mögen also immerhin von 1000 Käufern
des Pontius keine zehn das Anerbieten Hrn. L., ihnen ihr
Geld für das erste Bändchen zurück zu geben, sich zu Nutze
machen. Gesetzt die Furcht, für filzig gehalten zu werden, oder

sich

sich Feinde zu machen, oder die Zuneigung zur Person des V. halte sie nicht zurück; so folgt doch hieraus gar nicht: also ist **Pontius Pilatus kein schwärmerisches, schwülstiges, nonsensikalisches Geschreib, sondern ein vernünftiges, nützliches Erbauungsbuch.** Hingegen könnte mancher unbefangene Mann glauben, es folge aus dieser seltsamen Zumuthung des Hrn. L. an seine Leser ganz etwas anders. Hr. **Lavater** ist wirklich monitoribus asper, er mag seine Eitelkeit so schleichend zu verlarven wissen, als er nur will. Er sucht mit einem so wetterwendischen Dinge, wie der **Pontius Pilatus,** Aufsehen zu machen, und mit dem frömmelnden aber unverständlichen Geschreibe auf die frommen Seelen weit und breit zu wirken, die nicht so genau auf den richtigen Verstand der Bücher sehen, die sie lesen, wenn sie nur sich einbilden können, als ob sie was bey einer solchen Leserey empfänden. Ein solches Publikum, das die hohen und tiefen Talente des Herrn **Lavaters** anstaunt, und sich in Demuth und Einfalt zu bescheiden weiß, daß es den hohen und tiefen Sinn des Herrn Lavaters **nicht begreife,** aber ihn verehren müsse, — ein solches Publikum will Hr. **Lavater** eigentlich haben, und kein anders. **Die mit Lavatern verbrüderte Leutchen** nennen einen Menschen, der so über **Lavaters** Schriften urtheilt, einen **treuen Menschen.** Solche **treue Menschen,** die so fein alles annehmen, was Hr. **Lavater** ihnen vorsetzt, sey es auch noch so unverdaulich, mag er gar zu gerne haben. Wenn aber einer von seinen Lesern, so wie der Recensent that, ein wenig untersuchen will, ob Hrn. **Lavaters** Geschreibe **klug** oder **unklug, Sinn** oder **Unsinn, Belehrung** oder **Geschwätz, Empfindung** oder **Schwärmerey** sey, wo das **erstere** und wo das **letztere** ist, wenn er diesen Unterschied dem **gesunden Verstande** einleuchtend macht, so mag Hr. **Lavater** einen solchen Menschen gar nicht haben; das ist ihm ein **untreuer** Mensch, und er befürchtet, dessen **beschwerlicher gesunder Verstand** möchte manche **einfältige treue Menschen** an der großen Meynung, vom Werthe der **Lavaterischen** Schriften endlich auch untreu machen. Hr. **Lavater** möchte also lieber, ein solcher Recensent hätte ganz geschwiegen, hätte ihn auf sein **ausgewähltes treues** Publikum wirken lassen. Wenn also ein Recensent in der A. d. Bibl. ihm beschwerlich wird, so pflegt er nicht etwan ihn zu widerlegen, — denn gewöhnlich kann er das nicht, und will es daher auch nicht — sondern er sucht durch allerhand **Winkel-**

züge

züge ihn entweder zum Schweigen zu bringen, oder dessen Wirkung wenigstens bey seinem treuen Publikum zu schwächen. Daher kommen denn allerhand wetterwendische Erklärungen und schiefe Insinuationen, mit denen Hr. Lavater sich das Ansehen geben will, als ob er einen solchen Gegner wohl widerlegen könnte, wenn er wollte, als ob er über solche Gegner weit erhaben wäre, u. d. gl. Eine solche Insinuation ist denn wohl die seltsame Zumuthung an das Publikum: „daß wer in den aus Wahrheitsliebe geschehenen Wunsch des Recensenten einstimme, das Geld, „was er für den Pontius bezahlt habe, zurück erhalten sollte.“ Ist denn hier die Rede von den wenigen Gulden und Kreuzern, oder von Wahrheit und Unwahrheit, von Nützlichkeit oder Unnützlichkeit? Es ist ganz ungereimt, daß Hr. Lavater Geld anbietet, von dem er noch überdies ziemlich gewiß voraussehen kann, daß er wenig davon wird zu bezahlen haben, und bey dieser Gelegenheit seine harmloseste Aufrichtigkeit und seine Herzensruhe geltend machen will. Was haben diese mit den Gulden und Kreuzern zu thun, welche die Käufer für sein Buch ausgegeben haben? Der Recensent hätte gewünscht, Hr. Lavater „möchte sich durch die „Fortsetzung dieses elenden Geschreibes, oder anderer Schrif„ten dieser Art, nicht ganz um die Achtung des vernünftigen „Theils der Lesewelt bringen.“ Erhält denn etwa Hr. Lavater die Achtung des vernünftigen Theils der Lesewelt, wenn er den Leuten, welche es gereuet, den ersten Theil dieses elenden Geschreibes gekauft zu haben, ihr Geld wieder zu geben sich erbietet, und doch dieses elende Geschreibe fortsetzt? Wird denn durch solche Erbietung dieses elende Geschreibe um ein Haar besser? Zu welchen Armseligkeiten mag sich nicht die frömmelnde Eitelkeit herablassen!

Doch wir setzen unsere Bemerkungen über den Inhalt und Styl des Pontius fort. Und hier finden wir folgenden Gedanken in dem ersten Buche würdig, das Verzeichniß der in der vorigen Beurtheilung ausgezeichneten Stellen zu vermehren. „Jedes Wort aus sich selbst gesprochen, jedes „unentlehnte, originale, eigenthümliche Wort, das „die Physiognomie unsrer Seele, die Mine unsers An„gesichts hat, ist kräftig, und flößt Achtung ein, — „und hat früh oder spät große dauernde Wirkung. „Jedes bloß entlehnte, nicht aus Bedürfniß quillende

„Wort wird verächtlich, und macht den verächtlich, „der es vorbringt." Was nicht alles aus diesem Satz folgt? Was der verworrenste Kopf, der abscheulichste Mensch aus sich in seinem Charakter redt, flößt Achtung für ihn ein? Es hat ja die Physiognomie seiner Seele! „Wer einen Chef will„kührlich, oder freythätig wirkender Wesen als seinen „Chef und Oberherrn erkennt, der etwas analoges, „gleichförmiges mit ihm hat, der ist dem Wesentlichen, „der Hauptsache, dem Geiste nach ein Jude, ein „Israelit, ein Unterthan des Königs der Juden, ein „Christ." So wäre der Bramine, der Mohamedaner zum Juden, und der Jude zum Christen demonstrirt. Und das ist es noch nicht alles. Auch der Theist ist ein Jude und ein Christ, denn auch der setzt zwischen Gott und dem Menschen etwas analoges, gleichförmiges. „Herrschen ist berühren, „drücken, genießen, und genossen werden; beherrscht „werden, ist berührt und gedrückt werden." Diese bizarre Erklärung ist gleichwohl in dem Verstande, den H. L. damit verbindet, ganz richtig. Was auf viele Dinge einfließt, ihre Wirkungen beschränkt, zu ihrer Vollkommenheit beyträgt, und ihren Zustand überhaupt bestimmt, das herrscht. Aber wie folgt nun hieraus: Wenn ein Wesen mehr Analogie und Gleichförmigkeit mit andern hat, könne es sie auch mehr berühren, drücken, genießen. Der unendliche Geist hat weniger Analogie mit dem Menschen, als der Mensch selbst. Welches Wesen kann mehr über den Menschen herrschen, und seinen Zustand verändern, welches kann näher, unmittelbarer und kräftiger auf ihn würken? Ein Wesen von eingeschränkten Kräften ist als solches einem andern von eingeschränkten Kräften ähnlicher. Kann es deswegen dasselbe mehr beherrschen, mehr auf dasselbe wirken? Wie schlecht hat also Hr. L. bewiesen, was er beweisen will, daß der Mensch von einem sichtbaren menschenähnlichen Gott allein beherrscht werden kann, und daß wir eines solchen bedürfen, wenn Gemeinschaft zwischen dem Unendlichen und uns seyn soll. Das ist freylich der Geist des Lavaterischen Christenthums. Aber würde hiermit nicht aus seinem eignen System folgen, daß es also Millionen Mittel- oder Untergötter in der Schöpfung geben müsse? Denn wer wird behaupten wollen, daß es in der unermeßlichen Schöpfung lauter Menschen gebe? Die Einwohner jedes Planeten und Fixsterns werden wohl also ihren Mittelgott, ihren Christus, haben

haben müssen. Denn nur durch dieses Dazwischenkunft ist ihre Vereinigung mit dem unendlichen Geist möglich." Hr. Lavater glaubt zwar, daß die menschliche, oder menschenähnlichste Natur die vollkommenste sey, wenn sie auch nicht die einzige gedenkbare Natur aller edelern Geschöpfe ist. Allein wie viel Unwissenheit gehört dazu, um ihm hierin recht zu geben? Könnten Schnecken und Würmer denken, sie würden mit eben dem Recht ihre Natur zum Maaßstab der vollkommnesten machen können. „Wer seinen Geist beherrscht, ist „größer, königlicher, als wer eine Stadt erobert. „Hatte Jesus Jahrhunderte gesagt, eh er vor Pilatus „stand, und eh dieser sein Nam von Engeln ausgesprochen war." So sind also die Sentenzen des Salomon von Jesu vor seiner Geburt inspirirt? Und so etwas sagt man noch in unserm Jahrhundert, wo dergleichen Vorurtheile so nachdrücklich bestritten, und in ihrer Blöße dargestellt worden sind? Einige kleine Proben vom Styl in diesen und dergleichen Betrachtungen! S. 51. „Mein Reich ist was es ist. — „Ich bin — Es ist. So ist nichts, wie dies Reich! „So kann niemand sagen: Ich bin wie ich. Ich und mein Reich sind empfangen vom heiligen Geist; ein „himmlisches Gewächs vom Vater im Himmel in die „Wüste der Erde gepflanzet." S. 52. „Das Reich Chri„sti ist so göttlich, so göttlich etwas seyn kann, das „Meisterstück der göttlichen Weisheit, das *non plus* „*ultra* ihrer Erfindungskraft." S. 56. „Tune Rex? „So bist du denn ein König? Abermal Frage des „Himmels, der Erde, der Hölle! Frage aller Köni„ge und aller Sclaven, aller Weisen und aller Tho„ren. — Aller Sophisten, und aller Kinder der Wahr„heit und Einfalt, die von Jahrhundert zu Jahrhun„dert fortschallt, und die nie ganz beantwortet werden „kann, bis alle Geschlechte, Völker und Zungen ihm „dienen werden. S. 57. Ach, wie wenig dachte Pi„latus, und wie wenige denkens — daß eben diese „Einfachheit, diese Heer- und Wehrlosigkeit, dieses „dienerlose Alleinstehen, diese Unabhängigkeit von al„len, diese Bedürfnißlosigkeit alles andern die erste „tiefste Grundlage ächter königlicher Würde ist.

Im zweyten Buch handelt der Verfasser bey Gelegenheit der Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? von der Wahrheit

der Person, der Lehre, und der Thaten Jesu. Die Person Jesu ist auch deswegen Wahrheit, weil er das Urbild, das Original der Menschheit ist, weil der erste Mensch nach ihm gebildet war. Woher hat der Verf. diese Nachricht? Aus der Bibel nicht. Und mystische Meynungen sollten doch nicht so, als wenn es unbezweifelte Wahrheiten wären, vorgetragen werden. Das ist gut für die treuen Menschen, die alles annehmen, was ihnen Hr. Lavater sagt, aber nicht für die denkenden Menschen, die nichts ohne Untersuchung annehmen. Wenn Hr. L. sich einmal erklären sollte, worin denn die Aehnlichkeit des Menschen mit einem solchen Wesen, das nach Gott das Vollkommenste ist, bestehe, was würde er nicht von dieser Aehnlichkeit alles herunter lassen müssen, wenn er nicht pur lautern hellen Unsinn behaupten wollte. Hatte dann das Original der Menschheit ein Herz, Blutadern, Arterien, lymphatische Gefäße, Gekrösdärme, Lungen, Leber, Magen, Gedärme, Fleisch, Knochen, Sehnen, Muskeln, Gehirn, Nerven, Rückenmark? Und wenn nicht, wie vieles fehlt ihm zum Menschen? — Die Wahrheit selbst ist die Person Jesu Christi. Wenn nichts fremdes, angenommenes, entlehntes an ihm, weder von Menschen noch von Gott zu bemerken war. Es scheint doch, daß er von sich das Gegentheil sage: „der Sohn „kann nichts von sich selbst thun, wenn er es nicht vom Va„ter sieht, was derselbe thut, das thut auch der Sohn.“ Und wie oft versichert er nicht, daß er nichts in seiner eigenen Person aus eigenem Antrieb redt, sondern alles in der Person, im Namen, aus Vollmacht Gottes. Die Lehren Jesu sind Wahrheit. Sie sind deutlich, und allgemein verständlich. Und ihre Wahrheit ist leicht zu prüfen, und zu erkennen. Dieses giebt Hr. L. Gelegenheit, sich mit viel Heftigkeit über die aufzuhalten, welche der Meynung sind, es gehöre Sprachkenntniß, Kritik, Geschichte dazu, ihren Sinn zu verstehen. Wie sollte diese Behauptung nicht übertrieben, mißbraucht werden können? Aber daß sie durchaus falsch ist, das wagt er nicht einmal zu sagen, und daß sie mit Hinsicht auf einen großen Theil der Reden Jesu wahr sey, das beweisen sogar gewisse von ihm angeführten Stellen, die das Gegentheil beweisen sollen. Welche Menschenzunge, ruft er S. 117 aus, kann das Wort aussprechen. „Ich verstehe nicht, was damit gemeynt ist; es erfodert viel Kritik, Gelehrsamkeit, Alterthumskunde, Sprachkenntniß, um

das

„das Wort zu verstehen, um es wahr zu finden. —
„Wo ist unter euch ein Vater, der seinem bittenden
„Sohn statt Brode Stein — — — gäbe, sodann ihr,
„die ihr doch sonst arg seyd, euren Kindern gute Ga-
„ben geben könnt, wie vielmehr wird euer Vater, der
„himmlische, denen Gutes, (und das Beste von allem
„Guten, den heiligen Geist) geben, die ihn darum
„bitten.“ Und das darf also keines Menschen Zunge aus-
sprechen: „Es gehört Bekanntschaft mit der jüdischen Spra-
„che, den Religionslehren der Juden dazu, zu verstehen, was
„der heilige Geist sey, von dem Jesus redet.“ Jeder Sterb-
liche versteht das Wort den Augenblick, sobald man ihms in
seine Sprache übersetzt. Noch stärker beweißt Hr. L. was
er widerlegen will, durch die Anführungen der Stellen von der
Erhörung des Gebets. Allerdings gehört gesunde Kritik,
Hinsicht auf den Geist und Tenor des N. T., die Zeit, wor-
in alles geordnet worden, die Personen, zu denen es geredet
worden, dazu, wenn wir wissen sollen, wen die Verheißung
angehe: Bittet! Euch wird gegeben werden. Wie weit
sie, auf was für Güter, wünschenswerthe Dinge sie gehen
könne und müsse. „Ich suche noch immer den Mann,
„ruft S. 114. der Verf. aus, den ich bald zwanzig Jah-
„re umsonst gesucht, und bis ans Ende meiner Tage
„vergebens suchen werde, der vor 4 oder 6 Ohren laut
„aussprechen darf,“ (es muß doch mehr auf sich haben,
Dinge, die die Vernunft empören, zu sagen, als sie zu schrei-
ben, wenigstens denkt Hr. L. das. Denn ohne noch auf sein
eigen Verhalten Rücksicht zu nehmen, sehen wir das daraus,
daß er sich dieser rhetorischen Wendung so gern bedient;)
„Jesus hat zwar ausdrücklich gesagt: Gieb dem, der
„dich bittet, und dies Geben und Bitten so verstan-
„den, wie es alle Menschenzungen und Menschenohren
„verstehen. — Aber er hat nicht gesagt: Bittet, so
„wird euch gegeben werden. Oder dies Bitten und
„dies Geben war ihm in dieser Stelle etwas ganz an-
„ders, als in der eben angeführten. . . . Und dennoch!
„fürchterliches dennoch! obgleich dies keiner mit seiner
„dastehenden lebenden Person sagen darf, obgleich je-
„der, der es sagen würde, für den elendesten Sophi-
„sten, oder den schamlosesten Menschen gehalten wer-
„den müßte, — dennoch lesen wirs heut zu Tage hun-
„dertmal vor aller Welt geschrieben, (was? daß Chri-

stus nicht gesagt habe: Bittet, so wird euch gegeben werden? oder daß er kein Bitten, kein Geben hier verstehe? Wo hätte Hr. L. das gelesen? Am Ende wird Hrn. Lavaters phantastische Träumerey an Verläumdung gränzen!) „und der „heißt in der tolerantisten Welt ein Unsinniger — „und der wird geradezu, und ausdrücklich von Men„schen, die auf sehr feine Sitten, und den kultivirte„sten Geschmack, und per se auch auf Toleranz An„spruch machen, und die uns auf allen Seiten die vor„treffliche Moral Christus anpreisen, ins Tollhaus „verwiesen, der ganz einfältig und zuversichtlich be„hauptet: Es ist Christuslehre, und wenn Christus „Wahrheit ist, so ist es Wahrheit; Der Mensch darf „und soll der allmächtigen, alles beherrschenden Gott„heit Gebeter darbringen, und positive Gebetserhö„rung“ (was ist positive Gebetserhörung? buchstäbliche, genaue Erfüllung besonderer Zeit, Ort, Personen, Umstände, bestimmender Bitten, wie sie auch beschaffen seyen,) wenn er (man bemerke diese Bedingung) „dem geoffenbarten Wil„len der Gottheit, oder welches eins ist, der Vor„schrift Christi gemäß bittet.“ R. hat diese Stelle deswegen ausgezeichnet, um den V. zu überzeugen, daß er sich nicht scheue, sie anzuführen, ob er gleich überzeugt ist, daß derjenige sehr irrt, der auch Erhörung jedes Gebets, um Befreyung von gegenwärtigen Uebeln, oder um Wohlthaten von anderer Natur, dergleichen der Mensch von Gott erwarten kann und darf, rechnet, und daß ihn also Hr. L., zu Folge dem, was er S. 121 sagt, zu denen zählen wird, die diese Stelle, so wie sie dasteht, nicht anführen werden. Doch, wenn Hr. L. statt sich hinter zweydeutige Ausdrücke und dunkle Wendungen zu verschanzen, gerade hin die Meynung, von der die Rede ist, hätte vorlegen wollen, wer würde es denn so unbillig und intolerant finden, wo man dem gesunden Menschenverstand absprechen würde, der behauptete: Jesus hat jede, wenn auch noch so willkührliche Bitte, die ein Mensch dem andern thun kann, zu erfüllen befohlen, und auch jede, wenn noch so willkührliche Bitte um eine Wohlthat, die die Gottheit geben und der Mensch empfangen kann, zu erhören verheißen? Denn so wäre jeder Mensch verbunden, dem andern sein Weib zu leihen, sein Vermögen abzutreten, sobald er ihn darum anspräche. Es steht ja da: Gieb dem, der dich bittet. Und so könnte Hr. L., so bald es ihm

ihm beliebte, die Sonne stillstehen heißen, im Sommer Winter, und im Mittag Mitternacht machen. Allein kein Mensch, der Anspruch auf Duldung und Menschenliebe macht, wird den ins Irrhaus verweisen, der sagt: „Jesus verheißt, daß „die Gottheit Gebete, die mit Hinsicht auf wahre Bedürfnisse „gethan werden, im Fall sie mit dem wahren Beßten des Bit„tenden, und des Ganzen nicht streiten, erhören wolle.“ Sagt Hr. L. nur das, und nichts als das, worüber ist hier ein Streit weiter? wozu diese Deklamation? wie wird er die unbedächtliche Zulage, die er gesitteten, toleranten Schriftstellern macht, rechtfertigen können? Recensent läßt sich nicht weiter auf alle folgenden Betheurungen, und mit Ausrufungen bekräftigten dreisten Behauptungen, daß der Christ alles von Gott bitten könne, auch Dinge, die die Kräfte der Natur übersteigen, wo er Glauben hat, ein. Wenn solche Stellen, die das bezeugen, mit Hinsicht auf Zeit, Ort, Umstände und Zusammenhang geprüft werden, so wird sich finden, ob sie alle Christen in allen Zeiten angehen, oder nicht. Noch vergeblicher wäre es, über die dunkle und unbestimmte Frage von der Gottähnlichkeit des Menschen, und von seiner Vereinigung mit Gott viel zu sagen. Eine solche Vereinigung des Christen mit Gott, in welcher der Mensch Christus mit dem Vater steht, gehört freylich zur Bestimmung des Christen. Aber vermuthlich versteht Hr. L. etwas anders unter dieser Vereinigung, als R. Die Stellen Joh. 17. entscheiden nichts zum Vortheil des Verf. vielmehr wider ihn. Eben so versteht R. mit andern Schriftauslegern unter der Gottähnlichkeit des Menschen seine höhern Seelenkräfte. Es scheint ihm abgeschmackt und widersinnig, diese Aehnlichkeit noch weiter auszudehnen. Herr L. dehnt sie offenbar weiter aus, wie könnte er sich sonst so heftig über Verspottung seiner Meynung hierin beschweren. Auch hier entscheiden die Ausdrücke der Bibel nicht. Aber so viel wagt R. zu schreiben, und auch vor Menschenohren und Zungen zu sagen: Es ist Schwärmerey und Unsinn, zu behaupten, daß der Mensch schon in diesem Leben mit Kräften der Gottheit über die Natur zu gebieten ausgerüstet werden könne, und seiner Bestimmung nach solle, daß er die Gottheit physisch und sinnlich geniessen, sich so mit ihr, wie mit einem Wesen von seiner Natur vereinigen, auf sie so würken, und von ihr so Einflüsse empfangen kann, wie das in Ansehung seiner gleicht; Geschöpfe möglich

ist. Noch eins können wir nicht umhin, in dieser Betrachtung über die Wahrheit der Lehre Jesu zu bemerken. Der Verf. setzt unter andern den Fall, daß einiges im N. T. untergeschoben seyn könne. Was Jesu in den Mund gelegt wird — Aber er scheint auch weit entfernt, diesen von ihm bloß als möglich gesetzten Fall wahrscheinlich zu finden. Er glaubt seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er erbötig ist, wenn auch nur unter zwölf Gelehrten ein einziger ihn versichern dürfe, oder wie er sich ausdrückt, mit seiner gegenwärtigen lebenden Person aussprechen und behaupten dürfe: Es kann aus kritischen Gründen dargethan werden, daß dies und jenes Wort, das in allen unsern Testamenten dem Herrn in den Mund gelegt wird, untergeschoben sey, ihm ohne Beweis zu glauben. Ists möglich, daß Hr. L. in der Kritik des N. B. wirklich so gar ein Fremdling ist, um nicht zu wissen, daß es Gelehrte genug giebt, die behaupten, und auch erböthig seyn werden, Gründe anzuführen, warum? die Doxologie im Gebet des Herrn, und viel andere Stellen, Ausdrücke, Wörter, die in den Vorträgen Jesu vorkommen, seyen unächt? Sollte Hr. L., der zu Z. lebt, von Breitinger von der Unächtheit der Doxologie nie etwas gehört haben?

Hr. L. sucht endlich zu zeigen, daß die Thaten Jesu Wahrheit seyn. Sehr bündig ist eben solcher Beweis nicht. „Wenn er die Thaten nicht verrichtet, und die Worte „nicht geredet hat, die ihm zugeschrieben werden, — „so war er überall nicht; so haben wir keine Urkunde „seiner Existenz und Wirksamkeit. Ohne Reden und „Thaten, und ohne einflußreiche Wirksamkeit existirt „kein Mensch für die Nachwelt. — Die Wahrheit seiner „Reden und seiner Thaten läugnen, heißt ihn selber, seine „Existenz überhaupt läugnen. Wenn er nicht gehandelt, „nicht geredt hat, hat er nicht existirt. Christum läug„nen, was heißt aber das, als die Existenz des Chri„stenthums läugnen?" Wie wenn ein Muhamedaner die Wahrheit der Wunder Mohammeds eben so erweisen wollte, was könnte der V. dagegen einwenden: Mohammed hat die Thaten gethan, die ihm zugeschrieben werden, er hat den Mond in zwey Stücke gespalten, oder er hat auch gar nicht gelebt. Hat er aber nicht gelebt, wie entstand dann der Mohammedanismus? Vortrefflich! Wenn Apollonius von Thyana, wenn der

der heilige Martinus die Thaten nicht verrichtet haben, die ein Philostratus und Sulpicius Severus von ihnen erzählen, wenn Martinus nicht den Teufel aus einem Besessenen durch den Hintern ausgetrieben hat, und Apollonius den Dämon der Pest nicht in Bettlersgestalt zu Athen hat vom Volke tod steinigen lassen, so haben sie gar nicht existirt! Doch dieser und andere Beweise sind nur eine Vorbereitung zum Hauptbeweise der Wahrheit der Thaten Jesu. Laßt uns ihn hören: Die Verfasser der vier Urkunden, die dem Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes zugeschrieben werden, haben entweder nach vorhergegangener Verabredung, oder ohne dieselbe, die Welt durch eine künstlich erdichtete Fabel von einem gewissen Jesus, der durch einen gewissen Johannes als Messias angekündiget ward, zwölf Jünger, einen gewissen Petrus, Johannes u. s. w. annahm, und alles das redete, that, litt, was sie ihn reden, thun, und leiden lassen, betrogen, oder die Evangelien sind Epopeen, wie die Ilias, Aeneis, oder die Evangelisten haben sich getäuscht, wenn sie Zeugen solcher Thaten zu seyn glaubten, dergleichen sie Jesu zuschrieben. Oder die evangelische Geschichte ist durchaus Wahrheit. Nun läßt der Verfasser die 4 Urheber jener Urkunden zusammentreten, und verabreden, was sie alles von dem Helden ihrer Geschichte, und den darin vorkommenden Personen erdichten wollen. Jeder Evangelist hält eine trefflich langweilige Rede, worin er meldet, was er seinen Jesum, seinen Johannes, seine Apostel wolle sagen, und thun lassen. Diese Verabredung sieht nun unnatürlich genug aus. Und man würde es dem Verfasser herzlich gerne schenken, uns das Ungereimte dieses Gedankens in 50 Blattseiten fühlbar zu machen. Er zeigt ferner, und das war sehr leicht, daß die Evangelisten, ohne Verabredung, keine solche Fabel von einem Jesus schmieden konnten. Nun beleuchtet er den zweyten Fall, indem die Evangelien Erdichtung seyn können. Die Evangelien sind vielleicht Epopeen. Ein neues Hirngespinst, daß er so tapfer als das erste bekämpft. „Dichter waren die Evangelisten? ruft er aus; erzählende? welcher Dichter in der Welt hat undichterischer erzählt? — dramatische? — welcher undramatischer? — und zwar bey einem Gegenstande, der an dramatischem Stoff und Gange seines gleichen nicht zu haben scheint? Epische Dich-

 ter

ter waren sie vielleicht. Ich möchte eine epische Zeile finden in allen 4 Evangelisten." Und nun führt uns Hr. L. zum Evangelium, schlägt nach, und liest eine Menge Stellen mit uns, und findet plane simple Prose. Endlich ruft er aus: „Dichter waren die Evangelisten, und also der „Apostelgeschichtschreiber auch, der die Fortsetzung „der Thaten Jesu liefert. Poesie ists also, nicht Ge„schichte, nicht Thatsache — daß Petrus und Johan„nes um die heilige neunte Stunde beym Lahmen an „der schönen Pforte des Tempels einige Augenblicke „verweilten? um ein Allmosen angesprochen wurden?" (was soll hierin für eine Beweiskraft liegen?) „daß sie ihm „sagten: Sieh uns an! daß er auf sie achtete und war„tete, daß er etwas von ihnen empfinge?" (Es scheint fast, daß der Verfasser aus der Wahrscheinlichkeit und alltäglichen Natur dieses Vorfalls beweisen wolle, „hier sey nicht Dichtung, sondern Geschichte") , , , „Dichter waren die „Evangelisten —? Also auch die Verfasser der apostolischen Briefe?" (Welch ein Schluß!) „denn sie „beziehen sich, gründen sich, auf die Thaten Je„su. (Sie setzen sie als geschehen voraus, sind aber deswegen nicht Poesie.) „Dichterey also ist der Brief an die Rö„mer? der erste an die Korinther —? der zweyte „ebenfalls —? der an die Galater Dichterey? , , , Ich „schlage mein neues Testament auf — welch ein Dich„ter! Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe, „welche eine Diakonissin der Gemeine zu Kenchrea „ist , , Grüsset die Priscilla und den Aquila , , grüsset „den Epenetus, meinen Geliebten." Und so liest Herr Lavat. das ganze Kapitel, das voll Namen der Christen, die Paulus grüssen läßt. „Dies ist also Poesie? Erdichtung? fragt er nochmal. O welche bündige, herrliche Apologie des Christenthums! wofür erdichtet der gute Mann solche Ungereimtheiten, die vermuthlich noch kein Mensch gesagt, noch jemals sagen wird, um sie in ihrer Blösse darzustellen; und bekümmert sich nicht lieber um die wirklichen Einwürfe, die von Freydenkern gegen die evangelische Geschichte vorgebracht werden? Wer hat je gesagt, die Evangelisten haben das Daseyn eines Jesus erdichtet? vielmehr haben viele gesagt: sie oder andere, die ihre Namen führen, haben eine wirklichen Thaten entstellt, mit Zusätzen, Erdichtungen verfälscht. Wer hat gesagt, daß sie Epopeendichter seyn?

Für

Für Legendenschreiber werden sie noch eher ausgegeben, d. i. für Urheber ganz planer, prosaischer, meist lügenhafter, und mit etwas Wahrheit vermengter Lebensbeschreibungen eines gewissen Mannes, der in Judäa gelebt, und Anhänger gemacht hat. Doch wenn auch jemand dergleichen gesagt hat. Was für Aufmerksamkeit verdienen solche Einfälle? Der Verfasser setzt noch einen dritten Fall: die Evangelisten täuschten sich, wenn sie glaubten, sie sähen, hörten Jesum die Wunder verrichten, die sie ihm zuschreiben. Dieser Hypothese giebt der Verfasser vermuthlich aus frommer Absicht, niemand durch eine allzuverführerische Einkleidung derselben in seinem Glauben irre zu machen, eine gar nicht furchtbare Gestalt. Er fragt S. 279. so: „Johannes, du glaubtest also an „jener Hochzeit zu Cana Wasser zu sehen, wo du „Wein sahest; Wein zu kosten, wo du Wasser ko„stetest: Du warest blödsichtig genug, da Mangel an Wein zu erblicken, wo Ueberfluß war? u. s. w. Was würde der Verfasser der Histoire Critique de la Vie du Jesus hier sagen? Das sag ich nicht, daß Johannes Wein zu sehen glaubte, wo er Wasser sah, Mangel, wo er Ueberfluß sah; aber ich sage, daß er sich täuschte, wenn er nicht sah, sondern glaubte, Wasser sey Wein geworden. Ich sage nicht, daß er sich täuschte, wenn er den Lazarus aus dem Grabe lebend hervorkommen sah, sondern ich sage, daß er ohne Grund geglaubt hat, er sey todt gewesen. Die Evangelisten, sagt der Verfasser, sahen und erzählten vielleicht mehr als wahr war. Diesen Einfall stellt er in seiner ganzen Blösse dar. Jesus weckte also den Todten nur halb auf? machte nur drey Viertheile lebendig? oder er war nicht todt, der zum Thor Hinausgetragene? der schon vier Tage im Grabe Liegende? oder der Mann mit der lahmen Hand hatte keine lahme Hand? oder sie blieb wie die andere? oder es regten sich nur einige Finger? und die andern blieben lam? Jesus wandelte etwa nur von jenem Gestade bis mitten auf den See, und nicht über den ganzen See? oder der Sturm war nicht so heftig? oder legte sich nur halb auf sein Wort? Oder er verwandelte etwa nur drey Gefässe voll Wasser, und nicht sechs? oder diese nur in halben Wein? und diese Halbheiten, sahen sie für ganze an? Alles was sich zur Entschuldigung einer solchen Apologie des Christenthums noch etwa sagen ließe, ist, daß sie für diejenigen, zu derer Erbauung dies Werkchen bestimmt ist, gründlich und bündig genug sey. Allein, wer eine solche Apologie

des

des Christenthums befriedigend finden kann, bedarf gar keiner. Strohmänner aufstellen, um sie zu Schande zu hauen, ist kein Geschäft für einen tapfern Krieger. Der sucht lieber wirkliche lebende Feinde auf. Den Beschluß dieser Betrachtung macht ein Verzeichniß von Wahrheiten, das eigentlich als Probe von einer größern Sammlung solcher unleugbaren Sätze, die Herr L. besonders herauszugeben gedenkt, hier mitgetheilt wird. Es scheint, daß jene verheißene Sammlung die Erfüllung des Versprechens, die Lehre vom Reiche Jesu in Fragen, die niemand anders, als bejahen kann, einzukleiden, entweder wirklich ist, oder doch ihre Möglichkeit beweisen soll. Sie soll, wie der Verfasser meldet, den Titel führen: „Wahrheit und Klarheit, oder Einsmal Eins der Menschheit, oder Organen zur Erkenntniß der Wahrheit. Sie soll alle Zweifler, Disputirer, Gauckler, Sophisten verstummen machen. Sie soll — zeigen, daß das Versprechen des Verfassers nicht eine übertriebene Behauptung sey, nicht von Anmassung ohne Beyspiele zeuge, und Recens. der ihm diesen Vorwurf gemacht hat, soll dadurch überführt werden, wie der Verfasser zu verstehen giebt, daß seine Einwendung gegen die Möglichkeit so einer Fragensammlung nichts als Knaben, Thoren, und Schwärmer — schreckende Verunglimpfung sey. Indeß giebt uns Herr L. zur freundlichen Belehrung und heilsamen Beschämung — der bänglichen, und schwachen Wehklager unsers glaubenlosen, und zweifelreichen Zeitalters einige Beyspiele von Wahrheiten, die niemand als ein Thor mit seinem Namen, oder ein Bösewicht ohne seinen Namen läugnen kann. Einige Proben von diesen Wahrheiten geben wir hier.

Wer Christus für einen Thoren, oder Unweisen hält, glaubt nicht an ihn.

Wer es ungern sieht, daß nützliche Wahrheit ausgebreitet wird, und gern, wenn schädliche Irrthümer ausgebreitet werden, ist kein Freund der Wahrheit.

Wer uns nichts geben, und nichts nehmen, nicht Freude machen, nicht Verdruß machen, nicht drücken, nicht berühren kann, ist uns gleichgültig.

Wer mir zehn Wohlthaten erweist, ist mir, als solcher lieber, als wer mir, alles andere gleichgerechnet, nur eine von diesen zehn erwiesen hätte. Wer mir hundert Wohlthaten erweist, ist mir, als solcher lieber, als wer mir alles, nur zehn solcher, wie die hundert sind, erwiesen hätte.

Wer

Wer einen harmlosen gutherzigen Christusverehrer, (nämlich einem solchen Mann, wie Herr L.) als solchen, aus **Muthwill und Schmerzensfreude** schmerzlicher verwundet, als ob er ihm ein Glied entzwey schlüge, ist — **kein guter edler Mensch.**

Recensent versichert, daß alle Wahrheiten, die der Verf. uns hier zum Besten giebt, von eben der Natur sind: Wahrheiten gewiß, die kein Mensch, kein Engel, und vielleicht auch kein Satan anders, als mit einem lauten, bestimmten Ja beantworten wird. Nur Schade, daß wir damit keinen Schritt weiter in unserer Erkenntniß fortgekommen sind, und daß kein Weiser dadurch verständiger, kein Narr gescheider, und kein Unwissender um ein Haar gelehrter wird. Man sollte fast denken, Hr. L. habe die schwachmüthigen Wehklager, denen er dadurch zeigen will, daß noch unbeschreiblich viele reine Wahrheit dem menschlichen Verstand gegeben ist, — so viel gegeben ist, als er bedarf, um damit auszukommen, ein wenig zum Besten. Und vielleicht thäte er so unrecht nicht daran. Oder er hat sicherlich sich selbst zum Besten. Man sollte freylich hier und noch an manchen Stellen des Büchlchens, besonders da, wo Herr L. das letzte Kapitel der Epistel an die Römer abschreibt, um zu zeigen, daß es — Prose ist, auf den Argwohn gerathen, Hr. L. habe die ganz harmlose Absicht, bey solchen seltsamen Schriftstellertouren, das Papier vollzufüllen, wenn man nicht wüßte, daß er eben nicht nöthig hat, zu solchen Einfällen seine Zuflucht zu nehmen, um diesen Zweck zu erreichen. Wenigstens sieht man sehr wohl, daß Hr. **Lavater** auf eine **harmlose gutherzige** Art, den ihm **treuen verbrüderten Menschen** ins Herz bringen will, daß die Recensenten, welche den Pontius für ein elendes Geschreibe halten, das alle Augenblicke **wider den gesunden Menschenverstand** anstößt, nicht mit aus Liebe zur **Wahrheit** und mit reifer Untersuchung dies behaupten, sondern aus **Muthwill** und **Schmerzensfreude**, und daß sie keine **guten edlen Menschen** sind. Das ist so ein **harmloses** Wesen, das sich Hr. **L.** gegen die erlaubt, die anders denken, als er, und wobey er immer ein **gutherziger edler Mensch** im Sinne der **ihm treuen** Menschen bleibt!

Noch etwas über die Selbstrecensionen, die der Verfasser nicht mehr jedem Abschnitt, sondern jedem Buche am Ende beyfügt. Er beklagt sich S. 78. 79. auf folgende Art über

die

die Mißdeutung dieser Censuren: „Was ist gerader, simpler, vernünftiger, als ein Werk, eine Schrift, die man dem Publikum vorlegt, das letztemal mit dem prüfenden, schärfsten Blick eines Censors zu lesen, und sich vor Gott, dem Publikum, und sich selbst zu fragen: „Ist nun nichts mehr dazu, und davon „zuthun? „Hast du es nun auch so gut gemacht, als du es „machen konntest? Ist nichts falsches, schiefes, dunkles, „zweydeutiges, unerwiesenes übrig. (O wenn der Censor L. „kein solcher Busenfreund des Schriftstellers L. wäre, wie viel „hätte dieser wegstreichen müssen!) Kannst du zu allem mit „Leib und Seele, mit deinem Herzen und — deinem Namen „stehen?“ — und denn das letzte Urtheil, es mag ausfallen wie es will, (und allzu streng wird es wohl nicht ausfallen) es mag etwas zu ändern, oder nicht zu ändern seyn, niederschreiben? und darüber kann man sich aufhalten, diese unendlich simple, und würdige Naivetät für .... Prahlerey, oder gar — — Trutz ansehen? liebes Publikum, liebes Zeitalter, welche Geduld ist groß genug, solchen herzlosen Schiefheiten blos zulächeln. Welch ein Herz, das solcher Gutherzigkeit, Bosheit, (Bosheit? ist Stolz Bosheit?) andichtet? Was ist auch natürlicher, als es für Solz und Selbstgenugsamkeit, anzusehen, wenn ein Mann hervortritt, und uns in einem Bändchen Rhapsodien in einem mysteriosen, schwülstiger, schwankenden, fanatischen Ton eine kleine Bibel, eine Geschichte und Charakteristik der Menschheit, ein Lesebuch für die Menschheit ankündiget, und dieser Mann, der es, aus seinem ganzen Ton zu urtheilen, nicht gar übel nehmen würde, wo wir glaubten, daß nicht ers ist, der redet, sondern der heilige Geist, sagt am Ende jedes Abschnitts: Ich Herr *N. N.* habe dies durchgesehen, und finde nichts darin, das der Bibel, oder dem Zwecke dieser Schrift ungemäß sey, und giebt am Ende eine Recension, die eines andern Arbeit scheinen sollte, ohne es zu seyn, worin die Schrift gelobt wird? Wer wird auch da so leicht auf den Gedanken fallen, daß der Mann uns eigentlich nur ganz einfältig sagen wolle. Dies Gemälde hier stellt einen Baum, ein Haus vor. Ich habe gethan, was ich gekonnt, ihm alle mögliche Aehnlichkeit mit diesen Gegenständen zu geben. Im Grunde hat freylich Hr. L. so unrecht nicht, er befindet sich so ziemlich in der Lage eines elenden Malers, der genöthiget ist, auf sein Gemälde zu schreiben, was es vorstellen soll, und zu versichern, daß ers

so

so gut gemacht, als er gekonnt. Denn wer hätte sonst in dem Büchchen Pontius alles das gefunden, was er uns darin zu geben verspricht, wenn er uns nicht betheurte, daß es darin sey. Der Schüler würde, wenn man ihn auch ein Bischen auslachte, doch immer seinen Informator von seinem Fleiße überzeugen, der unter sein Exercitium schreibt: Ich *N. N.* finde nicht einen Fehler mehr in meiner Arbeit. Ich habe es nochmal mit Fleiße durchgesehen.

Doch es ist einmal Zeit, unsere Reflexionen über diese kleine Schrift zu schließen. Wir thun es mit einer kleinen Anmerkung über folgende Stelle der Recension des ersten Buchs: „Den Schüler des, der sich um seines individuellen Glaubens „willen kreuzigen ließe, soll kein entgegengesetzter Glaube irre „machen, und kein Spott bewegen, das zu verschweigen, was „er für höchst nützliche, göttliche Wahrheit hält. Aber sehr „verdenken sollte man es ihm dann auch nicht, wenn er in „diesem lichtprahlenden Zeitalter einem jeden lichtscheuen „Schwärmer wieder Schwärmerey, (was das für eine „Menschenart seyn muß!) und deklamirenden Deklamations„beschuldiger mit fester Gelassenheit ins Auge blickt, und zu „ihm sagt: Freund, wenn du ein ehrlicher Mann bist, so „nenne deinen Namen." Oder mit andern Worten: Ein jeder, der Arges thut, hasset das Licht, und kommt nicht zu dem Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit thut, mit der Wahrheit umgeht, Wahrheit verbreitet, der kommt zum Lichte, auf daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.

Wenn Herr Lavater noch keinen Beweis gegeben hätte, wie einem Schriftsteller der Kopf vom Weyrauch seiner Verehrer schwindlicht werden könne, so wäre die Unverschämtheit hievon ein Beweis, mit der er sich an die Stelle unsers Seligmachers, und seine anonymen Beurtheiler an die Stelle der Pharisäer setzt, um über sie das Urtheil auszusprechen, „daß sie arge, lichtscheue Menschen sind." Wer seinen Namen bey einer Schrift nicht nennt, der wäre also ein arger, lichtscheuer Mensch? So wäre der Verfasser des Briefs an die Hebräer, nebst viel andern Verfassern der biblischen Bücher verurtheilt, weil sie für gut fanden, anonym zu bleiben? So wäre der, welcher Wahrheit sagen will, ohne Gelegenheit zu geben, daß Vorurtheil und Leidenschaft sie ungeprüft verwerfe, weil er sie sagt, sie falsch deute, weil er

sie

sie vorbringt, ein arger, lichtscheuer Mensch? so wäre der, welcher nichts als Bürger der oder jener Stadt, nicht als Schriftsteller, der bereits unter einem gewissen Namen bekannt ist, nicht als der Mann, der den oder jenen Charakter hat, in diesen oder jenen Verhältnissen steht, sondern nur als Mensch Wahrheit sagen will, alle Aufmerksamkeit der Hörer nur auf das, was er sagt, lenken will, und in dieser Absicht seinen Namen nicht nennt, ein Mensch, der sich schämt, zu dem was er sagt, zu stehen? Welcher aufrichtige, Wahrheitsliebende anonyme Beurtheiler der Schriften und Reden eines Mannes, der das zu sagen fähig ist, verachtet nicht diese kindische von Stolz und Leidenschaft eingegebene Sentenz, und antwortet ihm nicht gelassen: „Was „kann das zur Wahrheit, oder Falschheit dessen, was ich sage, „beytragen, wenn ich meinen Namen nenne? und was kann „ihre Absicht dabey seyn, wenn sie meinen Namen wissen „wollen? Durch die Verunglimpfung der Anonymität wer„den sie mich, und alle Wahrheitsfreuden nicht bereden, daß „man kein ehrlicher Mann bleiben kann, ohne jeder Zeile, die „man schreibt, seinen Namen mit stolzer Selbstzufrieden„heit beyzufügen. Der, welcher ohne sich zu nennen, Wahr„heit, wenn auch manchem unwillkommene Wahrheit sagt, „hat sich der wohl mehr zu schämen, als der, welcher es nö„thig findet, seinen Namen bey gewissen Schriften sehr laut „zu nennen, weil sie, ohne diese Empfehlung, auch denen „selbst, die in seinem Munde alles bewundern, voll Platt„heiten, Nonsens, und räthselhafter, unerbaulicher, Gedan„kenleerer, affectierter Deklamationen scheinen würden?“

Sammlungen zu einem christlichen Magazin von H. Konrad Pfenninger. Vierten Bandes, erstes Heft. Zürich und Winterthur, 1783.

Da wir vom Geiste dieser Sammlungen das Nöthige erinnert zu haben glauben, durchgehen wir nicht weiter alle Aufsätze, sondern begnügen uns diesmal mit einigen nöthig scheinenden Bemerkungen über den ersten Aufsatz, betitelt: **Zeugniß vom Messias aus Jesaias von Stolz.** Diese Abhandlung nimmt die Hälfte dieses Hefts ein, und ist eine Betrachtung über die Stellen des Jesaias, so von glückseligen Zeiten, die die Israelitische Nation zu hoffen hat, vom Untergang

gang ihrer Feinde, und vom Messias handeln. Der Verfasser sucht darin zu zeigen, daß Jesaias gewisse Ideen einiger Anhänger Herrn Lavaters, Hahns, Bengels, von einem bald zu erwartenden sichtbaren, politischen und moralischen Reiche Jesu auf Erden, worin besonders den Juden wiederum der Besitz ihres alten theokratischen Reichs zugesichert werden sollte, begünstige. Zugleich giebt er sich Mühe zu zeigen, daß Jesaias in der That an vielen Stellen von Jesu Person, seiner ersten Zukunft, seinem Lehramte und Tode geweissagt habe. An manchen Stellen sucht er zu beweisen, daß sonst niemand als Jesus gemeint seyn könne. An andern aber wagt er es nicht zu läugnen, daß zunächst auch eine andere Person zu verstehen sey, daß der künftige Antichrist auch zunächst Nebukadnezar, daß das Babylon des Jesaias, so wohl das alte Babel, als das heutige Rom seyn könne, daß die Assyrer, Edomiter u. s. w. wohl jene Assyrer u. s. w. wenn gleich auch die Menschen noch kommender Zeiten bedeuten. Diese Auslegungen, wenn man simple Anführungen mit Deklamationen über die Deutlichkeit, daß nichts anders, als dies und jenes hier verstanden werde, **Auslegungen** nennen will, würzt der Kraftmann mit Wehrufen, Schimpfen, und Spotten über die gelehrten Schriftausleger, die so blind sind, in den Propheten nicht zu sehen, oder so unredlich, und solche Feinde der Wahrheit vorsetzlich **nicht sehen zu wollen**, was er und seines gleichen darin sehen, er nennt sie **gelehrte Drachen, die ihre Hauer auf das neugebohrne Kind wetzen, um ihm einen jämmerlichen Tod anzuthun**, S. 101. **Sünder, Spötter, die im Gerichte nicht bestehen werden, deren Weg ausgehen wird**, S. 41. und verschwendet mehr solche Lobsprüche auf sie. Er läßt ihnen zwar ihre Gelehrsamkeit, wünscht aber sich, und den einfältigen Christen, zu deren Erbauung diese Betrachtungen gewidmet sind, Glück, daß man sie entbehren, und den Propheten ohne ihre Hülfe verstehen könne. Wenn der Mann ruhig seinen Weg fortgienge, so fände Rec. es ganz unnöthig, ihn in seiner Ueberzeugung zu stöhren. Möchte er doch sich und andere mit der Hoffnung der nahen Judenmonarchie, die Jesus aufrichten soll, weiden, möchte er immerhin an die Inspiration aller Worte und Sylben der alten Denkmäler der Israelitischen Geschichte, Dichtkunst, Religion, also auch der Propheten, glauben. Aber sein Verhalten fordert andere, die die Wahrheit auch lieben, und die Urkunden

der Propheten kennen, auf, ihm die nützliche Ermahnung zu ertheilen, sich in einen so ungleichen Streit, wie der, mit den Schriftauslegern, die er immer neckt, ja nicht zu wagen, zufrieden, wo der Feind, den er so kühn herausfordert, ihn nicht bemerken will. Er würde sich ohne Zweifel mit wenig Ehre zurück ziehen müssen, wo er genöthiget würde, seine dreisten Behauptungen zu erweisen, da es ihm an Philologie, Kritik, Philosophie so ganz fehlt, daß er es unmöglich mit dem aufnehmen kann, der ihm z. E. den Beweis auflegte, daß Jesaias in keiner möglichen Uebersetzung einen andern Sinn gebe, wo vom Messias die Rede ist, als er in der lutherischen Uebersetzung hat, der ihn fragte, woher er wisse, daß man den Jesaias, ohne Gefahr zu irren, sofort lesen, und als eine zusammenhängende Urkunde behandeln könne, wie er thut? daß nirgend die Perikopen verwirrt seyn, und unrichtig zusammenhängen? ob es vernünftig sey zu glauben, daß Jesaias Gottes Geheimschreiber gewesen, und alles, was er geschrieben, aus Gottes Mund niedergeschrieben habe? ob daraus, daß gewisse Erwartungen der Israeliten, von künftigen Errettern, Lehrern, Beherrschern, zum Theil sich in Jesu erfüllt haben, eben folge, hiemit hat Jesaias vor 400 und mehr Jahren von Jesu geredet? woher er wisse, daß Jesaias oder Gott, der durch ihn redete, eben zweyerley Verstand in die Worte des Propheten gelegt habe? obs genug sey, daß sie dies und jenes bedeuten konnten, um gleich den Schluß zu machen, daß sie es auch bedeutet haben? Wenn auch der Verfasser viele Gelehrte der alten und neuern Zeit auf seiner Seite hat, was die Weissagungen der Lehren und Thaten, und Schicksale Jesu anbelangt, so haben doch andere Gelehrte, die in der Meinung stehen: alles könne blos als Accommodation auf Jesum gehen, was im N. Test. von Jesu erklärt wird, z. B. die Stellen: Jes. 7; 11; 53; 49; 60; Mich. 1. Zach. 9. Ps. 2. auch ihre triftigen Gründe, und den Jesaias konnten sie besser verstehen, als der Verfasser, der die Hülfsmittel nicht kennt, noch zu gebrauchen weiß, wie man eine alte Urkunde von der Art lesen muß, wenn man sie verstehen will, diese Gelehrten wird er nicht durch seine unbescheidene Ausfälle eines andern belehren. Und es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Deklamationen zielen, da dergleichen Gelehrten niemals die Absicht haben, einfältige Christen, die bisher die Orakel des Jesaias zunächst auf Jesum gezogen haben, irre zu machen, und nicht für sie schreiben. Wenn er auf ihre Kenntnisse und Studien

Ver-

Verzicht thut, so lasse er sie ungelesen, und enthalte sich aber auch solcher unverschämten und zwecklosen Ausfälle. Er ist der Meinung, daß ein Christ die Weissagungen der Propheten zum Theil ganz eigentlich, und zunächst von Jesu auslegen muß; andere sind dieser Meynung nicht, und glauben, daß das Christenthum bey Bejahung und Verneinung dieser Frage immer fest stehen bleiben werde. Er glaubt, alle Propheten haben lauter Gottes- und nicht Menschenworte geredet, geschrieben, und der Nachwelt überliefert. Andere sind der Meynung, man müsse diese Behauptung einschränken, die Propheten hätten häufig auf allgemeine Aussprüche anderer Propheten umständliche Vorhersagungen gebaut, sie hätten auch gar nicht immer geglaubt, aus Gottes unmittelbarem Antriebe zu reden. Mit Begeisterung erhabene Dinge vorbringen, heiße den Juden oft, vom Gottes Geist getrieben werden. Er ist der Meynung, der Christ sey das alte Testament genau mit der nämlichen Hochachtung aufzunehmen verbunden, als das neue. Andere denken hierin anders. Wenn der Verfasser zu weit geht, da er seine Ueberzeugung von den Weissagungen, die auf die Lehren und Schicksale Jesu gezogen werden, für unfehlbar jedem Menschen einleuchtende Wahrheit ausgiebt, so ist die Dreistigkeit noch weit unerträglicher, mit der er gewisse Privaterinnerungen von einem noch zu erwartenden Antichrist, der Erscheinung des Elias, (der doch, wie Joh. sagt, schon gekommen ist,) der Wiederherstellung der alten Theokratie der Juden, dem tausendjährigen Reiche, uns aufdringen will. Die Stellen der Propheten, so von diesen Dingen handeln sollen, würden jeden Christen, der sie für Gottes Aussprüche hält, in die größten Schwierigkeiten verwickeln, wenn sie noch unerfüllt wären, und der Verfasser sie richtig erklärt hätte. Es müßte, nach seiner Erklärungsmethode, also auch noch ein dritter Tempel in der letzten Zeit aufgerichtet, der levitische Opferdienst müßte wieder eingeführt, und wir Christen müsten wieder Juden werden. Wohin sonst mit den letzten Weissagungen des Ezechiels und Zacharias? In den letzten Kapiteln des Jesaias kommen selbst viele Stellen von der Art vor. Und wohin dann mit dem Brief an die Hebräer, und dem ganzen Unterschied des Juden- und Christenthums?

Noch eine Anmerkung. Es scheint fast, daß der Verfasser nach der Ehre ein zweyter Johannes, oder doch ein heil. Schriftsteller zu heißen, begierig sey. Denn er wünscht: daß

dieser Aufsatz hinten an die kleinern neuen Testamente gebunden werden möchte. Mancher Christ würde einst dafür mit Freudenthränen Gott danken. Man sollte fast denken, daß der Verfasser sich Rechnung mache, unsere Nachkommen werden, wenn erst in dem güldenen Zeitalter, welches er hofft, die Gelehrsamkeit völlig aus der Mode gekommen seyn, und von Bibelkritik nicht mehr die Rede seyn wird, ihm die Ehre anthun, ihn für einen apostolischen Mann zu halten, der den Jesaias kommentirt habe, wenn sie seine Abhandlung in allen gedruckten Testamenten antreffen, oder sie werden unser Zeitalter für eine zweyte Offenbarungsepoche halten, die inspirirte Männer hervorgebracht habe, deren Schriften dem Canon einverleibet worden seyen.

Gz.

Sammlungen zum christlichen Magazin, von J. Konrad Pfenninger. Vierten und letzten Bandes, zweytes und letztes Heft.

Der wichtigste, und zugleich weitläuftigste Aufsatz in diesem letzten Stück der Sammlungen zum christlichen Magazin ist eine Abhandlung von Pf. über die Frage: wie müssen wir beschaffen seyn, um an gewissen Verheissungen Jesu Theil zu nehmen? Der Verfasser giebt dieser Frage selbst folgende Wendung: wie müssen wir beschaffen seyn, wenn wir von Jesus Christus die verheißenen Wirkungen seines Lebens, und seiner Liebe in Gebetserhörungen, und Glaubensthaten, und Mittheilung der Geistesgaben sollen verlangen und erwarten dürfen? Diese Frage glaubt Pf. müßte nicht aus der Lehre Jesu, sondern aus seiner Geschichte beantwortet werden. Der Verfasser durchgeht nun, nach seiner Art die Bibel zu lesen, und zu verstehen, das ganze neue Testament, und zieht folgende Resultate daraus. 1) Daß die Verheißungen Jesu über Gebet, Glauben, Geistesgaben, und derselben Erfüllung an keine schwere Forderungen gebunden seyn. 2) Daß die wunderthätige Hülfe, und die Geistesgaben ohne vorhergehende Forderungen gewisser Tugenden, oder moralischer Eigenschaften zugetheilt worden. 3) Daß keine abschlägige Antwort kein Verweisen auf einen hindernden Plan Gottes, kein Verweisen auf höhere Reinigkeit, kein Verweisen auf grössern Nutzen der Nichterhörung, der Nichtmittheilung der

Geist-

Geistesgaben, auf die Nichtwirksamkeit des sogenannten Wunderglaubens, nirgend so etwas vorkömmt. Es ist doch etwas schwer begreifliches, wie der Verfasser bey allem Mangel an gesunder Hermenevtik, und Vermögen, eine alte historische Urkunde richtig zu beurtheilen, gleichwohl nicht einsieht, daß die Oekonomie des neuen Bundes so wenig in allen Zeiten die nehmliche war, und seyn konnte, als die, des alten Bundes. Es ist noch keinem Juden eingefallen, „daß seine alte Theokratie noch jetzt fortdauere, und immer fortdauern werde, und daß er nur die Forderungen seines alten Gesetzes eingehen dürfe, wenn er wieder alle die Wohlthaten genießen wolle, die seine Vorfahren zur Zeit, da der erste Tempel noch stand, genossen haben. Es könne nicht fehlen, er müsse von allem fremden Joche frey, die göttliche Gegenwart, die Prophezeihung, die Orakel, jenen äußern Wohlstand, kurz alle jene Wohlthaten, den Augenblick wieder erlangen, so bald er das Gesetz Moses erfülle." Und Christen können glauben, die Vorsehung werde in allen Zeiten mit ihnen denselben Weg gehen, den sie in den Tagen der Stiftung des Christenthums gegangen ist. Jene Forderungen und Verheißungen gehen die Kirche aller Zeiten an. Wenn in jenen Zeiten die Gottheit außerordentliche Geschenke ausgetheilt hat, die Erlösung der Menschen aus der tiefen Finsterniß und Verdorbenheit, worin sie gesteckt haben, zu reißen, so werde sie in allen Zeiten für nöthig finden, mit ihnen auf diese Art zu handeln. Die Erziehung des Menschengeschlechts, (und wofür kann denn die Erweckung weiser Lehrer in allen Zeiten, welche die Menschen über ihre wahre Bedürfnisse erleuchten, sonst angesehen werden?) kann doch unmöglich in allen Altern des Menschengeschlechts gleich beschaffen seyn. Wenn Kinder durch Belohnungen, die ihrem Alter angemessen sind, (die Vergleichung paßt vortrefflich auf die Wundergabe,) zur Erfüllung ihrer Pflichten aufgemuntert werden müssen, so wird hergegen vom Jüngling erwartet, daß er seine Pflicht aus Ueberzeugung thue, daß er sich durch ihre Erfüllung glücklich macht. Wenn Aeltern ihre zarten Kinder immer liebkosen, auf dem Schooß sitzen lassen, um sich haben, um ihnen pflichtmäßige Gesinnungen gegen sich einzuflößen, und sie desto leichter zu ihrem eigenen Besten lenken zu können, (wir wollen einmal jene Gebetserhörungen, Zeichen der göttlichen Gegenwart, Offenbarungen u. s. w. für das halten, was der Verfasser aus ihnen macht) so fordert das reifere Alter der Kinder ein anderes Verhalten. Doch,

wozu mehr Worte über einen solchen Gegenstand verschwenden? Der Verfasser hat einmal seine Parthey auf immer ergriffen. Seine Meinungen aufs neue einer reifen und gesunden Beurtheilung zu unterwerfen, diese Beurtheilung auch da anzuhören, wo von Principien, und nicht bloß von Folgerungen, die aus ihnen abgeleitet sind, die Rede ist, das setzt immer Zweifel über die Principien, oder auch eine vollkommene, vernünftige Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, die keine Beleuchtung scheut, und den Richterstuhl der Vernunft auf keine Weise flieht, voraus. Die weitläuftige Recension des Buchs: Tableau Naturel des Rappors qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, verdienet so wenig Dank, als die Empfehlung eines Buchs verdienen muß, das **wörtlich verstanden**, mit ganz guten philosophischen Lehren eine Menge unsinniger, kabbalistischer, und hermetischer Träume, auf eine alberne Art vermischt. Aber man muß wissen, daß dieß *Tableau* so wenig als das sehr hinterlistig geschriebene Buch *des Erreurs et de la Verité*, soll **wörtlich** verstanden werden. Diese Bücher eben so wie das *Diadême des Sages*, und die schon 1766. erschienene *Etoile Flamboyante*, sind Werkzeuge einer Rotte von Leuten, die **unbekannterweise, über die Menschen herrschen**, und sie **dumm machen** wollen, um über sie **besser zu herrschen**. Diese Bücher sind sämmtlich eigentlich en Chiffre geschrieben, und haben eine geheime Bedeutung, welche, nebst dem Schlüssel dazu, nicht so ganz unbekannt ist. Weil aber die wahre Bedeutung nur wenigen bekannt seyn kann und soll, so ist das **wörtliche** Raisonnement dieser Bücher recht schlau eingerichtet, um auch Gesunddenkenden den Kopf zu verwirren, und ihnen den **Irrthum unter der Larve der Wahrheit** zu zeigen. Es ist ein schlechter Vorzug unsers Jahrhunderts, daß man gegenwärtig es in der Kunst so weit gebracht hat, Vernunft und Wahnwitz, Wahrheit und Lügen so geschickt durch einander zu kneten, daß den Menschen der Verstand gelähmt wird! Es ist eine Schande, daß sich so viele Leute durch solche Bücher bethören lassen. Es ist aber auch eine wahre Schande für den Herausgeber dieser Sammlungen, daß er das Seinige dazu beyträgt, phantastische Meynungen und unsinnige Bücher zu empfehlen, und den gesunden Verstand durch Fanatismus zu vertreiben.

Gzn.

1) Christ.

1) Christliches Gesangbuch zum Gebrauch der Gemeinen der Augsburgischen Confessionsverwandten in den K. K. Erblanden. Mit allerhöchster K. K. Erlaubniß zum Druck befördert durch Georg Philipp Wucherer. Wien, mit von Schönfeldischen Schriften, 1783. 8. 840 S.

2) Unterhaltungen der Andacht in Gebeten und Betrachtungen der Leidensgeschichte Jesu zum allgemeinen christlichen Gebrauch. Wien, bey G. P. Wucherer, 1783. 8. 74 Seiten.

3) Christliche Gesänge für den Privatgebrauch von Carl Christoph Forster. Altenburg, mit Richterischen Schriften, 1782. 8. 148 Seiten. Zweyter Theil. 1783.

4) Neues Gesangbuch für die evangelische Gemeine zu Regensburg, auf obrigkeitliche Verordnungen herausgegeben. Gedruckt und verlegt von Breitfeld. 1783. 610 Seiten in 12.

5) Magazin geistlicher Lieder zum allgemeinen christlichen Gebrauche. Dritter und vierter Theil. Nördlingen, bey Becken, 1783. 8. in fortlaufender Seitenzahl von 601—1406.

6) Fünfte Sammlung der besten geistlichen Lieder neuer Dichter, zum gottesdienstlichen Gebrauch, ausgefertiget von Samuel Friedrich Schulze, Prediger zu Sido im Magdeburgischen. Brandenburg, in der Hallenschen Buchhandlung, 1783. 156 Seiten in 8.

7) Ellsens geistliche Lieder, nebst einem Oratorium und einer Hymne von C. F. Neander, herausgegeben durch Johann Adam Hiller. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1783. 110 Seiten in 8.

8) Ein und ein Dutzend geistlicher Opfer, oder Reimgebeter für Alte und Junge. Aufgesetzt, herausgegeben, und seinem freyherrlichen rhätischen Vaterlande zugeeignet und gewidmet von Johann Leonhard von Fillisur, dermalen Pfarrer bey der Haupt- und der sämmtlichen Kirchen löblicher Landschaft Davos Oberpfarrer. Psalm 96, 1. und 149, 1. Singet dem Herrn ein neues Lied ꝛc. Auf eigene Kosten, im Jahr des Herrn 1782. 8. 44 Seiten.

Wir nehmen diese, theils öffentliche Gesangbücher, theils Privatliedersammlungen, zusammen, um nur eine kurze Anzeige davon zu thun. Auf das Wiener Gesangbuch für die Augsburgischen Confessionsverwandten, N. 1. war Rec. sehr begierig. Da man in Wien zur Einrichtung eines öffentlichen protestantischen Gesangbuchs freye Hand hatte, die man an Oertern, wo schon lange Gesangbücher eingeführt waren, nicht hat, so versprach er sich davon etwas vorzügliches vor allen übrigen, die bisher erschienen sind. Es war auch in öffentlichen Zeitungen gewaltig gepriesen, daß so eine gute Wahl von Liedern darin wäre. Als es aber Recensent erhielt, fand er darin zu seiner Bewunderung einen ganz vollständigen unveränderten Abdruck des schleswigholsteinischen Gesangbuchs, welches laut Vorbericht unter vielen ausgewählt worden, weil es nach dem unpartheyischen Urtheil jedes unbefangenen Kenners immer als das beste und vollständigste unserer Zeit anzusehen seyn soll. Diese Wahl kann und wird denn zwar wohl niemand mißbilligen, da dies Gesangbuch, im Ganzen genommen, bis jetzt eines der besten ist. Aber jeder unbefangener Kenner wird es unter allen gewiß nicht für das beste erklären. Die Hauptlehren der christlichen Religion, oder vielmehr des Kirchenlutherthums, sind, wie

wie in jedem Gesangbuche, hier ebenfalls, sammt dem Inhalt, voran abgedruckt. Und dann folgen die Lieder in der nämlichen Ordnung vom Anfang bis zu Ende. Zwey Lieder hat das Wiener Gesangbuch mehr, als das Holsteinische, also in allem 916 Lieder. Eines davon ist das Toleranzlied von Herrn Lavater. Recensent las es hier zum erstenmal. Nach dem Lobpreisen, das aus diesem Liede gemacht worden, hatte ich mir mehr davon vorgestellt. Es dünkt mir viel matte Reime, und nur wenig starke, geistreiche Strophen zu haben. Für Lavaters Meisterstück könnt' ich sein Toleranzlied nicht ausgeben, wenn ich ihm auch noch viel herzlicher, als Herr Wucherer, schmeicheln wollte. Die wenigen Abänderungen und Weglassungen einiger Stellen in dem holsteinischen Gesangbuch, welche laut Vorrede, die Wiener Gegenden und Verhältnisse nothwendig machten, hätten sich, ohne langes mühsames Nachsuchen, womit ein Rec. der allg. deutschen Bibliothek die Zeit nicht verschwenden kann, schwerlich auffinden lassen. Wem daran liegt, sie zu wissen, muß uns diese Mühe abnehmen.

Die Unterhaltungen der Andacht No. 2., welche mit zu dem Wiener Gesangbuch, als ein Anhang, gehören, bestehen in den Erweckungen und Lebensregeln aus der heiligen Schrift, die sich bey dem Berlinischen Gesangbuche befinden, in Betrachtungen und Gebeten allerley Inhalts von verschiedener, größerer oder geringerer Güte, (welche Herr W. vermuthlich aus andern Andachtsbüchern genommen hat) und aus der Leidensgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten von Schlegeln. Das zuletzt angehängte Kirchengebet beym öffentlichen Gottesdienst nach der Predigt, entworfen von F****, (vielleicht Focke) ist recht gut und zweckmäßig.

Die christlichen Gesänge des Herrn Förster No. 3. zeigen, daß dieser Dichter viel Talent zur geistlichen Liederpoesie besitze. Die Religionsempfindungen, die er darin so ungekünstelt und natürlich ausdrückt, kommen ganz aus dem Herzen, und dringen dem andächtigen Sänger, dem religiösen Leser, auch wieder ans Herz. Alle Gesänge können in einer solchen Sammlung nicht von gleicher Stärke seyn, aber es sind gewiß viele gute, nicht wenig treffliche Stücke darunter. Z. B. der Passionsgesang: geduldig, wie ein Lamm rc. im ersten, und das Frühlingslied: du schöne Welt, wie herrlich

schmückt rc. im zweyten Theil. Zum Beweise, daß Herr F. das menschliche Herz kenne, und daß Wahrheit in seinen Liedern sey, will ich das in metrischer Prosa abgefaßte Lehrgedicht: **Warnung vor falscher Bekehrung**, ganz hersetzen.

Bewahr, o Mensch, vor Selbstbetrug
Dein Herz und dein Gewissen!
Es ist zur Busse nicht genug,
Wenn dir viel Zähren fließen,
Wenn ächzend du die Hände ringst,
Und bebend in den Staub hinsinkst.

Dein eignes Herz kann sich gar leicht
Durch falschen Wahn bethören;
Bist du itzt gleich so schnell erweicht,
Das ist noch kein Bekehren,
Das ist vielleicht dein heises (heißes) Blut,
Das in dir solche Wirkung thut.

Du prüfest dich, und findest nicht
An dir der andern Mängel;
Nun sieht verblendet dein Gesicht
In dir schon einen Engel;
Doch die verborgne böse Lust
Bemerkst du nicht in deiner Brust.

Du nimmst dir vor, du willst nunmehr
Von deinen Sünden lassen,
Du giebst den Reizen kein Gehör,
Du scheinst die Welt zu hassen.
Doch forsche dich, ist's auch dein Ernst,
Wenn du vom Laster dich entfernst?

Du fühlst dich ruhig, und dein Sinn
Hält irrig dies für Gnade,
Und unbekümmert, wie vorhin
Gehst du die alten Pfade.
Doch kann nicht dies geheim Erfreun
Auch eine falsche Ruhe seyn?

Das ist die wahre Freudigkeit,
Die die Bekehrten haben,
Wenn göttliche Zufriedenheit
Und wenn des Geistes Gaben,

Der

Der umzuändern uns beginnt,
An Sinn und Wandel kennbar sind.

Drum strebe nur, o Mensch, mit Fleiß,
Dich täglich zu bekehren.
Dein reines Herz sey der Beweis,
Du glaubest Jesu Lehren,
Du seyst nicht mehr der Sünden Knecht,
Du seyst vielmehr vor Gott gerecht.

Was auch der Kunstrichter an einzelnen Versen auszusetzen, und anders haben möchte, so ist doch die Vorstellung des Selbstbetruges eines Menschen, der sich für gebessert hält, ohne es wirklich zu seyn, hier nach der Natur getroffen. — Der Gesang um innere Ruhe der Seele: Quell der wahren Freuden rc. in eben diesem zweyten Theil, ist gewiß rührend. Doch läßt sich in der zweyten Strophe, auch poetisch wohl nicht sagen: ich merke,

wie noch mein
verzagt Gebein,
ob ihm werde Schutz gewähret,
ängstlich Zweifel nähret.

Mein Gebein zittert in einem ängstlichen Gemüthszustande. Aber die bange machenden Zweifel werden doch im Herzen, in der Seele, genährt. Auch der Dichter kann sie nicht aus den Gebeinen hervorgehen lassen. Wenn Herr F. in eben diesem Liede singt: durch Hoffnung erring ich die

Ruhe, die mir Jesus lernte
Auf dem Tag der Ernde,

so hat ihn wohl ein Provinzialismus zu diesem ungrammatischen Deutsch verleitet. Ruhe, die mich Jesus lehrte, sollt' es doch sprachrichtig heißen. Ernde, mit dem weichen d, ist auch wohl nicht die rechte Orthographie. — Durch die Dankkantate nach dem 95sten Psalm am Schlusse des ersten Theils, liefert der Verfasser eine gute Probe in dieser Art geistlicher Gedichte.

Das Regensburger neue Gesangbuch No. 4. ist von dem, der den Auftrag von der geistlichen Obrigkeit dazu hatte, unter Genehmigung des Consistoriums, mit vieler Schonung alter Vorurtheile gemeiner Christen gesammelt, und

nach

nach den Bedürfnissen der dortigen evangelischen Gemeine eingerichtet worden. Man muß sich freuen, daß doch überall Hand an das Werk der Gesangbuchsverbesserung gelegt wird. Wenn solches auch nicht allenthalben gleich zur Vollkommenheit gedeihen kann, weil Lokalumstände und Lokalkenntnisse der Gemeinen, tief eingewurzelte Anhänglichkeit am Alten, herrschende Religionsmeinungen und Vorurtheile der Leute, oder was sonst seyn mag, es verhindert, so ist für die bessere, öffentliche und privat Gottesverehrung doch damit immer schon viel gewonnen. So lange, wie die Herausgeber in dem kurzen **Vorbericht** ganz richtig bemerkt, viele Gemeinglieder noch immer „eine Abänderung in dem, was lange Zeit bey dem öffentlichen Gottesdienst gebraucht worden ist, für einen Eingriff in das Heiligthum halten," so lange können die Männer, welche ein öffentliches neues Gesangbuch einrichten sollen, nie ganz frey dabey handeln, nie nach eigener Prüfung dies Lied wählen, und jenes verwerfen. Ehe man durch Weglassung eines alten, in der Sprache und den Sachen elenden Liedes, wie z. B. **durch Adams Fall ist ganz verderbt** ꝛc. Lerm und Aufruhr in der Gemeine erregt, nun so setzt man es lieber mit hin, ändert allenfalls ein Wörtchen daran, und macht es damit so erträglich, als es werden kann. Dies ist denn auch in No. 4. mit den meisten alten Liedern geschehen, und man hat dabey in **Regensburg** dreister und freymüthiger verfahren, als im **Holsteinischen** und zu **Wien**. Das: **Allein Gott in der Höh sey Ehr**, ist z. E. ganz umgeändert, so daß es itzt beynahe dem in dem Preußischen neuen Gesangbuche ähnlich lautet, und doch nun im verständlichen Deutsch abgefaßt ist. **Luthers** Lieder und einige andere alte, sind meistens unverändert beybehalten. Was von neuen vortrefflichen Liedern seit Gellerts Zeiten vorhanden gewesen, das findet sich denn auch in dieser Sammlung, durch welche sich der Herausgeber ein wahres Verdienst erworben hat. Die Anzahl der Gesänge beläuft sich auf 572, und die Abtheilung ist so gemacht, daß die Hauptlehren der Religion in die **erste**, die vornehmsten evangelischen Pflichten in die **zweyte**, und Lieder auf besondere Zeiten und Umstände in die **dritte** gebracht sind. Der **Anhang** enthält die gewöhnlichen Kirchengebete, wobey manches zu erinnern wäre, welches wir aber übergehen wollen.

Bey

Bey No. 5. und 6. dürfen wir uns nicht aufhalten, da wir schon XLVII. 2. 382—386. und anderswo unsere Meynung gesagt haben. In dem Magazin steigt die fortgehende Anzahl der Lieder schon bis zu 998., und in der Schulzischen Sammlung werden wieder 216. aus alten und neuen Gesangbüchern, verändert oder unverändert, zusammengetragen. Man sieht nicht eigentlich, zu welchem Nutzen.

Für Elisens geistliche Lieder, No. 7. danken wir Herrn Hiller sehr. Er lernte auf seiner Reise nach Curland die Dichterin, eine Freundin des würdigen Neanders, kennen, las diese Lieder, sammt dem Oratorium, und erhielte von beyden die Erlaubniß, selbige herauszugeben, jedoch die ersteren blos unter dem Namen Elisens. Sie bedürfen keiner Lobsprüche. Jede religiöse Seele wird das Innige, das Herzerhebende, besonders in den Dank- und Trostliedern, beym ersten Lesen fühlen. Ohne Auswahl wollen wir doch das zwey und zwanzigste Lied, ein kurzes Lehrgedicht, hersetzen.

Flüchtigkeit unsers Lebens.

Wie schnell verfließen unsre Tage!
Wie unbemerkt sind sie vollbracht!
So klagen wir; nur daß die Klage
Uns selten darum weiser macht;
Nicht lehrt, daß diese kurze Frist
Zur Ewigkeit Erziehung ist.

Wie? würden wir nach eiteln Dingen,
Wovon oft der Genuß entehrt,
Und nicht vielmehr nach Schätzen ringen,
Die Motte nicht noch Rost verzehrt?
Nicht jenes Lebens Herrlichkeit
Mehr achten, als den Tand der Zeit?

Für mich entflieh' sie nie vergebens!
Mich lehr der flüchtige Genuß
Der besten Freuden dieses Lebens,
Daß es ein Ende haben muß;
Und daß, des Himmels mich zu freun,
Mein Wandel himmlisch müsse seyn!

Das

Das Oratorium, die erste Feyer der Himmelfahrt Jesu, und die Hymne, sind vortrefflich, ganz in Neanders Geist. Ists möglich, daß sie zur Vergessenheit bestimmt waren? Hiller sollte sie in Musik setzen.

Der Verfasser von No. 8. ist kein eigentlicher Dichter, wie er selbst sagt, er will nur dem freyherrlichen Rhätien, seinem theuren verehrungswerthen Vaterlande, dem er die Reimgebeter geeignet, damit Nutzen und Segen verbreiten. Das Motto ad Momum, oder an den Splitterrichter:

Geschrieben hat der Geist,
Geschrieben Leonhard:
Dein Zahn verstumpfe nicht,
Mein lieber Herr Neidhardt.

welches er ihnen vorgesetzt hat, heißt mich schweigen. Hier sind ein Paar Verse aus dem Reimgebet fürs Vaterland:

Chrystalsteine und Metall
Mineralien zumal
Sind zu finden da und dort,
Von brauchbarer guter Sort.
Holz gar viel, bald ohne Zahl
Steht im Land fast überall
Für das Feuer, für Gebäu.
Gott! dies G'schenk mach immer neu.

Schöne Köpfe in dem Land,
Sind auch viel für jeden Stand,
Für die Kirche, für den Staat,
Auf der Kanzel, in dem Rath,
Für die Redekunst, Arzney,
Für den Kriegesdienst dabey;
Welche Gott erhalten woll,
Für des Lands sein Ehr und Wohl.

Bk.

Des

Des schriftgläubigen Quedlinburgischen Publikums Nothwehr gegen den Schulmeister auf Gibeon — Quedlinburg, bey Biesterfeld. 1783. 8. 70 Seiten.

Etwas wider die neuen Reformatoren, besonders den Schulmeister zu Gibeon, von Carl Christian Voigt, Conrektor des fürstlichen Gymnasiums zu Quedlinburg. — Zu haben in der Buchhandlung der Gelehrten und bey dem Verfasser. 1783. 8. 150 Seiten.

Beyde Scharteken gehören zu dem unedlen Streit, den die Voigtische Rede an dem Gedächtnißtage der Reformation ꝛc. zu Quedlinburg veranlaßt hat, deren Inhalt B. LIII. I. 77-80. kurz angezeigt worden. Rec. dachte wohl, daß das Sendschreiben des Schulmeisters zu Gibeon, worin die Rede mit beißendem und oft plattem Witz durchgezogen war, eben nicht viel Gutes stiften würde. Doch konnte er sich nicht vorstellen, daß irgend ein gemeiner Mensch aus dem niedrigen Haufen des Volks hervortreten, sich in die Sache des Hrn. Voigt mischen, und über den dreisten Schulmeister, der viele Wahrheit, nur etwas zu stachlicht, gesagt hatte, so ganz wütend mit Schimpfen und Fluchen herfallen würde. Am wenigsten hätte man denken sollen, es würde sich in Quedlinburg gar ein Dritter finden, der, weil er doch schreiben kann, jene unkluge Reden sogar aufschriebe, und als laute Stimmen des dortigen Publikums drucken ließe. Indessen ist beydes geschehen, wie man aus der so genannten Nothwehr siehet. Die vernünftigen und rechtschaffenen Leute in Quedlinburg müssen natürlicher Weise ein großes Mißfallen daran haben, denn es wird zu viel Abgeschmacktes und Widersinniges, bald mit dem schalstem Afterwitz, bald mit Gift und Galle, wider den Gegner darinnen gesagt. (Ein frevelhafterer Bösewicht hat nie auf Erden gelebt, als der Schulmeister). Sollte aber das schriftgläubige Publikum daselbst dem Verf. wirklich geheißen haben, in ihrer aller Namen die Nothwehr zu schreiben, und in seine Denkungsart völlig mit einstimmen: so bewahre Gott alle Menschenkinder vor dem, was man in Quedlinburg Schriftglauben nennet. Denn ein

ein Glaube, der solche Gesinnungen des Herzens, wie der Nothwehrschreiber verräth, übergeht, kann wohl unmöglich der rechte Schriftglaube seyn. Das Gerücht hat zwar für gewiß sagen wollen, ein gelehrt seyn sollender, ein Geistlicher sogar, hätte die Nothwehr geschrieben. Allein ich glaube es schlechterdings nicht. Ovid hat gelogen, oder sein

— — Didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros,

läßt ganz und gar in dem Verf. auf keinen Gelehrten rathen. Vermuthlich ists ein Scribler aus dem ganz einfältigen Volk, dergleichen wir itzt unter den Vertheidigern der Orthodoxie mehrere haben. Das Vorgeben, er besässe Amt und Würden, ist vermuthlich Erdichtung. Arianer, Pelagianer, Socinianer, Arminianer, kann doch z. B. auch kein Halbgelehrter, der mit den Lehrsätzen dieser Partheyen nur einigermaaßen bekannt ist, als verblendete Lästerer unsers allerheiligsten Glaubens, als Majestätsschänder Jesu (S. 9) die sammt und sonders auf der breiten Straße zur Verdammniß einhergiengen, vorstellen. Wer es thut, muß die Namen dieser verrufenen Ketzer nur vom Hörensagen kennen, und ohnerachtet seines heiligen Eifers für die vermeinte reine Lehre, durchweg ein unwissender Mensch seyn. Daß vollends ein Geistlicher unserer Kirche die unmenschliche Rede aus seiner Feder sollte fließen lassen: „Wir fürchten, wenn Gott nicht bald im gerechten Gericht das: Haue ihn ab! an Ihnen" (dem Schulmeister zu Gibeon) „vollzieht, Sie werden noch „einmal — einer glänzenden Sonne" (einem Kaiser, Könige, Fürsten, Landgrafen, Grafen) „zu nahe kommen, „sich Lippen und Hände verbrennen, und durch den Donner „vom Throne, bindet ihm Hände und Füße! mit engern „Ketten schon auf Erden gefesselt, so aufbehalten werden, „zum Urtheil der Verdammniß?" (S. 51) das steht schlechterdings nicht zu glauben. Von einem spanischen Inquisitor ließe sich allenfalls, und doch kaum in unsern Zeiten, denken, daß er so etwas sagen und schreiben würde, aber nimmermehr von einem Christlutherischen Prediger. Die Leute müssen dem Mann, den man nennt, so etwas aus Haß nachgeredet haben. Ehrliche Christen müßten ja eines solchen Lehrers Gesinnung, müßten so manche hämische Wendung und Anstichelung auf den guten C. R. Hermes, die nebenbey angebracht wird, herzlich verabscheuen, zumal wenn er noch dazu, wie dieser Mensch, die Freyheit hätte zu schreiben:

Wir

„Wir wissen unsern Christenberuf, und bestreben uns durch die „Gnade, täglich mehr gesinnt zu werden, wie Jesus Chri„stus auch war, welcher nicht widerschalt, da er gescholten „ward — Voll dieser Gesinnungen folgen wir gern bey Ih„ren ganz unverdienten Schmähungen auch dem Fürbilde „der Apostel, und sagen mit ihnen: Man schilt uns, wir „segnen. — Wir sind überzeugt, Gott läßt diese Versuchung „über uns zu, uns zu prüfen, ob wir uns auch mit den Welt„menschen das Böse überwinden lassen, und mit ihnen schreyen: „Aug um Auge, Zahn um Zahn, oder aber als Christen das Böse „überwinden mit Gutem. Dies letztere wollen wir thun, und „nach dem Grundgesetze unserer Brüdergemeine auch Feindes„liebe üben: Wir schelten nicht wieder.“ (S. 33. 34.) O! der getünchten Wand! möchte man hier sprechen. Es ist fürwahr schrecklich, dergleichen in einer Schrift zu lesen, die ihren Verfasser auf jeder Seite Lügen straft, der man es in jeder Periode ansieht, daß derselbe bey ihrer Abfassung vor Zorn und Geifer gegen seinen Widersacher geschäumt habe. Unglücklicher! dacht ich, schlug dich dein Gewissen nicht, da du dieses schriebst? Wiewohl die Selbstverblendung geht bey manchen Leuten weit.

Um alles in der Welt willen möchte Rec. in Hrn. **Voigts** Stelle nicht einen solchen Menschen, wer er auch seyn mag, zum Vertheidiger haben, denn zur Ehrenrettung des Herrn **Voigt**, als eines gelehrten, auch in fremden Ländern sogar berühmten Mannes, und seiner kernhaften Rede, ist die Brochüre auch mit geschrieben. Hr. Conrector **Voigt** hat schon vor zwey Jahren **neue praktische Entdeckungen in der Geometrie** in Druck gegeben, welche seinen Ruhm weit über Quedlinburgs Thore hinausgetragen haben, auch einen nachher in Kupfer gestochenen **Grundriß von Quedlinburg** gezeichnet, und unterthänigst an eine auswärtige königliche Prinzessin gesendet, wofür er eine **goldene Medaille** zum Geschenk erhalten. Dieser merkwürdige Umstand setzt freylich Herrn **Voigts** Geschicklichkeit außer allem Zweifel, und verdiente hier wohl angeführt zu werden. Aber was hat die Geometrie und Zeichenkunst mit der Theologie zu thun? Nicht alle Köpfe werden durch die Meßkunst zum Denken geschärft, ob sie gleich ein Hülfsmittel dazu abgeben könnte. Wir haben mehr als einen Geometer in Deutschland, der außer seinem Fach wie ein ganz stumpfer Kopf denkt, und über theologische Sachen das einfältigste Zeug schwatzt. — Die stattliche Lobrede, die

der **Nothwehrschreiber** gelegentlich dem Abt **Jerusalem** hält, wohl zu merken, wegen seiner alten und ersten Schriften, worin er noch, seiner Meynung nach, für die Ehre des Kreuzes Christi recht redete, ist gar erbaulich zu lesen. Daß ein wahrer Gelehrter, wie **Jerusalem**, binnen 40 Jahren zulernt, und in seinen Erkenntnissen manches berichtiget, begreift freylich ein so schwacher Mensch nicht. — Am Ende kühlt sich des V. Blut selbst gegen den Verdammten, des Fluchs würdigen Schulmeister ab, und er schließt mit einem andächtigen Gebet für die Rettung seiner Seele, welches mit der oben angeführten Christmenschenfreundlichen Rede S. 51. gar schön harmonirt. Alles, wie es seyn muß, nach frömmelnder Pietisten Art, die den Mangel vernünftiger Religionserkenntniß und ächten Christussinnes, der ihnen abgeht, mit dem so genannten Schriftglauben zu ersetzen, und jede Larve, in der sie sich zeigen, noch mit dem Firniß der Andächteley zu bestreichen wissen. — Das Motto auf dem Titelblatte: **Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge** ꝛc. war zu dem Inhalt dieser Brochüre in Wahrheit sehr unvortheilhaft für den V. selbst gewählt.

Hr. Conr. **Voigt** hat zu dem Worte, welches der **Nothwehrschreiber** für seine Ehre geredet, auch noch das oben angezeigte **Etwas wider die neuen Reformatoren, besonders den Schulmeister zu Gibeon**, selbst hinzugefügt. Das Sendschreiben des letzteren ist darin Absatz für Absatz wörtlich eingerückt, und von ihm commentirt. Dieser Commentar stimmt nun völlig zu jener **Rede**, von welcher der unwürdige Zwist herkam. Hr. **Voigt** glaubt noch immer, daß große Weisheit aus seinem Munde geflossen sey, und daß er sich ein wichtiges Verdienst um die Sache Gottes wider die Religionsverderber damit erworben habe. Denn auf etwas geringeres, als auf die Ausbreitung seelenverderblicher Irrthümer und Umstürzung der Kirche Jesu, ist es doch mit den Bemühungen der neueren Reformatoren, seiner Meynung nach, nicht angesehen. Rec. wiederholt, was er an seinem Ort über die für Hrn. **Voigt** so ehrenvoll seyn sollende Rede gesagt hat. Es ist nichts leichter einzusehen, als daß **Luther** seinen Nachkommen noch viel in dem christlichen Lehrbegriff zu verbessern übrig gelassen habe, und daß man mit dem weitern Fortschritt in den theologischen Hülfswissenschaften, die man bey Auslegung der heiligen Schrift anwendete, seit den Zeiten der Reforma-

formation, auch in deren richtigem Verständniß weiter gekommen sey; nichts leichter zu fassen, als daß dem Sprachkundigen, durch gesunde Philosophie, aufgeklärten Bibelforscher über das Unschriftmäßige manches kirchlichen Lehrpunkts ein helleres Licht habe aufgehen müssen. Aber das begreifen gewisse Leute nicht, (es gebe sich Mühe, sie eines bessern zu belehren, wer will! Ich nicht, denn es würde doch umsonst seyn) und am wenigsten Hrn. Voigt, der über seine kümmerliche symbolische Theologie nicht eine Spanne breit hinaus denken kann. Was ist mit solchen Köpfen anzufangen? Man lasse ihnen die Zufriedenheit, daß ihnen das Volk, und was dem Volke gleich denkt, beyfalle. Die Verständigen werden nichts dabey verlieren, und auf deren Ruhm bey dem so genannten schriftgläubigen Publikum nicht eifersüchtig seyn.

Rmf.

Ordnung (der) Gebete und Handlungen bey dem öffentlichen Gottesdienste der evangelisch lutherischen Gemeinen in Kurpfalz, auf Verordnung des kurpfälzischen Konsistoriums herausgegeben. Heidelberg, gedruckt bey Wiesen. 1783. 326 Seiten in 4.

Verbesserte Liturgien sind wohl in unsern Zeiten so nöthig, als verbesserte Gesangbücher, ja vielleicht noch nöthiger. Die Einführung der letzteren ist in dem protestantischen Deutschlande überall ziemlich in Gang gekommen, außer da, wo die Unvernunft des Volks, auf Antrieb einiger weniger, von eben so unverständigen Geistlichen unter der Hand begünstigten und aufgemunterten Schwärmer, die Freyheit, welche ihnen eine weise Regierung ließ, zum Deckmantel ihrer Widersetzlichkeit mißbrauchte. Zu besseren Liturgien haben einige Gottesgelehrte Materialien geliefert, noch ist aber, wenigstens nicht öffentlich bekannt geworden, daß geistliche Landescollegien, unter obrigkeitlicher Autorität, dergleichen wirklich in die Gemeinen eines ganzen Landes, oder einer ganzen Provinz, eingeführet hätten. Nun macht auf einmal das kurpfälzische Konsistorium den rühmlichen Anfang damit, und ordnet für die lutherischen Gemeinen so gute zweckmäßige Gebete und Handlungen bey dem öffentlichen Gottesdienst an, wie man sie nur wün-

 schen

schen mag. Recensent hat sie mit innigem Vergnügen gelesen, und sowohl unter den Gebetsformeln, als unter den vorangehenden kurzen Belehrungen über den Zweck einer jeden gottesdienstlichen Handlung, keine gefunden, welche nicht der wahren Absicht, den Verstand und das Herz der Christen dabey zu beschäftigen, völlig zuspräche. Alle athmen den Geist einer vernünftigen wahren Andacht. Alles was bey dem öffentlichen Gottesdienst an Sonn- Fest- Buß- und Wochentagen, vor und nach dem öffentlichen katechetischen Unterricht, bey den Tauf- und Abendmahlshandlungen, bey der Confirmation junger Christen, bey Einsegnung der Eheleute, Beerdigung der Todten, Legung des Grundsteins zu einer neuen Kirche, Einweihung einer neuen Kirche, und Ordination der Prediger, ferner im Anhange für Kranke und Sterbende zur Belehrung und Erweckung der Leute gesagt und gebetet wird, ist in so gesunden und christlichen Religionsbegriffen gedacht, und so verständlich, populär und rührend ausgedrückt, daß uns dergleichen noch in keiner öffentlichen Kirchenagende bisher vorgekommen ist. Von mystischen Ideen und hyperbolischen Redensarten lieset man hier nichts. Von abergläubigen Zaubersprüchen und Kreuzmachen, dergleichen Hr. Seiler in seinem Versuch einer christlich evangelischen Liturgie noch z. B. bey der Kindertaufe beyzubehalten, gut fand, ist hier nichts angeordnet. Das Churpfälzische Consistorium sahe wohl ein, daß dergleichen abergläubige Gebräuche nicht in dem Geist des Evangeliums wären. — Bey Austheilung des gesegneten Brods und Weins im Abendmahl soll der Prediger nicht sprechen: Nehmet hin und esset oder trinket, das ist der wahre Leib, das wahre Blut Christi, welches unser Heiland ja nicht gesagt hat, sondern die Worte brauchen: „Unser Herr Jesus „spricht: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, „für eure Sünden in den Tod gegeben — Unser Herr „Jesus spricht: Nehmet hin und trinket, das ist mein „Blut für eure Sünden vergossen.“ Wir würden noch hinzuzusetzen verordnet haben: Das thut zu seinem Gedächtniß. Die allgemeine Beichte der Kommunikanten ist viel besser als die gewöhnliche abgefaßt. Es werden Leuten vernünftige Fragen dabey über ihren Glauben und ihre Entschließung vorgelegt, die sie öffentlich mit Ja! bestätigen, und dann heißt es von Seiten des Predigers nicht: ich will euch Kraft meines Amts von allen euren Sünden absolvi-

ret

ret und losgesprochen haben; sondern schlechtweg: „Euch, „die ihr eure Sünden bekennet und herzlich bereuet ꝛc. verkün„dige ich, als ein Diener des göttlichen Worts, die Verge„bung aller eurer Sünden." — An einer Stelle hat Rec. einmal das unbiblische Wort dreyeinig gefunden. In einigen Gebeten, deren erste Hälfte an Gott den Vater gerichtet ist, geht man in der zweyten Hälfte mit der Bitte zum Sohn über, welches mir nicht recht gefällt. In unsern ältesten Kirchenagenden sind alle öffentliche Gebete vom Anfang bis zum Ende an den Vater gerichtet, durch Jesum Christum, nach dessen Vorschrift und Verheißung, Gott werde das Gebet mit Wohlgefallen hören. Hierin handelten die Alten vernünftig, und dabey, dünkt mich, sollten wirs lassen. Es ist biblisch, es ist der ausdrücklichen Erklärung Jesu gemäß: Wenn ihr betet, sollet ihr sprechen: Unser Vater in dem Himmel! Er selbst betete so, und die Apostel desgleichen, welche stets ihre feyerlichen Gebete an den Vater unsers Herrn Jesu Christi richteten. — Man hat auch in dieser pfälzischen Kirchenagende, welches zu loben ist, für Abwechselung der liturgischen Formeln gesorgt, und deshalb mehrere Formulare bey einigen Handlungen vorgeschrieben. Die Absicht dabey ist gut. Die Leute sollen des einförmigen Gebets nicht zu gewohnt werden. — Kurz es gereicht dem kurpfälzischen Konsistorium zur ausnehmenden Ehre, daß sie eine in aller Absicht so beyfallswürdige Liturgie zu Stande gebracht hat. Gott lohne dafür die Herausgeber, denn es ist wahrlich für manchen ehrlichen Prediger ein drückendes Geschäft, wenn er die mageren, geistlosen, zum Theil widersinnigen Kirchengebete ablesen muß, welche bloß das Alterthum geheiliget hat. Wir haben zwar keine gewisse Nachricht, ob die angezeigte Liturgie wirklich in den lutherischen Gemeinen der Kurpfalz angenommen und eingeführt worden. Wenn es wäre, müßte sich der Geist der Religion im dortigen Lande seit kurzer Zeit sehr vortheilhaft geändert haben. Rec. hoft aber gewiß, daß es geschehen sey, und wünscht dem kurpfälzischen Konsistorium baldige und viele Nachfolger ihres ruhmwürdigen Beyspiels an den protestantischen Konsistorien anderer Länder, welche leicht eine so gute Liturgie, wie diese, mit kleinen Veränderungen würden zur Vollkommenheit bringen können.

Br.

---

2. Rechtsgelahrtheit.

Documentirte Geschichtserzählung, Actenauszug und Rechtsgründe, mit angehängter Widerlegung der angeblichen Gravaminum Statuum Imperii communium, in Sachen der Gevettern von Ditfurth wider Herrn Friedrich, regierenden Landgrafen zu Hessencassel. Nebst Anlagen à Lit. A. bis P. Wetzlar 1783. in der Brönnerischen Buchhandlung zu Frankfurt, und bey Ungewitter in Wetzlar zu haben. 1 Alphab. 2 Bogen in Folio.

Diese sehr gut und gründlich geschriebene Deduction, in welcher verschiedene in das Staats- und Lehnrecht einschlagende Lehren erörtert und erläutert werden, verdient vor vielen andern angezeigt zu werden. Der Verf., welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der Reichs-Kammergerichts-Assessor von Ditfurth ist, schickt zuförderst eine vollständige Geschichtserzählung von der Veranlassung des Processes voraus, welche diese ist: Seit langer Zeit hat die Ditfurthische Familie dem Hessischen Hause treue Dienste geleistet; einer derselben, des vorerwähnten Verfassers Großvater, Franz Dietrich, hatte sich vorzüglich um dieses Haus, und insbesondere um den Landgraf Friedrich, nachmaligen König von Schweden, verdient gemacht, und erhielt im Jahre 1730. die Expectanz auf die auf dem Fall stehende von Lüdderschen Lehne. Er und seine Söhne leisteten auch ferner dem Hessischen Hause treue Dienste. Als aber diese, nach dem Tode des Königs von Schweden, bey dessen Nachfolger in Hessen-Cassel, Landgr. Wilhelm *VIII*, die Expectanz-Erneuerung suchten, so wurde von demselben, weil er den unter der vorigen Regierung ertheilten Expectanzen keine Wirkung verstatten wollte, so wie nachhero von dem jetzt regierenden Landgrafen, ihr wiederholtes Gesuch, und zwar zuletzt aus dem Grunde der nicht immer geschehenen Renovationen, abgeschlagen: obgleich im Jahre 1760 die Lüdderischen Lehne zum Anfall gekommen und eingezogen worden waren.

ten. Nach wiederhohlten Versuchen der Güte, trugen die von Ditfurth auf die Austräge an, und brachten, als diese verweigert wurden, ihre Klage beym Reichskammergerichte an: wo die von Hessencasselischer Seite eingewandten Einreden, daß theils das Gesuch um Austräge nicht auf die gehörige Art angebracht worden, theils aber diese ohnedem ein Lehn betreffende Sache vor die Hessische Regierung gehöre, verworfen, und die Verhandlung in der Hauptsache dem Herrn Landgrafen auferlegt wurde, welcher wider dieses Erkenntniß den Recurs an den Reichstag ergriff. Die zu dem Ende angeführten Gründe nun werden in dieser Deduction untersucht und beantwortet. Ohne uns darauf, welche von beyden Partheyen Recht habe, einzulassen, zeigen wir bloß die hier ausgeführten, in das Staats- und Lehnrecht einschlagenden Sätze an. Eine der wichtigsten, hier zur Sprache kommende Frage ist die: Ob ein Successor singularis die Facta, und namentlich die Lehnsexpectanzen seines Vorgängers, wenn letztere auch ob bene merita ertheilt worden, zu erfüllen nicht verbunden sey? Solche Handlungen, die ein Regent, als Regent, in Rücksicht auf den Staat, und nicht zu dessen Nachtheil vornimmt, sind allerdings für den Nachfolger verbindlich. Und unter dieser Bestimmung beweiset der Verf. diese Verbindlichkeit, und rechnet zu dergleichen Handlungen die solchen Männern ertheilte Gnadensbezeigungen und namentlich Lehnsexpectanzen, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Besonders über die Kraft der Lehnsexpectanzen und Eventualinvestituren, zumal wenn sie wohlverdienten Männern ertheilt werden, hat der V. ausführlich und gründlich das Behufige ausgeführt. Am Ende dieser Ausführung wird noch kürzlich erörtert, ob der Nachfolger in einem aus Lehn- und Allodialgütern zusammengesetzten Fürstenthume, zumal wenn weder die Trennung des Lehns vom Erbe noch eine förmliche Lossagung von Erbschaft erfolgt ist, als ein Successor vniuersalis anzusehen sey? Die zweyte der Ditfurthischen Familie in der Hauptsache gemachte Einwendung, daß sie nicht die Renovation ihrer Expectanz gesucht, wird theils dadurch, daß der Verlust des Lehns nur auf die aus Vorsatz oder Nachläßigkeit geschehene Unterlassung dieser Renovation, nach gehöriger der Sache Untersuchung, erfolgen könne, theils vornämlich dadurch widerlegt, daß besagte Familie wirklich um die Belehnung wiederholend angesucht, von dem Herrn Landgrafen aber eine abschlägliche Resolution erhalten hat. Die hauptsächlichen Gründe, aus welchen in dieser

Sache der Recurs an den Reichstag genommen worden, kommen darauf hinaus, daß dieser Proceß nicht an das Kammergericht gehöre, sondern vor den Hessischen Landesgerichten zu erheben sey. Die diesfalls gebrauchten Gründe, daß die erste Instanz der Fürsten bey ihren Gerichten sey, daß der Hessische Landsassiat und das uneingeschränkte Appellations-Privilegium, so wie die Lehnseigenschaft dieser Sache solches erfordere, daß weder Austräge noch Pares Curiae in dieser Sache Statt fänden, auch das bey dem Gesuche um jene Erforderliche nicht beobachtet worden, und das Kammergericht in dieser Sache nicht cognosciren könne, giebt dem Verf. Gelegenheit, über diese Gegenstände im Allgemeinen sowohl, als in Beziehung auf Hessen, Untersuchungen anzustellen, welche ohne deren Anwendung auf gegenwärtigen von uns nicht zu beurtheilenden Fall in Betrachtung zu ziehen, ihrer Gründlichkeit und Gemeinnützigkeit halber, sich den Beyfall der Kenner versprechen können; wenn man auch über einzelne Behauptungen dem V. nicht beystimmen sollte.

Eg.

Von Strafen unehelicher Schwängerungen, besonders von denen diesfalls gebräuchlichen Zwangscopulationen, Nach Grundsätzen der Billigkeit und des gesunden Menschenverstandes, erwogen von Johann Jacob Cella, Beamten auf dem Lande. Erlangen 1783. 48 S. in 8.

In der Voraussetzung, daß bey unsern heutigen ganz unterschiedenen Sitten die Gesetze der älteren Zeiten von fleischlichen Verbrechen, besonders von Schwängerung lediger Personen durchaus nicht mehr angewandt werden können, bestreitet der Verf. das an vielen Orten noch übliche Gesetz, kraft dessen der Schwängerer, wenn es die von ihm geschwängerte Weibsperson verlangt, und er nicht beweisen kann, daß sie zu gleicher Zeit mit andern zu thun gehabt habe, sie zu heyrathen, durch amtliche Gewalt gezwungen wird. Seine Gründe sind hauptsächlich diese; Zwangsehen helfen gewiß der Bevölkerung nicht auf, weil sie ihrem Ursprunge nach nicht glückliche Ehen seyn können; jenes Gesetz kann manche lüderliche

Dirne

Dirne veranlassen, einen rechtschaffenen Jüngling zum unehelichen Beyschlaf zu verführen, ehemals konnte man eher, als in unsern Zeiten, für gewiß voraussetzen, daß die Weibsperson der verführte Theil sey; und wie unbillig ist es also, einen Jüngling, der sich zu einer unglücklichen Stunde, im Leichtsinn, im Taumel der Freude hat dahin reißen lassen, auf lebenslang unglücklich zu machen. Der Verf. schlägt daher diese andere Verordnung vor: daß, wenn ein Mädchen erweisen, oder nur im hohen Grad wahrscheinlich machen könne, daß die Mannsperson sie durch Eheversprechung oder andere überdachte Ränke und Beredungen zu seinem Willen gebracht, er, wenn er sie nicht heyrathen wolle, ihr den sechsten Theil seines besitzenden Vermögens als eine Aussteuer geben, oder wenn er kein Vermögen hat, auf ein Jahr lang ins Zuchthaus verurtheilt werden solle. In dem Falle hingegen, wo kein Theil den andern verführt hat, soll keine Strafe der Hurerey, auch keine Geldbuße Statt finden. Man könnte zwar einwenden, daß Geldstrafen, wenn sie auch die Leidenschaften in ihrem Laufe nicht hemmen könnten, doch dazu dienten, gewisse Handlungen als strafbar zu bezeichnen. Allein es ist zu besorgen, daß das, was als Strafe unwirksam ist, auch als bloße Bezeichnung wenig Einfluß auf die Entschlüsse der Bürger des Staats haben möchte. Schamhaftigkeit und gute Sitten müßten auf andere Art, als durch Zwangsgesetze befördert werden, oder wir stehen in Gefahr, daß der Staat Aufseher setzt, die nachsehen müssen, ob sich seine Bürger gehörig gesäubert, gekämmt und gewaschen haben, und welche den Mädgen das verschobene Halstuch in Ordnung bringen müßten.

Was übrigens von den Vorschlägen des Hrn. Cella zu halten sey, wird sich am Beßten bey Gelegenheit folgender Schrift beurtheilen lassen.

Meine Gedanken über die von J. J. Cella, Beamten auf dem Lande, verfertigte und bey Wolfgang Walther in Erlangen gedruckte Schrift von Strafen unehelicher Schwängerungen, besonders von den diesfalls gebräuchlichen Zwangskopulationen, ohne Druckort. 7 Bogen. 8.

Der unbekannte Hr. Verfasser hat sich mit dem Hrn. Cella über die auf dem Titel des Buchs benannten Materien in einen Streit eingelassen, in welchem, genau betrachtet, keiner von beyden Recht hat.

Hr. Cella verwirft die Zwangskopulationen und die Hurenstrafen, dagegen verlangt er, daß die erweislich Verführte den 6ten Theil von dem Vermögen des Schwängerers erhalten, und letzterer, wenn er kein Vermögen besitzt, ein Jahr lang ins Zuchthaus gebracht werden solle. Unser Verf. hingegen will (wohlgemerkt) die Geldstrafen der Hurerey beybehalten, und den Schwängerer in der Regel zwingen, die Geschwächte zu heyrathen.

Er hohlt weit aus, und macht sich eben dadurch das Treffen desto schwerer. Voran steht eine Lection, wie weit die Bevölkerung dem Staate zuträglich sey; und dann folgt seine Theorie von dem Wesen und Zwecke der Ehe. Hr. Cella hatte die Ehe eine Verbindung genannt, welche zur möglichsten körperlichen Vertraulichkeit berechtige. Unser Verf. hingegen will, daß die Eheleute die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zum Zwecke haben sollen. Beyde lassen aus der Acht, daß auch nach der Absicht der Natur, die Geschlechtsneigung nicht blos auf Fortpflanzung gerichtet sey, und unser Verfasser bedenket nicht, daß die Natur, wie ein kluger Mann, ihre Absicht auszuführen wisse, ohne daß derjenige, durch welchen sie es thut, diesen ihren letzten Zweck vor Augen haben dürfe. Es ist genug, wenn der Mensch demselben nicht entgegen arbeitet, und das thut er sicherlich nicht, wenn er sich dem Vergnügen, welches ihm die Natur anbietet, überläßt.

Sonderbar genug, daß das unwissendste Mädgen den Zweck der Ehe besser kennt, als unsre Rechtsgelehrten und Moralisten. Sie fühlt es, daß das Wort Liebe alle Bedürfnisse des Geistes, des Herzens und des Körpers in sich faßt, wodurch beyde Geschlechter einander unentbehrlich geworden. Nur der auf seiner Stube mit seinen Büchern zusammengesperrte Moralist kann ihr zumuthen, daß sie bey Empfang des Heyrathsantrags die Ideen der Hochzeitnacht und des Kindbettes aus einander setzen, und nach reifer Ueberlegung, daß sie schuldig sey, in die Wochen zu kommen, dem Geliebten die Hand reichen solle.

Das nicht blos auf den Fortpflanzungstrieb eingeschränkte Geschlechtsbedürfniß ist der Zweck der Ehe, und besteht, wenn auch jener nicht mehr statt findet. Deswegen wird die Ehe auch im Alter und im Falle der Unfruchtbarkeit fortgesetzt; und eben deswegen ist der Vorsatz, ein augenblickliches Bedürfniß zu befriedigen, von der Absicht, sich zu verehlichen, himmelweit verschieden. Wer sich zu jenem versteht, hat sich darum nicht auch zu diesem verbindlich gemacht. Sonst müßte der Schwängerer, eben so wie die Geschwächte, berechtigt seyn, auf Vollziehung der Ehe zu dringen. Diese soll also offenbar ein Mittel werden, unglückliche Mädgen schadlos zu halten. Unser Verf. hält es für das einzige; das beste ist es ohne Zweifel; vorausgesetzt, daß beyde Theile sich heyrathen wollen und können. Aber da unser Verf. zu einem glücklichen Staate nicht nur viele, sondern auch glückliche, wenigstens erträgliche, Ehen erfordert; da er überzeugt ist, daß auch noch zu unsern Zeiten gefallene Frauenzimmer verabscheut werden; und da es sich in den wenigsten Fällen ausmitteln läßt, in wiefern die Geschwächte Verführerin oder Verführte gewesen: so begreife ich nicht, wie er dem Schwängerer so schlechthin zumuthen könne, eine Person zu heyrathen, welche wenigstens durch die Leichtigkeit, womit sie sich verführen lassen, und durch andre Umstände, welche der Schwängerer weiß, ohne sie beweisen zu können, in seinen Augen verächtlich geworden, und sich dadurch verhaßt macht, daß sie sich einem Manne aufdringen will, der vielleicht nicht im Stande ist, eine Frau zu ernähren. Wird wohl ein auf solche Art zusammengezwungenes Ehepaar Muth haben, den Mangel zu ertragen, und Lust, sich einander durch wechselseitige Aufopferung die Beschwerden der Ehe zu erleichtern? Ein solcher absoluter Zwang würde in eine oft unnütze Grausamkeit ausarten. Inzwischen ist es freylich die Ehe allein, welche das durch den unehelichen Beyschlaf verursachte Uebel ganz heben kann. Deswegen würde Recens. zwar den Schwängerer und die Geschwächte durch ein richterliches Erkenntniß für Eheleute erklären lassen, aber ihnen auch erlauben, ohne weitere Gründe, gegen Uebernahme der in dem Preußischen Ehescheidungs-Edikt festgesetzten Ehescheidungsstrafen, auf Trennung der Ehe anzutragen. Durch dieses Mittel würden die Kinder ehrlich, die Geschwächte bekäme die Rechte einer geschiedenen Frau, und der Schwängerer, welcher, wenn er keine hinlängliche Ausstattung geben könnte, die Frau nach seinem Vermögen verpflegen müßte, würde lieber eine als

zwey

zwo Frauen ernähren, und die Geschwächte, wenn er sie nur einigermaassen erträglich fände, zu seiner Frau behalten. Daß dieser Vorschlag noch auf mancherley Weise näher zu modificiren sey, versteht sich von selbst, Recensent kann sich aber hier darauf nicht viel einlassen.

Wird auf gleich gedachte Art für Mutter und Kind gesorgt, so hat der Gesetzgeber das seinige gethan. Strafen hinzuzufügen, wäre vielleicht ungerecht, gewiß überflüßig, und oft schädlich. Essen und sein Geschlecht fortpflanzen, ist an sich pflichtmäßig. Wer in einem oder dem andern Falle ausschweift, wird durch die Folgen gestraft. Diese sind im Falle der Hurerey, abschreckend genug, besonders, wenn auf die oben beschriebene Art die Verführte von dem Verführer entschädigt werden muß. Und wie sollte denn der uneheliche Beyschlaf (von dem unerlaubten Gewerbe der Huren und Hurenwirthe ist hier die Rede nicht) bestraft werden? Große Strafen wären unverhältnißmäßig und grausam, die kleinen unwirksam. Erstere würden Abtreibung und Verheimlichung der Geburt, und häufige Kindermorde veranlassen, auch den Thäter oft hindern, der Mutter und dem Kinde fortzuhelfen; letztere würden zwar nur einen Theil dieser Uebel hervorbringen, aber auch ohne Nutzen seyn. Die von unserm Verfasser so sehr empfohlenen Geldstrafen helfen wohl nur denen, welchen sie zufallen, und nehmen den Aeltern einen Theil dessen, wovon sie das Kind hätten ernähren können.

T.

Dr. Andr. Joseph Schnauberts Beyträge zum deutschen Staats- und Kirchenrechte. Gießen, bey Krieger 1782. 11½ Bogen in 8.

Der Verfasser will über solche Materien, die noch nicht, oder doch nicht hinlänglich bearbeitet sind, seine Gedanken äussern, und zwar, wie er selbst sagt, in Ansehung der Behandlungsart, mit Nachahmung der Pütterischen Beyträge. Die Abhandlungen sind folgende:

1) Ueber die Frage: was im Betreff der Ehescheidung in Deutschland Rechtens sey, wenn ein Theil der Eheleute der katholischen, der andere der evangelischen Religion zugethan ist? Nach Vorausschickung der

der verschiedenen Grundsätze beyder Religionspartheyen, und der Fälle, in welchen jeder derselben die gänzliche Trennung für zuläßig hält, geht der Verfasser diese Fälle, in Beziehung der aufgeworfenen Frage, durch: a) die bey den Katholiken erlaubte Trennung von einem Ungläubigen gehört, wie der Verfasser mit Recht behauptet, nicht hieher. b) Wenn der Katholike vor dem ehelichen Beyschlaf Profeß thut, so kann er sich nach den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts, trennen. Von seiner Seite also, meynt der Verfasser, wäre die Ehe geschieden, nicht aber von Seiten des evangelischen Gattens, der jedoch, weil nach seinen Religionsgrundsätzen der Profeß etwas unerlaubtes sey, wegen böslicher Verlassung auf die Ehescheidung klagen könnte. — Diese Entscheidung dünkt uns aber nicht richtig zu seyn. Daß der Evangelische auf die Scheidung, der böslichen Verlassung halber, klagen könne, ist wohl wahr, obgleich nicht deshalb, weil er die Gelübde für etwas unerlaubtes hält; sondern weil es eine wirkliche, bösliche, vorsetzliche, gänzliche Verlassung ist: Aber falsch ist es, daß die Ehe von Seiten des Katholiken für getrennt zu achten sey, vorausgesetzt, daß die Trauung schon erfolgt ist. Diese gehört, nach beyder Religionspartheyen Grundsätzen, zur Vollziehung der Ehe; ist aber die Ehe vollzogen, so kann der Katholike wider Willen des Ehegatten nicht Profeß thun, und die Ehe ist also getrennet. Die hieher gehörigen Gesetze sagen dies ausdrücklich. Und wenn sie gleich nur den vormals zur Vollziehung hinlänglichen Beyschlaf voraussetzen und erwähnen, so hat doch die, nach neuern Gesetzen, die Ehe zur Vollziehung bringende Trauung eben die Wirkung, als jener im kanonischen Rechte, hat. Ist aber weder Beyschlaf noch Trauung erfolgt, so kann der Katholike das Gelübde thun, der Evangelische ist aber auch frey, weil nach seinen Grundsätzen vor der Trauung die Ehe weder geschlossen noch vollzogen ist. c) Beym Ehebruch und andern dem protestantischen Kirchenrechte zur Ehescheidung hinreichenden Ursachen, meynt der Verfasser, daß die gänzliche Scheidung nur dann erfolgen könne, wenn der Evangelische der unschuldige Theil ist, und daß auch in diesem Falle der Katholike nicht für gänzlich geschieden zu achten. Ohne die wider den letzten Punkt streitende Gründe anzuführen, erinnern wir nun wider die hauptsächlichste Meynung des Verfassers, daß, wenn auch die von ihm selbst gemachten Zweifel zu heben sind, doch noch ein weit wichtigerer übrig bliebe. Klagt der

der unschuldige Protestante auf die gänzliche Ehescheidung, so hat der schuldige Katholike die gesetzliche Einrede, daß die gänzliche Scheidung nach seinem Kirchenrechte nicht statt finde; klagt der unschuldige Katholike nach diesem seinem Kirchenrechte, und also nur auf die immer währende Trennung von Tisch und Bette; so hat der schuldige Protestante die gesetzliche Einrede, daß nach seinem Kirchenrechte keine immerwährende Trennung von Tisch und Bette, sondern an deren Statt die gänzliche Scheidung Statt finde. Dem ersten Anblicke nach, wären also beyde Klagen angebrachtermaassen abzuweisen. Und wollte man einwenden, diese Einreden, so gegründet sie auch von Seiten der Beklagten sind, heben das in der Klägere Kirchenrechte gegründeten Klagerecht, nicht auf; so ist doch so viel klar, daß die Entscheidung der Sache nicht nach Unterschied der Kläger verschieden ausfallen könne, sondern daß auch hier beyde Religionspartheyen gleich zu behandeln sind. Wenn man aber den Satz zum Grunde legt, daß die gänzliche Scheidung bey den Protestanten an die Stelle der immerwährenden Trennung von Tisch und Bette der Katholiken getreten ist; so folgt, daß des Katholiken auf letztere gerichtete Klage eben so gut von Seiten des Protestanten eine gänzliche Scheidung wirkt, als des Protestanten auf diese gerichtete Klage bey den Katholiken nur die ewige Trennung von Tisch und Bette bewirkt. Die Wichtigkeit der Frage wird uns entschuldigen, daß wir uns dabey so lange verweilt haben. II. **Kurze Entwickelung des Begriffs von geistlichen Sachen überhaupt.** Die Vorstellung, daß die Menschen, es sey in Geistlichen oder Weltlichen, die **Ehre Gottes befördern** können, sollte doch nun wohl endlich aus den Köpfen der Gelehrten verbannt werden. Und darauf gründet der Verfasser eine seiner Eintheilungen der geistlichen Sachen. — Ueberhaupt enthält diese Abhandlung nichts, als bekannte Dinge. III. **Kann ein Landesherr wider das gemeine Recht in Deutschland Landesgesetze machen?** Wird nach dem bekannten Unterschied der Arten der Reichsgesetze richtig beantwortet. IV. **In was für Ordnung folgen die mancherley Entscheidungsquellen bey ihrer Anwendung auf Privatsachen auf einander.** V. **Können landsäßige Städte, Statuten ohne landesherrliche Concession und Confirmation machen?** Beyde Abhandlungen enthalten zwar im Allgemeinen die größtentheils richtigen Grundsätze, aber die tiefer liegenden Grundideen sind nicht

nicht entwickelt, auch fehlt Vollständigkeit. VI. Einige Bemerkungen vom Reichsherkommen. VII. Kurzer Abriß des Papals- und Episcopalsystems. VIII. Ist der Pabst befugt, in einer Verordnung des *Corporis iuris canonici* in Deutschland zu dispensiren? Wozu nützt es doch, über die vorstehende drey, in ein Compendium gehörige Fragen, wenn man dabey nichts Neues auszuführen hat, besondere Abhandlungen zu schreiben? IX. In wieferne ist das Recht, einen Mittelbaren wieder ehrlich zu machen, ein kaiserliches Reservatrecht, oder eine Landeshoheitsgerechtsame? Nach richtigen Grundsätzen wird diese Frage nach den verschiedenen Fällen beantwortet. X. Ist im Zweifel die Vermuthung in Ansehung einzelner Landesangelegenheiten für den Landesherrn oder die Landstände gegründet? Im Allgemeinen läßt sich keine Vermuthung annehmen, und in einzelnen Fällen treten, mit Beziehung auf die Landesverfassung die gewöhnlichen Vermuthungsregeln ein. Das ist kurz gefaßt der Inhalt dieser Abhandlung. Zu welchem Ende wird das nun abermals gedruckt? XI. Vom Grunde der den evangelischen Landesherren in Kirchensachen zustehenden Gerechtsamen. Der Verfasser nimmt in denen eigentlichen Collegialrechten der Kirche das Collegialsystem an, in Ansehung derer von Bischöfen nach und nach erworbenen Rechten aber, glaubt er, daß sie dem Landesherrn, als solchem, zustehen, ohne Uebertragung der Kirche. Die dieser Meynung entgegenstehende Schwierigkeiten hat er aber nicht erwähnt, noch weniger gehoben. XII. *De qualitate Comitiali Placiti regii in Imperio R. G. occasione voti consilii Imp. Aul. d. d. 6. Nov. 1773. Dissertatio inaug. Gies.* 1780. XIII. Anhang: Reichshofrathsconclusum vom 28. März, 1781. in Sachen zwischen dem Bischof und Domcapitel zu Speier.

Eg.

Dan. Nettelbladt observationes iuris ecclesiastici, Hal. in officin. Renger. 1783. 8vo. 15 B.

Da der Herr Verfasser neben seiner großen Gelehrsamkeit so viel philosophischen Scharfsinn hat, und es ihm überall um richtige und bestimmte Begriffe der Sachen zu thun ist, so

sind

sind auch immer seine Schriften lehrreich, durchgedacht, und auch da, wo man seinen Meinungen nicht beytreten kann, darf doch einen gewiß die Zeit nicht gereuen, sie gelesen zu haben. Dies Gepräge der Nettelbladtischen Schriften haben nun auch diese Observationes. Sie sind folgende:

I. Membrorum ecclesiae *Romano Catholicae* repraesentatio. Die Hauptgesichtspunkte, worunter der Etat dieser Kirche, der um seiner großen Mannigfaltigkeit willen, nicht eben so leicht zu übersehen ist, sind die I. den Membris *vulgaribus* entgegengesetzte. II. Non vulgaria sind 1. *regulares*, 2. *clerici*, 3. personae *ecclesiasticae* in *specie* sic dictae; welche letztere sodann sind a) *Privatae*, d. i. in officio, quod non est publicum in ecclesia, und b) *Publicae* d. i. in officio ecclesiae publico constitutae, die sodann wieder einzutheilen sind in a) minus principales, und b) *Principales*, unter welche letztere gehören; A) *Pastores* in sensu stricto, und B) *Praelati* in sensu iuris canonici, nämlich A) die *Episcopi*, und Praelati *Regularium*. א) Monachorum, ב) Canonicorum, und ג) Equitum sacrorum. Schwer kömmt es einem immer an, so richtig es auch übrigens seyn mag, daß mit den Bischöfen die Praelati regularium in die Klasse derer gesetzt werden sollen, die ein officium in ecclesia *publicum* haben, und daß dafür jedes gehalten werden soll, das eine iurisdictionem in ecclesia s. potestatem in alios annexam hat.

II. Membrorum ecclesiae *Evangelicae* repraesentatio. Wenn auch jede dieser beyden Tabellen nicht schon für sich betrachtet, ihren großen Nutzen hätte, so gewährten sie blos durch ihre Nebeneinanderstellung den wichtigen Vortheil, römischkatholische und evangelische (Hierarchie und gemeine Social-) Kirchenverfassung, nach ihrer großen Verschiedenheit, recht sichtbar darzustellen. Nach des Herrn Verfassers Meynung ist bey den Evangelischen (in Deutschland) das regimen ecclesiasticum, das Exercitium iurium papalium et episcopalium per suspensionem eorum in P. W. factam in evangelicos eatenus devolutorum, quatenus eorum exercitium in ecclesia evangelica locum habere potest.

III. De variis iuris sacrorum dirigendorum speciebus tam in genere, quam in specie, in Germania. Hierin hat es Recensent gedäucht, der Charakter von der Collegialverfassung der Kirche werde vom Herrn Verfasser §. 5. S. 68. dareingesetzt, daß sie eine Societas aequalis seye. Recensent

setzt

setzt ihn darin, daß die Kirchengewalt ein Recht der Societät sey, und unterscheidet dadurch die Hierarchie von der protestantischen Kirchenverfassung, im positiven Rechte, auch noch da, wo übrigens diese, gleich jener, in eine societatem inaequalem übergegangen ist. Ferner §. 9. S. 44. wird vom Herrn Verfasser in den Umfang des eigentlichen iuris episcopalis Catholicorum positivi germanici gesetzt 2) auch illud, cui subsunt membra ecclesiae evangelicae, *quae sunt* in *dioecesi* et sunt subditi territoriales Domini territorialis catholici — und dann 3) illud, cui subsunt membra ecclesiae catholicae, *quae sunt* in *dioecesi*, et sunt subditi territoriales D. T. evangelici. Aber ganz richtig hat der Herr Verfasser selbst S. 13. not. 2) die Diöces durch einen districtum s. regionem erklärt; das Gesetz bedient sich von solchen Fällen anderer Ausdrücke; und wenn im ähnlichen Falle, ein Landesherr über des Andern seine Unterthanen per modum servitutis iur. publ. einzelne landesherrliche Rechte hat, so sagt gewiß auch selbst der Herr Verfasser nicht, daß darum dieselben in des Erstern seinem Territorium wären. Die im Gegensatz stehende evangelische Kirchengewalt heißt §. 10. S. 43. ius episcopale Evangelicorum, und das ius circa sacra collegiale wird darum verworfen, quoniam haec potestas ecclesiastica partim iura, quae collegialia dici nequeunt, sub se continet, partim vero ea, quae collegialia sunt, non qua talia ei insunt. Wenn aber die unkirchlichen Societätsrechte, z. B. die Gerichtsbarkeit und dergleichen iura imperii civilis unter den Protestanten der Kirche gelassen worden sind, so gehören sie auch zum Umfang der kirchlichen Societätsgewalt, so wenig sie übrigens, ihrer Natur nach, davon herstammen und hergeleitet werden können; und wenn die übrigen, bey den Protestanten, nicht Hierarchie seyn können, so müssen sie ein ius collegiale, oder sociale zum wenigsten, nach der Bedeutung seyn, als man nun heut zu Tage von der weltlichen, bürgerlichen Oberherrschaft behauptet, daß sie vom Staat unmittelbar, und nicht von Gott herrühre. Gerade auch hierinnen liegt allein das ganze Interesse von der Sache. S. 45. §. 12. u. f. werden die mannichfaltigen im W. Fr. J. vorkommenden species iuris sacrorum angeführt: a) Regalia in sacris, ius in sacra. Art. XI. §. 4. XIII, 8. b) Ius *ecclesiasticum*, ius *in ecclesiasticis*. Art. X, 3. 8. 12. c) Ius *territoriale in ecclesiasticis* ius *ratione territorii* et *superioritatis in negotio religionis* compe-

tens. Art. V. §. 30. VIII. §. 1. d) Ius reformandi. Art. V. §. 39. 30. 29. 42. 44. Art. VII. e) ius *Episcopale*. Art. V. §. 17. Art. VII. §. 1. f) Ius *dioecesanum*. Art. V. §. 48. g) Iurisdictio *ecclesiastica*. Ibid. und §. 49. g) Annexa exercitii religionis. Art. V. §. 31. h) Iura fundationes ecclesiasticas mediatas concernentia. Art. V. §. 26. Von allem dem, was von §. 21. an darüber gesagt worden, merken wir nur an, daß auch der Herr Verfasser in dem §. 26. Art. V. I. P. O. unter den *Catholicis* realiter possidentibus monasteria, fundationes etc. nicht wie Hennigges und andere, die sich von diesem irre führen lassen, Catholicos *status*; dagegen aber unter dem *Magistratu* Catholicorum die *Praelatos regularium* mit Ausschluß der Bischöfe versteht. Das Gesetz ist auf den Fall gesetzt, daß ein ganzer Mönchsorden aufgehoben würde, von dem vom Jahr 1624. und bisher ein Kloster in einem evangelischen Lande besetzt gewesen wäre. Der Inhalt des Gesetzes ist, daß solchenfalls das Kloster mit einem andern Orden besetzt werden sollte. Wie nun dies der Provinzial oder General eines andern Ordens, ohne Zuthun des Bischofes, der bisher über solch Kloster die bischöfliche Aufsicht gehabt, thun könnte, weiß Recensent sich nicht wohl vorzustellen. Man vergleiche doch hiemit der Act. P. W. T. IV. S. 55. 56. 85. Auch hält er dafür, daß unter obgedachten Catholicis possidentibus nicht schlechterdings nur Mönche, sondern auch andere katholische Personen, nach dem Stande, als ihn die fundationes oder sodalitia erfordern, zu verstehen seyen.

IV. Membrorum Imperii R. G. — secundum status eorum, qui sacra concernunt, consideratorum repraesentatio.

V. Analysis §. ius dioeceseanum etc. Art. V. §. 48. I. P. O. Unerwartet war dem Rec. die Note a) S. 79. „De totius textus huius historia nihil addo, partim ideo, quoniam ea *nihil* continet, *quod* eius interpretationi *inservire possit*." Und darum läßt sich auch wohl nicht viel über diese Analyse sagen, zumalen da wir andere Schriftsteller darüber haben, die sich über ihre Erklärungen und deren Rechtfertigung mehr Mühe genommen haben, als es hier der Hr. Verfasser gethan zu haben scheint. Unter dem so berufenen *cuiusque* versteht der Herr Verfasser den katholischen Bischof. Recensent construirt dasselbe mit dem unmittelbar vorherstehenden

den territorium, und versteht darunter sowohl das vom katholischen, als auch von dem protestantischen Bischof, und jedem andern protest. Landesherrn — in deren wechselseitigem Verhältnisse gegen einander, nicht aber das Territorium von dem katholischen Bischof, im Verhältnisse gegen den katholischen Landesherrn, denn gegen diesen konnte von Beschränkung der Kirchensprengel nicht die Rede seyn. Der Herr Verfasser kann freylich dieser Meinung nicht beypflichten, er müßte noch zuvor die vorhergehenden Worte: „tam inter Catholicos et A. C. addictos quam inter solos A. C. *status* anders, als auf dem Fall gesetzt, verstehen: „quando altera pars *litigantium* foret catholicae religioni addicta," als woran hier die Paciscenten zuverläßig nicht mehr gedacht haben, wie schon das beygefügte Wort: *status*, vermuthen, und sich aus der Geschichte dieses Einschiebsels erweisen läßt. Man vergleiche nur die projektirten Formeln der Katholischen A. P. W. T. IV. S. 127., der Kaiserlichen T. IV. S. 85. 149., und selbst der Evangelischen T. IV. S. 97. mit dem Instrumente des Gesetzes. Wer mit den westphälischen Friedensverhandlungen etwas näher bekannt ist, weiß wohl, daß die Katholischen den Evangelischen, und vornämlich evangelischen Bischöfen kein ius Episcopale, oder Dioecesanum haben zugestehen wollen, und kann sich daraus erklären, warum die Worte so, und nicht anders gesetzt worden sind.

VI. De tribus systematibus *doctrinae* de *iure sacrorum dirigendorum Domini territorialis Evangelici*, quoad *ecclesias Evangelicas sui territorii*. Sie sind nämlich das *Episcopale*, *territoriale* und *collegiale*. Die Abhandlung ist blos historisch, aber vortrefflich, wie man es von einem so großen Litterator nicht anders erwarten kann. Nicht nur ist von jedem Systeme die Litterairgeschichte meisterhaft entworfen, sondern es sind auch die Hauptpunkte, worinnen sie von einander abgehen, und mit einander zusammentreffen, auf das genaueste ausgezeichnet. Am Ende erklärt der Herr Verfasser das Episcopale als das älteste, auch relativisch betrachtet, für das, was den positiven deutschen Religionsgrundgesetzen am gemässesten sey, wovon aber Rec. nicht überzeugt ist.

VII. De genuina notione sponsalium de praesenti et de futuro. Ist eine wieder abgedruckte Dissertation.

VIII. Schema doctrinae de gradibus prohibitis secundum ius divinum, Romanum et canonicum. Beyde Abhandlungen setzen die darinnen dargestellten Lehren in ein neues Licht.

Nk.

---

3. Arzneygelahrheit.

De pollutione diurna, frequentiori sed rarius observata tabescentiae causa, *Io. Ern. Wichmann*, M. D. Goettingae, apud Diterich, 1782. in kl. 8v.

Herr Hofmedikus Wichmann beschreibt unter dem Titel: pollutio diurna, einen Umstand, wo bey Leuten, wenn sie zu Stuhle gehen, nach dem Urinlassen, Saamen, ohne Wollust, abgeht. Dieses geschieht wenigstens bey hartem Stuhlgang. Solche Leute werden, außer wenigen Tropfen im Hembde, fast nichts daran gewahr, da der Saamen mit zu den Exrementen fällt. Sie werden hernach ungesund, zur Zehrung oder Lungensucht geneigt. Die Zufälle, welche sie leiden, werden S. 25. genau beschrieben. Aber eben diese Zufälle passen für jene, welche zu oft nächtliche Pollutionen leiden, welche sich durch Onanie oder Beyschlaf entkräftet haben. Im Gegentheile kennt Recensent einen dicken starken Mann, der lange an dieser pollutione diurna leidet, ohne gemeldete Zufälle zu haben. Es scheint also nicht, daß man just das Bild der Krankheit S. 25. 26. oder die genannten Zufälle, mit dieser Krankheit, als was Wesentliches verbinden könne.

Die Heilart besteht hauptsächlich darinn, durch erweichende Clystire, Reiz und Anfüllung aus dem Mastdarm zu nehmen, damit die Saamenbläschen nicht gerückt und gereizt werden, und sich nicht auf niedrige Nachtstühle zu setzen.

Hierauf wird äußerlich kaltes Wasser, innerlich Stahlwasser, Fieberrinde, Eisen und Tissots Methode gelobt. Hierbey hat Recensent anzumerken, daß, im Falle äußerster Ma-

gen-

genschwäche, wovon er Fälle gesehen hat, weder Stahl noch Chinarinde behagen werden.

3.

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst, und Arzneygelahrheit, von Johann Christian Anton Theden. Zwey Theile. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1782. groß 8.

Der erste Theil ist die dritte Auflage des 1771. zuerst erschienenen, und 1776. zum zweytenmale aufgelegten, von Deutschlands Wundärzten mit Dank aufgenommenen Thedenschen Werkes. Eine weitläuftige Erzählung des Inhaltes des zweyten Bandes halten wir um so mehr für überflüßig, da wir überzeugt seyn können, daß die Besitzer des ersten Bandes, welches der größte Theil unserer Leser seyn werden, mit dem Inhalte des zweyten Bandes, dessen Anzeige wir jetzo erst nachholen, schon bekannt sind. Wir zeichnen daher nur dasjenige aus, wodurch die Wundarzney in diesem Bande neue Schritte vorwärts gethan hat. Hieher rechnen wir den Rath des Herrn Theden, den Saamenstrang, im Fall eines scirrhösen Hoden, nicht zu unterbinden, da die Ursache des Uebels oft in demjenigen Zellgewebe zu suchen ist, wodurch die Gefässe des Saamenstranges in der Bauchhöle an das Darmfell befestiget worden, und durch das Unterbinden der Ausfluß dieser in dem Zellgewebe etwa befindlichen Ursache verhindert wird. Der Verfasser räth auf diese Ursache, wann vor dem Entstehen der Krankheit Schmerzen in der Gegend des Kreuzes bemerkt werden. — Ferner die Entbehrlichkeit des Trepans bey Kindern. Der Knochen läßt sich durch Stückchen dickes Glas besser abschaben, als mit dem Trepan ausbohren. Die Beschreibung einer besondern Spiesglastinktur und ihrer Wirkung gegen Drusengeschwülste, und besonders den Krebs. — Das zum Ausreißen des Rachenpolypen besonders erfundene Instrument. — Von der Flechsenausdehnung und Verrückung der Muskelfasern. Nach heftigen, schnellen Bewegungen klagen die Personen oft über einen heftigen Schmerz, welcher die Bewegung des Gliedes beschwert, oder gänzlich unmöglich machet. Das bisher gewöhnliche, von den Wundärzten dagegen angewendete

tel war Ziehen und Ausdehnen des Gliedes. Wem die Lage und Ansätze der Muskeln bekannt sind, wird wissen, wie unzureichend dieser Handgriff ist, der oft schädlich werden kann. Sicherer ist des Verfassers Methode, die mehr auf anatomischen Kenntnissen beruhet. Die fernere Bestätigung des Nutzens der Einwickelungen und Hebung der Zweifel, die von verschiedenen dagegen erregt worden sind, zählen wir deswegen hiermit auf, da manche Wundärzte sich bisher durch diese Zweifel von der Anwendung dieses vortrefflichen Heilmittels haben abhalten lassen.

F. J.

Vermischte chirurgische Schriften, herausgegeben von Johann Lebrecht Schmucker. Dritter Band. Berlin und Stettin, 1782.

Dieser dritte Band erfüllt die Erwartungen, mit welchen jeder Kenner und Freund der chirurgischen Wissenschaften bey den ersten Theilen dieses Werks, dessen Fortsetzung entgegen sahe. Derselbe ist an wichtigen Bemerkungen reich, und so gerne wir uns jetzt mit einem ausführlichen Entwurf seines Inhaltes beschäftigen möchten, so erlaubt uns die Einrichtung der allgemeinen deutschen Bibl. doch nur das vorzüglich Wichtige kurz anzuzeigen, und bitten wir unsere Leser, die Quelle selbst zu nutzen, welche sie mit Dank gegen den Herrn Sammler verlassen werden. In dem Gebrauch des Sabadillsaamen lehrt uns Herr Schmucker ein neues Mittel, welches gegen alle bekannte Gattungen von Würmern wirksam ist, und nie fehlt, wo die besten Mittel sonst ihre Hülfe versagen. Dasselbe Mittel ist in epileptischen Zufällen mit fürtrefflichem Erfolg gebraucht worden, und da die meisten Epilepsien in Würmern ihren Grund haben, so durften nun die Aerzte bey einer der fürchterlichsten Krankheiten, die eingeschränkten Gränzen ihrer Kunst seltener gestehen. In einem andern Aufsatz erzählt Hr. Schmucker die Geschichte eines Steinschnitts, welchen er nach der le Dranschen Methode an einem siebenzigjährigen Kranken unternahm. Er wurde genöthigt, die Operation à deux temps zu verrichten. Ehe der Stein ausgezogen war, ließ sich alles gut an; aber nach dem Ausziehen des Steines nahm alles eine sehr üble Wendung. Der Kranke starb. Herr Schmucker schreibt

schreibt den tödtlichen Ausgang der Operation à deux temps zu. Sollte aber diese wohl als die einzige Ursache des unglücklichen Ausganges der Krankheit angesehen werden dürfen, und wenn dieselbe es auch wirklich war, verdient alsdann diese neue Methode blos wegen des übeln Ausganges dieses einzigen Falles verworfen zu werden? — Von dem Herrn Doktor Fritze zu Dillenburg wird die Geschichte eines äußerst merkwürdigen Kaiserschnitts mitgetheilt. Die Schwangere wurde von einem wilden Ochsen auf die Hörner genommen, und bekam dabey eine tiefe Wunde bis in die Gebärmutter, aus welcher der Ellenbogen des Kindes hervorragte. Die Unglückliche wurde geheilt, starb aber in einem folgenden Kindbette an einer innern Verblutung.

Von gleicher Wichtigkeit ist die Geschichte einer starken Schußwunde des rechten Oberarms, vom Herrn Seeliger. Hundert Wundärzte würden die Absetzung des Arms, als das einzige Mittel zur Rettung des eilfjährigen Kranken gewählt haben, ohne welche die vorzügliche Geschicklichkeit, und der unermüdete Fleiß des Herrn Seeliger, den unglücklichen Knaben und dessen Arm erhalten hat. Ein größers Meisterstück in seiner Kunst wird nicht leicht ein Wundarzt aufweisen können. Herr Jaßer erzählt fünf merkwürdige, sehr lehrreiche und wichtige Bemerkungen, welche von der Geschicklichkeit, Erfahrung und tiefen Beurtheilung des Herrn Verfassers zeugen. Dieselben betreffen eine geheilte Taubheit, wobey der Verfasser einen bisher unbekannten Weg einschlug — eine gehauene, erst nach zwey Monaten üble Folgen veranlassende Kopfwunde — eine durch das Tropfbad bewirkte Wiederherstellung eines nach Heilung alter Schäden an den Füßen mit einer Apoplexie befallenen Kranken, wobey derselbe eine lange Zeit taub und stumm war — die Abschneidung eines großen Stückes der Leber, wobey der Kranke keine besondere Zufälle hatte, und die Geschichte eines durchschnittenen Kehlkopfes und Schlundes, wobey der Kranke beym Leben erhalten wurde. In der letzten Bemerkung theilt der Verfasser ein sehr einfaches Mittel gegen die Krätze mit, wobey derselbe den guten Erfolg nie verfehlte. Dies Mittel besteht in folgender Salbe, wovon Morgens und Abends einer Haselnuß groß in die flache Hand gerieben wird. R. vitrioli albi, florum Sulphuris, pulveris baccarum lauri aa, olei oliuarum f. lini q. f. ut fiat unguentum. Von einer ähnlichen Salbe, nur ohne Vi-

triol, und statt des Leinöles ungesalzene Butter genommen, sahe Recensent die vortrefflichsten Wirkungen zur geschwinden Heilung der Haut, z. B. nach gelegten Zugpflastern, wo alle andern Salben Entzündungen und Rosen verursachten, und die Subjekte, die im gemeinen Leben genannte böse Haut zum heilen hatten. — Die zwölfte bis achtzehnte Bemerkung enthält Geschichten von incarcerirten Brüchen, von verschiedenen Verf. Noch zeichnen wir die Geschichte einer Amputation von Herrn Laube, und die Bemerkung einer gänzlichen Abschneidung der männlichen Geburtstheile, von Herrn Christopf an. — Die Blutung war im letztern Falle unerheblich, und stillte sich von selbst, noch ehe dem Kranken zur Hülfe gekommen werden konnte. Eine große Pulsadergeschwulst hielt Herr Mayer, Wundarzt in Curland, für einen Bruch, man wollte die Operation unternehmen, der Irrthum aber entdeckte sich bey dem ersten Einschneiden der Fascia lata, und die Pulsadergeschwulst wurde durch Compression und Einwickelungen geheilt. Wir übergehen die fernere Anzeige der übrigen nicht unwichtigen Bemerkungen, und begnügen uns durch die Anzeige des allerwichtigsten Theils dieser Sammlung die Aufmerksamkeit und Wißbegierde unserer Leser erregt zu haben. — Dem ehrwürdigen Greise, dem wir diese fürtreffliche Sammlung verdanken, wünschen wir Leben, Gesundheit und Neigung, dieselbe durch folgende Bände fortzusetzen.

F. M.

Beschreibung der Epidemie, welche im Frühjahr des 1782sten Jahres, in mehrern Gegenden von Europa geherrscht, und unter dem Namen der russischen Krankheit bekannt geworden. Gießen, 1782. in 8vo. 63 Seiten.

So viel wir wissen, ist der Verfasser gegenwärtiger Schrift, Herr D. Valentin Müller in Frankfurt am Mayn. Gleich anfangs beschreibt er die beträchtlichen Veränderungen des Barometerstandes, so im März, nämlich einen Monat vor dem Ausbruch der Epidemie, vorgefallen. Der Anfang dieses epidemischen Catharrs, in den dortigen Gegenden, setzt der Verfasser schon in das Ende des Märzmonats, da solcher hingegen in einigen benachbarten Provinzen erst in die Mitte des Aprils

fiel.

fiel. Sonst pflegen die Aermern immer zuerst von einer Epidemie befallen zu werden, wenn sie sich in irgend einen Strich Landes einfindet — hier bemerkte der Verfasser gerade das Gegentheil, denn er sahe die begüterten Einwohner, welche nicht so oft in die freye Luft kommen, zuerst an dieser Seuche erkranken. Diejenigen blieben am längsten davon befreyet, welche der Erkältung durch mäßig warme Kleidungsstücke vorbaueten. Gegen den 16ten May wütete die Krankheit wegen der ungewöhnlich kalten Witterung am heftigsten — besonders bey denenjenigen, so schon Fehler an der Lunge hatten. Vorzüglich für Schwindsüchtige, und alle, die an schleichenden und auszehrenden Fiebern darnieder lagen, war es ein übler Zeitpunkt. Selbst diejenigen, welche die Krankheit schon überstanden hatten, wurden leicht wieder davon befallen, wenn sie einen Diätfehler begiengen, und wurden nun ungleich kränker als vorher. In einigen Fällen sah die Krankheit vollkommen einer falschen Lungenentzündung ähnlich. — Die übrigen Zufälle müssen wir, als schon bekannt, übergehen. Diejenigen, so gleich im Anfange der Krankheit mit einem Durchfalle befallen wurden, spürten viele Erleichterung — die beste Erleichterung aber verschaffte doch die Abwartung des Schweißes auf einige Tage. Den Uebergang in Entzündungskrankheiten bemerkte man nicht häufig. Außerdem sind die Zeichen dieser Krankheit sehr gut von unserm Verfasser angegeben, doch vermißt Recensent jene Niedergeschlagenheit, den Mißmuth, Gleichgültigkeit gegen alles, was Freude bewirken konnte, u. dergl., welches gewiß etwas charakteristisches bey dieser Krankheit war, und das D. Mumsen in Hamburg in seiner Beschreibung am besten angegeben hat. Die Heilmittel, so der Verfasser aufstellt, waren: Abwartung der unterdrückten Ausdünstung, und die dahingehörigen Mittel und Getränke. Hernach gelinde Abführungen aus Rhabarbertinktur 4 Loth, und Glaubersalz anderthalb Loth. — (Dieses war Recensenten eine paradoxe Mischung, denn das Pflanzenlaugensalz bey der Rhabarbertinktur wird von der Vitriolsäure des Glaubersalzes angegriffen; verläßt das mineralische Alkali, bewirkt also Brausen und Zersetzung.) Die Aderlässen, welche von unwissenden Aerzten angewendet wurden, waren allezeit schädlich, denn es erfolgten mehrere Schwäche, Schmerzen, der Husten wurde krampfhaft, und die Kranken wurden mit Mühe gerettet. — Der Verf. stellt verschiedene Beyspiele von der Dummheit einiger seiner Kollegen hiermit auf, welche durch unzeitiges Aderlassen bewirkt

wirkt wurde. Wenn die Krankheit überstanden war, so führte der Verfasser aus, und gab hernach den Chinarindenextrakt — auch bittere Extracte mit auflösenden Salzen verbunden. — Recensent sahe von der Auflösung des Kaskarillenextracts in Zimtwasser die besten Wirkungen, und schaffte den zurückbleibenden chronischen Husten am geschwindesten durch Pillen aus Gummi Ammoniak, Mutterharz, und Spießglasschwefel weg.

Ueber den jüngsten epidemischen Katarr, von D. Philipp Ludwig Wittwer, der römisch kaiserlichen Akademie der Naturforscher Mitglied. Nürnberg, bey Grattenauer, 1782. in 8vo. 88 S.

Der Herr Verfasser verfolgt die Geschichte dieser epidemischen Krankheit von ihrer Entstehung bis in den Sommer. Er beschreibt zugleich die vorhergehende Witterung vom Anfange des Jahres, und bringt verschiedenes aus ältern Schriftstellern über ähnliche Epidemien bey — unter andern heißt es: „denn gerade darinn zeichnet sich diese vor so vielen andern Epidemien aus, daß ihr wesentlicher Charakter in allen Jahrhunderten, in den entferntesten Ländern, in so verschiedenen Jahreszeiten immer der nämliche bleibt, daß, sobald man einen treuen Beobachter gelesen, man beynahe alles gelesen hat. Der Gang des Fiebers, die vorzüglich leidenden Theile, die hinfälligen Kräfte, (eben diese Bemerkung ist Recensenten hier äußerst schätzbar, weil er solche bey vielen Schriftstellern über diese Epidemie vermißt hat) die Verderbniß der ersten Wege, die schnelle und große Verbreitung, die leichte Genesung der meisten, die Gefahr für alte und chronische Kranke, sind ewig die nämlichen."

Kurze Nachricht von der epidemischen Schnupfenkrankheit, und der Beschaffenheit der Luft 1781 und 1782. Von einem Arzte dieser Stadt. Hamburg 1782. Bey Hoffmann. in 8. Zwey Bogen.

Diese kurze, aber sehr bündige, gutgeschriebene Nachricht ist, so viel wir wissen, vom Hrn. D. Mumsen, und verdient, unsers

sers Bedünkens, darin den Vorzug, weil in selbiger die Zeichen und der Charakter der Krankheit am besten bestimmt worden. In einem kurzen Vorberichte giebt der Hr. Verf. einige Nachricht von den in Hamburg gewöhnlichen Krankheiten, wovon wir doch einiges hier mit beybringen wollen, und zwar mit des geschickten Hrn. V. eigenen Worten: „Unmäßigkeit, Trägheit, Gram und Zorn öffnen manchen das frühe Grab. Daß Zorn und Aerger den meisten vor der Zeit den Hals bricht, und die Gestalt verderbet, dafür kann nicht die Erdgegend, nicht die Luft: es ist eine Folge der schlechten Erziehung — einige unserer Krankheiten sogar scheinen sich, so zu reden, zurückzuziehen; über den Nieren- und Blasenstein klagen jezo wenigere; die Pleuresie und Peripneumonie erscheinet selten in ihrer wahren Gestalt: das venerische Uebel ist allgemeiner, aber gelinder: dagegen wüthet die Schwindsucht fürchterlich in der Stadt und auf dem Lande. Ob der Stein vormals eine Folge des übermäßigen Trinkens war; ob Thee, Coffee, reifes Obst und die Fieberrinde sein Ansetzen hindere, oder ihn auflöse? ob die überhand nehmende Weichlichkeit der Pleuresie nicht mehr gewachsen sey; ob das venerische Gift von selbst oder durch bessere Kurmethoden nachgelassen; ob der Brandtwein, der Zorn, das Spiel, und die frühe Klugheit die Menschen entkräfte, und die Schwindsucht allgemeiner gemacht habe, überlasse ich andern zu untersuchen u. s. w." Nun etwas von der katharrhalischen Epidemie selbst. Die Zufälle im Anfange waren Müdigkeit, Gähnen, aufsteigende Röthe des Gesichts und Hitze der Augen, Kopfschmerz, Ziehen im Nacken und Rücken; Gliederreißen, bey einigen Halswehe: durch die Brust zogen inwendig Stiche, oder vielmehr durchfahrende Schnitte, die bald wieder vergiengen — Der Puls wurde fieberhaft, die Haut trocken, Schauer mit Hitze abwechselnd, Heiserkeit und ein klingender Husten mit Schmerzen der Brust und der Luftröhre — Bey denen, so sich inne halten konnten, verlohren sich diese Zufälle wieder am zweyten oder dritten Tage, nach dem Gebrauche gelinder Mittel auch von selbst. — Diejenigen, so Unreinigkeiten in den ersten Wegen hatten, oder deren Eingeweide nicht gesund, wurden heftiger angegriffen und später geheilet, sie brachen Galle und Schleim; die Schmerzen der Brust waren empfindlicher und bleibend; der Husten war fast wie der Keichhusten, so daß bisweilen Blut ausgehustet wurde. — Diesen folget die Beschreibung einiger charakteristischen Zeichen dieser Krankheit, welche Recens. bey

andern

andern Schriftstellern vermißt, und die dem Beobachtungsgeiste des Hrn. Verf. Ehre machen. Wir wollen ihn selbst reden lassen: „Das schlimmste Zeichen war die schnelle Entkräftung und Mattigkeit, welche, wenn sie in größerm Maaß und von längerer Dauer gewesen wäre, die Gesundheit und das Leben bald würde untergraben, und die Kraft des Herzens und der Lungen bald würde überwältigt haben. — Hierzu kam noch eine gewisse Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit des Geistes, so daß auch der Mensch den Frühling sah ohne Freude, und arbeitete ohne Lust: man hatte nicht Freude an Geselligkeit, und verlebte die Tage in gemächlicher Schlaffheit." Die hauptsächlichsten Mittel, so der Hr. V. anwendete, waren Cremor tartari, Citronensaft, Manna, Honig, Anies, Gummi arabicum, Laudamum, Campher, flüchtiger Salmiakgeist u. d. gl. Das übrige von der Beschaffenheit der Luft müssen wir übergehen.

Ek.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Theorie der schönen Wissenschaften zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben von Johann August Eberhard. Halle, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1783. 19 Bogen. 8.

Mit einer sehr liebenswürdigen Bescheidenheit äußert der V. in der vorausgeschickten, ganz aus dem Herzen geflossenen Zuschrift an Herrn Moses Mendelssohn, seine eigne Ueberzeugung von dem Unzulänglichen und Mangelhaften dieser Theorie, und entschuldigt sich mit der Lage eines Lehrers, die ihn zum Schreiben nöthigt, auch wenn ihm sein Herz und sein Genius nicht ein Wort davon sagt. Auch gesteht er, daß sein Lehrbuch vieles den Meistern zu verdanken habe, wie ein Jeder leicht wahrnehmen werde, der Hrn. Mendelssohns, Engels und Lessings Arbeiten kennt, womit sie so viele Theile der Theorie der schönen Wissenschaften aufgeklärt haben. Seine Absicht war, die Aesthetik mit der Dichtkunst in einem zusammenhangenden Systeme vorzutragen, und jene bisherigen einzel-

einzelnen Aufklärungen an ihrem Orte in dem Systeme einzuschalten, durch einen ersten Grundsatz alle Theile zu einem Gebäude zu verbinden, und aller Orten den Gesetzen der synthetischen Methode treu zu seyn. Diese Absicht nicht durchgehends erreichen zu können, hinderte ihn die Beschleunigung des Druckes, und die Ausgabe des Werks in einzelnen Bogen. — In der That würde es bey einem Schriftsteller, dessen Verdienste und philosophischer Scharfsinn das Publikum bisher minder verwöhnt, und zu vorzüglichen Erwartungen minder berechtigt hätten, aller dieser Entschuldigungen gar nicht bedürfen. Vielmehr hat man alle Ursache, das Buch, wie es ist, mit Schätzung und Dankbarkeit aufzunehmen; denn es enthält einen reichhaltigen, überdachten, und im Ganzen sehr wohl geordneten Vorrath von geprüften lehrreichen Grundsätzen der Aesthetik und Dichtkunst; freylich nicht für den vorbereitenden und elementarischen, sondern für den weitern und akademischen Unterricht, für welchen der Verf. es auch zunächst bestimmte. Alles ist eben so genau und philosophisch, und doch ungleich praktischer und fruchtbarer vorgetragen, als in Baumgartens Aesthetik, obgleich auch diese den Verf. zum öftern geleitet zu haben scheint; und dabey ohne alle die unnütze, höchst ermüdende Weitschweifigkeit, die dem Vorgänger des Verf. im Lehramte, G. F. Meier, in seinen Anfangsgründen der schönen Wissenschaften eigen war. Selbst dem Kenner muß diese Theorie eine sehr angenehme und befriedigende Uebersicht gewähren. Wir wollen unsern Lesern zuerst ihren Plan vorlegen, und dann einige kleine Erinnerungen hinzusetzen, die uns bey einigen Stellen eingefallen sind.

Nach einer Einleitung, worin der Verf. von der Erklärung eines Werks ausgeht, dessen Vollkommenheit er bestimmt, und von dessen Begriff er zum Begriff der Kunst, der Eintheilung der Künste, der Erklärung der Schönheit, u. s. f. übergeht, trägt er im ersten Theile (§. 26-112) die Aesthetik vor, und handelt in dessen erstem Abschnitte von der ästhetischen Vollkommenheit und Schönheit überhaupt; im zweyten, von der ästhetischen Vollkommenheit der Gedanken; im dritten, von der ästhetischen Ordnung; im vierten, von dem ästhetisch vollkommenen Ausdruck; und im fünften, von dem ästhetischen Genie. Der zweyte Theil enthält die Dichtkunst oder Poetik, (§. 113-198) wobey zuerst von dem Gedichte überhaupt, dann von den besondern Dichtungsarten, und zu-

letzt

letzt von dem mündlichen Vortrage der Gedichte gehandelt wird. Die Rhetorik nahm der Verf. nicht mit in seinen Plan auf, vermuthlich, weil er (S. 19) ihre Grundsätze und Regeln in Ansehung des Unterrichts zur Vernunftlehre rechnet, ob er gleich §. 7. selbst die Redekunst, dem Sprachgebrauch zufolge, zu den schönen Wissenschaften zählt. Die Aufschrift des Buchs ist, wie es scheint, bey dieser Ausschließung minder schicklich.

Itzt noch unsre Erinnerungen, so unerheblich sie zum Theil auch seyn mögen; denn selbst die Achtung für den Verf. und seine Bescheidenheit ermuntert uns zu ihrer Mittheilung. — S. 3. wird die Eintheilung der Künste auf ihren verschiedenen Zweck gegründet, und gesagt, mechanische Werke und Künste seyn diejenigen, deren Zweck ein Bedürfniß des Körpers ist. Man weiß, daß selbst die schönen Künste nicht ohne mechanische Bestandtheile sind, und von diesen, z. B. von dem Mechanischen bey der Musik, Malerey u. s. f. läßt sich doch wohl nicht sagen, ihr Zweck sey ein Bedürfniß des Körpers. Der Umfang jener Erklärung ist also wohl zu enge gefaßt. — Die S. 6. angezeigte weiteste Bedeutung des Worts schön wünschten wir nicht in das System aufgenommen zu sehen; sie ist in der That die Frucht eines zu fehlerhaften Sprachgebrauchs, den man immer mehr abzuschaffen suchen sollte. Der Begriff des Schönen paßt bloß auf Gegenstände des Gesichts; und selbst auf Gegenstände des Gehörs wird er schon uneigentlich angewandt. — In der Aufzählung der schönen Künste, S. 7. fehlen Kupferstecherkunst und Steinschneidekunst, obgleich jene S. 27. bey der Malerey beyläufig erwähnt wird. — — Sollte das nicht ein zu eingeschränkter Begriff von der Nachahmung der Natur seyn, wenn der Verf. sie S. 10. in die Wahl derer Mittel setzt, deren sich die personificirte Natur bedient, um Vergnügen zu verursachen? Man denkt sich doch eigentlich darunter die Auffassung und Nachbildung aller der Aeußerungen und Erweisungen, die wir in der ganzen Schöpfung, der belebten so wohl als unbelebten, antreffen und wahrnehmen, ohne eben die Vorstellung einer personificirten, schaffenden, wirkenden oder darstellenden Natur dabey im Sinne zu haben. — — Wenn S. 11. Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu Einem so viel, als zu Einem Ganzen heißen soll, so ist das, wie bekannt, der Begriff der Schönheit, nicht der Vollkommenheit, die in der Uebereinstimmung

des

des Mannichfaltigen zu Einem Zwecke zu setzen ist. Dieser Unterschied dünkt uns doch bestimmter zu seyn, als der Redegebrauch des Verf., der Schönheit und äußere Vollkommenheit für einerley nimmt. — — Mitleid und Besänftigung möchten wir nicht mit dem Verf. S. 13. zu den angenehmen, sondern lieber jenes zu den vermischten, und dieses, seiner Klassificirung nach, zu den erquickenden Empfindungen rechnen. — — S. 25. ist bey der Erklärung der Bildhauerkunst und der unter ihr begriffenen Arten, die Bildschnitzerey und Bildgraberey übergangen. — — Sollten wir, wie S. 45 gesagt wird, lebhaftere Vorstellungen von einem Gegenstande haben, je bestimmter er ist? oder sollte nicht vielmehr selbst das Unbestimmte und Undeutliche eines Gegenstandes die lebhafte Vorstellung desselben, und den Grad des sinnlichen Vergnügens erhöhen, welches nur gar zu oft durch bestimmtere Deutlichkeit und genauere Zergliederung desselben geschwächt, oder gar aufgehoben wird? — — S. 55. kindische Vorstellungen und Gedanken scheinen uns nicht so wohl diejenigen zu seyn, die nicht das Vermögen eines Kindes übersteigen, sondern die nur einen so schwachen Grad des Wohlgefallens bewirken, dessen nur die eingeschränktere Fassungskraft der kindischen Seele fähig ist. Das Kindische läg: also mehr in der Wirkung, als in deren Veranlassung. — — Die Begriffe vom ästhetischen Licht und Schatten (S. 58 ff.) sind vielleicht für die Metaphysik des Geschmacks zu metaphorisch, um in derselben wichtig und fruchtbar genug zu seyn, ob sie gleich auch von Baumgarten aufgenommen und zergliedert sind. — — S. 64. Die Erklärung einer Redefigur, daß sie die Vergleichung einer Vorstellung mit der andern sey, wodurch die erstere ästhetisch vollkommner wird, scheint zu eingeschränkt zu seyn, und auf manche Figuren, z. B. die Personendichtung, die Apostrophe und Metonymie nicht ungezwungen genug anzuwenden. — — S. 71. wird in der zweyten Anmerkung gesagt: Die bildenden Künste können die unsinnlichen Gedanken nur durch die Allegorie mahlen. Aber sind sie nicht auch im Stande, Vorstellungen, Gesinnungen und Gemüthszustand durch den damit vergesellschafteten körperlichen Ausdruck der Minen, Stellungen und Gebehrden zu schildern? Denn bloß die abstrakten Begriffe scheinen hier, wenn wir den angeführten §. 15. vergleichen, unter den unsinnlichen Gedanken nicht gemeynt zu seyn. Bey diesen ist allerdings die Allegorie das einzige Darstellungsmittel. — — Wenn der Verf. S. 76. die eigentlichsten

lichsten poetischen Erdichtungen durch Begebenheiten erklärt, die weder in dieser Welt geschehen, noch darin möglich sind, so sehen wir nicht wohl ein, wie darauf seine gleich hernach hinzugesetzten Erfordernisse für solche Erdichtungen zutreffen, daß sie keinen Widerspruch enthalten, und vollends, daß sie dergestalt zusammenhängend seyn sollen, daß ihr Zusammenhang sinnlich könne vorgestellt werden. — — Sehr lesenswerth und scharfsinnig ist die Entwickelung der verschiedenen Arten des eigentlichen **Rührenden**, §. 68. — — Die S. 99 ff. befindliche Lehre vom **Kontrast** hätte der Verf., wie er selbst in der Vorrede bemerkt, vor der Lehre von der **Rührung** abhandeln sollen; eine Versetzung, die sich beym mündlichen Vortrage leicht wieder gut machen läßt. — — Auch die Erörterung der Quellen des **Lächerlichen**, und des Kontrastes, worauf es beruht, ist §. 75. mit lehrreicher Genauigkeit angestellt — — Unter **Anordnung** in der Malerey (S. 112) versteht man gewöhnlich doch wohl nur einen Theil der malerischen Komposition, zu welcher auch die Erfindung der Bestandtheile dieser Zusammensetzung gehört. — — S. 134 steht folgende an sich feine Bemerkung über das Sylbenmaaß; „Da die Füße durch die Mischung der Sylben auch wesentli„che Zeichen von der Folge der Vorstellungen seyn können, und „dadurch den Gemüthszustand, oder die herrschenden Empfin„dungen ausdrücken können: so sollte das Sylbenmaaß oder „der Vers nur gebraucht werden, wo eine herrschende Gemüths„bewegung die Vorstellungen zu einer gewissen gleichförmigen „Folge bestimmt." Sollte aber dadurch der Gebrauch des Sylbenmaaßes und des Verses nicht auf gar zu wenige Fälle eingeschränkt werden? Selbst die lyrische Poesie wäre desselben dann nicht in allen ihren Arten empfänglich, da die starken leidenschaftlichen Empfindungen der höhern Ode, und die dadurch in der Phantasie erregten kühnen, vorüberschwebenden Bilder sich schwerlich mit einer solchen gleichförmigen Folge vertragen? — — S. 138. sagt der Verf., man habe immer die Schlußfälle der Perioden für die angenehmsten gehalten, welche mit männlichen Füßen endigen, weil sie das Ende und den Ruhepunkt durch das Sinken der Stimme am besten anzeigen. Dies letzte bedarf, wie es scheint, einiger Berichtigung. Männliche Schlußfälle machen allerdings den Ruhepunkt sinnlicher; aber nicht so wohl durch das Sinken, als durch die Hemmung oder den Einhalt des Tons und der Stimme, der freylich durch die vorhergehenden Sylben vorbereitet wird, aber

doch

doch bey weitem kein so sinnliches Sinken der Stimme ist, als der weibliche Schlußfall, der auch gar oft die beste Wirkung thut, und daher von den Römern in der bekannten Kadenz nach Art des esse videtur, und von den Italienern am Schluß ihrer Rezitative gewählt, und dem männlichen vorgezogen ist. — — Das Launichte setzt der Verf. S. 144. vielleicht etwas zu eingeschränkt in die wichtige Vorstellung des Unwichtigen, oder der ernsthaften Vorstellung des Lächerlichen. Kann nicht auch das Gegentheil, scherzhafte und komische Vorstellung des Ernsthaften und Wichtigen, sehr launicht seyn? — — Sehr kurz, und doch sehr bestimmt, ist die Definition des Geschmacks, S. 147. er sey die sinnliche Beurtheilungskraft. Nur erschöpft sie nicht alles, was wir unter diesem Worte begreifen, insofern der Geschmack nicht nur prüft und urtheilt, sondern auch genießt und empfindet. — —

Minder ausführlich, als die Aesthetik, ist der zweyte Theil dieser Theorie, welcher die Dichtkunst oder Poetik enthält. Der Verf. giebt nur die allgemeinsten Erklärungen und Vorschriften der verschiedenen Dichtungsarten, von denen einige auch nur gelegentlich berührt werden; und noch summarischer ist seine Anführung der vornehmsten Muster. Doch, diesen Mangel an Vollständigkeit des literarischen Theils erkennt der Verf. in der Vorrede selbst, und verweist in diesem Stücke auf das Lehrbuch des Hrn. Prof. Eschenburg.

Ueberaus gut werden gleich anfangs S. 151 f. die schwankenden Begriffe von Gedichten und prosaischen Werken auf folgende Weise bestimmt: „Eine vollkommen sinnliche Rede ist ein „Gedicht in weiterer Bedeutung. Zu den ästhetischen „Vollkommenheiten einer Rede gehören auch die Vollkommenheiten ihrer Zeichen, und unter diesen auch die äußern Vollkommenheiten derselben, deren höchster Grad der Rhythmus „und das Sylbenmaaß ist. Eine vollkommen sinnliche Rede, „welche auch diesen höchsten Grad der äußern Vollkommenheit „hat, ist ein Gedicht in engerer Bedeutung, oder ein versificirtes Gedicht; eine jede andere ist Prose in weiterer „Bedeutung." — — S. 153. Die Erklärung der Episoden eines Gedichts durch diejenigen Theile, die nicht unmittelbar zu dem Zwecke des Ganzen zusammenstimmen, ist wohl zu negativ. Auch ist nicht alles Beywerk Episode, und man braucht dies Wort doch wohl nur da, wo Handlung ist, in erzählenden und dramatischen Werken. — — So scheint uns

auch die Eintheilung der Hauptvorstellungen, die in einem Gedichte ausgedrückt werden S. 154, nicht erschöpfend genug, wenn der Verf. sagt, sie seyn entweder dogmatische oder historische Wahrheiten. Sie können auch Empfindungen seyn, wie in der lyrischen Poesie, an die hier gar nicht gedacht zu seyn scheint. — — Nicht ganz genau wird S. 157 das moralische von dem philosophischen Gedichte abgesondert; jenes ist eigentlich unter diesen eben so begriffen, wie die Moral unter den Theilen der Philosophie. Richtiger würden speculative und praktische Wahrheiten als zwiefacher Inhalt der Lehrgedichte angegeben seyn. — — Die poetische Epistel ist nicht allemal, wie S. 161 gesagt wird, ein an eine oder mehrere bestimmte Personen gerichtetes Lehrgedicht; ihr Inhalt ist nicht immer didaktisch, wenigstens nicht der Hauptabsicht nach. Von Gray sind uns keine poetische Episteln bekannt. — — S. 162. Erweckung des Abscheues gegen sittliche Unvollkommenheiten ist nicht allgemeiner Zweck der Satyre; bey der scherzhaften ist es oft bloß Belachung, die doch wohl nur sehr uneigentlich ein, noch so geringer, Grad des Abscheues genannt werden kann. — — Nicht ganz deutlich und befriedigend dünkt es uns zu seyn, wenn S. 167. die Beschreibung ein extensiv deutlicher Begriff genannt wird; sie ist auch nicht selbst Begriff, sondern wörtliche Darlegung desselben. So trifft auch die Erklärung S. 172, daß ein beschreibendes Gedicht ein Gedicht sey, das aus einer Beschreibung besteht, nicht immer zu. Die Gegenstände können, bey aller Einheit des Subjekts, sehr mannichfaltig seyn, und so auch die Beschreibungen, die außerdem zwar die vornehmsten, aber nicht die einzigen Bestandtheile des beschreibenden Gedichts auszumachen pflegen. — — S. 178. Bey einem Selbstgespräche, dünkt uns, können eben sowohl, als bey einem Gespräche, andre freye Wesen Mitursachen der Veränderung seyn, die es veranlaßt, als derjenige, in dem die Veränderung erfolgt, die die letzte Wirkung der poetischen Handlung ist. — — Die S. 195. gemachte Anmerkung, daß eine Vorstellung (vielmehr wohl eine dramatische Handlung) zur Milderung ihrer ästhetischen Kraft nicht durch die Pantomime, sondern durch Erzählung müsse vorgestellt werden, ist leicht einer Mißdeutung fähig. Vermuthlich hatte der Verf. solche Handlungen im Sinne, die zu schauerhaft und gräßlich sind, um auf die Bühne gebracht zu werden, die Horaz intus digna geri nennt; und diese liegen außer dem Wirkungskreise ächter ästhetischer Kraft.

Kraft. — — S. 206. Unwichtigkeit ist wohl nicht durchaus nothwendiges Erforderniß der komischepischen Handlung; auch durch den Kontrast des scherzhaften Vortrags mit dem ernsthaften Subjekt kann Lachen erregt werden, wie in Parodien vornehmlich geschieht. — — In der Theorie des lyrischen Gedichts, S. 222 ff. finden wir eine auffallende Zusammenstimmung mit der von Hrn. Prof. Engel in seinen Anfangsgründen unlängst gegebenen scharfsinnigen Entwickelung dieser Dichtart. Vermuthlich hatte dieser die ihm, so viel wir wissen, eignen Ideen darüber dem Verf. schon vorläufig mitgetheilt. — — Ein vorzüglich schätzbarer Theil dieses Lehrbuchs ist der dritte Abschnitt der Poetik von dem Vortrage der Gedichte, worin zuerst von dem mündlichen Vortrage einer Rede, oder dem Lesen überhaupt, und in einem zweyten Hauptstücke, von den musikalischen Gedichten gehandelt wird.

Gedichte von J. A. Blumauer. Wien und Prag, bey von Schönfeld, 1782. 13¼ B. in 8.

Anhang zu Blumauers sämmtlichen Gedichten. Ebendas. 1783. 4½ B. in 8.

Wer den Verfasser dieser Gedichte nicht schon aus verschiedenen einzelnen Beyträgen zu mehrern periodischen Sammlungen kennt, der möchte leicht bey Lesung des ersten Gedichts, an die Muse, besonders bey der Strophe:

> Und faßt ihn dein Arm, und befeurt ihn dein Kuß,
> So strömt ihr und schießt ihr im feurigen Guß
> Wie Flamme mit Flamme, zusammen;
> Da reißt er dir ringend den Gürtel entzwey,
> Und wohnet in männlicher Fülle dir bey,
> Und schenket zu Kindern dir — Flammen.

in Furcht gerathen, daß es hier non lucem ex fumo, sondern fumum e fulgore geben werde; oder daß wenigstens sich hier ein Dichter von ganz anderm Schwunge ankündige, dessen Charakter mehr hochfliegende Phantasie, als Leichtigkeit, sanfte Empfindung und spottender Scherz wäre. Und doch charakterisiren diese letztern Eigenschaften fast alle Gedichte dieser Sammlung, und geben dem größten Theile derselben einen nicht

nicht unbeträchtlichen Werth. Vollends unterscheidet sich der Verfasser unter allen uns bisher bekannten wienerischen Dichtern in dieser Gattung gar sehr, und verdient viele Ermunterung. Unter den ernsthaften Stücken, deren Inhalt sanfte Empfindung ist, giebt es einige sehr gute, und stellenweise haben sie insgesammt unverkennbares Verdienst. Aber am glücklichsten äußert sich das Talent des Verf. in den komischen und burlesken Gedichten, besonders in dem an die Sonne, S. 62, und in seiner schon bekannten Travestirung der Aeneide, wenn die letztere nur nicht so lang würde. Einige Stellen, wo der Ausdruck zu sehr ins Platte fällt, wünschten wir hinweg; überhaupt könnte, vollends in den kleinern Gedichten, die Wegfeilung einiger Härten, vornehmlich in den Reimen, nicht schaden. Denn auch selbst einem österreichischen Ohre sind doch wohl die Reime: strömt — kömmt; kränkle — gängle; Druck — Pflug; ihr — dürr; gefällt — gewählt, u. a. m. unerträglich. Wir würden dies indeß, bey manchen andern Vorzügen dieser Gedichte, kaum erinnern, wenn der Verf. nicht übrigens auch das Verdienst einer überaus leichten Versifikation besäße, wovon vornehmlich die Stücke in ganz kleinen zweyfüßigen Versen, S. 48, 72, 91, 145, 175, rühmliche Beweise sind. Das S. 124. befindliche Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen neuen schreibseligen Wienerautoren hat viele scharfgewürzte Satyre; nur hätte es vielleicht für Auswärtige einiger Erklärung bedurft.

In dem Anhange sind verschiedne kleinere Gedichte, ein andres Stück der travestirten Aeneide, und unter andern auch der **Prolog zu Nicolai's Reisebeschreibung** enthalten, der vorher auch schon einzeln unter dem Namen Obermayr abgedruckt war. Es scheint, daß bey dieser letztern Arbeit, die Hr. B. gewiß nicht auf Antrieb des überirdischen Apolls unternahm, dieser den zu willfährigen und muthwilligen Dichter mit Aberwitz und niedriger Plattheit bestraft, und ihn vor der Unehre verblendet habe, die jedem noch so witzigen Satyrendichter Anzüglichkeiten von dieser Art unvermeidlich zuziehen müssen. Und witzig ist dieser **Prolog** nicht einmal. Wenn Hr. Blumauer einige Ueberlegung hätte, so würde er ein so niedriges Pasquill weder gemacht, noch sich dazu bekannt haben.

Fr.

Briefe

Briefe an eine Freundin über Schönheit, Grazie und Geschmack. Berlin 1784. bey Himburg. 8. S. 212. ohne Zueignung und Vorrede.

Man müßte Lesern die bekanntesten Sachen wiederholen, wenn man hier die Hauptsätze ausziehen wollte, welche bey jener Schrift zum Grunde liegen, uud für Recens. selbst würde es die undankbarste Mühe seyn, sie aus dem Wortschwall heraus zu heben, darin sie versteckt sind. Der Verf. verschiebt alle Begriffe, die er vorträgt, indem er fast alle Substantiven, deren es auf 212 Seiten eine große Menge geben muß, mit schwelgenden Beywörtern belastet, nach Art mancher Leute, welche darin Schönheit des Styls zu suchen pflegen, ohne zu erwägen, daß durch Ueberladung von Beywörtern alle Begriffe ihre Bestimmtheit und Wahrheit verlieren. Der V. tändelt mit der Sprache, als ob er mit allem Nichts zu sagen sich vorgesetzt hätte, welches man von Niemanden erwarten sollte, der sich über Gegenstände des Nachdenkens zum Schriftsteller aufwirft. Sein Ausdruck ist daher überall geziert, schwülstig, gedankenleer und der Sache niemals angemessen. Man findet daher auf allen Seiten so viel von holden Lerchen, Nachtigallen, Blütenbäumen, Welhen, Rosendüften, Veilchen und Göttinnen, daß man alle die Wonnen und Süßigkeiten nicht ohne Widerwillen lesen kann.

Was **Sulzer, Mengs, Hume, Mendelssohn** und andre verdienstvolle Männer über Schönheit und Geschmack geschrieben haben, hätte den Verf. von seinen Fehlern zurückbringen können, wenn er sie gelesen und beherziget hätte. Die Art, wie sie ihre Materie behandeln, würde im Stande gewesen seyn, ihm die seinige verdächtig zu machen. Denn man müßte würklich schon sehr verdorben seyn, wenn man es sich nicht tief eindrücken sollte, wie glücklich diese Männer alle natürlichen Reize des Vortrags mit dem Tiefsinn zu vereinigen wußten, welchen ihr Gegenstand erforderte.

Auch scheint der Verf. von dem allen so etwas zu empfinden, weil er nach dem Vorbericht die Schrift hauptsächlich dem weiblichen Geschlecht gewidmet haben will, in Meynung, deshalb der tiefern Blicke in die Natur der behandelten Sache überhoben gewesen zu seyn, indem das schöne Geschlecht eine zufällige Nachläßigkeit liebe. Allein wenn dies dem V. Ernst war:

so hätte er diese Widmung auf dem Tittelblatte ausdrücken sollen, um Männer vor loser Speise zu warnen. Und auf anderer Seite vermuthe ich nicht, daß der V. Dank bey Leserinnen verdienen werde, welchen er nützliche Dienste zu leisten gedenkt. Denn leichtsinnige Gemüther, die nur lesen, um sich zu zerstreuen oder zu belustigen, denken zu wenig nach, um unterm Schnitt kostbarer und leerer Wörter schlichte Gedanken zu finden, die zur Belehrung führen. Andre aber, die sich Uebungen des Geistes zur Angelegenheit machen, bewerben sich, gleich Männern, um richtige, bestimmte und ungekünstelte Begriffe, welche der Verf. ihnen nicht gewähret.

Man darf dies Urtheil nicht zu hart finden über eine Schrift, welche der erste Versuch ihres Verfassers zu seyn scheint. Für angehende Schriftsteller ist Nachsicht immer schädlicher gewesen, als Tadel, so bitter er auch seyn mochte. Letzterer wird nicht bloß die Beleidigungen aussöhnen, die der Wissenschaft zugefügt worden, sondern auch das verborgene Gute hervorrufen, indem er stets zur Besserung ermuntert. Unzeitige Nachsicht hingegen verdirbt es in beyden, und läßt unentschieden, welcher Schade größer sey. Der Verf. verräth so viel Betriebsamkeit, sich auszubilden, daß wir hoffen, er werde nach zehn Jahren wünschen, jene Schrift zurücknehmen zu können, wenn er unterdessen zu studieren fortfährt.

F.

Kleine Gedichte. Leipzig 1783. 104 Seiten in Duod.

Unter aller möglichen Kritik! Das plumpeste Bauermensch könnte nie so fehlerhaft, abgeschmackt und ungezogen sprechen, als die Muse des Verfassers. Zum Beweis brauchen wir nur eins dieser so lieblichen Gedichtchen, so wie es uns zuerst in die Hand fällt, her zu setzen.

Beschwerden einer Dorfgemeinde.

Die Aeltsten einer Dorfgemeinde,
Der guten Ordnung warme Freunde,
Begaben sich in gremio
Zum Richter einst, und klagten so:

Die

Die Baurenpursche sind zu faul,
Zur Erde, wie sichs ziemt, zu spücken,
Zu eckel, es hinabzuschlucken,
Herr Richter, öffnet doch das Maul!
Besauen alle Kirchenbänke
Und treiben tausend arge Schwänke.
Sie pissen auch noch allerwegen
Der Bauren Höf und Scheunen voll;
Ihr denkt euch doch darin zu legen?
Zerschneiden, und das ist zu toll,
Den alten Weibern ihre Röcke.
Da sieht man, und das läßt nicht sein,
Vom Hintern Teller große Flecke,
Herr Richter sehts nur selber ein.

Wie es um das Gehirn des Verfassers stehe, läßt sich aus seinem Vorberichte nicht undeutlich errathen. Er ist zu possierlich, als daß wir ihn unsern Lesern nicht zum Besten geben sollten. Er lautet folgendermaaßen: „Der Winter ist so traurig, und wehrt so lange, — besonders unausstehlich aber schleicht er seinen Schneckengang, wenn er sich seiner Wege trollen und dem Frühlinge Platz machen soll. Da ist nun an vielen Orten die Fastnacht vorbey, und man muß aus Wohlstand und Pflicht in der Fastenzeit jeder Aufsehen machenden Belustigung entsagen. Der Weise verschließt sich dann in sein Kabinet, und ließt gern was unterhaltliches — neues — und doch giebts nur jede Messe der neuen Schriften so viele; also dächt ich nicht übel zu thun, diese kleine Sammlung Gedichte, deren höchstens fünf oder sechs schon gedruckt existiren, herauszugeben, und für eben die Zeit Anno 1784. ein zweytes Bändchen zu versprechen, wenn das erste behagt. Bitte schlüßlich alle kluge Herrn Kritizi um ihre aufrichtige Meynungsäußerung."

Die unsrige haben wir ihnen aufrichtig, und wie wir hoffen, auch deutlich genug entdeckt, Herr Dichter von der traurigen Gestalt, ohne uns darum zu bekümmern, ob sie uns zu ihren klugen Kritizi rechnen werden, oder nicht.

Qm.

---

5. Romanen.

Die Thorheiten der Möncherey, oder lustige und wahrhafte Geschichte Josephs von Ecking. Kölln am Rhein, bey Franz Joseph Biener 1783. 8. 20 Bogen.

Wer nicht weiß, welche unsinnige Thorheiten die Mönche öfters vornehmen, sowohl heimlich im Kloster, als auch öffentlich, wenn sie auf die so genannten Missionen ausgehen, der möchte wohl glauben, daß dergleichen Scenen, wie in dieser Geschichte vorkommen, unwahrscheinlich wären. Aber wer die katholischen Länder etwas näher kennt, wird anders urtheilen. Die Scene dieser Geschichte liegt hauptsächlich in Oesterreich, (denn Eckings Vater war Niederösterreichischer Regierungsrath zu Wien, zu Zeiten Kaiser Leopold), und auch in Baiern, und es wird vorausgesetzt, sie sey in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschehen. Wer beyde Länder kennt, wird wissen, daß in Oesterreich die Schlennnerey aufs höchste gestiegen ist, und in beyden ist seit langer Zeit auch Aberglauben und Anhänglichkeit an die Geistlichkeit aufs höchste gestiegen gewesen, und fängt nur seit kurzem an, in den Hauptständen ein wenig zu fallen, auf dem Lande gewiß nicht. Da nun meist die Scene auf dem Lande liegt, so sind die Menge ins Lächerliche fallender abergläubischer Betrügereyen, im Ganzen nur allzusehr wahrscheinlich erdichtet, ja nach dem Leben geschildert. Hin und wieder ist wohl manchmal in der Situation ein wenig übertriebenes, aber nicht in den Charakteren. Zuweilen kam es dem Recensenten auch vor, als ob er dieses oder jenes schon sonst wo gelesen hatte. Aber es scheint, dieses wird jeziger Zeit nicht so genau genommen. Aliter non fit liber, denken die Schriftsteller. Diese Geschichte läßt sich übrigens mit Unterhaltung lesen, und in den jezigen Zeiten, da man anfängt, den groben Aberglauben in den katholischen Landen in etwas zu stören, kann sie dienen, auch durch den Gebrauch der Satyre das Unternehmen, den großen Koloß zu stürzen, ausführen zu helfen.

Pk.

Willmars Leben und Reisen. Erster Theil. Wien, bey Schönfeld. 1783.

Am Ende der Vorrede hat sich Hr. L. A. Hoffmann als Herausgeber genannt. In der Vorrede selbst heißt es von dem Inhalte: es sey nicht nackter Roman — — sondern Wahrheit, Geschichte eines Menschen, wie sie war, geschrieben und erzählt im vertraulichen, freundschaftlichen Ton, ohne schimmerndes Putzwerk, einfach und wahr. —

So viel aus dem Ganzen ersichtlich, ist dieser Roman, der viel Wahres enthalten mag, local, und zunächst für die österreichischen Provinzen, besonders aber die Gegend um Prag, bestimmt. In dieser Hinsicht kann er für die dortige Gegend von Nutzen seyn, indem er manche Mißbräuche und Vorurtheile im Religiösen und Politischen rügt, die besonders in den dortigen Gegenden ihre Anwendung finden mögen. Für ein solches Product aus dortiger Gegend, wo es sonst noch ziemlich dunkel aussieht, ist dies Buch, einige Provinzialismen ausgenommen, ganz artig geschrieben. Neue Wahrheiten wird man freylich darin nicht finden, so vielerley Materien darin auch durchlaufen sind; aber doch Wahrheiten, deren Wiederholung nicht zu oft geschehen kann, und deren manche dort noch immer den Anstrich des Neuen und Ungesagten haben werden. Indessen läßt sich der ganze Zweck des Verf. aus diesem ersten Theile noch nicht ganz übersehen.

„Es läuft immer zu viel ekles Geschwätz mitunter," sagt der Verf. p. 77. „wenn man so was zu beschreiben anfängt, „was man zum Exempel auf dem Wege gedacht, geträumt, „geschwärmt hat, sonst würde ich dirs auch beschreiben. Ich „lese so was immer mit Widerwillen," (und gleichwohl ist der Verf. oft in diesen Fehler verfallen,) „und deswegen überschlag „ich auch in den meisten neuen Romanen so manches Blatt, „wo sich der Dichter in dem stärksten Anfall seiner Wassersucht „hinsetzte, und, um sein Papier zum Nutzen des Verlegers, „und zum Verdruß des Lesers stattlich zu füllen, brav abzapfen ließ." (Auch dem Verf. muß es oft recht leicht ums Herz geworden seyn; denn Recens. hat sich oft des Verdrusses nicht erwehren können.) „Ich weiß, daß mir zu gewissen „wortreichen Stunden, die sich gemeiniglich dann einfinden, „wenns dem Kopf an Gedanken fehlt" — sehr wahr! — „eben „solche Streiche begegnen" — liebenswürdige Offenherzigkeit! — „und ich habe euch alle, denen ich am meisten zuschreibe,

„oft gebeten, mir solche Wortfechtereyen nie ungeahndet durch„gehen zu lassen;“ — die bösen Leute müssen doch nicht immer ihres Freundes Bitte in Erfüllung gebracht haben, denn sonst, glaube ich, wäre manche Stelle dieses Buchs, z. E. von p. 180 und folg. über Volksaufklärung und Volksdummheit ausgemerzet worden. „Denn obschon ein Privatbrief keine publike „Schrift, und mein Freund, der Nachsicht zu haben weiß, „nicht das Publikum ist“ — (der Verfasser hat hier wahrscheinlich nicht an den möglichen, und gerade bey ihm zutreffenden Fall gedacht, daß ein Freund ungebeten dergleichen Privatbriefe ins Publikum schicken kann —) „so hat doch dieser wort„volle modus Scribendi darin sein verderbliches, daß man ihn „endlich zu einer fatalen Gewohnheit aufwachsen lässet, die „einen immer furchtsam machet, ob uns irgend ein Leser er„träglich finden könnte, wenn wir etwa einmal für Leser in „plurali zu schreiben die — Unbesonnenheit begiengen.

Diese Furchtsamkeit würde nach Recens. Meynung oft haben eintreten müssen, und auch wohl eingetreten seyn, wenn das Buch gleich vom Anfang fürs Publikum bestimmt worden wäre. Der Leser aber würde einer Menge unerwarteter Speculationen und Betrachtungen überhoben geworden seyn, die, wie bereits erwähnet worden, bloß für noch wenig aufgeklärte Leser von einigem Interesse seyn können.

Wf.

Franz Bernhardo, oder der Irrthum der Liebe. Breslau, bey Meyer. 1783.

Franz Bernhardo, an Geist und Leibe einer der vollkommensten seines Geschlechts, führte einen jungen Fürsten, und leitete ihn ganz zu allen den hohen Tugenden und der edlen Denkungsart, die man bislang nur an wenig Höfen vollkommen trifft.

Da er des jungen Fürsten Liebe und Zutrauen besaß, so glückten ihm seine redlichen Bemühungen. Bernhardo's schöne Aussichten wurden aber schon verdunkelt, als er sich noch auf seine starke Stütze verlassen durfte.

Nachstellungen der neidischen Höflinge, besonders des alten Canzlers; der Verdruß, ein Augenzeuge der Untreue eines von ihm zärtlich geliebten Mädgens zu werden, die er unter dem Laster ertappte, füllten zuerst das Maaß seiner Leiden,

und der Tod seines Zöglings brach den schönen Traum vollends ab, der ihm durch Entwürfe für seine und seiner Mitmenschen Wohlfahrt so reizend wurde.

Den Verlust der Ehrenstellen und Reichthümer, die seiner warteten, konnte er als Weiser leicht tragen; aber seine unglückliche Liebe hatte ihm eine Leere zurückgelassen, zu deren Ausfüllung er in der Natur kein Wesen fähig hielt, weil ihn die gleißendste Unschuld und Tugend hintergangen hatte.

Er schuf sich also, diesen Mangel zu ersetzen, ein hohes Ideal, und nannte es Laura.

Diesem waren die Ergießungen seines Herzens geweihet, wenn er in den Armen der schönen Natur und der Freundschaft lag, und das Uebergewicht der Glückseligkeit eines patriarchalischen Lebens vor aller übrigen Herrlichkeit der Welt fühlte.

Seine Freunde, die an ihm einen brauchbaren Mann erhalten und ihn der Unthätigkeit entreißen wollten, bewogen ihn nach Dreßden zu gehen, und da ein Amt zu suchen. Hier war die einzige Gelegenheit noch übrig, ihm durch Verbindungen nützlich zu seyn.

Bernhardo selbst, zu sehr an die Pflicht gewöhnt, der Menschheit und einem Staate nützlich zu werden, gab nach, und bemühte sich daselbst um ein Amt.

Bey dieser Gelegenheit gewann er die Bekanntschaft des Congreßdeputirten Adamsons, und bey der Gleichheit ihrer Denkungsarten, auch sein Herz.

Höher stieg keine Liebe, als ihre Freundschaft. Sie mietheten einen Weinberg vor der Stadt, wo sie der ländlichen Freude genießen und unbekümmert leben wollten. Adamsons Geschäfte erlaubten dies nicht ohne Unterbrechung. Bernhardo aber ließ sichs nicht hindern, daß seine Empfehlungsschreiben nur zum Theil abgegeben waren; daß er nur vor der Hälfte der Menschen sich gekrümmt hatte, die ihm hier sein Glück zusammen stoppeln sollten, senkte und behackte Reben, und half seinem Wirth am Bau des Berges.

Ein Mann, der den hohen dummen Pöbel übersieht, dem glückt in Bernhardos Umständen nichts, besonders wenn er den Adel seiner Seele durch Heucheley und andere Niederträchtigkeiten nicht beflecken mag. Und wer möchte Bernhardo wohl verdammen, daß er seinen Fleiß nach Brod so laulich trieb, wenn er vielleicht schon bey seinen ersten Audienzen bemerkte, daß er durch Erniedrigungen nur dasjenige erhalten würde, was ihm seine bekannten großen Talente verschaffen sollten.

Da lacht' er der Welt Narrheit, war reich mit 4000 Thaler baaren Geldes, zufrieden, seinen Hunger mit Milch und Früchten stillen zu können, glücklich in der Freundschaft seines Adamsons und seines Bruders, und selig in der Liebe zu seinem Ideal.

Ein Wagen aus Dr. zerbrach in der Gegend seines Weinbergs ein Rad. Dienstfertig und hülfreich gegen jedermann, eilt er herzu, denen beyzustehen, die sich darin befanden.

Wie groß war sein Erstaunen, unter ihnen sein Ideal, in Malchen seine Laura zu finden!

Bernhardo's erste weibliche Bekanntschaft in Dr., Lotte, die Frau eines Hofraths, die ihn und Adamson, als sie noch im Wirthshause, ihrem ersten Quartiere waren, damit aufgezogen hatte, daß sie mitten unter gebohrnen Gartenblumen, allerley Feldblumen, und unter andern eine Distel setzten, und solche mit Rosenbändern an Blumenstöcken banden, war auch von der Gesellschaft, und war Malchens Schwester.

Jene, eine frohe offene Seele, erkannte den sonderbaren Gärtner wieder, und erleichterte Bernhardo durch diese Bekanntschaft die Befriedigung seiner Begierden, sich überzeugen zu können, daß Malchen ihn in keinem Stücke getäuscht habe, und daß sie würklich seiner Laura gliche.

Gar bald erhielt er diese Ueberzeugung, und noch mehr als dies, ihre Liebe.

Doch weiter will man dem Leser nicht vorgreifen.

Frohe, ernste und melancholische Auftritte folgen hierauf; nicht von dem gewöhnlichen Romanenschlage. Auch ist Bernhardo keinesweges ein so stolzer und winziger Ritter, als der, den ganz Deutschland vor einigen Jahren beweinte.

Ob er so abgebrochen und zerschlagen wie er war, ausdauren mußte? Die Frage wird hier nicht beantwortet, und das kann auch dem ungeweihten Haufen gleichgültig seyn.

Man lese und prüfe selbst.

Fritz Klingers Lebenswanderung in Briefen, gesammelt von Anton Frimon. Wien, bey Gerold. 1782.

Die vier dazu gehörigen Kupfer sind nicht von Chodowiecky, und man vermißt vorzüglich in dem letztern zur 113ten Seite den

den ganzen Ausdruck der Handlung. Auch ist die Sprache für ein verwöhntes deutsches Ohr oft anstößig.

Aber herrliche Maximen, treffliche Handlungen und rührende Gemälde durchflechten diese kleine Piece dergestalt, daß der Leser nicht besorgt seyn darf, ein paar angenehme lehrreiche Stunden dabey umsonst zu suchen.

Die vom Herausgeber hinzugesetzten Anmerkungen überheben uns einer weitern Kritik.

Mt.

---

6. Weltweisheit.

Thomas Abbts vermischte Werke. Dritter Theil, welcher einen Theil seiner freundschaftlichen Correspondenz enthält. Neue und mit Anmerkungen von Moses Mendelssohn vermehrte Auflage. 1782.

Diese neue Auflage einer Sammlung vortrefflicher Briefe, die bereits bekannt genug ist, hat durch die Anmerkungen des Herrn Moses Mendelssohn, die man auch besonders haben kann, vor der ersten einen beträchtlichen Vorzug erhalten. Die Anmerkungen beziehen sich auf den Theil der Correspondenz, welche von der Bestimmung des Menschen handelt, und diese wichtige Materie hat durch dieselben so viele Aufklärungen erhalten, daß schwerlich dabey noch viele Fragen vorkommen möchten, wovon man darin nicht die Auflösung findet. Die Materie führt allerdings in manche tiefsinnige Untersuchungen, denen des seligen Abbts Philosophie noch nicht gewachsen zu seyn scheint. Indeß sind seine Schwierigkeiten um desto nützlicher und willkommner, da sie zu solchen befriedigenden Auflösungen Gelegenheit gegeben haben, und da diese Auflösungen in dem faßlichen Lichte vorgetragen sind, welches so schwer nachzuahmen, und den Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn so eigen ist.

F.

Erläuterungen der theoretischen und praktischen Philosophie, nach Herrn Feders Ordnung. — Logik — von Gottlob August Tittel. Frankfurt, bey Garbe, 1783. 1 Alph. 5 Bogen, gr. 8.

Nachdem der Verfasser dieser Erläuterungen verschiedene Lehrbücher bey seinen philosophischen Vorlesungen zum Grunde gelegt hatte, fiel seine Wahl auf die Schriften des Herrn Hofrath Feder, wegen ihrer anerkannten wesentlichen Vorzüge. Eine Wahl, die jeder unpartheyische Kenner dieser Schriften unstreitig billigen wird; wenn gleich nicht ein Jeder ihm darin beystimmen möchte, daß gedrängte Kürze mit zu den Vorzügen dieser Lehrbücher gehöre. Selbst zu den nächsten Absichten derselben, wenigstens der deutschen, scheint diese Kürze nicht gehört zu haben; vielmehr hat Recensent immer geglaubt, Hr. F. habe manche, oder vielmehr die meisten Lehrsätze seiner Systeme mit Fleiß nicht zusammengedrängt und summarisch, sondern mit einer gewissen Ausführlichkeit vorgetragen, um ihnen dadurch mehr Licht und Faßlichkeit zu ertheilen, und seine Schriften nicht blos für den erklärenden Lehrer brauchbar, sondern auch für die Unterhaltung des nachdenkenden Lesers gemeinnützig zu machen. Dadurch werden indeß Zusätze und Erörterung zu diesen Lehrbüchern noch nicht ganz entbehrlich oder überflüßig; und wir sehen darum nicht weniger die Arbeit unsers Verfassers für die Bedürfnisse seiner und ähnlicher Zuhörer sowohl, als für manche Leser dienlich und empfehlenswürdig an. Außerdem macht es dem Verfasser allerdings Ehre, daß er diese seine Erläuterungen lieber für das, was sie ihrer Entstehung und Bestimmung nach sind, hat ausgeben, und ihnen die Ordnung und Stellung der Materien lassen wollen, welche in den Federischen Lehrbüchern angenommen ist, als wenn er die äußere Form geändert, die Materien aus einander gerissen, das Letztere zum Ersten gemacht, manches Gute weggelassen, und manches Entbehrliche oder Schlechte hinzugesetzt hätte; wenn dies alles gleich, wie er richtig bemerkt, in der Praktik der Kompendienschreiber nichts ungewöhnliches ist. Auf eben die Art, wie er hier die Logik interpretirt hat, werden auch die übrigen Wissenschaften, allgemeine praktische Philosophie, Metaphysik und Naturrecht, in so viel einzelnen Bänden folgen.

Die

Die Einrichtung, welche der Verfasser seinem Kommentar gegeben hat, ertheilt demselben in unsern Augen einen noch größern Werth. Es ist kein Gefolge einzelner abgerissener Anmerkungen mit beständiger Hinweisung auf das zu erläuternde Lehrbuch; und eben so wenig Wiederholung des in dem letztern befindlichen Vortrags mit Zusätzen, wenigstens dem größten Theile noch nicht; sondern man kann die Arbeit des Verfassers für sich, als ein vollständiges Ganzes betrachten, worin freylich der Leser, der mit Herrn Feders deutscher Logik bekannt ist, die ganze Methode und Materienfolge derselben wiederfindet, aber doch nicht, oder doch nur selten, durch blosse Wiederholungen ermüdet, sondern meistens auf neue, und zum Theil fruchtbare, Betrachtungen über die nämlichen Gegenstände geleitet wird. Man sieht bald, daß der Verfasser seiner Unternehmung gewachsen war, und zu ihrer zweckmäßigen Ausführung Unterscheidungskraft, Sachkenntniß und Geschmack besaß. Wäre dieser Geschmack nicht blos in der Auswahl der Gegenstände zur Erörterung, sondern auch in Schreibart und Vortrage überall gleich sichtbar; so würde diese Arbeit allerdings noch einen höhern Grad der Vollkommenheit erhalten haben. So aber ist wohl nicht zu leugnen, daß der Vortrag hie und da, und besonders vorne herein, zu gesucht und gekünstelt, nicht ganz so einfach und natürlich ist, wie er in einem solchen durchaus dogmatischen Werke billig seyn sollte.

In den Lehrsätzen selbst ist der Verfasser fast durchgehends dem System, das er zum Grunde legt, treu geblieben. Befremdend war es indeß dem Recensenten, daß der Verfasser gleich in der Definition der Philosophie S. 4., von Hrn. F. abweicht; wiewohl dieser in der Einleitung zu seiner teutschen Logik mehr Beschreibung, als Definition dieser Wissenschaft giebt. Nach Herrn T. wäre gelehrte Philosophie, oder Philosophie als eigentliche Scienz genommen, „eine durch deutliche „Begriffe und allgemeine Grundsätze, in Erforschung der Ur„sachen und Wirkungen natürlicher Dinge geübte, zu höhern „Untersuchungen geschickte, bis zu einem vorzüglichen Grad „ausgebildete, Vernunft.“ Eine Erklärung, die uns höchst unbequem dünkt, da sie, außer ihrer zu großen Umständlichkeit, auch den Fehler hat, Subjekt und Objekt, Vernunft und Inbegriff der Vernunftwahrheiten, zu vermengen, und jenes in die Stelle von diesem zu setzen. Denn auch subjektivisch betrachtet, ist doch wohl die Erkenntniß der Wahrheiten

durch

durch die Vernunft, als Thätigkeit, von der Vernunft selbst, als thätigen Kraft, zu unterscheiden.

Was S. 32 ff. über die Geschichte der Logik gesagt wird, hätten wir hier etwas genauer und ausführlicher erwartet; es ist fast nichts weiter, als was Herr F. selbst darüber hat, und mehr abgekürzet, als erweitert. — Phantasei wird S. 73. als ein von der Einbildungskraft verschiedenes Seelenvermögen abgehandelt; dies kann leicht befremden; man sieht aber bald, daß der Verfasser das Dichtungsvermögen darunter versteht; und so, denken wir, hat auch Herr F. es benannt. Zur Uebersicht dessen, was von den erkennenden Seelenkräften einzeln gesagt ist, werden S. 100. einige lehrreiche Betrachtungen über die Harmonie in ihrer Haushaltung hinzugefügt. — S. 118. ist Locke's Theorie über den Ursprung aller menschlichen Begriffe mitgetheilt, und diese Lehre überhaupt, besonders durch eine genaue Klassifikation, sehr gut erläutert. Eben diese Empfehlung verdient auch das, was von dem Verfasser über die Association der Ideen hinzugesetzt ist. — Zur Philosophie der Sprache sind von S. 182. an die besten Beobachtungen, und die merkwürdigsten Resultata derselben gesammelt. — Die Lehre von den Sätzen sowohl, als die von den Schlüssen, sind hier durch manche, größtentheils zweckmäßige, Erläuterungen noch fruchtbarer gemacht. In dem praktischen Theile der Logik betreffen die erheblichsten und ausführlichsten Zusätze des Verfassers die Wiederlegung der Skeptiker, und besonders der Idealisten. Berkeley's System über den Idealismus ist S. 326 ff. in Auszug gebracht, und zwischen ihm und Locke eine Vergleichung angestellt.

Fr.

Vorschläge einiger Mittel zur Verhütung des Kindermords, als Beantwortung der deshalb von einem Menschenfreunde vorgelegten Preisfrage. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandl. 1783.

Für Deutschlands geschäftige Schreiber braucht nur irgend ein Mann mit einigem Beyfall den Ton in Auswahl eines Gegenstandes anzugeben, so fallen sie, wie Bienenschwärme, über Papier und Dinte her, schreiben mehr als kann gedruckt und gelesen werden. Man erinnere sich der Epochen der Schrif-

Schriften über Oekonomie, Erziehung, Physiognomie, Empfindeleyen, und nun von Gartenkunst rc. Werden nun noch auf den im Schwunge stehenden Gegenstand 100 Dukaten zum Preise gesetzt, wie es über den Kindermord geschehen ist: so ist es freylich kein Wunder, daß in einem Jahre an die vierhundert Schriften über die nämliche Materie zum Vorscheine gekommen sind. Zu diesem Haufen ist auch unser Verfasser getreten. Er bringt von der Ursache des Kindermords, und den Mitteln dagegen, mancherley, wiewohl nicht mit gleicher Ausführlichkeit an. Überhaupt dächten wir, die simpelste Abhandlung wäre jene, welche zeigte, daß die Ursache des Kindermords in unsern Sitten und unserer Verfassung läge. Wollt ihr also dem Kindermord steuern, so führt Sitten und Verfassungen ein, wie sie jene Völker haben, bey welchen Kindermord etwas unerhörtes ist, oder war.

3.

Alles in der Natur lebet, nichts ist ganz todt, die stilleste Ruhe, und selbst Verwesung sind wirksames Leben. Zelle, bey Raug und Richter, 1783. in 8. 104 Seiten.

Eine Behauptung, welche den gemeinen Menschenverstand gegen sich hat, fordert die strengsten Beweise, wenn sie Beyfall gewinnen, und etwas mehr, als blos scheinbar seyn soll. Davon finden wir hier nicht das geringste, vielmehr Wiederholung einiger bekannten Analogien, und ein, nicht einmal sehr feines Spielen, mit Begriffen. Können also nicht umhin, das Schriftchen als etwas sehr überflüßiges anzusehen. Nachdem der Verfasser manche Erfahrungen von Crystallisationen, Anziehungen, Reizbarkeit, empfindlichen Pflanzen, u.s.w. angeführt hat; fragt er: wie man diese mechanisch erklären wolle? vergleicht sie mit Handlungen von Thieren, und zieht den Schluß, daß sie aus einer Lebenskraft entspringen. Freylich wissen wir in manchen Fällen dies nicht mechanisch zu erklären; aber daraus folgt bey weiten noch nicht Unmöglichkeit einer solchen Erklärungsart. Soll etwas mehr als Schein bewirkt werden: so muß man die Unmöglichkeit mechanischer Erklärungen beweisen. Oder, kann man das nicht (wie man es denn schwerlich zu leisten wird im Stande seyn): so muß man darthun, daß da, wo diese äußere Zeichen des Lebens sich finden,

auch das innere, das Gefühl, und Bewußtseyn vorkommen muß. Dies scheint der Verfasser empfunden zu haben, und darum ist er bemüht, es zu entfernen. Wir haben, sagt er, manche Empfindungen, ohne Bewußtseyn, und führt zu dessen Bestätigung einige Beyspiele von Handlungen ohne Bewußtseyn, an. Das ist aber wieder nichts als Blendwerk. Gesetzt, wir handelten in unserm ganzen Leben, wie jetzt, aber ohne alles Gefühl und Bewußtseyn, würden wir wohl sagen, daß wir leben? Ein Eindruck ohne Bewußtseyn ist keine Empfindung, sonst giebt es durchaus kein Merkmal zu unterscheiden, was wir empfinden und nicht empfinden. Auch lassen sich des Verfassers auffallendste Beyspiele sehr gut so erklären, daß zwar Bewußtseyn da war, welches aber sich nicht an die übrigen Vorstellungen anknüpfte, also gleich verschwand, und dadurch die Erinnerung unmöglich machte. Zuletzt giebt der Verfasser noch folgende Demonstration: das Kennzeichen des Lebens ist Wirksamkeit, oder ein Vermögen, ein Trieb, wirksam zu seyn, welche sich in dem Innern eines Dinges befindet. Nun aber ist alles in der Natur wirksam; also lebt alles. Den Obersatz haben die Metaphysiker längst gelehrt, wenn sie sagten: jede Substanz hat eine Kraft; aber sie unterschieden blosses Bestreben, welches durch sich selbst nie in Aktion übergeht, von dem, was aus sich selbst fortwirkt, durch sich selbst eine Aktion anfangen und aufhören lassen kann, und glaubten sich nicht berechtigt, hieraus allein ein Leben zu folgern. Soll das folgen, so muß bewiesen werden, daß die allen Substanzen beywohnende Kraft nicht nur ein Bestreben zu handeln ist, sondern daß sie auch durch sich selbst in Handlungen übergehen kann, ohne von äußern Gegenständen irgend etwas von Aktivität mitgetheilt zu erhalten, bewiesen werden, daß sie die Bestimmungen zu Aktionen blos aus sich, und ihrem innern Zustande hernimmt. Davon aber findet sich, in des Verfassers Untersatze, und dessen Erfahrungen nichts, nicht einmal das hat er erhärtet, daß alle Substanzen an sich hinlängliche Kraft zum Wirken haben, daß z. B. eine jetzt ruhende Kugel mehr als blosses Bestreben zur Bewegung, und mehr als Reaktion äußert. Wollte er antworten, die Theile der Kugel wirken doch gegen einander, um sich zusammen zu halten: so würde gleich die Frage entstehen, was sodann wirken würde, wenn jeder abgesondert da läge? ob sie auch denn ohne äußern Stoß in Bewegung übergehen würden?

Dr.

7. Natur-

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Adam Lonicers — vollständiges Kräuterbuch, oder das Buch über alle drey Reiche der Natur; — — — von Herrn Peter von Uffenbach aufs fleißigste übersehen; nachmals mit einer Zugabe von den neuest entdeckten Beobachtungen vermehrt von Balthaser Ehrhart; nun aber aufs neue verbessert, und nach der heutigen Mundart eingerichtet. Mit mehr als 1000 Figuren rc. Augsb. 1783. Fol. 5 Alph. 19 Bogen, ohne die Zugabe von 1 Alph. 15 Bogen.

Eine unerwartete Erscheinung! gegen das Ende des XVIIIten Jahrhunderts ein Kräuterbuch wieder aufgelegt zu sehen, das in der Mitte des XVI. zuerst erschien, hätte man sich wohl nicht träumen lassen. Ein trauriger Beweis von der Finsterniß der dortigen Gegenden, wo man es nothwendig findet, neue Auflagen von solchen Büchern zu machen, die in andern längst vergessen sind! Zum Glück sind nicht alle Köpfe der Provinz Deutschlandes so verfinstert, sonst würde kein Zorn mit seinen Iconibus plant. medic. durchkommen. Aber kein Wort hier vom alten Lonicer, auch keine Kritik des Buchs, sondern nur sein Daseyn und die Unwahrheit des Titels angezeigt: **nach der heutigen Mundart eingerichtet.** Kein Wort verbessert! aller Nonsense des alten Styls und damaligen Zeitalters ist noch da. Wers lieset, wirds finden. — Auch nichts von der 1737. herausgegebenen, hier nur wieder abgedruckten Zugabe des D. Ehrhart, die wir in ihrem verdienten Werth, und mit ihr diesen neuen Abdruck seinem Schicksale überlassen.

Beyträge zur Botanik; von Albr. Wilh. Roth, Dr. und Landphysicus im Herzogthum Bremen; erster Theil, Bremen, 1782. 8. 9 Bogen.

Eine der nützlichsten Unternehmungen, nach des Recensenten Urtheil, (und mehr als sein Urtheil kann kein Recensent geben, obgleich Einer nur Eine Stimme macht) die seit einigen Jahren angefangen sind. Denn so große Verdienste auch der Naturforscher hat, so erinnert sich der Recensent doch keiner Abhandlungen über die Botanik, und er preiset deswegen dies angefangene Journal allen Kennern an, weil dies weitläuftige Fach bisher gar nicht mit einer ähnlichen Schrift bedacht war. Nicht also, weil es des Recensenten Lieblingsfach ist, sondern weil der Verfasser, wie es ihm scheint, gerade den rechten Ton dafür getroffen hat, und weil er selbst es wenig bearbeiten kann, wünscht er diesen Beyträgen eine ähnliche Aufmunterung, als das chemische Journal des Herrn Bergrath Crell erfahren hat, an Mitarbeitern und eingeschickten Aufsätzen, und würde sich freuen, wenn diese Anzeige dazu Gelegenheit gäbe. Der etwas umständlichere Auszug vom Inhalt dieses ersten Theils wird unser Urtheil rechtfertigen.

Der Plan des Verfassers ist kurz im Vorberichte angegeben, nämlich sowohl Beobachtungen als Abhandlungen über dieselbe zu liefern, und die Beobachtungen anderer mit Dank anzunehmen. In diesem Theile sind folgende Aufsätze:

1. **Verzeichniß verschiedener Pflanzen, die im Herzogthum Oldenburg wild wachsen.** — Sehr weislich hat der Verfasser keinen abgeschriebenen Catalogus Linnäischer Namen von allen dortigen Pflanzen liefern wollen, sondern nur diejenigen, die an andern Orten nicht so häufig sind, und gewiß sind darunter einige, die sich sonst selten in Deutschland finden. Aber die Aufschrift: **Verzeichniß**, ist zu bescheiden, da fast bey jeder sich eine kurze, recht gute Beschreibung findet; es versteht sich, lateinisch. Denn noch ist, dem Himmel sey Dank! dies die allgemeine Sprache der Botaniker, und Recensent wünscht den Tag nicht zu erleben, da sie aufhörte, es zu seyn. — Die Zahl gehet bis 61.

2. *Observationes quaedam Plantarum.* (Sollte heissen: Obs. aliquot oder quarundam plant.) Unter dieser Aufschrift werden ähnliche, aber weitläuftigere Beschreibungen von solchen Pflanzen geliefert, die in Gärten gezogen werden. Weiter sind beyde keines Auszugs fähig, und Rec. ist kein Freund der kahlen Namensauszählung.

3. Vom Unterschied der Spielarten, von wahren Pflanzenarten.

4. Von der Reizbarkeit der Blätter des Sonnenthaues. (Drosera rotundif. und longif. L.) Eine neue, dem Verf. eigne Beobachtung, die die Aehnlichkeit derselben mit der Dionaea zeiget.

5. Forts. von *No.* 1. enthält 35. Pflanzen. Schade, daß sie nicht in eins weggezählt sind!

6. Auszug eines Schreibens von Herrn Stiftsamtmann Oeder, betreffend einen Vorschlag zu einer *Flora Germaniae.* Ein angenehmer Beweis, daß der verdiente Mann sein ehemaliges Fach noch nicht vergessen hat, und das überschauet, was wirklich zu dessen Erweiterung beyträgt. So gerne nun Recensent hier den Vorschlag selbst hersetzte: so leidet es doch unsere Kürze nicht; wir hoffen auch, daß recht viele ihn selbst lesen werden, und setzen unsere Bitte zu dem Satze des Herrn Oeders hinzu: — „fordern sie in Ihrem und „meinem Namen den Herrn Hofrath Schreber zu dessen Aus„führung auf." Wie sehr würde der seine Verdienste um die Botanik dadurch vermehren! Und es muß wenigstens ein Mann von bekanntem Werth die Arbeit unternehmen. Daher möchten wir dessen Gesinnung hierüber gerne in einem der folgenden Beyträge erfahren.

7. Zwote Fortsetzung von *No.* 1. enthält zwanzig Arten.

8. Abbandlung von der Einrichtung einer Pflanzensammlung, (*herbarium vivum.*) Recht gut für Anfänger.

9. Beschreibung einiger neuen Pflanzen, die im Linnäischen System noch nicht befindlich sind. — Diese müssen wir wenigstens nennen, weil es neue sind; Scorzonera Taraxaci; Convolvulus prostratus; Caucalis platycarpos; Cussea viscosissima.

10. *Observationes quaedam Plantarum*, wie No. 2. Selinum Monnieri Linn. wird hier Laserpitum Monnieri genannt; und von Verbena jamaic. und indica gesagt: Stamina didynama, *quorum duo autem perfecta tantum*, satis superque demonstrant, has duas Verbenae species *immerito* ad cl. II. relatas. Hierin ist der Rec. entgegengesetzter Meynung. Denn Linne's erster Grundsatz war: Genus naturale non est separandum; und der Verfasser kennt

die Botanik zu gut, um nicht selbst die Anwendung davon, ohne uns machen zu können.

Sollten in folgenden Theilen, wie der Verfasser Hoffnung macht, einige Figuren hinzukommen, von solchen Pflanzen, wovon wir noch keine haben, so würde auch bey erhöhetem Preise das Werk gewiß nicht nur an innerm Werthe, sondern auch Käufern gewinnen.

Des Ritters Carl von Linne' Lehrbuch über das Natursystem, so weit es das Thierreich angeht, in einem vollständigen Auszuge der Müllerschen Ausgabe; zweyter Band, mit Kupfern. Nürnberg, 1782. gr. 8. 1 Alphabet 19 Bogen. 4 Bogen Kupf.

Den ersten Theil davon hat der Recensent im Anhange zum 36—52sten Bd. der allg. deutsch. Bibl. S. 493. angezeigt, und seine Meynung über die sehr große Entbehrlichkeit desselben gesagt, daher wir hier nichts hinzusetzen, auch kein Lob oder Tadel über die Kupfer; im Text ist nichts verändert, als daß mehrere Arten in einen Absatz zur Ersparung des Raums zusammengezogen sind.

If.

Physikalische und moralische Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen, an J. M. die Königin von Großbritannien, von Johann Andreas de Lüc. . . Aus dem Französischen mit einiger Abkürzung übersetzt. Zweyter Band. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich, 1782. 602 Octavseiten.

Die neunte Abtheilung erzählt Herrn de L. dritte Reise nach Holland und Deutschland; zehnte, die vierte, in Deutschland und an den Küsten der Nordsee; eilfte, Erklärung des Kosmologischen Systems, auf welches sich dieses ganze Werk bezieht. Das Werk endigt sich damit. So leicht es seyn würde, sehr viel Unterhaltendes aus dem Buche herzuschreiben,

so

so glaubt doch der Recensent, in gegenwärtiger Bibliothek, in die es nur als Uebersetzung gehört, sey diese allgemeine Anzeige genug, zumal da es, ehe sie erscheint, gewiß schon sehr viele Leser gehabt hat. Bey Herrn de L. etwas weitschweifigen Vorträgen, hat das Werk durch die Abkürzung gewonnen.

Lw.

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1783. Viertes Jahr. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung, in Duodec. 15 Bogen. Nebst einer Tabelle über wässerigte, geistige, brennbare, saure, und alkalische Auflösungsmittel, und diejenigen Körper, so auf dem naßen Wege vermittelst einer mehr oder wenigern Wärme, durch sie aufgelöset werden können.

Der Inhalt des gegenwärtigen, an innerer Güte immer mehr zunehmenden Büchleins, zerfällt in drey Abschnitte, als: 1) Fortges. kleine Bemerkungen aus der Chemie. 2) Weitläuftigere Aufsätze. 3) Enthält die Untersuchung über die Aechtheit verschiedener chemischer und pharmacevtischer Produkte. Außerdem finden wir auch in diesem Jahrgange eine beträchtliche Anzahl eigenthümlicher Aufsätze. Wir wollen, wie bey der Anzeige der vorigen, einiges ausheben. Beobachtung über den Essigäther — Herr Apotheker Voigt in Erfuth erhielt eine beträchtliche Menge desselben, als er aus dem Nachgange beym Brannteweinbrennen Essig bereitete, und diesen destillirte. Der Hr. Bergrath Bucholz schüttete etwas Weingeist auf den Sublimat, welcher bey der Destillation der Flußspatsäure im Halse der Retorte sich angehängt hatte. — Destillirte nach einiger Zeit den Spiritus davon, und erhielt einen Geist, welcher dem versüßten Salzgeiste ähnlich war. Nach 14 Tagen verwandelte sich dieses Uebergangene in eine weiße Gallerte, wie gekochte weiße Stärke. Auch dieses Coagulum hatte nach und nach die inwendige Fläche des Glases angefressen.

Ein Quentgen reine Salpetersäure ist hinlängleich ein Pfund dunkelgewordenes Vitriolöl wasserhelle zu machen, und diese Methode ist derjenigen vorzuziehen, da man zu diesem Endzwecke den Salpeter in Substanz nimmt. Eine Erfahrung: Phos-

Phosphor aus dem Rindertalge zu machen, gehört Hrn. Bergrath Crell. Eine nicht minder wichtige Erfahrung von Hrn. Wiegleb ist die Phosphorsäure sehr rein darzustellen. Eine besondere Crystallisation sahe der Hr. Herausgeber bey der reinen Weinsäure. Der destillirte Weinessig löset doch etwas Zinn auf, wenn er über zinnernen Helm und Röhre destillirt wird, wie der geschickte Hr. D. Dehne erfahren. Berichtigende Erfahrung über die Bereitung des kaustischen Salzes, oder Aezsteins, lieset man S. 26. 27. Bey dem Artikel: Selbstentzündung findet man die Geschichte, so sich in dem Hafen zu Kronstadt mit einer Mischung aus Hanföl und Kiehnruß zugetragen. Beweiß, daß die rothen Dämpfe der Salpetersäure nicht vom ganzen Brennbaren, sondern vom reinen Feuerwesen herzuleiten sind — aus Herrn Wieglebs Handbuche der allgemeinen Chemie. Herr Günther in Koppenhagen verfertigte kurzlich einen Aether aus dem Harne. Wichtig ist die verbesserte Versüßung der Salzsäure, und Gewinnung des Salzäthers, vermittelst des Zusatzes vom Braunsteine, ist immer eine der merkwürdigsten Entdeckungen unsers Jahrhunderts! wenn man den, nach der alten Manier bereiteten versüßten Salzgeist dagegen hält. Das Laugensalz mit Berlinerblau verbunden, schießt in Crystallen an, welche in Wasser aufgelöst, eine wasserhelle Auflösung geben, und zu Untersuchung verschiedener Flüßigkeiten bequem gebraucht werden können. Ueber die Rectification des Vitriolöls lieset man, S. 56. und ferner verschiedene Erfahrungen der Herren Bindheim und Günther — letzterer fand doch wahren Bleykalch in einer großen Flasche mit englischem Vitriolöl, und schließt daraus, daß dieses von den bleyernen Gefäßen, deren sich die Engländer bey Bereitung dieser Säure bedienen, herrühren müsse. Hrn. Höpfners Vorschrift, den Brechweinstein zu bereiten, wird für die Beste gehalten. Das Mittelsalz in der gewöhnlichen Pottasche sey nicht blos vitriolisirter Weinstein. Hr. Apotheker Voigt in Erfurt erhielt von 15 Unzen Ameisen sechs Drachmen Ameisenäther, auf einem ihm eigenen Wege.

Zweyter Abschnitt. Weitläuftigere Aufsätze. Sendschreiben über die moralische Disciplin des Apothekers von Hrn. Bindheim in Berlin — für diejenigen lesenswerth, die es hauptsächlich angehet. Sehr brauchbar sind die Anmerkungen über die Crystallisation der Salze, auf dem nassen Wege, vorzüglich in Rücksicht ihres pharmaceutischen Nutzens, besonders

ders was die Lehre von der Verwandschaft betrifft. Die Materie, so sich aus dem Majoran- und Fenchelöle absetzt, sey kein Campher, sondern ein ganz eigenes flüchtiges Salz, eine Untersuchung, welche den Einsichten des Hrn. Herausgebers Ehre macht.

Die in dem dritten Abschnitte vorkommenden Untersuchungen: ob ein chemisches, oder pharmacevtisches Produkt ächt oder verfälscht sey? begreift die Untersuchung folgender Artikel: ätherische oder destillirte Oele, Jalappenharz, Goldschwefel des Spießglases, Bernsteinsalz, rother Quecksilberpräcipitat, Muskatenbalsam, weiße Magnesie, Salmiak, Salpetergeist, weißen Quecksilberniederschlag, Salzgeist, Sauerkleesalz, gemachter Zinnober, ätzender Sublimat. Zuletzt: vermischte Nachrichten. Noch müssen wir zur Empfehlung dieses Taschenbuchs gedenken, daß wir von jedem Jahrgange schon eine neue Auflage haben — ein Umstand, der wohl wenigen, zeither zum Vorschein gekommenen Taschenbüchern wiederfahren ist!

Die neuesten Entdeckungen in der Chemie. Gesammlet von D. Lorenz Crell. — Sechster Theil. Nebst einem Register über alle 6 Theile. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. in 8. 264 Seiten.

Wir wollen nach unserer Gewohnheit, die eigenthümlichen Aufsätze anzeigen, und von den Auszügen aus den Schriften gel. Gesellschaften, eines und das andere ausheben. Dieser Theil enthält eilf originelle Aufsätze, von verschiedenen Verfassern. 1) Hrn. Prof. Gmelins chemische Versuche mit Mumien. Nach vorangeschickter Beschreibung von dem äußern Zustande und Ansehen der Mumie, (welche, so viel uns bekannt, der König von Dänemark dem Göttingschen Museum geschenkt hat) lieset man verschiedene mühsame Versuche, so der Hr. Verf. mit einigen schwarzen, glänzenden Stücken derselben unternommen hat. Er glaubt, daß die Egyptier zum Einbalsamiren dieser Körper weder Asphalt, noch Pflanzenharz, noch ein Gemengsel aus beyden anwandten, auch fand derselbe keine Salze, womit nach Herodots Meynung die Leichen ärmerer Leute einbalsamirt worden. 2) Von den Eisenproben — vom

Herrn Olsemann, worüber in der Vorrede einiges zur Entschuldigung, daß dieser Aufsatz, sowohl hier, als in dem Göttingschen Magazin abgedruckt worden, gesagt wird. 3) Von dem Flußspat, ist von eben dem Verfasser, und für Mineralogen lehrreich — ob der Flußspat eine eigene Säure enthalte, davon scheint derselbe noch nicht überzeugt zu seyn. 4) Die Bereitung des Ameisenäthers (naphta formicarum) von D. Bucholz — es bereitete derselbe die Ameisensäure nach Arvidson's Manier, destillirte selbige aus einer Retorte, sättigte das Uebergegangene mit vegetabilischem Laugensalze, lies das Mittelsalz zu Crystallen anschießen, welche aber sehr leicht Feuchtigkeit aus der Luft anzogen — sieben Quentchen Vitriolöl dazu gethan, und die Säure übergezogen; dann mit eben so viel, (als es Ameisensäure war) höchstgereinigtem Weingeiste gemischt, und langsam destillirt, worauf derselbe ein Loth Ameisenäther erhielt, welcher angenehm, wie Pfirsichkern roch. 5) Hrn. Prof. D. Hacquet's Versuche, aus den Quecksilbererzen von Idria, im Herzogthum Krain, Zinnober zu machen — Die Vorschläge desselben sind sehr vortheilhaft, und die Sublimation geschiehet in einem eisernen Ballon, zwey bis drey Schuhe im Durchschnitte, mit einer Röhre von Eisenblech versehen — noch wünschte er eine Zinnobermühle nach holländischer Manier, denn es komme bey der Schönheit des Zinnobers nicht sowohl auf die Sublimation, als auf das Feinmachen an. 6) Beytrag zur Geschichte des Bittersalzes von Hrn. Göttling. Der fleißige Hr. Verf. dieses Aufsatzes erhielt von einem Freunde, ein an dem Rudolstädtischen Schlosse Schwarzburg (das aus einem Thonschiefer erbauet ist) ausgeschlagenes Salz. Dieses wurde von einigen für Mauersalpeter ausgegeben; allein der Hr. Verf. fand bey genauern chymischen Versuchen, daß es wahres Bittersalz war, — auch bringt derselbe verschiedene Erfahrungen anderer hier mit bey, wie z. B. das Salz, so man in den Klüften einiger Gebürge, in der Schweiz findet, und Alpensalz nennet, ist ebenfalls wahres Bittersalz. 7) Versuch von einem, in der Bertramwurzel befindlichen butterähnlichen Oele, von Hr. Schönwaldt in Elbingen. 8) Fernere Versuche über die Verbindung der Salzsäure und des Weingeists, durch Hülfe des Braunsteins, vom Hrn. Westrumb. 9) Von dem, in der Pottasche befindlichen Mittelsalze, als einem wirklichen vitriolisirten Weinstein, vom Hrn. D. Lichtenstein — obgleich dieses keine neue Erscheinung für die Scheidekünstler ist; so verdienen

dienen doch die Versuche des Hrn. L. gelesen zu werden. 10) Ueber das Oel der Baldrianwurzel, vom Apoth. Graberg in Braunschweig — derselbe erhielt aus 16 Pfunden mit Fleiß getrockneter Baldrianwurzel, (er beschreibt selche nicht genau, sondern nennt sie nur R. valerian. off.) drey Loth grünliches, überaus stark riechendes, ätherisches Oel, das von den dortigen Aerzten mit Nutzen bey Krämpfen angewendet worden. 11) Ueber eine von selbst erfolgte Herstellung des Bleykalchs. — Diese Erscheinung sahe Hr. Tielebein bey dem sogenannten Nichtspflaster (empl. diapampholyg.) Dann folgen 12) Auszüge aus Briefen an den Herausgeber, über des Hrn. v. Veltheims Mineraliensammlung. — Vom Hrn. Grafen von Sickingen, über die Ursachen der Unschmelzbarkeit der Platina. Nach einem Briefe des Hrn. Storr in Tübingen macht Hr. Sennebier Versuche, welche die Einwirkung der Pflanzen im Sonnenschein und im Schatten, auf die Luft betreffen. — Diese sollen denenjenigen Resultaten, so der berühmte Ingenhouß davon angegeben, widersprechen. Hr. Wiegleb machte aus des Sylvius Digestivsalze unter gehöriger Behandlung einen sehr guten versüßten Salzgeist, der eben so gut war, als der mit Braunstein bereitete. Die Auszüge aus den Schriften der Akademie der Wissenschaften sind dieses mal aus denjenigen der Königl. Schwedisch. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1778. Merkwürdig ist darunter: eine Weise, versüßtes Quecksilber auf dem nassen Wege zubereiten, vom Hrn. Scheele. — Diese Bereitung geschiehet nicht durch die Sublimation, sondern durch Präcipitation. Eine bequemere und wohlfeilere Art, das Algarothpulver zu bereiten, von ebendemselben. Noch von demselben: verschiedene chemische Versuche mit dem Wasserbley. Eine neue grüne Farbe aus blauem Vitriol, welcher mit Pottasche und Arsenik niedergeschagen wird. Dann: Anzeige chemischer Schriften. Endlich: Vorschläge und chemische Neuigkeiten.

DW.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufacturen, von Lorenz Crell, der W. W. und Arz. Doctor, Herz. Braunschw. Bergrath rc. rc.

Stück

Stück 1. 6 Bogen mit einem Kupfer; Stück 2. 6 Bogen. Helmst. 1784.

Hr. C., dessen periodische Schriften, das chem. Journal, und die neuen Entdeckungen in der Chemie, wir so oft mit Ruhm in der allg. D. Bibl. gedacht haben, hat jetzt ein neues monatsweise auszugebendes, Journal (unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und auf seine Kosten) herauszugeben angefangen. Er glaubt dadurch, die ihm mitgetheilten neueren Versuche, geschwinder, zum Besten der Leser, und zum Vergnügen der Verfasser, zu verbreiten; überdem hat er noch einige neue Rubriken angegeben; eine für Nachrichten von merkwürdigen, misglückten Versuchen, (die oft mehr belehren, als die wohlgerathenen) eine andere für wichtige mineralogische Bemerkungen, (weil Mineralogie dem Chemisten unentbehrlich ist;) endlich für Lebensbeschreibungen von verstorbenen Scheidekünstlern, (als einen kleinen Tribut oft unbelohnter Verdienste um die Wissenschaften.) Wir können diesem Plane unsern ganzen Beyfall nicht versagen, und wir hoffen, daß Hr. C. dadurch seine bisherigen Verdienste um die Scheidekunst noch erweitern wird, denn unleugbar haben seine Journale mehr Lebhaftigkeit und Eifer in Betreibung der vaterländischen Chemie veranlaßt; manche hoffnungsvolle Chemisten, deren Talente sonst vielleicht nicht so angewandt, oder unbenutzt vom Publikum geblieben wären, hervorgezogen; endlich, das ausgebreitete Verlangen nach Aufklärung, und den Trieb zur Lectüre, unter dem chemischen Anfluge erweckt. Die modische Sehnsucht nach Monatsschriften, nebst dem innern Werthe der vor uns liegenden Stücke selbst, wird daher wohl zur weiteren Verbreitung dieses Journals mitwirken. —— Erstes Stück. 1) **Leichte Methode, Gefäße aus Platina zu bereiten, von Herrn Achard.** Man schmelze dies Metall mit gleichen Theilen Arsenik, und Weinsteinsalz, hierauf pulvere man die spröde arsenikalische Platina, und fülle damit die Zwischenräume einer doppelten, auf einander passenden Form, und setze sie in ein rasches Feuer. Der Arsenik verfliegt, und die Platina nimmt die Gestalt der Form an, und darf nur über einen Dorn etwas nachgehämmert werden. 2) **Ueber die Umänderung der Glaserde, und die besonderen Eigenschaften der, im Thon mit der Maunerde verbundenen Art der Binderde, vom Herrn Storr.**

Er

Er erhielt aus der, mit durchsichtigem Quarz und Alcali im silbernen Tiegel, erlangten Kieselfeuchtigkeit, durch zugesetzte Vitriolsäure, Alaun. Das Rückbleibsel aber gab, mit neuer Vitriolsäure, nun keinen Alaun weiter. Wenn er indessen eben dieses Rückbleibsel wieder eben so, im silbernen Tiegel, behandelte, als den Quarz das erstemal: so erhielt er mit Vitriolsäure doch wieder Alaun, und eben dies Verfahren gelang ihm, nach selbiger Methode zum dritten- und viertenmale. — Hr. St. handelt hierauf auch von der Erde, die vom reinsten Thone, nach Ausziehung der Alaunerde, zurück bleibt, und die man für Kieselerde erklärte; allein, er hält die Eigenschaft von dieser und der zurückbleibenden Erde, gegen einander, und zeigt, daß sie sich merklich von einander unterscheiden, und das Rückbleibsel Mitteleigenschaften von der Alaun- und Kieselerde habe; daher giebt er jenem den Namen der Binderde. (Allerdings sind diese Versuche merkwürdig; doch ist öftere Wiederholung zu unserer völligen Ueberzeugung nothwendig.) 3) **Ueber den verschiedenen Gehalt des ätzenden Sublimats an Quecksilber, von Hrn. v. Scopoli.** Hr. Sc. untersuchte den nach 11. verschiedenen Mischungen bereiteten Sublimat; er fand den Antheil am Quecksilber in jedem sehr verschieden; und erklärt daher auch die verschiedenen Wirkungen von jenem in der Medicin; außer dem bemerkte er noch, daß außer dem Metalle u. der Säure, im Sublimat immer noch eine andere fremdartige Materie zugegen sey. (Sollte diese letzte wohl nicht blos eine eingemischte Luftart seyn? aber welche?) 4) **Ueber die schwarze Politur der feinen englischen Stahl und Eisenarbeiten von Hrn. C. selbst.** Nach der gewöhnlichen besten Abschmiergelung solle man jene mit einem unfehlbaren Pulver aus Zinnober, und $\frac{1}{8}$ Arsenik, mittelst einer Lederfeile poliren. Warnungen wegen der Gesundheit bey dieser Arbeit. (Sollte der Arsenik durchaus nothwendig seyn? Oder sollte sich das Stauben desselben nicht, ohne Nachtheil der Arbeit, heben lassen?) 5. **Versuch einer Anwendung der dephlogistisirten Luft auf das Löthrohr; vom sel. Gallisch.** Die Vorrichtung ist sinnreich, und durch das Kupfer erläutert; sie verdiente ins Werk gerichtet zu werden, um alsdenn die sich bey der Anwendung etwa äußernden Schwierigkeiten auch noch zu heben. 6) **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber.** Sie sind nicht bloß unterhaltend, sondern auch oft belehrend: So findet man unter andern darin z. B. **Priestleys** Vorrichtung

tung zu der vorgeblichen Verwandelung des Wassers in Luft, beschrieben, und Aufklärung darüber u. s. w. Hierauf folgen Auszüge aus dem 2ten Theil d. v. Schwed. Abhandlungen, einige Anzeigen chem. Schriften und Vorschläge. Dieser ist diesmal vom Hrn. Ritter **Bergmann**, **über die Erforschung der Schwere des Feuers**, (durch Aufthauung eines beträchtlichen genau verschlossenen Stücke Eises: wir fürchten aber, das Gewicht des Feuers ist zu gering gegen die Masse, um auf diese Art durch das Gewicht merkbar zu werden). Den Beschluß machen einige chemische Neuigkeiten.

Das 2te Stück eröffnet: 1) **Hrn. Scheele'ns Entdeckung eines besonders süßen und flüchtigen Bestandtheils in den ausgepreßten Oelen und thierischen Fettigkeiten.** Er kocht Lein-, Rüben-, Baum- und Mandelöl, auch Schweinefett und Butter mit Bleyglätte und Wasser, bis zu einer Pflaster Consistenz: das im Wasser befindliche süße (nicht bleyische) Wesen läßt sich bis zum Syrup einkochen, bey der Hitze vom kochenden Vitriolöl, als noch süß und dick, großentheils über destilliren. Es ist aber keiner Gährung fähig, ohnerachtet es, durch öfters Abziehen der Salpetersäure, sich als Zuckersäure zeigt: (eine sehr merkwürdige Erfindung!) 2) **Von der Spiesglastinktur, welche Hr. General Chirurgus Theden neuerlich empfelen hat, vom Hrn. Prof. Gmelin.** Es erhellet hieraus, daß man eine eben so kräftige Tinktur leichter, geschwinder und wohlfeiler bereiten könne, da sie eine Auflösung des, mit dem Schwefel- und Metalltheilchen des Spiesglases beladenen, geblätterten Essigsalzes im höchstgereinigten Weingeiste ist. 3) **Beobachtungen über einige Apparate zu den Versuchen mit den Luftarten von Hrn. Prof. Succow.** Es sind eigentliche Verbesserungen, die der berühmte und verdienstvolle Hr. Graf von Sickingen angegeben hat, und welche die Liebhaber solcher Versuche selbst lesen müssen; hier lassen sie sich in der Kürze nicht angeben. 4) **Chemische Untersuchung des Gneusses, vom Herrn Wiegleb.** Er enthält, besonders der Freyberger, ohngefähr $\frac{1}{2}\frac{1}{4}$ groben Quarzsand mit Feldspaht, $\frac{1}{4}$ feine Kieselerde, $\frac{1}{8}$ Alaunerde, $\frac{1}{25}$ Eisen, $\frac{1}{180}$ Kalkerde. 5) **Leichte Methode, dem Feuer eine schöne grüne oder blaue Farbe mitzutheilen, von Hrn. Cr.** Die erste erfolgt durch einen Theil Salmiak, 2 Theile weißes Pech, und 2 Theile Grünspan; die blaue, wenn man statt des Grünspan's eben so viel blauen,

bis

bis zur Weiße calcinirten Vitriol nimmt. 6) Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen von Bergmann, Kirwan, Karsten, Ferber, Cappel an den Herausgeber. Die folgenden Auszüge sind aus dem 2ten Theile der Schriften der K. K. Akademie zu Brüssel genommen, und sehr merkwürdig. Die Anzeigen chemischer Schriften. Die Vorschläge (über den Salpeter-Klyssus vom Hrn. C.) und chemische Neuigkeiten machen den Beschluß. — Wenn die folgenden Stücke dieser Annalen eben so ausfallen, wie die gegenwärtigen; so scheinen sie uns selbst Hrn. C's vorige Journale zu übertreffen, und für einen großen Theil des Publikums sehr unterhaltend, für den Arzt in vielen Stücken wichtig, und dem Scheidekünstler und Apotheker unentbehrlich zu seyn.

Zw.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Historische, politische, geographische, statistische, und militairische Beyträge, die königl. preußische und benachbarte Staaten betreffend. Des II. Theils zweyter Band. mit Kupf. Berlin bey Unger. 1783. 4.

Wir haben zu seiner Zeit die drey vorhergehenden Bände des I. und II. Theils in der Allg. d. Bibliothek ausführlich beschrieben, und das Interessante und Brauchbare dieser trefflichen Sammlung gezeiget. Der vor uns liegende ist völlig nach gleichem Plan, und enthält eben so wichtige, und nützliche Nachrichten, wie jene, die wir also jezo anzeigen wollen.

III. Abth. von Topographien und Policeynachrichten verschiedener Städte aus allen königl. preuß. Provinzen zur Erläuterung der Landesgeschichte. – Die erste enthält eine diplomatische Geschichte der Stadt Bernau in dem Ob. Barnimschen Craise der Mittelmark. S. 361—442. Der Verf. hat die historischen Data theils aus archivalischen Nach-

Nachrichten, theils aus Handschriften und gedruckten Büchern genommen, so gut, wie sie zu haben waren. Es laufen viele Kleinigkeiten mit unter, indessen findet man doch darin brauchbare, und öfters auf das Ganze der Brandenburg. Geschichte gehende Nachrichten, z. B. Markgr. Otto *III* (Pius) ist der Stifter des daselbst vormals berühmten **Dominikaner Klosters** (so **Pauli** falsch ein **Barfüßer Kloster** angegeben), und soll 1266. die Stiftung geschehen seyn. Der Stiftungsbrief ist zwar noch nicht bekannt gemacht, sondern soll im Domarchiv zu Brandenburg liegen S. 369; unser Verf. aber zweifelt an der richtigen Angabe des Jahrs aus dem Grunde, weil es nicht möglich, daß alsdenn bereits im Jahre 1267 Markgr. Otto *III.* darin begraben sey. — Dieses aber möchte doch die Angabe nicht allerdings entkräften, weil nach einer Urkunde vom J. 1268 (*ap. Gercken in Cod. dipl. Brand. Tom. I. p.* 199.) M. Otto *III.* noch im Monat May dieses Jahrs lebte, mithin weit später, als unsre Geschichtschreiber angeben, gestorben ist. Derselbe Markgraf hat auch daselbst ein Schloß gehabt, und der Verf. schreibt von ihm S. 369. — **Otto residirte die meiste Zeit zu Strausberg, sein Schloß lag neben dem Kloster, und es ist zu glauben, daß nach seiner Denkungsart** (dieses zu behaupten hat den Verf., ein sonst guter Schriftsteller, Hr. *D. Moehsen* in s. **Geschichte der Wissenschaften in der M. Brandenb.** S. 119. verleitet, der daselbst aus einer Stelle des *Abbat. Cinnensis*, eines schlechten Chronikanten, davon wir nur Fragmente haben, ohne zu wissen, wie alt sie sind, diesen schlechten Begriff dem Verf. beygebracht) **sein Hofstaat mehrentheils aus Mönchen, die ihn nach ihrem Willen zu lenken suchten, bestanden hat.** — Recens. muß hiebey die Ehre dieses großen Herrn retten, den man sonst nach diesen beyden Beschreibungen für den schlechtesten Regenten seiner Zeiten halten dürfte. Er und sein Bruder **Johann**, die gemeinschaftlich regierten, sind eigentlich diejenigen Herren aus dem Ascan. Hause, so die Mark Brandenburg angebauet, und in Flor gebracht haben. Sie sind diejenigen, so die jetzige neue Mark von Pohlen und Pommern erworben, (S. *Gercken*, **Versuch einer gründlichen Nachricht von der neuen Mark**, im *III.* **Theil seiner vermischt. Abhandl.** *No. X.*) worin sie viele Städte erbauet, und auch diejenigen, die die alten Gränzen erweitert, und in der ersten Mark eine große Anzahl neuer Städte angelegt und verbessert, und eben dieser

M. Otto

M. Otto *III.* zeichnet sich darin besonders aus, daß man ihm vorzüglich die Erwerbung der Oberlaußnitz zu danken hat. Die weitläuftigen häufigen Kriege, so beyde Herren geführet, besonders Otto, beweiset die Geschichte ihrer Zeit: mit einem Worte, diese beyde Fürsten haben damals alles für die Aufnahme des Staats gethan, und die Grundlage zur Größe der Churmark gelegt. Auch nach des Königs Wilhelms von Holland Tode, war Otto *III.*, nach Anzeige eines gleichzeitigen Geschichtschreibers bey dem Leibnitz *II.* Th. seiner Braunschw. Geschichtschr. S. 19. auf der Wahl, König von Deutschland zu werden. Vergleicht man alles dieses mit den angeführten Worten des Chronikanten und Mönchs, der nach seiner eignen Denkungsart ihm mit seiner Erzählung eine große Schmeicheley machen wollte, so wird jeder von selbst einsehen, daß M. Otto *III.* Hofstaat schwerlich aus lauter Mönchen bestanden, und daß die vielen Stiftungen von Klöstern, die man diesen beyden Markgrafen zuschreibt, nicht sowohl ein Beweis von ihrer Bigotterie, als vielmehr von ihrer damals richtigen politischen Absicht ist, durch die Klöster und Mönche das wüste Land urbar und cultivirt zu machen, wie solches damals auf diese Art würklich geschehen ist. Der h. Bonifacius und die ersten angelegten Stifter und Klöster haben an der ersten Cultur von Deutschland, sowohl am Ackerbau ꝛc. als an Sitten ꝛc. so großen, so ansehnlichen Antheil, den nur die wenigsten kennen. Die Klöster und Mönche waren damals so unnütz nicht, wie man sie jetzo aus andern Absichten ansieht, und wie sie nun würklich geworden sind. Mehr Nachrichten vom Kloster S. 369 — 375 bis zur Reformation. Im Jahr 1545. schenkte Churf. Joachim *II.* das Kloster mit seinen Zubehörungen seinem Hofmeister, Joachim von Flanß, worauf es durch viele Hände gegangen, bis es zuletzt an den Magistrat der Stadt, jedoch ohne Pertinentien, gekommen ist. — Rathhauß, Schule, Geistliche, gerichtliche Verfassung, Gewerbe, königl. Einkünfte, (wovon die Accise 1781 nur 3069 Rthlr. getragen), Schicksale ꝛc. von allen diesen sind ausführliche und gründliche Nachrichten mitgetheilet, und diese erhöhet ein kleiner Codex diplom. von 46 Urk., wovon wir gewünscht hätten, daß dabey angezeigt sey, ob sie alle, oder nur etliche, von Urschriften genommen, damit man sich in der Geschichte ꝛc. auf ihre Zuverläßigkeit verlassen könnte.

II. Stück. Fortgesetzte Beyträge zur Bernauischen Stadtgeschichte, S. 442 u. s. w., worunter von Rathhäusl. Privilegien ein Verzeichniß, der Forst- und Holz-Etat, der Cämmerey, (d. h. der Stadt Einkünfte und Ausgabe) Etat ꝛc.

III. Stück. Rathhäußliches Reglement für die Stadt Ascherslebεn, d. d. Berlin den 5. März 1755, so zu einem Muster dieser Art dienen kann. S. 456.

IV. Abtheil. Genealog. Nachrichten adlicher Geschlechter, Lebensumstände und Biographien großer Männer, die sich in Civil- und Kriegsdiensten berühmt gemacht, S. 485 u. s. w. *I.* Stück enthält zwar nur kurze, aber wichtige Nachrichten von den würklichen geheimen Staatsräthen, seit der Regierung des gr. Churfürsten, Friederich Wilhelms, bis zu Ende der Regierung des Königs Friederich Wilhelms, mithin vom Jahr 1640—1739. — Sigißmund von Götze, Sebastian Striepe (dieser war wohl mehr ein Civilist, als ein würklicher Staatsmann, die Lehnssachen giengen durch seine Hände), Gerhard, Rumelian von Kalchun, genannt Leüchtmar, (dieser war ein großer Staatsmann seiner Zeit, wie besonders aus des Puffendorff Leben des Churfürsten Friedrich Wilhelm erhellet), Balthasar von Brunnen, Erasmus von Seidel (auch ein gelehrter Mann seiner Zeit), Joach. Fried. von Blumenthal, Samuel von Winterfeld, Adam Georg Gans Edler Herr von Putlitz, Hempo von Knesebeck, Johann Georg von Ribbeck, Hans Eberhard von Tettau, Fabian von Ofau, Conrad von Burgsdorff, Johann Friedrich von Löben, Otto Freyherr von Schwerin (diese beyde letzten sind die vornehmsten Minister unter des Churf. Friedrich Wilhelms Regierung gewesen), Johann Graf von Sayn und Wittgenstein, Thomas von Knesebeck, Johann Moritz, Graf von Nassau, Johann Fromhold, Ewald Freyherr von Kleist (ward nachher Kanzler und Präsident der Ob. Pfalz und catholisch), Claus Ernst von Platen, Georg Friederich Graf von Waldeck, Raban von Canstein, Johann von Hoverbeck, Lorenz Christoff von Somnitz, Friederich von Jena (auch ein großer Mann), Matthias von Wesenbeck, Christ. Alb. Graf von Dohna, Georg Freyherr von Dörffling (ein Oesterreicher, daß er in sei-

ner Jugend ein Schneider gewesen, wie man gemeiniglich glaubt, wird hier geleugnet), Johann Ernst von Wallenrodt, Christoff Casp. von Blumenthal, Christoff von Brand (ist zu Gesandschaften beständig gebraucht), Thomas von Knesebeck, Francis. von Meinders, Godf. von Jena, Bodo von Gladebeck, Otto Freyherr von Schwerin, *jun.* († 1705), Lorenz Georg von Krokou, Paul Freyherr von Fuchs (ein großer Staatsmann seiner Zeit, der in seiner Jugend Advocat in Berlin war, († 1704) Joachim Ernst von Grumbkow, Johann Friederich von Rhetz, Dodo Freyherr von Knyphausen, Ezechiel von Spanheim (ein großer Staatsmann, und gleich großer Gelehrter, † als Brandenburg. Ambassad. zu London 1710), Wolfg. von Schmettau, Friederich Graf von Schomberg, vorher Marschall von Frankreich, mußte als ein Reformirter 1685. weichen, gieng nach Portugall, woher ihn der Churfürst Friederich Wilhelm in seine Dienste zog, und ihn 1687 zum würklich geheimen Staatsrath, und General Feldmarschall ernannte. Er gieng mit dem Prinzen von Oranien nach Engeland, und wie derselbe König von England ward, so machte er ihn zum Herzog von Schomberg, Grafen von Harwich rc. wo er in der Schlacht bey dem Fluß Boyne in Irrland 1690 im 75. Jahre seines Alters blieb.

Diese sind vorzüglich die großen Männer, die den Hof bey der Regierung des Churfürsten, Friederich Wilhelms, glänzend gemacht haben, wovon auch einige in die Regierung seines Nachfolgers reichen. Man ist dem Verf. dieser mühsamen Sammlung von Nachrichten vielen Dank schuldig, weil sie vor andern auch dazu dienen, daß man von jedem Zeitpunkt in damaliger Regierung ohngefähr wissen kann, durch welche Hände die Staatssachen damals gegangen sind, mithin sind sie zur pragmatischen Geschichte der damaligen brandenburgischen Regenten ungemein brauchbar.

II. Stück. Geschlechtsnachrichten von der adlichen Ostpreußischen Nationalfamilie von Braxein. Der Verf. hat in einem weitläuftigen Styl diese Nachrichten geschrieben, die er, was das Alterthum und den Ursprung des Geschlechts anlanget, diplomatisch aus Urkunden hätte erweisen sollen, weil man jetzo den gewöhnlichen adlichen Hausnachrichten am wenigsten trauet, die größtentheils im vorigen Jahrhunderte von dem Pfarrherrn des adlichen Wohnsitzes ohne alle historische

Kenntniß compilirt sind. Wenn er also den angeführten Constantin von Braxein, als den Stammvater des Geschlechts, den man mit völliger Sicherheit nennen kann, wie er schreibt, angiebt, und dabey ein glaubwürdig Manuscript, so zwischen 1630—1640 verfertiget worden, zum Beweiß anführt, so kann man leicht denken, was von der angeblichen Geburt desselben im Jahr 1229. zu halten ist. S. 522. Dieses adliche Geschlecht kann immer so alt seyn, nur hier ist es nicht erwiesen.

V. Abtheil. Verzeichniß der im J. 1781. verstorbenen Kriegs- und Civilbedienten. Es sind 38 Personen, worunter viele berühmte Männer sind.

VI. Abtheil. Jurist. Entscheidungen ꝛc. die keinen Auszug leiden.

VII. Abtheil. Militairische, die Oeconomie und Disciplin der königlich preußischen Armee betreffende Nachrichten. *I.* Stück. Nachrichten von den Leibgarde-Trabanten unter Churf. Friedrich Wilhelm dem Gr., die 200 Mann ausgemacht, und eigentlich vom Adel haben seyn sollen. S. 613. *II.* Stück. Verordnung, wie es während der Abwesenheit des ersten Königs von Preussen in den übrigen Churlanden in Militärangelegenheiten hat gehalten werden sollen, vom J. 1700. S. 617. Nebst einer Beylage von dem damals mit Chursachsen geschloßnem Traktat wider Schweden vom 27. Octobr. 1700. S. 621. *III.* Stück. Zustand der Churf. Brandenburg. Truppen vom Jahr 1698. Nach der exacten Beschreibung bestand die ganze Armee in 13200 Mann Infanterie, in 1860 Mann Cavallerie, und in 1260 Mann Dragoner, zusammen 16320 Mann. Mit den neuen damaligen Augmentationen hat sie sollen 21,659 Mann ausmachen S. 626. Der Character des Generals und Commandeurs von jedem Regiment ist am Rande frey bemerket, z. B. von dem Prinzen von Anhalt S. 626. heißt es — Le Colonel est un Prince violent et bizarre. — *IV.* Stück. Liste der königl. preuß. Generalität vom Jahr 1716. S. 631. *V.* Stück. Zustand der königl. preußischen Armee vom Jahr 1716., nach welcher getreuen Anzeige sie damals aus 41020 Mann bestanden, mithin schon noch einmal so stark wie sie 1698 war. *VI.* Stück. Nachricht von den Servis-

und

und Brodgeldern, für die Soldatenweiber und Kinder, wenn die Armee im Kriege, und jene in den Standquartieren zurückläßt. S. 634. *VII.* Stück. Entwurff einer Feldlazarethordnung für die königlich preußische Armee. Ein in diesem Fache sehr wichtiges Stück, woraus man sehen kann, wie ordentlich diese Hauptsache bey einer Armee eingerichtet ist, und dieser Entwurf kann andern zum Muster dienen. Sie besteht eigentlich aus 16 §. wovon wir die Rubriken hersetzen wollen. 1) Von Behandlung der Kranken im Lager bey ihren Regim. 2) Von dem Transport der Kranken. 3) Von den Behältnissen zu den Lazarethen. 4) Von den Utensilien in den Lazarethen. 5) Von Versorgung der Kranken durch Medicamente. 6) Von Verpflegung der Kranken durch Speise und Trank. 7) Von der Ein- und Austheilung der Speisen und des Getränks. 8) Von den Reconvalescirten. 9) Von gewissen Einrichtungen, welche zu mehrerer Beförderung guter Lazarethanstalten abzwecken. 10) Von den Todten. 11) Von den Lazarethintendanten. 12) Von den Lazareth Oeconomiedirectoren. 13) Von den Lazarethinspectoren. 14) Von der Feldlazarethcasse. 15) Von den im Lazareth befindlichen Soldatenkindern und Weibern. 16) Von den Kranken in den Winterquartieren, nebst noch etlichen Beylagen. Im Jahr 1778. waren bey dem Heere des Königs 1 General Feldstaabsmedicus, 2 Staabsmedici, 10 Lazarethmediti, 1 General-Chirurgus, 8 Staabs-Chirurgi, 16 Pensionairs-Chirurgi, 15 Ob. Chirurgi, 250 Laz. Feldscheer, 1 Ob. Feldapotheker, 1 Reise-Feldapotheker, 10 Apothekergesellen, und 250 Krankenwärter. Eben so viele bey dem Heere des Prinzen Heinrichs, außer einer Anzahl Intendanten, Directoren, Schreibern, Commissarien und Aufsehern.

VIII. Abtheil. Histor. polit. statist. und geogr. Nachrichten von benachbarten Staaten und Provinzen. Hauptplan von der jetzigen Eintheilung der Chursächsischen Lande in Kreise und Aemter. S. 671. Die Chursächsischen Lande sind in 7 Hauptcraise eingetheilt. 1) Der Chur-Craiß hat 13 Aemter, 86 Schriftsassen, 89 Amtsassen, 19 Schriftſ. und 6 Amtſ. Städte, 14 adl. Städte, und 268 Dörfer. 2) Der Thüringische Craiß hat 12 Aemter, 141 Schriftſ., 16 Schriftſ. und 3 Amtſ. Städte,

11 adl. Städte und 300 Dörfer. 3) **Der Chur-Craiß** hat 21 Aemter, 286 Schriftſ. 202 Amtſ., 17 Schriftſ. und 18 Amtſ. Städte, 14 adliche Städte und 768 Dörfer. 4) **Der Erzgebürgische Craiß** hat 16 Aemter, 84 Schriftſ. und 98 Amtſ., 11 Schriftſ. und 27 Amtſ. Städte, 12 adl. Städte, und 349 Dörfer. 5) **Der Leipziger Craiß** hat 18 Aemter, 207 Schriftſ. 100 Amtſ., 15 Schriftſ. und 10 Amtſ. Städte, 19 adliche Städte 850 Dörfer. 6) **Der Vogtländische Craiß** hat 3 Aemter, 64 Schriftſ., 5 Schriftſ. und 3 Amtſ. Städte, 11 adliche Städte und 135 Dörfer. 7) **Der Neuſtädter Craiß**, hat 5 Aemter 42 Schriftſ., 4 Schriftſ. und 1 Amtſ. Stadt, 5 adliche Städte und 121 Dörfen. Hieher rechnet man auch noch 4 Hennebergische Aemter, mit 4 Städten. Ein ansehnlich Land, worin 2791 Dörfer und 230 Städte, (worunter freylich ganz kleine Städte und Flecken auch gehören) sind. Die Ober- und Nieder-Laußnitz ist nicht so genau beschrieben. Die erste hat 2 Hauptcreise, den Bauzner und Görlitzer, worin 7 kleine Craise liegen, 6 Hauptstädte, 9 Landstädte und 6 Flecken. Die Nieder-Laußnitz hat 5 Craise und 13 Herrschaften mit dazu gehörigen Dörfern, und 5 Landstädte Chursächsischen Antheils, das übrige gehört Churbrandenburg. Es ist eine interessante Nachricht, die aus einer authentischen Quelle genommen ist.

IX. Abtheil. **Militairische Nachrichten von benachbarten Staaten.** 1) **Von dem Pfalzbaierschen Militairzustande im Jahr 1777.** S. 693. Die Pfalzische Inf. 9 Regim. zu 1000 Mann, macht 9000 Mann; und 3 Cavall. Regim. zu 600 Mann, macht 1800; zusammen 10800 Mann. Die Baiersche Infant. war stark 9 Regimenter, und sollte 5840 Mann ausmachen, und die 4 Cavall. Regiment. sollten 1600 Mann ausmachen; allein sie waren bey weiten nicht vollzählig. (Recens. weiß, daß bey Absterben des vorigen Churfürsten die ganze Baiersche Armee nicht 5000 Mann stark war). 2) **Hannöversche Armee vom Jahr 1781.** besteht in 11 Regimentern Cavallerie, jedes von 4 Esquadrons, darunter 6 Regim. Dragoner; und in 14 Regim. Infanterie, jedes von 2 Bataillons, die aus 2 Grenadier und 10 Musquetiercompagnien bestehen, wovon die Compagnie Grenad. 67 Mann, und die Musquet. 57 Mann hat, macht zusammen 9856; noch 5 Bataillons zu Gibraltar im Engl. Sold. Ein Artillerie-Regim. von 630, und ein Ingenieurcorps. Ferner 10 Land-

Landregim., jedes zu 600 Mann, macht 6000 Mann, und 4 Garnisonregimenter zu 2400 Mann, mithin zusammen über 19000 Mann Infanterie, und wenn man ungefähr die 11 Cavall. Reg. zu 5000 Mann rechnet, so mögte die ganze Hannöversche Armee jetzo 24000 Mann ausmachen. 3) Verzeichniß der Kosten von einer completen Mondirung eines österreichischen Infanteristen. S. 700. 3½ Ellen grauen Croise, 1 Elle 54 Kr. zum Roquelaur, (dieser muß 6 Jahr 3 Monat aushalten), 2¾ Ellen Tuch zum Rock, ein Camisoll wird aus dem alten Rock gemacht, (und beydes muß 2 Jahr 6 Monat aushalten), ⅞ Ellen Tuch zur Hose, und 2 Hemden, (beyde werden 1 Jahr 6 Monat getragen. Die Beurlaubten, (die jährlich nur 4 Wochen Dienste thun,) bekommen alle 16 Jahre einen Rock, und alle 8 Jahr eine Weste und Hosen, überdem einen Kittel, und täglich 1 Kr. am Sold.

X. Abtheil. enthält allerley Miscellaneen von Alterthümern, z. B. einen Römisch. steinerner Sarg, so bey Meurs gefunden ist, nebst etlichen Urnen und einer messingnen Ampulla mit einem Deckel ɪc. Zuletzt eine öconom. Nachricht von dem Mutterkorn im Getraide. Ein Register beschließt den II. Theil.

Auszug der neuesten Chronik des alten Benediktinerklosters zu St. Peter in Salzburg, nebst einer Einleitung und kurzen Fortsetzung der Geschichte des Erzstifts bis auf gegenwärtige Zeiten, aus des Dükers Chronik, sodann aus andern Geschichtsverfassern und sichern Urkunden zusammengetragen, von einem Patrioten und P. Benediktiner obgedachten Stifts. I. Theil, so die ersten IX. hundert Jahre enthält. Salzburg 1782. in Mayers Buchhandl. 8.

Nicht leicht haben wir einen Verfasser gefunden, der so schüchtern und furchtsam vor den Recensenten ist, wie dieser ungenannt Benediktiner. Er muß seiner guten Sache sehr wenig zutrauen, sonst würde er sich nicht so ängstlich in der Vorrede anstellen, bald schimpfen, bald Verbeugungen machen, sondern dabey ganz gleichgültig seyn. Er würde sich wenigstens nicht verdächtig gemacht haben. Ein rechtschaffener Kenner

und Recensent lacht darüber, und hat mit einem so schüchternen Autor Mitleiden, wenn er auch gleich in einem hohen Ton mit dem Balzac vom **Pöbel der Kritiker** spricht, indem er weiß, daß die Anzahl von Schriftstellern, die man mit Recht unter den **Pöbel der Schriftsteller** rechnen muß, noch weit stärker wie jene ist. Auch die Vertheidigung der Klöster und Mönche, gegen die sogenannten Mönchsfeinde, ist in einem sonderbaren Ton abgefaßt, der eben nicht sehr fein ausfällt, zumal in dem Ausdruck der **Melkkühe**. Doch dieses haben wir nur im Vorbeygehen sagen wollen. Wir sehen aus der Vorrede, daß dieser Auszug eigentlich aus 2 andern Werken, nemlich des Hrn. von **Dükers Salzburg. Chronik**, und aus des damaligen Abts zu S. Peter, **Beda** *Chronic. noviss. antiqui monasterii O. S. B. ad S. Petrum Salisburgi*, so 1772. in Fol. gedruckt worden, in der Hauptsache genommen ist; doch hat der Verf., wie er S. 9. schreibt, die Geschichte weiter wie jene fortgesetzet, und in den Anmerkungen die Urkunden und andere Beweisstellen angezeiget, auch hin und wieder Erläuterung gegeben.

Der Auszug selbst fängt mit einer geographischen und statistischen Beschreibung des Erzstifts an, S. 20. — die zwar kurz, aber gut gerathen ist. Man lernt daraus nicht allein die Größe und Lage u. s. w., sondern auch die Beschaffenheit des Bodens und der Gebürge, die Landesprodukte und andere Sachen kennen. Vorzüglich gefällt uns die Nachricht von den dasigen sehr erheblichen Salzwerken, die S. 22. mitgetheilt ist. Der Verf. schreibt davon — Das größte und wichtigste Kameralgut, (woraus das Stift sein größtes Einkommen haben könnte, **wo nicht Baiern den meisten Profit, vermöge besonderer Verträge,** davon zöge,) sind die Salzgruben zu **Hallein am Dürrenberge**, welche nun dem Landesfürsten allein gehören. — Die Beschaffenheit dieser Salzgruben, und wie darin die Sole zubereitet wird, ist hier gar richtig beschrieben, da Recens. sie selbst im J. 1780 gesehen hat. Die Bergwerke an Silber, Kupfer, Eisen, Bley rc. sind auch beträchtlich, gleichfalls die Viehzucht, nur am Getraide hat das Land nicht seine Bedürfnisse, welches aus Baiern und Oesterreich ersetzet wird. Die mehresten Berge sind fruchtbar an guter Viehweide, und in den Thälern findet man den besten Wiesewachs, daher auch die Viehzucht so ansehnlich ist. Auch die Beschreibung der Stadt **Salzburg** fasset das beträchtlichste in sich. Sonst aber hat der Verf. (der der **P. Placidus Berhondzy**

ky seyn soll, wie in dem Sendschreiben S. 4. angezeiget ist) in dieser statistischen Beschreibung einige Ausdrücke gebraucht, die allerdings auffallend, und also von einem Anon. in einem Sendschreiben an seinen Freund zu * * * (auf einem Bogen, 8. 1782.) gerüget sind. Der erste S. 36. no. 10. — Gleichwie das hohe Erzstift Salzburg auch außer seinen Landen viele Güter grundherrschaftlich besitzet, also zählet es zugleich 3 eigne Städte. Diese sind Mühldorff, Friesach und S. Andree — Ich kann aus diesem Satze, sagt der Verf. des Sendschreibens, und aus dem Zusammenhange nicht anders schließen, als daß der Verf. die Stadt Mühldorff unter diejenigen Orte zählen wolle, so das Erzstift grundherrschaftlich besitzet. — Ich will zwar glauben, daß es dem Hrn. Verf. nicht eingefallen ist, dem Erzstifte die Landeshoheit über Mühldorf abzusprechen, und dasselbe zu einen bloßen Grundherrn herabzuwürdigen; aber Klugheit hätte es erfordert, sich bestimmter auszudrücken, und besonders da alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, wo oft selbst der bestimmteste Ausdruck verdrehet, (dieses zielt auf Baiern, worin Mühldorf liegt, doch hat *Kreitmayr im Baier. St. Rechte* S. 263. schon dem Erzstifte die Landeshoheit über Mühldorf nicht abgeleugnet), oder geflissentlich mißverstanden werden kann.

Die zwote anstößige Stelle S. 41. no. 12. wo der P. Placidus die Regierungsart im Erzstifte als Landsäßig angiebt, nennt er mit Recht einen sinnlosen Schall, indem man wohl landsäßige Güter und Edelleute kennt, aber keine landsäßige Regierung; vermuthlich will er damit sagen, daß die Regierung nicht bloß vom Erzbischof als Landesfürsten, sondern zugleich auch von den Landständen abhängt. Dieses aber ist falsch, indem derselbe ohne Mitwirkung der Landstände die Regierung allein führt, und die dahin gehörigen Rechte allein ausübet. Die dritte ist noch anstößiger S. 43. no. 13. wo der Verf. sagt, daß der Erzb. Friederich *II.* der erste gewesen, so von dem K. Rudolff *I.* die Würde eines Reichsfürsten erhalten. Der Kaiser Rudolff hat ihn 1278. mit den Regalien beliehen; aber deswegen waren er und seine Vorfahren lange vorher Reichsfürsten ꝛc.

Die Ausführung selbst ist sehr Chronikmäßig geschrieben, nicht nach dem besten Plan. Sie ist nach Jahrhunderten eingetheilet, jeder Bischof und Abt mit einem weitläuftigen Titel, von welcher Zeit an er regiert, und unter welchem Pabst und Kai-

Kaiser ꝛc. angezeigt, wobey er jedes Jahrhundert, vorher auch alle Päbste und Kaiser desselben angiebt, so lauter unnütze Weitläuftigkeiten sind.

Der erste Bischof und Abt war der heil. Rupert, vom J. 582—623. Stifter der Salzb. Kirche und Baierscher Apostel. Zuerst von der römischen Pflanzstadt Helfenburg, aus deren Ruinen in der Folge Salzburg erbauet seyn soll. Alles was hier angeführt ist, besteht bloß in Muthmaaßungen. Schon der Name Helfenburg zeigt keine römische Pflanzstadt an. Den heil. Rupert rief der Baiersche Herzog Theodo *IV*. nach Baiern. Er kam im J. 580 nach Regenspurg, und der Herzog erlaubte ihm einen bequemen Ort zu einem bischöflichen Sitz in seinem Lande auszusuchen S. 9. Er erwählte endlich den Ort, wo vormals Helfenburg gestanden, und fieng die Stiftung und Erbauung seit dem J. 582 an, wozu vorgedachter Herzog eine starke Dotation machte S. 14. Das alte Benedict. Kloster zu S. Peter soll ebenfalls schon damals von ihm angelegt seyn, S. 15., nebst dem Benedict. Nonnenkloster auf dem Nonnenberge, wozu der Herzog Theodobert viele Güte schenkte. Er starb im J. 623, und ernannte zu seinem Nachfolger den heil. Vital. So erzählt unser Verf. die Ankunft des h. Ruperts, seine Stiftung von Salzburg und seinen Tod. Lieset man hingegen die Preißschrift des damaligen Bibliothekars zu S. Emmeran und jezigen Probsts zu Haindlingen, Hr. Zirngibls, in dem *I*. Bande der neuen historischen Abhandl. der baierschen Academie: so wird man durch die critische Untersuchung dieses gelehrten Mannes, diese Angaben allerdings in Zweifel ziehen, und vielmehr annehmen, daß die Ankunft des heiligen Ruperts über hundert Jahr später, und in dem Jahr 696. geschehen ist, womit auch die übrigen Angaben der Stiftung ꝛc. zugleich wegfallen. Man muß diese vortreffliche Abhandlung selbst im Zusammenhange lesen, wenn man sich davon überzeugen will, und was der Verf. des Auszugs in der Nota (a) dagegen und auch zugleich gegen Hrn. Mederer eingewandt, ist von gar keiner Bedeutung. Der Verf. hätte besser gethan wenn er der gegründeten Critik dieser Männer gar nicht gedacht hätte, weil er sie gar zu schlecht widerlegt hat.

Was also in der Folge von dem heil. Vitalis und den folgenden Bischöfen von S. 28 — in diesem Jahrhunderte erzählet wird, gehöret unter Sachen, die erstlich erwiesen werden

den müssen, zumal alles das, was von diesem Heiligen angeführt ist, aus Handschriften neuerer Zeit (S. Nota (a)) documentirt worden. Rechnet man noch hiezu das große Wunder, daß aus dem Herzen des heil. **Vitalis** durch den harten Marmor eine weiße Lilie aufgewachsen, das der Verf. in voller Andacht glaubt, und sogar S. 39. schreibt — Und sollten wir diese wundervolle Lilie auch noch würklich vorzeigen können, würde sie wohl heute zu Tage einen Glauben finden? . . . Es dürften bey jetzigen kritischen Zeiten einem jeden solcher Ungläubigen neue Lilien keimen, sie würden sie dennoch nur natürlichen Ursachen zu schreiben, und zu vereiteln wissen — so fällt die Leichtgläubigkeit des Verf. als eines Historikers noch mehr in die Augen. Noch weit schlechter ist die Existenz der 3 folgenden Aebte, (die keine Bischöfe waren) des **Aeselopus**, **Savolus** und **Erzius**, die bis auf das J. 703. regiert haben sollen, erwiesen, ja fast gar nichts, welches noch mehr den Satz des vorerwähnten Hrn. **Zirngibls** bestätiget, daß die Stiftung des H. Ruperts weit später geschehen ist. Vielleicht gehört der folgende **Flobargisus** auch dazu, der unter dem K. Tiberius *III.* gelebt haben soll.

Nach aller Wahrscheinlichkeit fängt die eigentliche Reihe der Salzburgischen Bischöfe mit dem Bischof **Johann** *I.* einem Engländer an, und zwar zu der Zeit, wie der h. **Bonifacius**, mit Einwilligung des Baierschen Herzogs **Otilo**, ganz Baiern in 4 besondere Kirchensprengel eingetheilet, und selbige zu **Regenspurg**, **Freysingen**, **Salzburg** und **Passau** mit Benediktinern besetzt hat, und von der Zeit läßt sich auch die Geschichte dieses Stifts kritisch erweisen. Alles vorhergehende besteht größtentheils in Muthmaaßungen, obwohl wir zugeben, daß der H. **Rupert** die erste Anlage dazu gemacht haben kann, und solches vielleicht in der Stiftung des Klosters zu S. **Peter** geschehen ist. Der Bischof, Johann I., starb im Jahr 754, und ein Irrländer, mit Namen **Virgilius**, ward sein Nachfolger, der mit dem h. **Bonifacius** Streitigkeiten hatte, im Jahr 773 eine prächtige Domkirche erbaute, und daselbst den bischöflichen Sitz von dem Kloster S. **Peter**, wie der Verf. S. 63 schreibt, hin verlegte, den er mit Weltpriestern besetzte. Dennoch glaubt er, daß er die bischöfl. Gerechtsame dem Kloster damals noch nicht entzogen habe, so doch sehr wahrscheinlich ist. Nach seinem im Jahr 784. erfolgten Tode, kam an seine Stelle **Beribeik**, und darauf **Arno**, als der erste Erzbischof

von

von Salzburg, der vom J. 785—821. regieret hat S. 69. Diesem großen Mann hat das Erzstift vieles zu verdanken. Er erwarb für sich und seine Nachfolger, durch kaiserliche Beförderung, die Erzbischöfliche Würde, und die Bischöfe von Brixen, Freysingen, Regenspurg, Passau und Neuburg wurden ihm untergeordnet. Aber auch die hierüber ausgestellte Bulle vom Pabst Leo *III.* wird angefochten, zumal da das Original nicht existirt. Von ihm rührt auch das bekannte *Congestum Arnonis*, oder *Instrumentum Arnonis*, so das Verzeichniß der an das Stift geschehenen Schenkung und die ersten Fundationsgüter enthält. In dem Archive der Abtey zu St. Peter wird solches aufbewahret, (Recens. konnte selbiges bey seiner Anwesenheit in Salzburg 1780 nicht zu sehen bekommen), und der Verf. hat hier S. 72. selbiges genau beschrieben. Eine Schriftprobe davon hat der Hr. von Beßel in Prodrom. Chron. Gottuic. in Kupfer stechen lassen, und *Tom. I. p.* 37. *n. IX.* beschrieben. Nach den Zügen der Buchstaben zu urtheilen, so ist dieses Original nicht der angeblichen Zeit vom Jahr 798 coäv, sondern höchstens in der Mitte des folgenden Jahrhunderts geschrieben. Nach vielen großen Handlungen ist sein Tod im J. 821. erfolgt.

Mit demselben wird die Geschichterzählung der Erzbischöfe zuverläßiger, und ohngeachtet der Verfasser noch zuweilen ein Mährchen mit unterlaufen läßt, so beweiset er doch etwas besser. Seine Gewährsmänner sind: Hund, Mezger, Dücker, Hansiz &c., selten führt er in den alten Zeiten Urkunden an; doch gegen das Ende des XII. Jahrhunderts bessert er sich hierin, und in der Folge kommen sie häufiger vor. Im übrigen ist sein Plan schlecht, und völlig Chronikmäßig, der Styl weitschweifig und schleppend.

Mit dem Abt Rupert V. (unter dem Erzbischof Friedrich I. der im Jahr 988 starb, ist der Abt des Klosters zu S. Peter besonders gewählet, da von der Stiftung an der Erzbischof zugleich auch Abt vom Kloster mit gewesen, und auch darin gewohnt hat, von dieser Zeit an sind also die Aebte und die Klostergeschichte ausgeführt), so 1495. gestorben, endiget sich der I. Theil; und der II. Theil, so die 3 letzten Jahrhunderte in sich faßt, fängt mit dem Abt Virgilius II. bey dem Jahr 1482. an, und geht bis auf unsere Zeiten. Hier sind die Nachrichten ausführlich, und viele Umstände gut ausgeführt, z. B. unter dem jetzigen Bischof Hieronymus findet

man

man S. 283. von dem Steuerwesen im Erzstifte, die derselbe auf einen billigern Fuß eingerichtet hat, eine gute Beschreibung. Ferner von dem mit Churbaiern im Jahr 1781. geschlossenen Vergleich über die Salzverträge zwischen Baiern und Salzburg, wornach letzteres große Summen von dem ersteren zu fordern hatte, die endlich auf 620078 Fl. verglichen worden, so Baiern Terminweise an Salzburg bezahlet. Ein ganzes Heer von Druckfehlern beschließt dieses Werk, so im Ganzen bey neuern Zeiten von der Verfassung des Staats manche gute Aufklärung giebt; nur muß man in der ältern Geschichte keine Kritik suchen.

Hk.

Die Wahrheit in denen (den) Geschichten, oder vom historischen Glauben; nach dem Bayle, mit häufigen Anekdoten und Exempeln erläutert von *Hieronymo a Loretto*. Aus dem Italiänischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, 1782. 20 Bogen in 8. Mit einer satyrischen Titelvignette.

Längst würden wir dieses Buch angezeigt haben, wenn uns dessen Titel und Vorreden nicht so problematisch gewesen wären. Alles Forschen nach dem wahren Verfasser war ohnehin vergebens. Keine einzige Zeitung erwähnte dieses Produkts, vielleicht, aus eben den Ursachen, um derentwillen wir davon geschwiegen haben. Endlich war es in des Hrn. Hofrath Meusels historischen Litteratur (1783. St. 10. S. 348.) angezeigt, mit der Versicherung, daß man in Italien keinen Hieron. a Loretto kenne, auch zu Livorno, von woher die eine Vorrede im Jahr 1761. datirt ist, von keinem Italiänischen Original etwas wisse; wahrscheinlich sey es ein deutsches Originalprodukt eines protestantischen Gelehrten. Neustadt an der Cappel, das unter der Vorrede des vorgeblichen Uebersetzers steht, ist vermuthlich ein erdichteter Ort, wenigstens haben wir nirgends von einem solchen Neustadt etwas in Erfahrung bringen können. Auch der Verleger hat sich nicht genennt; wir haben aber gehört, daß es Hr. Lübeck in Bayreuth sey.

Nun zu der Arbeit selbst! Wirklich ist sie eine Zusammenstellung dessen, was in dem Baylischen Wörterbuche über

die

die historische Kunst und Glaubwürdigkeit zerstreut vorkömmt, mit Urtheilen und Beyspielen des verkappten Hieronymus verbrämt. Letztere kann man zwar manchmal von den Baylischen unterscheiden; aber nicht immer. Es wäre daher Pflicht des Herausgebers gewesen, seine Waare von der fremden durch Allegation der Baylischen Artikel, zu bezeichnen. Dies abgerechnet, hat er immer ein verdienstliches und dankwürdiges Werk unternommen. Baylens scharfsinnige Kritiken über mancherley Geschichtbücher, und seine gelegentlich angegebene Regeln und Kautelen für den Geschichtschreiber verdienten es, in einer gewissen Ordnung, und im Zusammenhang dargestellt zu werden. Es läßt sich wirklich viel daraus lernen, obgleich nicht wenige sehr bekannte Sachen mit vorkommen, die auch zum Theil seit Baylens Zeit besser ausgeführt worden sind. Der Ausdruck ist nicht immer rein und gewählt genug, auch oft ungrammatisch; aber es herrschet doch Deutlichkeit und Ordnung im Vortrage. Uebrigens ist alles in 110 Paragraphen abgetheilt, ohne Register und ohne Inhaltsanzeige, durch welchen Mangel und durch ziemlich viele Druckfehler der Gebrauch des nützlichen Buches wirklich erschweret wird.

Erst wird der Unterschied zwischen Historie und Roman gezeigt, mit der Anweisung, daß man selbst in letzteren und in Fabeln, der Wahrheit nicht ganz untreu werden dürfe. Der Verfasser giebt hernach (§. 5.) seine Absicht an; sie schränke sich lediglich auf die Gewißheit historischer Schriften und ihrer Beweisthümer ein, so fern letztere nicht aus der Diplomatik, Heraldik und Numismatik entlehnt seyen. Die darauf folgenden Regeln der historischen Kunst sind nicht schulgerecht, sondern populär vorgetragen. Man müsse an jeder Begebenheit so lange zweifeln, bis ihre Zuverläßigkeit durch glaubwürdige Zeugen dargethan sey. Man dürfe sich auch nicht allezeit auf die Erzählungen angesehener Männer blindlings verlassen, sondern es sey immer der Mühe werth, auch diese Nachrichten auf die Kapelle zu bringen, und sich eine bessere Ueberzeugung, als das alleinige Ansehen der Person, zu verschaffen. Die größten Gelehrten irrten und widersprächen sich; welches mit Beyspielen aus Alten und Neuen bewiesen wird. Es bleibe ein unverbrüchliches Gesetz des Geschichtforschers, auch über Kleinigkeiten so schlechterdings nicht hinweg zusehen, sondern ihren Grund oder Ungrund, ehe er ihnen Glauben beymißt,

ins Klare zu setzen. Die wichtige Frage: ob einer die Sache, die er beschrieben, selbst gehöret oder gesehen habe? leitet auf verschiedene Betrachtungen und Anmerkungen, ohne welche sich die Frage selbst nicht gründlich beantworten läßt; z. B. man müsse den Mann, dem wir etwas glauben sollen, kennen; es komme also bey historischen Büchern mehr, als bey andern, darauf an, die anonymischen und pseudonymischen Autoren zu entdecken. (Wenn S. 23. gesagt wird, **Adlsreiter** (l. Adlzreiter) sey ein angenommener Name, und der wahre Verfasser sey Jean Fervaux: so ist dies nicht richtig. Adlzreiter war ja Bayrischer Kanzler, und schrieb wirklich Bayrische Annalen: nur glaubt man — denn zuverläßig ist es auch nicht — der Jesuite Fervaux habe den Styl besorgt.) Weil so viel auf Augenzeugen ankomme; so wäre zu wünschen, daß man keine Stunde verlohren gehen lasse, das, was unter unsern Augen von Wichtigkeit vorgehet, aufzuzeichnen. — Von den unendlich vielen Widersprüchen der alten Historiker. „Man mag mir die alten Geschichtschreiber noch so sehr loben, so werde ich doch immer die neuern vorziehen, die sich um sichere Beweisthümer und eine genaue Chronologie bekümmern (S. 32.)" Man habe sich sorgfältig vor Anachronismen, wovon viele Beyspiele aufgeführt werden, zu hüten. (Unter den vielen verhunzten Namen der Personen und Oerter, können wir den nicht unbemerkt lassen, der S. 55. vorkömmt: **Abudgiafaralmansur** statt **Abu Jaafar Al Mansur.**) Die alte und neue Historie habe viel gelitten, theils durch Verstümmlung der Handschriften, theils durch falsche Uebersetzungen, theils durch die Nachläßigkeit der Buchdrucker, theils durch das Modernisiren alter Schriftsteller, welches letztere die Franzosen gerne zu thun pflegen. (Man denke an die Mémoires de Bellai - Langei, und an die Oeconomies royales de Sulli.) Vom Gebrauch der Zeitungen in der Geschichtkunde. — Man müsse eine Erzählung nicht gleich deswegen für unrichtig erklären, wenn einer oder der andere Nebenumstand verdächtig ist. — Von der Glaubwürdigkeit und dem Gebrauch der Inschriften. — Wenn wir einem gleichzeitigen Schriftsteller etwas nachschreiben, so müssen wir uns genau an seine Worte halten, wenn unsere Erzählung Glauben verdienen soll. — Böse Gewohnheit unter den Neuern, besonders unter den Franzosen, nicht mehr zu citiren. — Nöthige Vorsicht, in Ansehung der Namen, daß man nicht aus einerley Namen, allezeit einerley Personen mache. — Man

müsse

müsse sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht aus den Worten eines Schriftstellers gefährliche Folgen ziehe, woran er nie gedacht hat. Warnung wider den Gebrauch unbestimmter Ausdrücke, in Ansehung der Zeit, wann sich eine Geschichte zugetragen hat. — Ein Geschichtschreiber müsse keinen Umstand überspringen, der Bezug auf das Vergangene oder Zukünftige hat. — Es gebe gewisse Dinge in der Welt, die der Geschichtschreiber lieber verschweigen, als kund machen sollte. In wiefern man eine Sache nicht zu glauben habe, die ein Geschichtschreiber, der sie doch hätte erzählen können, verschweigt. Was von Weissagungen in Geschichtbüchern zu halten sey? — In welchen Fällen ein Historiker die Wahrheit zu schreiben vermögend sey oder nicht? Und nun die Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers, nach der Reihe, und mit Beyspielen belegt. Zuletzt von historischen Gedichten, Satyren etc.

Of.

Geschichte und Beschreibung des Elsasses und seiner Bewohner von den ältesten bis in die neuesten Zeiten. Basel, in der Deckerischen Buchdruckerey. 1782. 1 Alphabet $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8; nebst einem typometrischen Landchärtchen vom Elsaß, gleichfalls in 8.

Um den sogenannten Unstudirten in Elsaß mit der Geographie und Geschichte seines Vaterlandes bekannter zu machen, schrieb der ungenannte Verfasser dieses, in der That gründlich, zweckmäßig, und lesbar abgefaßte Handbuch. Schöpflin und Expilly waren seine vornehmsten Führer: er versichert aber, noch manche andere, gedruckte und geschriebene, zuverläßige Nachrichten dabey gebraucht zu haben.

Nach einer 56 Seiten starken Einleitung von der natürlichen und politischen Beschaffenheit des Landes, folget ein kurzer Begriff von dem historischen, geographischen und politischen Zustande des Elsaßes, wie er in den ältesten, mittlern und neuen Zeiten, bis auf den Ryswickischen Frieden, beschaffen war. Alsdann lieset man, die ietzige historisch-geographische Beschreibung des Sundgaues, des obern

obern und untern Elsasses, und zuletzt der ehemaligen zehn Reichsstädte dieser Landschaft.

Zur etwas nähern Kenntniß des Werkchens, und zur Unterhaltung unserer Leser, mögen folgende Nachrichten dienen! Die allerbeste Landcharte vom Elsaß hat de Rotige vor einigen Jahren auf 5 Blättern geliefert. — Der Weinhandel ist einer der stärksten Nahrungszweige der Elsasser. Ihre Weine werden sogar bis in die nordischen Reiche verführt; ein großer Theil derselben kömmt nach Deutschland, besonders nach Schwaben, und vorzüglich in die Schweiz. Die einzige Stadt Lucern hat 1776. den Oberelsassern für eine Million franz. Livers Wein abgekauft. Der Handel, der mit Branntwein, Essig und Weinstein getrieben wird, ist auch sehr beträchtlich. — Den Holländern wird viel Holz zum Schiffbau überlassen. — Straßburg verarbeitet allein jährlich bey 50000 Zentner Taback. Colmar setzt viele Färberröthe in Mühlhausen, und anderwärts in der Schweiz, auch sogar in Holland und Preußen, ab. — Die Poststationen im Elsaß sind S. 10 angegeben. Das Silberbergwerk im Leberthal bey Furtelbach ist im 16ten Jahrhunderte reicher gewesen, als jetzt; denn damals sind jährlich 6500 Mark Silber gewonnen worden: heut zu Tage aber nur ohngefähr 1500 Mark. Im Rosenbergerthale sind Silbergruben, die jährlich 1600 Mark eintragen, ohne das Kupfer, das auch häufig angetroffen, und zwischen Oberehnheim und dem Klingenthale verarbeitet wird ꝛc. — Im Dagsburgischen im sogenannten Plintenwald arbeiten das ganze Jahr 2 Glasöfen für Holland und England. 5 Stunden davon zu St. Guerin werden 67zöllige Spiegelgläser geblasen, da doch zu St. Gobin nur 8 bis 10schuhige gegossen werden. — Mit Gesundbrunnen und Bädern ist E. reichlich gesegnet. — Den Ueberschwemmungen des Rheins widersetzet man sich französischer Seits durch Faschinen; seit der Ueberschwemmung 1778. ist der Fluß ganz auf die deutsche Seite getrieben worden, so daß nun alle Rheininseln französisch sind. Die Gränzscheidung zwischen Frankreich und Deutschland macht nicht die Mitte des Rheins, sondern der stärkste und tiefste Strom des Wassers, den die Schiffer den Thalweg nennen. Wenn der Fluß Land wegnimmt, so bleibt dies Land dennoch unter seiner vorigen Grundherrschaft; es mag nun Sand, Inseln, Ackerfeld oder Holzung seyn. Auch verliehrt der Eigenthümer sein Recht nicht, wenn der Rhein seinen Lauf über dessen Güter

 nimmt.

nimmt. — Die Volksmenge wird auf eine halbe Million geschätzt. — Nach dem politischen Fuß wird E. in 1052 Gemeinden, der geistlichen Eintheilung aber nach in 723 Pfarreyen vertheilt, theils römischkatholische, theils protestantische; der evang. lutherischen sind ohngefähr 300. — Obgleich die Zahl der Katholiken seit der französischen Regierung gestiegen ist; so hat sich doch die Anzahl der Protestanten nicht merklich vermindert. In den Städten werden jährlich beynahe noch eben so viele protestantische Kinder gebohren, als ehemals, da sie entweder ganz, oder doch größtentheils evangelisch waren. Auf dem Lande sind die Glieder der prot. Kirche in den Orten, die vormals keine kathol. Einwohner hatten, noch immer die zahlreichsten, und fast durchgehends noch zahlreicher, als ehemals, allezeit aber die Begütertesten und Wohlhabendesten. — Elsaß, das im Jahr 1679. an die französische Krone nur 70,000 L. Abgaben entrichtet hat, erlegte im Jahr 1763. 3 Millionen 899,540 L. 12 Sols und 8 Den. (Bey der ersten Summe waren indessen damals die 10 Reichsstädte noch nicht.)

Dies ist das, was uns in der Einleitung am merkwürdigsten, und zum Theil ganz neu scheinet. Viele Stellen in derselben und in der Geographie sind, wie wir aus Vergleichung gefunden, wörtlich aus Hrn. O. C. R. Büschings Erdbeschreibung entlehnt. Hier und da aber stößt man auch auf Ergänzungen und Verbesserungen dieses unentbehrlichen Werks. — Das Buch ist mit einem vollständigen Ortregister versehen.

Nk.

Des Herrn Abts von Condillac — — — Geschichte der ältern und neuern Zeiten. Aus dem Französischen übersetzt. Neunter, zehnter und eilfter Band. Augsburg 1782. 1783. 8.

Diese drey Bände enthalten in des Verfassers bekannten Manier die Geschichte von der Mitte des 15ten Jahrhunderts an bis zum Nystädtschen Frieden im Jahr 1721. Zu den vorzüglichen historischen Werken gehört unsers Bedünkens das Condillacsche nicht; besonders haben diese drey letzten Theile unsern Wunsch gar nicht befriediget. Zum Wiederholen einiger Stücke der darin vorgetragenen Geschichte, die man schon aus anderen Schriften gründlicher wissen muß, mögen sie immer brauchbar seyn; aber

aus

aus ihnen selbst die Geschichte richtig und gehörig zu erlernen, wäre vergebene Hoffnung. Das meiste ist gar zu oberflächlich behandelt, und nicht genug durchgedacht; die Einkleidung und Methode scheint uns nicht empfehlenswürdig. Wie unbefriedigend fertigt der Verfasser die Geschichte der mehr als 50jährigen Regierung des Kaisers Friederich des Dritten ab: „Ich habe nichts von Friederich dem III. gemeldet, weil die Thaten dieses schwachen, trägen und geizigen Fürsten wenigen Einfluß auf die Geschichte von Europa haben, und unbekannt bleiben können. Er folgte 1440 auf Albrecht den II., und starb 1493; und wenn seine Regierung für die Deutschen lang gewesen ist, wird sie für uns kurz seyn. Dieser Fürst ist der letzte, welcher zu Rom gekrönet!“ Zugegeben, daß Friedrich III. ein sorgloser und unthätiger Fürst, obgleich vielleicht nicht in dem Grade, als manche ihn vorstellen, war; so fielen doch unter ihm Begebenheiten vor, die allerdings wichtig genug waren, um in einem Werke, wie dieses, berührt zu werden. Wie Jemand es anfangen sollte, sich aus demjenigen, was hier im 9ten Bande S. 5 — 7. von den Streitigkeiten zwischen den Häusern York und Lancaster in England gesagt ist, einen deutlichen und richtigen Begriff von diesen so merkwürdigen Händeln zu machen, sehen wir nicht ein. Uebertrieben ist es, wenn es daselbst S. 7. heißt, daß in den Kriegen zwischen der rothen und weißen Rose mehr als eilf mal hunderttausend Menschen umgekommen wären. — Die ganze russische Geschichte, von ihrem Anfange bis zum 17ten Jahrhunderte, beschreibt C. im 10ten Bande S. 467. mit diesen Worten: „Man weis zur Gnüge die Geschichte der barbarischen Zeiten, wenn man weis, daß sie barbarisch gewesen sind. In einer tiefen Unwissenheit, mit ungereimten Vorurtheilen angefüllt, grobem Aberglauben überlassen, ohne Künste, ohne Policey, ohne Sitten, in einer feigen Ruhe mit einem zur Arbeit gemachten Körper verfaulen, oder sich wie die wilden Thiere schlagen, und niemals den Krieg lernen; wechselsweise fliehen, plündern, alle Gattungen von Grausamkeit begehen, nur auf die Menge sich verlassen, weder Muth noch Tugend kennen; endlich ein Sklav seyn, ohne unterthänig zu seyn: das sind die Russen bis zum siebzehnten Jahrhundert gewesen. Es liegt daher nichts daran, vor dieser Epoche die Begebenheiten dieses weitläuftigen Reiches zu wissen, welches vom Untergang gegen Aufgang ungefähr zwey tausend Meilen sich erstrecket.“ Es wäre Beleidigung für unsre Leser, wenn wir darthun wollten,

 wie

wie viele grobe Unwahrheiten in diesen drey Perioden stecken. Der Verf. schließt dies Document seiner Unwissenheit in der russischen Geschichte mit der schalen Reflexion: „Wenn man die Geographie studiret, macht man bisweilen die Betrachtung, wie wenig Völker verdienen bekannt zu seyn, und unter diesen Völkern wie wenig Menschen, und unter diesen Menschen wie wenig Fürsten!“ Das mag zur Rechtfertigung unsers Urtheils genug seyn, ob wir gleich, wenn es der Mühe lohnte, noch andere Beweise für dasselbe in ziemlicher Anzahl aufführen könnten. Der Behelf, „Condillac habe bey dem Gebrauche seines Werks einen tüchtigen Lehrer vorausgesetzt, der dasselbe erläutern, suppliren rc. sollte“, kann hier nicht Platz finden. Ein Werk von eilf Bänden, die leicht 14 Alphabet, wo nicht drüber, ausmachen, ist doch wohl kein bloßer compendiarischer Entwurf. Da mit dem 11ten Bande das Condillacsche Werk geendiget ist, so wird die Fortsetzung desselben von einem „Gelehrten von diesem Fach — auf die nämliche Art“ — versprochen. Ja nicht auf die nämliche Art, wenn wir bitten dürfen, sondern nach einem bessern Plane, gründlicher und unpartheyischer bearbeitet.

Um.

Zur Kunde fremder Völker und Länder. Aus französischen Missionsberichten, mit Kupfern und Karten. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 8. Erster Band. 1781. 349 Seiten und 2 Blatt Inhalt, auch 1 Kupfer und Karte. Zweyter Band, 1782. 216 S. 1 Karte. Dritter Band, 1782. 438 S. 2 Kupfer. Vierter Band, 1783. 352 S. 1 Karte.

Unter diesem Titel liefert Hr. Bibliothekarius Reichard in Gotha einen Auszug von den bekannten und allgemein geschätzten lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangeres. Weil man sie selbst in Frankreich nur noch in wenig Bibliotheken vollständig fand: so besorgte der Abt Querbeuf unter dem Beystande des Hrn. Brotier 1780 eine neue Ausgabe, welche vor der alten den Vorzug hat, daß man in einer bessern Ordnung, ohne durch Weitschweifigkeit ermüdet

det zu werden, hier in 25 Bänden alles das findet, womit sonst 43 Bände angefüllet waren. Das meiste betrifft aber doch auch in dieser Ausgabe die Missionsangelegenheiten, die nur wenige deutsche Leser interessiren werden. Um also für uns Deutsche dies Buch lesbarer zu machen, unternahm Hr. R. die mühsame Arbeit, alle mit jenen Missionsberichten verwebten Beobachtungen und Schilderungen, welche einen Werth für die Geschichte und Völkerkunde haben, heraus zu suchen, und so zu verbinden, daß das Buch nun auch solche Liebhaber finden kann, die bloß zu ihrem Zeitvertreib etwas zu lesen haben wollen. Man merkt nicht, daß man einen Auszug lieset, so gut ist alles verbunden; so leicht und unverwickelt der ganze Vortrag. Fast sollte man dem Herrn Verfasser Schuld geben, daß er mehr für die angenehme Unterhaltung, als für die eigentliche Völker- und Länderkunde gesorgt hätte; wenigstens kann man leicht auf diesen Gedanken gerathen, wenn im 2ten Buche, S. 158, der lächerliche Auftritt jenes Schiffspräsidenten unter der Linie der Länge nach erzählt, und im ersten gleich Anfangs auf der 5ten Seite alles das, was der Missionair auf seiner Seereise von Konstantinopel bis Halep zur Verbesserung der Karten bemerkt hat, ausgelassen wird, und zwar aus dem Grunde, den Hr. Reichard in der Note anführet, weil die lange ununterbrochene Angabe aller unbemerkten oder falsch angegebenen Kaps, Städte, Inseln rc. dem Leser zu langweilig gewesen seyn würde. Der Geograph mögte sie im Buche selbst nachschlagen. Wie aber, wenn dieser sich im Vertrauen, daß so nützliche Bemerkungen nicht würden ausgelassen seyn, den Auszug angeschafft hätte? Raum dafür würde der geschickte Hr. R. schon haben finden können, sollte auch die Geschichte jenes Schiffspräsidenten dafür haben aufgeopfert werden müssen. Doch Hr. R. kennet wahrscheinlich seine Leser besser, als daß er einen solchen Vorwurf befürchten sollte; und vermuthlich wollte er den Franzosen zeigen, daß ein Deutscher selbst einen so kurzen Auszug eben so leicht und gefällig kleiden könnte, als ihre Geschichtschreiber es sollen gelernt haben. Ohne also weiter zu forschen, wie viele dergleichen Bemerkungen etwa ausgelassen seyn möchten, wollen wir bloß das anzeigen, was die mitgetheilten Nachrichten enthalten.

Der erste Band begreift die Memoires du Levant bis auf Egypten in sich, welche in der alten Ausgabe neun, und

in der neuern fünf dicke Octavbände betragen. Die darinn vorkommenden Nachrichten betreffen einige Inseln des Archipelagus, als Samos, die Griechen, besonders die Mönche auf dem Berge Athos und ihren bedrückten Zustand; Bemerkungen über verschiedene Oerter, Gebräuche, und Völker, wie auch aus der Naturgeschichte, auf einer Reise von Smyrna bis Halep; beyläufig auch von den Us[illegible]ken; Karwanen, besonders die nach Mekka; Wallfahrt nach Jerusalem zu den heiligen Oertern 1713 und den Berg Libanon, wo der Pater eine Ceder maaß, die 6 Klaster im Umfange und eine verhaltnißmäßige Höhe hatte. Beschreibung der Stadt und Gegend von Damask, und anderer aus den Kreuzzügen berühmter Oerter; von Salonichi, dem dortigen Handel, auch von den Juden, die hier sehr zahlreich sind. Einst sollten sie unter Amurat, als er Bagdad belagerte, und Truppen nöthig hatte, Kriegsdienste thun. Sie stellten 7—8000 Mann, bis an die Zähne gewaffnet. Als sie aber auf ihrem Marsche durch eine Gegend kamen, welche Räuber unsicher machten: so blieben sie stehen, und foderten von dem Pascha eine Eskorte zu ihrer Sicherheit — welcher darauf für gut fand, sie wieder nach Hause gehen zu lassen — Vielleicht sind sie ietzt tapferer. — Reise des Arztes Ferrand aus der Krimm nach Tschirkassien; Sitten der Tartaren, Tschirkassen. Armenien, Berg Ararat, Schirwan, und Reise von da nach Ispahan, mit einer Karte begleitet. Des Pater Saignes Bericht von dem Zuge des Nadir Schach nach Dehli, und des Bruder Bazin Schreiben, dessen Regierung betreffend, wobey ein Kupfer von dessen Hoflager befindlich ist. Des Ersten Schreiben über die Bengalerinnen, Poncets Reise nach Ethiopien. Die im Französischen vorkommenden Fehler der Rechtschreibung hat Hr. R. nach Niebuhr, Gmelin, Pallas ꝛc. verbessert, und dem Texte Erläuterungen in einigen Noten beygefüget.

Im 2ten Bande, der 5 Bände der neuen Ausgabe enthält, geben die 5 ersten Briefe Nachrichten von den dortigen Klöstern, einigen Alterthümern und Seltenheiten Egyptens; die übrigen handeln von Amerika, besonders von den Missionen von Paraguay, und den verschiedenen, nicht nur zu diesem ehemaligen jesuitischen Staat gehörigen, sondern auch benachbarten Völkern in Peru, als den Moxos, Chiquitos und andern Völkern, nebst d'Anvillens geographischen Anmerkungen über seine hier beygefügte Karte von Paraguay. Auch findet

findet man Nachrichten von einigen Völkern am Mißißippi, von den Maron Negern hinter Cayenne, wie auch von Thieren und Pflanzen, besonders des südlichen Amerika, die zwar nicht unbekannt, aber doch unterhaltend erzählt sind. Unter andern ist die Geschichte des Pintado oder Perlhuhns auf Domingo hier ausführlich mitgetheilt.

Im 3ten Bande, der, außer dem wenigen, was ein Missionair auf seiner Reise über Mexico nach Ostindien von diesem Königreiche bemerkt hat, ganz von Ostindien handelt, sind sechs Bände des Originals zusammengedrängt. Doch fehlen einige Abhandlungen, als die von dem alten Zustande der Isle de Bourbon, und Isle de France, ingleichen die Schilderung der politischen Lage von Indien vor dem Kriege von 1756. Hr. R. sagt S. 336: das weitläuftige Memoire, welches die letzten Fehden und Kriege der Mohren in der Hälfte des ietzigen Jahrhunderts, worinn die Engländer und Franzosen mit eingeflochten wurden, abhandelt, und ein anderes Memoire sur l' Inde, erschienen in der neuen Ausgabe der Lettres edif. zum erstenmale gedruckt. Weil aber wohl nur dem Geschichtforscher dieser Länder, und nicht dem großen Hausen der Leser, an ihrer Einrückung gelegen seyn möchte: so hätte er, um Platz zu gewinnen, sie ausgelassen. Für den Geschichtforscher soll also dieser Auszug nicht seyn, sondern blos für die Dilettanten, die an dem pomphaften Aufzuge der indischen Nabots, der statt dieser Nachrichten hier beschrieben ist, vermuthlich mehr Geschmack finden. Um ihnen den Appetit nicht zu verderben, hat Hr. R. das erste Stück dieses Bandes just so, wie es von dem Jesuiten Stöcklein in seinem neuen Weltboten verdolmetscht, worden, abdrucken lassen. Es betrifft hauptsächlich die Bemühungen des Pater Matter in Verbesserung der Apotheke zu Goa. Er hatte in Goa eine starke Bruchbeule bekommen, dafür er in seiner Apotheke und medicinischen Wissenschaft keine Hülfe muß gefunden haben; denn er ward nun an den heiligen Xaver gewiesen, der ihn auch davon befreyte, nachdem er ihm zu Ehren zehnmal Beichte und Communion gehalten hatte.

Der 4te Band enthält neun Bände des Originals, und handelt, so wie diese, bloß von Sina. Auf der dabey befindlichen kleinen Karte sind die Inseln Linou-Kinou vorgestellt. Merkwürdig ist die Nachricht von den Juden in Sina, die bald nach Zerstörung Jerusalems dahin gekommen zu

seyn scheinen, und von ihren Tackings oder heiligen Büchern göttlicher Schriften, davon die ältesten keine Vokalpunkte haben, sonst aber keine bemerkungswürdige Abweichung von einer damit verglichenen Amsterdammer Bibel geben. Seit 1163 haben sie eine Synagoge zu Kai-fong-fu. Unter den Natur- und Kunstprodukten dieses Reichs, die hier beschrieben werden, findet man auch das sinesische Porcellan. Die Beschreibung aber, wie und woraus es verfertigt wird, ist wie die von den Farben, künstlichen Perlen, und andern dergleichen Kunstsachen, so gerathen, daß der Jesuite an den Sinesen kein Verräther ihrer Kunst geworden ist. Uebrigens ist dieser letzte Theil auch unter dem Titel besonders zu haben: Denkwürdigkeiten von Sina.

P.

9. Gelehrte Geschichte.

Für ältere Litteratur und neuere Lectüre. Quartalschrift. Erstes Stück. Leipzig, bey Breitkopf, 1783. 16½ Bogen, 8. —— Zweytes Stück, ebend. 1783. 18 Bogen. 8.

Unter dieser Aufschrift liefern Herr Bibliothekar Canzler und Meißner in Dresden, die sich auf der umgewandten Titelseite und in der Vorrede als Herausgeber nennen, eine neue periodische Schrift, wovon jedes Stück in zwey Theile zerfällt, deren erster Erneuerungen aus vergessenen oder verkannten Werken, gedruckten sowohl, als handschriftlichen, und zu Anfange allemal die Biographie eines denkwürdigen Mannes enthalten, der letztere aber ganz neue, wenigstens in deutscher Sprache noch neue, poetische und prosaische Aufsätze liefern wird. In dem ersten Stücke findet man für die ältere Literatur; I. Leben des Leo Baptista Alberti, eines berühmten italienischen Gelehrten und Baumeisters des funfzehnten Jahrhunderts; größtentheils aus dem Raphael du Fresne und dem Vasari gezogen. Dieser Lebensbeschreibung ist die Uebersetzung von fünf und sechszig Fabeln aus den hundert von Alberti verfertigten, angehängt. Ihrer hätten immer-

immerhin mehrere, die sehr unbedeutend sind, wegbleiben mögen. II. **Der kluge Narr und der Maler von Würzburg**, zwey alte deutsche Gedichte von Hanns Rosenplut dem Schnepperer, mit einer abgekürzten gegenüberstehenden Uebersetzung in moderne Prose. Liebhabern der altdeutschen Poesie werden beyde Stücke, besonders das letztere, in seiner Art sehr gut erzählte, willkommen, und mehrere Mittheilungen aus der beschriebenen Dresdner Handschrift erwünscht seyn. Nur zweifeln wir, daß alle die ihren Aufschriften nach S. 55 ff. angeführten Gedichte dieser Handschrift von Rosenplut sind; einige darunter sind wenigstens gewiß aus dem Freydank; und das Ganze scheint eine Sammlung vermischter Stücke von mehrern Verfassern zu seyn. III. **Obliegenheit und Gebete der Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit**, aus einem Giesischen Mscpt. der Dresdner Bibliothek, zum Beweise, daß es im mittlern Zeitalter, noch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, eine solche Brüderschaft, eine Art von Gnostikern, gegeben habe; welches bestätiget, was Hr. Nicolai in seiner Abhandl. über die Tempelherren darüber sagt. IV. **Antilope der Zwerg und König Alexander**; nach dem Schwäbischen, aus den Zeiten der Minnesinger, vom Hrn. C. etwas modernisirt. Das Original besteht aus 480 Versen, und der Herausgeber verspricht, es hier oder anderswo ganz zu liefern. V. **Ein paar Worte für diesmal über Massoney.** Ganz unbemerkt ist es doch nicht geblieben, daß das Wort Massoney sich in deutschen Dichtern des mittlern Zeitalters finde, und darinn soviel als Gesellschaft bedeute. Vermuthlich aber hatte Hr. C. bey Verfertigung dieses Aufsatzes den zweyten Theil von Hrn. Nicolai's Schrift über den Tempelherrnorden noch nicht gesehen. VI. **Sonderbare Volkstabelle von Kursachsen, wie sie 1729 und 1753 noch gedruckt worden.** Freylich sehr abentheuerlich, wenn in dieser zu Chemnitz, und also in Kursachsen selbst, gedruckten Liste, die Anzahl der Städte auf 1163, der Bürger auf mehr als fünf Millionen, und der jungen Mannschaft von 18 bis 40 Jahren, auf mehr als ein und funfzig Millionen, also mehr als noch einmal soviel von der itzt gewöhnlich angenommenen Bevölkerung des ganzen Deutschlandes gerechnet wird. Und doch ließ der sel. Prof. Frank in Leipzig diese Liste in der Leisnigker Chronik im J. 1753 wieder abdrucken. VII. **Anekdoten zum Leben des Landgrafen Ludwigs des**

Sechsten von Thüringen, aus dem sogenannten *Chronicon Thuringiae*; sowohl wegen des Inhalts als der Schreibart sehr lesenswürdig. Allerdings wäre dieser Landgraf eines Biographen werth. — — Unter der zweyten Rubrik dieses ersten Stucks, die hier besser, als auf dem Titelblatt, neue Aufsätze überschrieben wird, steht: I. **Friz**, eine Ballade von **G. W. K. Becker**; abentheuerlichen Inhalts, so sehr als eine, und dabey mit hinreißendem Feuer vortrefflich erzählt. II. **Menschenleben. Bücherschicksal. Schriftstellerloos.** Ein Aufsatz vom Hrn. **Meißner**, vielleicht in einer mißvergnügten Laune geschrieben, über den er, der darinn etwas unartig von Nikolaitischen Tagelöhnern spricht, unser Lob wohl nicht für Ernst, oder wenigstens nicht für Ruhm, nehmen würde. III. **Versuch einer Berechnung von den Einkünften der Bank von England, wie auch der Summe, auf welche sich deren Zettel belaufen, vom Graf v. Br.** IV. **An H.** als Sie dem Dichter vorwarf, daß er vor ihr schon andere Mädchen geliebt habe; zum Theil nach dem **Prior**. V. **Abdallah**, der Sohn des weisen Achmet Methemir, eine morgenländische Erzählung, nach einer französischen vom Hrn. **M.** zum Theil umgeändert, und durch Ausdruck, Wendung und Schreibart völlig sein. VI. **Noch eine Spur zum Ursprunge der Freymäurerey und der afrikanischen Logen, vom Hrn. C.** Die Vermuthung, daß die Tempelherren von den **Drusen** auf dem **Libanon**, deren Religion zu Ende des zehnten, oder zu Anfange des eilften Jahrhunderts entstand, viele Einrichtungen, Gebräuche und Grundsätze entlehnt hätten, verdient nähere Prüfung. Daß die Drusen gnostische Begriffe gehabt haben, erhellt sehr deutlich aus Hrn. Pr. **Adlers** Musaeum cuficum, und aus dem drusischen Mscpte, welches Hr. Pr. **Eichhorn** im **Repertorium** bekannt gemacht hat. Es wird dadurch ungemein bestätigt, was Hr. **Nicolai** in seiner Abhandlung über die **Tempelherren**, über die gnostischen Begriffe gesagt hat, welche im mittlern Zeitalter so gemein waren, und wodurch die Beschuldigungen, welche der Geschichte zu folge, den Tempelherren sind gemacht worden, vom Hrn. **N.** zuerst in ein so helles Licht gesetzt worden sind. Daß aber gnostische Begriffe und Tempelherren mit der heutigen Freymäurerey nichts zu thun haben, ist wohl gewiß. Manche Leute suchen Geheimnisse am unrechten Orte. Wenn ja bey den Freymäurern von Tempelherren, oder von afrikanischer Lo-

ge

ge die Rede seyn sollte, so ist es nichts als eine Chiffre, die niemand versteht, als der den Schlüssel hat, und wer ihn bey den ehemaligen **Tempelherren** zu finden glaubt, irret sich gar sehr. VII. **Rescript des lieben Nordes an die Dichter, von Langbein.** VIII. **Fragmente über Lob und Tadel, von B. und M.** Einzelne Gemeinsprüche, zum Theil nicht ohne Scharfsinn. IX. **Geburtstagslied**, mit einer beygefügten **Komposition** vom **Herrn Kapellmeister Schuster.**

Den Anfang des zweyten Stücks macht: I. **Der gebesserte Eifersüchtige**, eine Novelle nach **Lope de Vega**, abgekürzt, auch im Plan und in der Erzählungsart abgeändert vom **Hrn. Rupert Becker.** II. **Ueber Harsdörfers Leben und Schriften, vom Herrn Meißner.** Für die deutsche Literatur bleibt H. immer ein sehr merkwürdiger Mann, dessen Einfluß in dieselbe eine noch genauere und umständliche Erörterung verdiente, als hier angestellet ist. Von seinen Fabeln und Liedern werden einige Proben gegeben, zugleich auch ein Beyspiel der fehlerhaften Spielsucht seines Witzes. Die bekannte Anekdote, daß **Harsdörfer** einen orthographischen Widerwillen wider das H hatte, und es ganz aus der deutschen Sprache vertilgen wollte, bis ihn seine Tochter erinnerte, daß er dadurch seinen eigenen Namen verunzieren würde, ist Hrn. M. entgangen. III. **Die entdeckten Rosenfarbkreuzerinnen, vom Hrn. Canzler**, aus einer im J. 1620 gedruckten Beschreibung dieses Ordens, welche **Hr. Nicolai** auch schon im IIten Bande seiner **Abhandlung über die Tempelherren** S. 182 angeführt hatte. IV. **Regel der Brüderschaft der Jünger oder Diener der ewigen Weisheit**, von ebendemselben aus einer in der Bibliothek zu Dresden befindlichen Handschrift vom J. 1418 mitgetheilt. V. **Sebastian von Reibisch**; eine mit **R.** unterzeichnete Zusammenstellung verschiedener diesen Leibdiener Herzogs **Moritz** von Sachsen und seine Nachkommen betreffender Urkunden. Manchen Lesern dünkt vielleicht dieser Beytrag zu speciell. VI. **Das Lied von der Frau von Weissenburg**, aus **Brotuffs** Mersburger Chronik, unter den Herderischen Volksliedern nicht befindlich. Der darinn erzählte Vorfall wird zugleich aus einem alten Manuscripte mitgetheilt, und bey dieser Gelegenheit ein Supplement zum **Kaldenbornischen** *Codice diplomatico* vom **Hrn. Finanzrath**

Wagner

Wagner aus einer Originalurkunde beygefügt. VII. Beytrag zum deutschen Witz und Verstand, aus einer gereimten Fastnachtspredigt vom 15ten Jahrhundert. Es scheint nicht sowohl eine eigentliche Predigt, als eine von den gereimten Anreden an den Wirth und die Schenkstube zu seyn, die nicht immer dramatisch, und sehr oft moralisch und strafend waren. Der Schluß macht wenigstens diese Vermuthung wahrscheinlich, und Hr. C. hat seine Quelle dabey nicht genannt. VIII. Beytrag zur neuern Geschichte der Schreib- und Druckfreyheit, aus der neuern schwedischen Staatsverfassung. — — Die neuen Aufsätze dieses zweyten Stücks sind folgende: I. Orpheus, ein Singespiel vom Herrn Hofrath v. L. (v. Lindemann) dessen der Theaterkalender unter diesem Namen schon seit mehrern Jahren erwähnet, und das den Herausgebern deshalb sowohl, als durch seinen innern Werth hier des ersten Drucks würdig schien. Die Poesie hat wirklich viel einzelne Schönheiten, und die Erfindung ist im Ganzen, besonders im Ausgange, neu; stellenweise hat der Verf. indeß, sowohl bey der Anlage als Ausarbeitung, die Poesie des Calsabigi zu der vom Ritter Gluck in Musik gesetzten Oper dieses Namens offenbar vor Augen gehabt. II. Rede über das Verdienst des Reichthums, vom Hrn. Ruppert Becker, als Probestück einer kleinen, noch im Manuscript befindlichen Geschichte. Sie ist einem Geizigen in den Mund gelegt, und die Ironie ist ganz glücklich durchgeführet. Nur wird die kleine Geschichte doch nicht viele solcher Reden enthalten sollen? III. An Freund Hain, ein Lied von Langbein. IV. Wer weiß, wozu es gut ist? eine Erzählung vom Hrn. Prof. W. G. Becker. V. Lux, eine komische Erzählung, vom Hrn. R. Becker, in Versen, wieder vortrefflich erzählt, und ein würdiger Pendant zu der im ersten Stücke befindlichen Ballade dieses Dichters, der in dieser Gattung einheimisch zu seyn scheint, und von dem wir mehr solcher Stücke zu erhalten wünschen. VI. Ueber eine Frage im Schachspiel: Kann ein Schachdeckender Stein auch ein Schachbietender seyn? vom Herrn Canzler, in dem Charakter Rosaliens, aus Hrn. M. Schachspieler, eingekleidet. VII. Demophon und Charite, eine Halbidylle vom Hrn. M. von der empfindsamen Art. VIII. Briefe aus England, vom Gr. v. Br. über wissenschaftliche, statistische und artistische Gegenstände, deren mehrere versprochen werden. IX. Der Jüngling und das Mädchen,

chen, vom Hrn. M. mit einer schönen Komposition, vom Hrn. Schuster. — — Man sieht aus dieser Anzeige, daß die gegenwärtige periodische Schrift sich durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände sowohl, als durch das Interessante und Vorzügliche ihres innern Gehaltes sehr vortheilhaft unterscheidet, und ihre Fortsetzung wird, dem Vorberichte zufolge, diesen Werth nicht nur behaupten, sondern noch vermehren und erhöhen.

Gr.

Johann Otto Thiessens Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg, nach alphabetischer Ordnung mit kritischen und pragmatischen Bemerkungen. Zwey Theile. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung, 1783. zusammen 2 Alph. in gr. 8.

Hamburg hat von jeher berühmte Gelehrte erzeugt und gepflegt; und diese kritisch und pragmatisch kennen zu lehren, wäre allerdings ein verdienstliches und wünschenswerthes Geschäffte. Dazu gehörte aber auch ein ganz anderer Mann, als Herr Thieß. Ihm scheint es nicht sowohl darum zu thun zu seyn, wahre Gelehrte und ihre Schriften gehörig zu charakterisiren, als vielmehr alle hamburgische Scribenten aus allen Winkeln zusammen zu treiben, und nur mit ihrer Menge — es sind ihrer 761 — zu paradiren. Es ist schon so oft erinnert worden, daß man in solchen Büchern nicht jeden Scribbler als Gelehrten betrachten und aufführen soll. Ein anderes ist es, alle ietzt lebende Schriftsteller eines Landes, wie in dem gelehrten Deutschland, in möglichster Kürze zu spezifiziren: sobald man aber Lebensbeschreibungen oder Gelehrtengeschichte geben will, dann muß die Spreue von den Körnern sorgfältig geschieden, und der elende Schriftsteller keiner Verewigung gewürdiget werden. Ferner gehört sichs, bey einem solchen Werke gute Quellen zu brauchen, und sie, nebst den Hülfsmitteln, genau anzugeben. Das hat Hr. Th. ganz unterlassen. Wir sollen ihm blindlings glauben. Von manchen ietztlebenden Schriftstellern ist blos das, was im gelehrten Deutschland steht, abgeschrieben, selbst mit den Fehlern der vorigen Ausgabe, wohl auch mangelhafter; man

sehr

seye z. B. Joh. Joach Chph. Bode, dessen bloßer Name da steht, und dessen Schriftenverzeichniß sehr unvollständig ist. In solchen Fällen hätte Hr. Th. hübsch nachforschen, und genauere Nachrichten von noch lebendeu Autoren einziehen sollen. Solche Nachrichten wären uns lieber gewesen, als seine sogenannten kritischen und pragmatischen Bemerkungen sammt und sonders. Denn dazu scheint er entweder ganz verdorben, oder noch nicht reif zu seyn. Er ziert sich dabey, wie auch im Ausdruck und Orthographie, wie. Man lese nur gleich den Prolog! „Vorrede, nicht, um hiedurch an„zuzeigen, daß ein neues zum Autor, das ist: zum Wir ge„worden sei: sondern blohs der lieben Mode zu gefallen, und „um das gar zu dumme Ansehn zwei auf einander folgender „Titelblätter zu verhinderu, mögen diese Reihen den Namen „einer Vorrede tragen, ob sie gleich sich so wenig dazu schik„ken, wie die Lappen zum französischen Damenputz. Den" (statt Denn, so auch wen statt wenn, damit der Leser ja recht oft anstoßen und konfus werden möge!) „wer hier eine süllo„gistische Abhandlung von dem Nuzzen der Gelehrtengeschich„te überhaupt, und der Hamburgischen insbesondere, oder „eine weitläuftige Beantwortung der gegen diesen Nuzzen „gemachten und noch zu machenden Einwürfe, oder eine dick„wanstige Nachricht von den beglaubten Documenten und „Hülfsmitteln dieses Buchs" (eine solche Nachricht zu geben, war, wie gesagt, Schuldigkeit; sie brauchte deswegen eben nicht dickwanstig zu seyn) „oder eine vierschrötige Schutz„schrift für dies — Unternemen: eine Gelehrtengeschich„te von Hamburg — mit krit. und prag. Bemerkun„gen — zu schreiben, oder eine mikrologische Herrerzählung „von der Oekonomie dieses Werks und seiner Teile, oder ei„ne stolze Enträtzlung der Bewegursachen des Verfassers zu „diesem Schrit ins vaterländische, und nach den Grenzen her „sich versamlende Publikum, oder eine Entschuldigung we„gen Ungleichheit der Aufsäzze," (diese Ungleichheit ist freylich sehr stark) „und übrigen Fele, oder eine schriftstellermäßige „Bitte wegen Austilgung und Beßrung der Druckfehler, oder „einen Fehdebrief an stachlichte Rezensenten, oder eine Viel„versprechung zur künftigen Ausgabe" (o ho!) oder sonsti„ge Terminologien der Vorredner, als da sind: Her Verle„ger, Nachdruck rc. — wer dis, sag ich" (Johann Otto „Thieß) hier ganz oder stückweise zu finden, vermeint, der „lahs bis hieher vergeblich, und lese nicht weiter." Das wollen

len wir uns nicht zweymal sagen lassen! Der Epilog zum ersten Theile klingt eben so.

Und nun auch einige von den kritischen und pragmatischen Bemerkungell! Zum Glücke sind sie ziemlich dünn gesäet. Von Melchior Breler heißt es: „So sehr er ein „Freund und Vertheidiger des seligen Arndts und seiner Schrif„ten war: so sehr war er doch überhaupt ein Feind und Ver„ächter des geistlichen Ordens, ja wie einige behaupten wol„len, ein Feind der ganzen christlutherischen Kirche. Allein „im Sterbestündlein krümte sich sein gesteifster Mut, und er „floh zu dem geistlichen Noth-Anker im J. 1627, darauf „man ihn, als einen ehrlichen Christenmenschen begrub.“ Bey Campens Einsiedler von Warworth steht: „(Du „Werk! lobest den Meister)“ Von Martin Fogel: „Er „war nicht sowohl bemüht, neue Wahrheiten zu erfinden, als „vielmehr ältere zu untersuchen und zu berichtigen. Daher „hat er auch unter den Gelehrten Lobredner und dankbare „Verehrer gefunden. Den zu jenen Zeiten war unter ihnen „noch eine brüderliche Theilnehmung und wechselseitige Harmo„nie: statt daß itzt Neid und hämische Verläumdungssucht „diese geheiligte Zunft enstelt, und in dem Angesicht des Pu„blikums herabgewürdigt haben.“ Von dem Hrn. Hauptpastor Göze heißt es: „Wer du hier freundlicher Leser! straks „hineinschautest, um für deine durstige Neubegierde viel Na„rung zu schöpfen: du forschest und suchest vergebens; forsch „und such im dritten Teile des Werkleins — “ A. Greve ward von dem großen Wolf in den Schafstal eingewiesen. — Sehr ungereimt sind auch die witzigen Variationen der beyden Wörter: gebohren werden und sterben. Bald heißt es, er ward in die Welt gesetzt, bald er kam auf, bald er erblickte seinen ersten Tag; oder: er verlies die Erde; der Tod schloß sich an seine Ehrenstellen an und führte ihn zu seiner Bestimmung; schon machte er weitläuftige Projekte, als der arge Tod ihm den Faden entris; er schied aus der Zahl der Lebenden; er begegnete dem Tod; er gieng den Todesweg; seine zerbrechliche Hütte fiel auseinander; der allgemeine Landsmann leuchtete ihn zur langen Grabesnacht rc. Wenn man die Thiessischen Variationen mit denen verbindet, die der seel. Diakonus Hörner zu Augsburg in seiner Liederhistorie ausgebrütet hat; so wird man eine ziemlich vollstän-

vollständige Sammlung aller Variationen haben, die der menschliche Witz oder Unwitz über jene beyden Wörter erdacht hat.

Viel Nützliches und Wissenswürdiges finden wir übergangen: dagegen manches Unnütze und nicht zur Sache Gehöriges, z. B. die aberwitzigen Anmerkungen unter dem Text, die besonders im 2ten Theil häufig vorkommen. Bey dem Artikel **Paul Flemming** ist sogar das allgemein bekannte Lied: **In allen meinen Thaten** rc. ganz abgedruckt.

Of.

Christoph Gottlieb von Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. Eilfter Theil. Mit einer Kupfertafel. Nürnberg, bey Zeh, 1783. 1 Alph. in 8.

Immer noch, wie gewöhnlich, Feigen und Disteln, Weyhrauch und Asa foetida durch einander! Erst unter der Rubrik Kunstgeschichte: 1) Nachrichten von dem berühmten Maler, Kupferstecher und Botaniker, Herrn **Johann Miller**, Mitglied der königl. Gesellschaft der Künste in London, einem gebohrnen Nürnberger. Es ist ein bloßes Verzeichniß seiner Werke, ohne alle Beschreibung oder Beurtheilung seiner Manier u. dgl. 2) Kunstnachrichten, aus England, Spanien, Portugal und Deutschland. Das Meiste war entweder schon bekannt, oder ist ungeniesbar. **Litteratur:** 1) Der Beschluß der so betitelten **Bibliothecae rhetoricae**, eines höchst pedantischen und unbrauchbaren jesuitischen Geschwätzes. 2) Portugiesische Litteratur. Die gewöhnlichen Lieblingsspeisen des Herausgebers, Pasquille auf Pombal, und jesuitische Praktiken und arge Windbeuteleyen, um den Orden zu loben! Wer indessen Wahres vom Falschen zu unterscheiden weiß, findet in den hier abgedruckten jesuitischen barbarisch-lateinischen Briefen aus Lissabon eines und das andere, das zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes Portugals dienlich ist. Daß in Portugal keine Zeitung gedruckt werde, wird auch hier S. 212 versichert: **Gazetta publica hic nulla est.** Und doch wird S. 211 der **publicarum relationum** gedacht. Die bekannte **Deductio chronologica et analytica**

contra

contra Iesuitas von dem ehemaligen portugiesischen Kronfiskal, Seabra da Silva, wird S. 223 ein opus infernale genannt; es sey infinitorum mendaciorum congeries; Seabra leugne sezt, daß er es verfertiget habe. Idem faciunt reliqui omnes, qui contra nos aut scripta, aut impressa diuulgarunt, ita vt ne vel vnicum auctorem huc vsque certum detegere potuerimus. *Sic veniente sole noctuae fugiunt.* So schwatzt das jesuitische Volk, zu dessen Herold sich Herr von Murr aufzuwerfen nicht schämt, und enthält des Seabra Buch nur allzuviel Wahrheiten. 3) Spanische Litteratur. Nachricht von dem Tode des Herrn Isla, Verfassers des Bruders Gerundio de Campazas, in einem spanisch geschriebenen Briefe. 4) Englische Litteratur. Titel einiger Bücher und neuen Journale von 1782 und 1783. Englische Zeitungen, die in denselben Jahren gangbar waren. Nachricht von der Gesellschaft der Alterthumsforscher in Edinburgh. Nachrichten von den Schriften des D. Jakob Parsons. 5) Russische Litteratur; nämlich von den Jesuiten in Weiß-Rußland, wie unter der Rubrik Portugiesische Litt. als ob Jesuitismus könnte für Litteratur angenommen werden. 6) Griechische Litteratur. Uebersetzungen Homers ins Lateinische und Italienische. Versuch einer Uebersetzung von Lykophron Kassandra, von dem Hrn. v. M. selbst; eine undankbare Arbeit! Endlich die schon sonst bekannten Ankündigungen von Woide's Ausgabe des Codicis Alex. N. T. und der Analectorum C. Hoffmanni graeci codicis Galeni.

Nk.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Epistolae Vinarienses, in quibus multa Graecorum Scriptorum loca emendantur ope librorum Ducalis Bibliothecae, et cura *Ioh. Baptist. Casp. D'Ansse* de *Villoison.* Turici, sumtibus Aurel. Gesn. Fuesl. et Socc. 1783. 16 Bogen in 4.

Der erste Brief an die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, Amalia, als eine Liebhaberin der griechischen Litteratur, enthält Verbesserungen über des aufgedunsteten Nonnus Dionysiaka, die ein Gelehrter an den Rand der Falkenburgischen Ausgabe geschrieben hatte. Der Herausgeber kaufte dies Exemplar in Venedig. Die Verbesserungen selbst sind mehr werth, als der Text, den sie betreffen. Bey Gelegenheit ist verschiedenes über die beyden verschiedenen Ausgaben des Falkenburg und ihre Abweichungen angemerkt worden. Der Herausgeber erkennet die Fehler des schwülstigen Dichters; aber in seiner Anrede an die Herzogin ist folgende Stelle nur eines Nonnus würdig: Celsitudo tua, quae velut illa proles Semeleia, quam Nonnus cecinit, inter belli fulmina fuit edita, inter victrices lauras educata creuit et cet. Der zweyte Brief an Wieland enthält Varianten über die Odyssee, welche Heinsius aus der Handschrift des Vespasiano Gonzaga Colonna in sein Exemplar der aldinischen Ausgabe eingetragen hatte. Hier sind sie also nebst der Aldinischen Lesart abgedruckt, ohne weitere Beurtheilung und Zuthat. Die S. 55 ohne alle Veranlassung eingeschaltete Anmerkung über den Brief an die Hebräer Kap. 12. V. 24. ist ein wahrer Auswuchs einer ausschweiffenden Polyhistorey. Am Ende von S. 60 sind noch einige Varianten angehängt, welche ein Gelehrter an den Rand der Venetischen Ausgabe des Hesiodus von 1495 geschrieben hat. Das Exemplar fand der Herausgeber auf der Universitätsbibliothek zu Jena. Hier sehen wir offenbar mehr Schreibefehler als Lesarten. Ganz zuletzt ist eine Verbesserung des Prof. Schütz in dem neuerlich entdeckten Homerischen Hymnus V. 20 angezeigt, wo dieser ἀγλαόκαρπος Ἀλωὰς, i. e. Ceres lieset, statt ἀγλαόκαρποι ἐλαῖαι. Die lange Anrede an Wieland enthält dessen ganzes litterarisches Leben, mit Urtheilen und Lobeserhebungen der vielen Schriften, welche der Franzose nicht einmal lesen, vielweniger verstehen kann. Der dritte Brief an den regierenden Herzog von Weimar, ist ein sonderbares Gemische von Dichtkunst, Kritik und Polyhistorey. In der herzoglichen Bibliothek zu Weimar befinden sich viele Bücher von griechischen Schriftstellern, an deren Rande Skaliger seine Anmerkungen und Verbesserungen hinzu geschrieben hat. Diese hat Hr. Villoison aus vielen Büchern abgeschrieben, und hier abdrucken lassen. Zuerst über die Erklärungen des Aratus von Hipparchus, Achilles Statius und andern, welche Vi-

ctorius zusammen zu Florenz 1567 herausgegeben hat. Hier sind überall die Lesarten der Ausgabe des Petav im Uranologion verglichen worden. Hierauf folgen Noten von Skaliger und Schurzfleisch über den Josephus nach der ersten Basler Ausgabe 1544. von S. 80 bis S. 92. Alsdenn kommen Anmerkungen über Clemens von Alexandrien von Skaliger, nach der Sylburgischen, und von einem Ungenannten, nach der Florentinischen und ersten Ausgabe, bis S. 97. Desselben Skaligers Noten über zwey Schriften des Ammonius bis S. 100. Zuletzt vermischte Nachrichten ohne Ordnung und Zweck von allerhand Büchern, deren Rand von irgend einem großen Gelehrten oder gelehrten Dintenklecker beschrieben worden ist. Den Beschluß machen Varianten am Rande der Cornarischen Ausgabe vom Dioskorides, S. 110. Hinter der Anrede an den Herzog stehen mehrere lateinische Aufschriften unter Büsten und Gemälden; hinter dem kritischen Magazine aber eine lateinische Elegie auf die Geburt des Erbprinzen von Weimar, nicht uneben, welche Wieland vortrefflich in demselben Versmaaße übersetzt hat. Der Anhang S. 113 enthält lange Stellen aus einigen ungedruckten Schriften des Grammatiker Arkadius, auf den sich Vossius berief, als er behauptete, daß der Grammatiker Aristophanes zuerst die Accentuation und Interpunction nebst den meistens noch ietzt gebräuchlichen Zeichen derselben in die griechischen Schriften eingeführt und erfunden habe. Die hier ausgezogene Stelle des Arkadius sagt dieses ausdrücklich, und giebt die Ursachen und Gründe an, nach welchen Aristophanes bey der Accentuation sowohl, als bey der Interpunction verfahren habe. Seine Zeichen sollten Anfängern das Lesen und Verstehen zweydeutiger Worte, wie auch die Pronunciation und Deklamation der Worte und Perioden erleichtern. Er soll dabey der Analogie der musikalischen Zeichen gefolgt seyn. Diese Auszüge begleitet der Herausgeber mit verschiedenen gesammleten und fremden Nachrichten von den ältesten Handschriften mit und ohne Accente und Spiritus. Das Verhältniß dieser Accentuation zur prosaischen und poetischen Deklamation hätte mehr verdient erklärt und durch Beyspiele erläutert zu werden. So haben wir also kurz den Inhalt dieses Buchs angezeigt. Ueber den Werth aller darinne enthaltenen Stücke können wir nicht urtheilen. Vieles ist aber darunter brauchbar, wenn es mit Vorsicht und Beurtheilungskraft genutzt wird. Das Verdienst, Varianten aus Büchern und Handschriften abzu-

schreiben, und ohne einen Unterschied zwischen Schreibefehlern und Lesarten zu machen, diese abdrucken zu lassen, ist zwar an sich sehr gering, aber der Litteratur geschieht oft dadurch der größte Dienst.

Der Herausgeber verdient also unsern Dank für die Bemühung, die er zum Besten der griechischen Litteratur unternommen hat, welches wir gar gern erkennen. Aber er hätte sich selbst das Abschreiben verkürzen, und demjenigen, welcher künftig einmal davon Gebrauch machen soll, denselben erleichtern können, wenn er alle offenbare Schreibefehler ausgelassen, und Verbesserungen von Stellen übergangen hätte, welche schon längst nach Handschriften abgeändert worden sind. Auszüge aus Vorreden und litterarische Notizen nutzen hier zu nichts, wenn sie die Sache oder die Aufklärung eines streitigen Punktes nicht erheischt. Weil Herr von Villoison sich jetzt in Deutschland aufhält, so sucht er auch sich die deutschen Gelehrten, die er persönlich oder aus ihren Schriften kennen gelernt hat, durch schmeichelhafte Citationen verbindlich zu machen; aber diese übertreibt er offenbar, so wie es neuerlich mehrere Franzosen thaten, welche durch Deutschland reiseten, und die deutschen Gelehrten unmäßig lobten, um wieder gelobt zu werden, wie sogar der berühmte *Raynal* that. Möchte Hr. V. doch aber nur den vornehmsten der deutschen Gelehrten durch sein Beyspiel und seine Lobeserhebungen von ihren Fürsten einen Theil derjenigen Achtung gewähren, deren er sich von Seiten des Sachsenweimarischen Hofes rühmt. Aber dies dürfen wir wohl nicht hoffen. Unsre Gelehrten stimmen selten mit dem Tone des Franzosen überein, und so fertig machen nur wenige von ihnen dergleichen lateinische Verse und Sinngedichte, vermuthlich aus dem Stegreife, wie hier ein Dutzend vom Hrn. von Villoison mit französischen Ueberschriften angeführt stehen. Zur Probe nur eins. Pour le buste de Mr. Wieland, Conseiller Aulique de S. A. S.

> Iupiter in terris dixisset voce Platonis,
> Voce Wielandi diceret ipse Plato,
> Maeoniusque senex, Ariostus, et ille sepultis
> Qui salsas voces ingeniumque dedit.

Commentatio de Quinti Smyrnaei Paralipomenis Homeri, qua novam carminis editionem indicit

indicit *Thom. Chr. Tychsen.* Cum Epistola C. *G. Heynii*, in qua obiter consilia de nova Homeri editione agitantur. Goettingae apud Io. Chr. Dietrich. 1783. 4 Bogen 8.

Ist das Probestück eines jungen Philologen aus Holstein, der ietzt auf Kosten des Königs von Dänemark eine Reise nach Spanien und andern Ländern thut, und dessen Neigung zur griechischen Litteratur uns hoffen läßt, daß er diese Gelegenheit zum Nutzen derselben anwenden werde. Gegenwärtige Schrift enthält einige Gedanken über das Vaterland, Genie und Stoff des Dichters, den Hr. T. dereinst herauszugeben gedenkt. Das beste darinnen ist die Untersuchung der Quellen, aus welchen Quintus wahrscheinlicherweise die Geschichte geschöpft hat. Es sind hauptsächlich die kleine Ilias des Lesches und die Aethiopis des Arctinus. Die Probe von Verbesserungen des Textes zeugt von einer guten Anlage zur Kritik. Ueber das Vaterland und Alter des Dichters sagt er weder etwas Neues, noch Befriedigendes. Aus der Sprache und Manier des Gedichts selbst getraueten wir uns doch diese Untersuchung der Wahrscheinlichkeit näher zu bringen. Aber Hr. T. meynt, dieser Dichter sey dem Homer in der Sprache ganz ähnlich, und habe darinne nichts Eigenes und Unterscheidendes. Mit der Zeit aber wird er von seinem Irrthume wohl zurück kommen; denn von einem Anfänger verlangt man nicht, daß er alle feine Schattirungen der Sprache und Manier unterscheiden könne. Auch wird er manches in seinem Plane zu der neuen Ausgabe zu ändern finden, wenn er die heilsamen Regeln beherzigen will, welche Hr. Heyne in dem vorgesetzten Briefe für eine künftige vollständige und brauchbare Ausgabe des Homer gegeben hat. Wir dürfen aber leider nicht hoffen, daß Hr. Heyne selbst sich zur Erfüllung dieses großen Wunsches entschließen werde. Man kann sonst wohl mit Zuversicht glauben, daß die Regeln selbst sehr gegründet sind, weil Hr. Heyne Gelegenheit hatte, sie alle nach einander bey der doppelten Bearbeitung des Virgils zu prüfen. Hier gesteht der große Mann offenherzig, daß er bey der spätern Bearbeitung manches in der Behandlungsart abgeändert habe, was er vorher für wesentlich und nützlich für die Erklärung des Virgils hielt; im Grunde war es aber, wie er ietzt bekennet, blos ein eitler Prunk mit Gelehrsamkeit ohne

Nutzen. Beyläufig erfährt man auch sein Urtheil über manche von den letztern neuern Ausgaben des Homer, worüber er sich sonst noch nicht geäußert hatte.

Tb.

Ioannis Henrici Iungii, ICti. — Disquisitio Antiquaria de Reliquiis et profanis et sacris earumque cultu. — accedit Lipsanographia, sive Thesaurus Reliquiarum Electoralis &c. Editio quarta animadversionibus aucta et tabulis aeneis (21) illustrata. Hanoverae, apud Schmidium, 1783. 4to. 27 Bogen.

Nach so vielen schon da seyenden Abhandlungen über die Begräbnißgebräuche der Alten liefert hier dennoch der Hr. Verf. so zu sagen Etwas neues, und behandelt eine noch nicht sattsam erklärte Materie, nehmlich von Reliquien, gelehrt und vom Grund aus. Er beweiset, daß bey den Römern Reliquien die Asche und Gebeine des verbrannten, und bey den Griechen λείψανα genennet worden. Er erzählet den Gebrauch und die Einrichtung der Verwahrung derselben bey den Römern. Im 3ten Kapitel wird sehr ausführlich von den heiligen Reliquien, und deren Verehrung bey den Christen gehandelt, im 4ten wird die Liebe, Hochachtung und Werthschätzung derselben erzählet, im 5ten aber noch specieller die Hochachtung derselben, sowohl durch alte als neuere Beyspiele erwiesen; im letzten und 6ten endlich über das Aechtseyn derselben, und die Behutsamkeit, womit man solche betrachten und annehmen müsse, sehr gelehrt geschrieben. Wir können uns hier nicht weitläuftiger einlassen, empfehlen aber diese Schrift jedem Forscher des Alterthums sowohl als Verehrer der Reliquien. — Da die Lipsanographia schon mehrmals gedruckt, so zeigen wir nur von dieser Ausgabe an, daß solche die vollständigste, und an Kupfern die reichste ist.

Am.

Einleitung ins alte Testament, von Johann Gottfried Eichhorn, Sachsen-Weimarschen Hofrath und

und Professor zu Jena. Dritter und letzter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. 2 Alphab. 11½ Bogen in 8.

Dieser dritte Theil enthält die besondere Einleitung in die noch übrigen Bücher des A. T., welche von dem Verf. nicht allein mit seiner bekannten Gelehrsamkeit abgehandelt wird, sondern er trägt auch hier eine Menge kühner und glücklicher Muthmaaßungen vor, die freylich bey so alten und entfernten Gegenständen die Stelle der historischen Wahrscheinlichkeit vertreten mußten. Kein vernünftiger und mit der Kritik bekannter Gelehrter wird ihm dies zum Verbrechen machen, und es gehört schon ein großes Maaß von Narrheit und Dünkel dazu, Gründe, wie die hier hin und wieder gebrauchten, Ritterbeweise zu nennen, und in Gegenständen der Kritik eine Demonstration wie in der Geometrie zu fodern. Ehe er zu den einzelnen Propheten insonderheit kommt, schickt er eine allgemeine Abhandlung über die Propheten überhaupt voraus, worin der Ursprung derer Propheten und Orakel, und die Richtung, welche Moses seinem Volk in Rücksicht auf Propheten und Orakel gab, entwickelt, und hiernächst eine Beschreibung der hebräischen Propheten gegeben wird. Sie waren, heist es S. 17, Männer von hohem Geist, die mit einem Adlerblick das Gegenwärtige umfaßten, um die Folgen zu ahnden, die daraus hervorgehen würden; und hierdurch waren sie merkwürdige Werkzeuge in der Hand der Vorsehung, durch die sie die noch unaufgeklärte Welt aufklärte, und ein politischunwissendes Volk, wie vom Himmel herab, belehrte. Will man nun, fährt der Verf. in der Beschreibung der Orakel S. 26. fort, jede Rede mit einem, seys auch noch so allgemeinen, Vorgefühl der Zukunft, ein Orakel nennen, so sind die meisten Reden der hebräischen Propheten Weißagungen. Versteht man aber darunter Beschreibungen zukünftiger Begebenheiten nach ihrem genauesten Detail, die nach ihrer Erfüllung zu einer förmlichen Geschichte werden, (was man sich, so viel ich weiß, gewöhnlich unter Weißagungen des A. T. denkt,) so sage ich, daß Aussprüche dieser Art in ihren Schriften sich wenigstens sehr selten finden möchten. So bestimmt wenigstens, wie wir sie jetzt auslegen, haben schwerlich die Propheten gedacht, und wenn wir jetzt jeden Orakelspruch mit der Geschichte Stück für Stück vergleichen, und jedem Bilde ein eignes Faktum

tum unterlegen, so subtilisiren wir, und vergehen uns gröblich gegen die ersten Regeln der Auslegungskunst. Mit dem Zeitalter (S. 36) änderte sich auch die Form der Orakel, und die Schicklichkeit der Dichtung. Was die alten Propheten in Orakelsprüchen gekleidet haben würden, das sehen Ezechiel, Daniel und Zacharias in Gesichten. Die alten Dichter setzen immer den Jehovah selbst in Wirksamkeit, die spätern, wie Daniel und Zacharias, bedienten sich der Engel und Geister zur Maschinerie. Die Propheten schöpften theils aus Mose, theils aus einander selbst. Jeremias und Ezechiel epitomirten Obadjahs Orakel gegen Edom. Nicht alle Abschnitte ihrer Weissagungen wurden von ihnen öffentlich deklamirt; und manche Ueberschriften rühren von einer spätern Hand her. Ja, so unleugbar die Aechtheit der Propheten im Ganzen ist, und so moralisch unmöglich der Betrug, ganze Werke dieser Art unterzuschieben, so lassen sich dennoch einzele Stellen als interpolirt in Verdacht ziehen. Der Verf. mag sich huten, daß ihn ein eingebildeter Kunstrichter, der sich in kindischer Nachahmung des sel. Ernesti immer mit Wir ankündigt, und mit wegwerfender Verachtung über das hinzufahren pflegt, was nicht auf seinem Grund und Boden gewachsen ist, hierüber nicht unfreundlich anlasse, und diese Behauptung, **Verkauf schlechter Waare** (nach seiner Gewohnheit) nenne! Nach diesen allgemeinen Erinnerungen über die Propheten überhaupt kömmt der Verf. auf jeden Einzelnen insbesondere, wo er sogleich aus dem Jesaias Belege zur obigen Behauptung beybringt, in verschiedenen Stellen, wie z. E. Kap. XXIV, 3 f. 16 ff., wo die Schreibart zur Gnüge verräth, daß sie nicht vom Jesaias sind; ja einige Stücke, besonders Kap. XL — LII. verrathen gar eine viel spätere Zeit; wie denn der Verf. S. 97 u. ff. aus guten Gründen es wahrscheinlich macht, daß Jesaias erst nach dem babylonischen Exil seine jetzige Gestalt erhalten. Was er hierüber S. 108 u. f. vorträgt, ist eine sehr sinnreiche Vermuthung. S. 161. u. ff. wiederholt der Verf. seine schon vor etlichen Jahren im Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur vorgetragene und mit guten Gründen unterstützte Hypothese, von einer doppelten Recension des Jeremianischen Textes; welche er nochmals reiflich überdacht. Wir zweifeln nicht, daß ihm alle vernünftige Kritiker beypflichten werden. Nur in der Erklärung des οἱ πρῶτοι, beym Josephus X, 5. S. 172. können wir ihm nicht beystimmen, da die Grammatik es in dieser Ordnung nicht erlaubt, daß οἱ auf den vorhergehen-

gehenden Jeremias gezogen werde. Wir fühlen alle die Unbequemlichkeiten mit ihnen, die daraus entspringen, wenn es auf das nächste Ἰεζεκίηλος gezogen wird; indessen wissen wir keine andere Auskunft, um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, als daß die Sätze ὃς πρῶτος und ἓν μόνον mit einander versetzt würden. Auch dürfte der S. 176. angegebene Grund, warum **Josephus** ὃς πρῶτος für ὁ δὲ πρῶτος geschrieben, wohl nicht hinlänglich seyn, da sehr gute griechische Schriftsteller das δὲ eben so wiederholen. Das 52ste Kapitel hält der Verf. mit andern gelehrten Kritikern, aus hinlänglichen Gründen für einen spätern Zusatz. Es ist wohl unleugbar, daß Ezechiels Weißagungen nicht nach der Zeitfolge geordnet sind. In Ansehung des Charakteristischen dieses Propheten bemerkt der Verf. S. 246. daß kaum einige wenige prophetische Reden in der Manier, in welcher sie die übrigen Propheten arbeiteten und rundeten, im Ezechiel vorkommen, sondern fast alles in symbolische Handlungen, in Fabeln, Erzählungen, Allegorien, oder in die noch höhere Dichtungsart, im Gesichte, eingekleidet sey. S. 251. Er bietet alles Prächtige, was Natur und Kunst hat, auf; er kämpft mit Dichtungen, er ringt mit Zusammensetzungen, um seiner Gotteserscheinung Würde, Hoheit, Majestät, und dadurch Eindruck zu verschaffen. Ihm muß die ganze Schöpfung sein (ihr) Edelstes leihen, Mensch, Stier, Löw und Adler, um den Thron des Höchsten zu tragen; ihm muß die hebräische Geschichte all' ihre wunderbare Scenen borgen, um seinen Wagenthron mit aller erdenklichen Pracht zu umgeben. Das אשת זנונים beym Hoseas erklärt der Verf. von einer Person, die der Prophet zwar als Jungfrau geheyrathet, die aber per prolepsin, wegen ihrer künftigen Lebensart, die sie in der Ehe treiben würde, so genannt werde; und diese Erklärung ist sehr passend, um das Gegenbild anzudeuten; Schriftsteller in allen Sprachen drücken sich so aus. Wir wissen nicht, was der Verf. S. 289. damit sagen will, wenn er bey der Stelle Apost. Gesch. II, 17. von Joel erinnert: „Doch „wird er weder hier, noch von irgend einem der Schriftsteller, „welche Nachrichten vom Kanon der Juden geben, namentlich angeführt, wenn man den Hieronymus und Talmud „ausnimmt." Da das Gegentheil aus gedachter Stelle erhellet. Von Amos vermuthet er, daß dieser seine Weißagungen selbst gesammelt und geordnet habe. Den Obadjah hält er nur für ein Fragment aus mehrern Weißagungen oder Dichtungen dieses Mannes. Den Jonas setzt er in die Zeit Jerobeams

des Zweyten. In Ansehung des Fisches, der ihn verschlungen haben soll, nimmt er mit mehrern Naturforschern an, daß es kein Wallfisch könne gewesen seyn, sondern daß das Verschlingen eines ganzen Mannes nur bey dem sogenannten Carcharias möglich sey. Die ganze seltsame Geschichte, welche so viel Anstößiges für den gesunden Verstand enthält, und eben deswegen so oft angefochten worden, sucht er dadurch zu erklären, daß sie lange nach Jonas aus einer Volkssage aufgeschrieben worden. Haben doch die Griechen auch ihren Arion, nur daß diese so bescheiden sind, ihn auf der Outside sitzen zu lassen, anstatt daß der jüdische in der Inside führt. Weiterhin aber glaubt er doch, daß sich die Sache besser durch eine Fabel oder allegorische Vorstellung erklären lasse. Daß Christus die Geschichte als ein Gleichniß seines Todes anführt, thut beyden Erklärungen keinen Eintrag; da Christi Zweck es wohl gar nicht seyn konnte, die Erzählung zu bestätigen oder zu widerlegen; wie wir denn keinen theoretischen Irrthum im Judenthum von ihm widerlegt wissen; was keinen Einfluß auf das Praktische hatte, ließ er, um unnöthigen Anstoß zu vermeiden, auf seinem Werth oder Unwerth beruhen, und sprach selbst nach den Ideen des Volks. Auch hierin ist er Muster eines weisen Lehrers. Sehr gut setzt der Verf. Habakuks Schönheiten auseinander. Auch entwickelt er alle Schwierigkeiten, welche beym Daniel uns aufstoßen und befremden, sowohl die, welche aus der gemischten Sprache, als auch die, welche aus dem Inhalt hergenommen sind, und sucht sie dadurch zu lösen, daß er das Buch für eine Sammlung von Aufsätzen hält, die theils Daniel selbst zum Verfasser haben, wohin besonders der letzte Theil, vom 7 Kapitel an, gehört, theils von spätern Verfassern herrühren, so daß sie aus mündlichen Ueberlieferungen von Daniel ihren Ursprung hätten. Recens. ist oft in Versuchung gewesen, zu glauben, daß dies Buch, so wie es da ist, erst zu den Zeiten des Antiochus Epiphanes aufgesetzt worden. Daß die LXX. schon zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus existirt haben sollen, ist kein Einwurf von Wichtigkeit, da es bekannt genug ist, daß nicht alle Bücher zu Einer Zeit übersetzt worden. Viele Nachrichten und Aufsätze von Daniel giengen unter dem Volk im Schwange, dies sehen wir noch aus den apokryphischen Stücken, vom Drachen und Bel, von der Susanne, und dem Gesang der drey Männer; zu der traurigen Zeit des gedachten Antiochus hatte man dergleichen tröstende Weißagungen vonnöthen. Die Benennung, König von

Mit-

Mitternacht und von Mittag, setzen offenbar einen Verfasser voraus, der in Palästina lebte, von welchem Lande aus allein die Könige von Syrien und Aegypten so genannt werden konnten. Die so genauen historischen Umstände, vom Kriege des Königs in Persien und Griechenland, (welchen letztern man zu der Zeit, da Daniel gelebt haben soll, gar nicht kannte) von der Verschwägerung der Könige in Syrien und Aegypten, und von den Greueln, womit Antiochus den Tempel zu Jerusalem verunreinigte, setzen einen Verfasser voraus, der eher hinterher aus der Geschichte weißagte, als vorher. Denn wo findet man bey einem andern Propheten so genaue Bestimmungen des künftigen Details? Nimmt man hinzu den Gebrauch so vieler griechischen Wörter, welche im Daniel vorkommen, und welche wohl erst nach Alexandern und seinen Nachfolgern in die syro- chaldäische oder aramäische Sprache gekommen sind, so wird der vorhin angeführte Verdacht sehr bestärkt. Schon Porphyrius äußerte diesen Verdacht; Recens. aber hatte ihn unabhängig von diesem, und ehe er dies aus Hieronymus wußte. Wenigstens wird er dadurch verzeihlich werden, daß man sieht, wie leicht man darauf gerathen konnte. Was der Verf. dem Porphyrius entgegen setzt, scheint nicht ganz befriedigend zu seyn, und stimmt kaum mit seinen eignen Vorstellungen, die er von den Propheten überhaupt macht, genug überein. Von den Psalmen macht er wahrscheinlich, daß sie erst nach dem Exil gesammelt worden, aus welcher Hypothese sich allerdings manche bey dieser Sammlung vorkommende Umstände am beßten erklären lassen. Sehr beyfallswürdig sind die Regeln, welche S. 456 u. ff. vom Lesen und Erklären der Psalmen gegeben werden. Den Lemuel in den Sprichwörtern hält er nicht für eine wirkliche Person. Der Plan des Buchs Hiob wird in wenig Worten sehr richtig angegeben, und Elihus unausstehliche Großsprecherey im wahren Lichte dargestellt. Aus der Schreibart und andern Umständen wird es wahrscheinlich gemacht, daß nicht Moses, sondern ein älterer Verfasser das Buch geschrieben habe. Das Hohelied hält Herr Eichhorn aus triftigen Gründen nicht für Salomons Arbeit, sondern für das Werk eines spätern Dichters, so wie er auch das Predigerbuch in die spätern Zeiten der persischen Monarchie hinabsetzt, wozu ihn der Gebrauch verschiedener Wörter, die damals erst gangbar wurden, berechtigt. Ein dreyfaches Register macht den Beschluß dieses Werks, welches bisher in seiner Art einzig ist.

Pm.

Briefe

Briefe des Markus Tullius Cicero an den Titus Pomponius Attikus. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caspar Reichard, Prof. und Rektor des Magdeburgischen Stadtgymnasiums. Erster Theil. Halle, im Verlag des Waisenhauses. 1783. 1 Alph 10 Bogen in gr. 8. — Zweyter Theil, ebendaselbst 1 Alph. 5 Bogen.

Der Uebersetzer, wie er in der Vorrede zum ersten Bande selbst anführt, ein Greis von siebenzig Jahren, ist, so viel ich weis, der nämliche, der sich ehemals durch eine Geschichte der deutschen Sprachlehre bekannt machte. — Eine Uebersetzung der so reichhaltigen Briefe des Cicero an den Attikus ist selbst in dem Falle noch immer nützlich, wegen der Sachen und wegen der Geschichte, wenn sie auch als ein darstellendes Werk betrachtet, kein Meisterstück seyn sollte. Die gegenwärtige ist mit vielem Fleiß, mit Anwendung der nöthigen Hülfsmittel gearbeitet, und aus einer längern, vertrautern Bekanntschaft mit der Urschrift entstanden. Sie drückt den Sinn richtig und vollständig aus, sie ist überhaupt genommen, ziemlich lesbar, aber daß sie durchaus schön und befriedigend seyn sollte, können wir gar nicht behaupten. Uebrigens ist es wohl möglich, daß Jemand hier und da eine andre Lesart, eine andre Erklärung, eine andre Berechnung der Münzen und dergleichen mehr vorziehen möchte, um so mehr, da wir die ganze Uebersetzung nicht haben durchgehen können, ob wir gleich sagen müssen, daß uns nichts aufgefallen ist, in allen von uns verglichenen Briefen, wo wir mit dem Uebersetzer nicht einig wären. Auch ist er einem sichern Führer, dem berühmten Ernesti, in dessen neuester Ausgabe des Cicero fast immer, doch nicht ohne Ausnahme und ohne Einschränkung, gefolgt. Um aber nach diesem allgemeinen Urtheil dasjenige, was wir an der Uebersetzung noch vermissen, genauer anzugeben, wollen wir der Kürze halber nur eine Stelle auszeichnen. Nachdem Cicero aus seiner Verbannung mit so vieler Ehre zurückkehrte, so schrieb er an den Attikus im 1sten Briefe des 4ten Buchs: Cum primum Romam veni, fuitque, cui recte ad te litteras darem, nihil prius faciendum mihi putavi, quam ut tibi absenti de reditu nostro gratularer. Dies wurde ganz natürlich

lich zu übersetzen seyn: „Sogleich, als ich in Rom ankam, und sichere Gelegenheit zu Bestellung eines Briefes erhielt, sah ich es für meine erste Pflicht an, mich mit Ihnen in Ihrer Abwesenheit über meine Rückkunft zu freuen.“ Denn grade eine solche Wendung, ein solcher Ausdruck ist ganz der vertrauten Freundschaft gemäß, die zwischen ihm und dem Attikus herrschte. So wie er in dem nehmlichen Briefe von dem Vermögen seines Freundes schreibt — tuarum facultatum, quas ego *nostras* esse iudico — eben so ist sein Glück auch des Attikus Glück, des einen Freude auch des andern seine. So unser Uebersetzer in der angeführten Stelle (S. 351 des 1. Theils): „So bald ich zu Rom wieder angelanget war, und sich mir „eine sichere Gelegenheit darbot, Briefe an Sie mitzugeben, „habe ich es vor allen Dingen meiner Schuldigkeit zu seyn erachtet, Sie bey Ihrem itzigen entfernten Aufenthalte meiner „Freude über meine Rückkunft theilhaftig zu machen.“ Diese Stelle ist zu weitschweifig übersetzt, und besonders das „meiner „Schuldigkeit zu seyn erachtet“ zu steif und kanzeleymäßig. Solche Wendungen und Wörter, als: ohnschwer, von wannen und dergleichen mehr, findet man öfter, sowohl im ersten als im zweyten Bande. Ueberhaupt, was einzelne Ausdrücke betrifft, möchte noch Manches zu erinnern seyn. In dem angeführten Briefe heißen gradus templorum Stiegen der Tempel, besser: Stufen. In dem 19ten Briefe des 2ten Buchs wird von gewissen Personen erzählet, sie wären sibilis conscissi, unser Uebersetzer sagt: sie wurden ganz lästerlich ausgezischt. Statt anderst, wie der Uebersetzer schreibt, muß es immer anders heißen.

Solche Stellen hindern indessen nicht, daß die Uebersetzung, im Ganzen genommen, nicht ziemlich fließend seyn sollte, und wir möchten sie hauptsächlich denjenigen empfehlen, welche unkundig der lateinischen Sprache, doch die römische Geschichte gern studiren wollen, zumal da die beygefügten Anmerkungen sich auf das Nöthige einschränken. Solche Personen werden ein Buch daran haben, zwar nicht von schönem, klassischem Ausdruck, aber doch von ungemein brauchbarem Inhalt.

Dm.

Wilhelm Green's, Predigers zu Hardingham in Norfolk, kritischer und exegetischer Kommentar über einige poetische Stücke des Alten Testam. Aus dem Englischen. Gießen, bey Krieger dem Jüngern. 1784. 8. 304 Seiten.

Herr Roos wurde zu der Uebersetzung von einem Gelehrten, dessen Verdienste um das Fach der biblischen Philologie und Kritik Deutschland kennt und schätzt, aufgemuntert. Aber warum nennet er ihn nicht öffentlich? Verbat sich etwa der Gelehrte diese Ehre, weil er voraussah, daß das Publikum ihm für seinen Rath nicht danken würde? Schwerlich wird auch nur eine einzige Verbesserung oder neue Erklärung des hebräischen Textes, deren hier an 1 B. Mos. 4, 23. 9, Ende. 27, und 49; 2 B. Mos. 15. 5 B. Mos. 32, und vielen andern poetischen Fragmenten in den historischen und prophetischen Büchern, auch an den Klaglied. Jerem. und hohem Liede eine ziemliche Menge vorgeschlagen worden, vor dem Richterstuhl der gesunden Kritik bestehen können.

Weil das Original ein ausländisches Produkt ist, so dürfen wir uns nicht lange dabey aufhalten, und können uns also in keinen weitläuftigen Beweis einlassen. Ein jeder Deutscher aber, wenn er auch den schlechtesten Unterricht im Hebräischen genossen haben sollte, wird durch den Geist Gottes, dem so oft die angeführten biblischen Stellen in den Mund gelegt werden, durch die Anhänglichkeit an dem chimärischen Metro, welches von Hare erfunden, und schon längst auch in England verworfen ist, durch die armselige Kenntniß des Hebräischen, welche nach englischer Art aus Buxtorfs Grammatik und Wörterbuche, mit Zuziehung der kirchlichen Uebersetzung, ängstlich zusammengerafft ist, durch die gänzliche Unwissenheit der verwandten Dialekten, geringe Bekanntschaft mit den besten Hülfsmitteln zur Erklärung der Bibel, und die geschmacklose Art, womit die schönsten Ueberbleibsel der Poesie aus dem grauen Alterthum behandelt werden, geärgert, das Buch (zum guten Glücke nur ein Büchlein) aus der Hand legen, und zu seinen vaterländischen Commentatoren wiederum seine Zuflucht nehmen. Man nehme nur die erste Probe der Kritik des Verf. und lese alsdann in dem Buche, wenn man will, weiter. 1 B. Mos. 4, 23. soll die Anwendung des Metrums zeigen, daß in der ersten Zeile der letzten Strophe eine Sylbe fehle,

um

um es vollzählig zu machen. Er schlägt vor, nach כי die Partikel אם wenn einzurücken, bedenkt aber nicht, oder, wie es bey diesem Kritiker heißen muß, vergißt im Buxtorf nachzuschlagen, daß כי אם sondern heiße.

Gw.

---

11. Erziehungsschriften.

Briefe für Kinder, zum Nutzen und Vergnügen. Viertes Bändchen. Leipzig, bey Junius. 1783. 8. 10 Bogen.

Das Schreiben für Kinder wird jetzt ordentlich epidemisch. Es scheint den meisten so etwas leichtes, und um auch Hand mit an der Schriftstellerey zu haben, schreibt man ein Büchlein für Kinder, macht auch oft aus 15 Kinderbüchern das 16te, und da lassen sich denn ohne große Mühe Fortsetzungen versprechen und liefern. Recens. läßt diese Briefe unter den mittelmäßigen Kinderschriften immerhin passiren. Die erste Sammlung von Briefen betrifft die Aufgabe: ist Stolz einem jungen Frauenzimmer zu verzeihen? Sie wird von drey Demoisells verschieden beantwortet. Aber diese Moral hätte doch für Kinder anschauender gemacht, und mehr in Erzählung verwebt werden können. — Der zweyte Briefwechsel: über eine Reise auf der (die) Frankfurter Messe. „Die Umstände „sind darin pünktlich wahr," sagt der Verf., „und Wahr„heiten sind immer anziehender, besonders bey Reisen." Also Empfehlung genug, daß es auf Muhme Lottchens Reise würklich viel geregnet hat. Man pflegt inzwischen Erzählungen würklicher Vorfälle, im Gegensatz erdichteter Umstände, nicht in der mehreren Zahl Wahrheiten zu nennen, und ein Schriftsteller für Kinder müßte sich doch der äußersten Richtigkeit des Sprachgebrauches befleißigen. — Dritter Briefwechsel enthält die Geschichte einer reichen Waise: ein Romänchen in Briefen. — Endlich, vermischte Briefe haben für Kinder wenig Interesse. Vielleicht sind sie ein Pröbgen von der Musterkarte von Briefen für alle Stände, die der Verf. in petto hat. Wir würden sie ihm gern erlassen. Aber, „ich fühle

„einen

„einen Trieb in mir, dergleichen herauszugeben," sagt der V. in der Vorrede. Ja nu, so wird er wohl die Stimmen nicht weiter sammlen, und das votum decisivum beym Verleger, und nicht bey uns suchen.

Qz.

Versuch eines Briefwechsels über das öffentliche Schul- und Erziehungswesen — als Beyträge zu einer Schulstatistik, herausgegeben von A. C. Borhek, Rect. zu Bielefeld; und K. Borhek, Subr. zu Stralsund. — Halle 1783. 6 Bogen in 8.

Unter der erweiterten Firma der Gebrüdere Borhek kömmt da ein ganz neues Sortiment von Waaren in Handel: Beyträge zu einer Schulstatistik, welche eben das für das Schulwesen seyn sollen, was Schlözers (dem der Versuch als „unermüdetem Forscher nach Wahrheit, und unpartheyischem Dar„steller lange verborgner Vorurtheile und Menschenentehrenden „Drucks" dedicirt ist) Briefwechsel und Staatsanzeigen für die Kenntniß der Staatenverfassung ist. Aufgestellt sollen hier werden: „Thatsachen, wie Toleranz und Intoleranz der Epho„ren, Despotismus der Patronen, und würdiger Umgang „derselben mit ihren Schullehrern an verschiedenen Orten sich „würklich findet — authentische Nachrichten von würklichen „Schulverbesserungen oder Schulverschlimmerungen, merkwür„dige Erziehungsnachrichten, Beyträge zu der speciellen Schul„geschichte, und Auszüge aus Briefen ꝛc." Vorzüglich angenehm wird es dem Herausg. seyn, wenn ein jeder Schulmann hiedurch im Detail bekannt machen wollte, wie viel er einzunehmen habe. Es gehören würklich aegri somnia dazu, so einen Plan zu machen, und ihn oben drauf so schlecht auszuführen. Man braucht, glaub ich, mehr Weltklugheit und glücklichere Verhältnisse dazu, um mit gutem Erfolge der Agent bedrängter oder schlecht belohnter und verkannter Schulleute zu seyn. Borhekiaden schaden mehr als sie nützen. Soll dies etwa gar eine Niederlage aller Klagen und Bedrückungen dieses Standes abgeben, (wie denn die Herren allen und jeden die heiligste Verschwiegenheit des Namens versprechen,) wozu nützt das? Etwa eine Menge Schullehrer durch immer mehr aus-

ausgebreitete kalte Bemitleidung nur noch mißmüthiger zu machen? Wenn nun doch auch die Herren Prediger, Richter, Aerzte u. s. w. sich für ihren Stand Statistiken vorzurichten beliebten! Das wird Statistiken noch in der Welt geben. — Aber es ist nun einmal des Rekt. B. Art so, sogar durch allerley zusammengeraffte triviale verlegene Nachrichten seine Scribacität zu zeigen. Wenn er so fortfährt, verjährte Leges discentium *), Lectionsverzeichnisse u. dgl. von allen Schulen zu sammlen und abdrucken lassen, so hat er wahrlich die angenehme Hoffnung zu einer voluminösen Fortsetzung seines Briefwechsels. Wer sich einmal zum Conrectorat in Nordheim, oder zum Rectorat in Salzwedel bey entstehender Vacanz zu melden Lust hat, der kann hier detaillirte Nachricht von den Einkünften dieser Aemter suchen. Dies wären denn auch wohl die einzigen Leute, denen mit diesem ersten Stück etwas gedient seyn könnte. Doch, daß ich es nicht verschweige, der gemeine Mann findet hier auch, wie er sich bey herumgehenden Kinderblattern zu verhalten habe, einen Unterricht, der zu Heilbrunn abgefaßt ist, von S. 56 bis 61. In aller Welt, wie kommt das zur Schulstatistik? — Dt.

Moralisches Elementarbuch von Christian Gotthilf Salzmann, Liturg und Professor am Dessauischen Erziehungsinstitut. Zweyter Theil. Leipzig, bey Crusius, 1783. 1 Alph. 7 Bog. 8vo.

Der allgemeine und gerechte Beyfall, mit dem Hrn. Salzmanns moralisches Elementarbuch aufgenommen wurde, und den auch wir laut genug bezeugt haben, scheint die Gedanken zu einem zweyten Theil veranlaßt, oder gestärkt zu haben. Und da der Plan des ersten nicht wohl ohne Wiederholung auf einen zweyten Theil fortgesetzt werden konnte: so liefert man hier ein für sich bestehendes Werk, doch ähnlichen Inhalts

*) Dergleichen hier von Weimar und Salzwedel in extenso vorkommen: für die H. doch noch nicht weitläuftig genug: denn ob man ihnen gleich von Weimar aus alle mögliche *leges* für Currendaner und Chorschüler zum Einrücken hergab, so möchten sie doch durchaus gern das nähere davon wissen, wie es mit Austheilung des Geldes und Brodtes gehalten werde, bitten sich auch die Tischgesetze für die Schüler vom bürgerlichen Freytische noch gehorsamst aus.

halts, unter diesem Titel. Das moralische Elementarbuch war eine Kindermoral in eine zusammenhängende Familiengeschichte gekleidet: nur wenige Pflichten blieben in demselben unberührt, welche itzt nicht einmal nachgeholt werden. Das gegenwärtige Buch aber ist eigentlich ein Repertorium der in vielen Kinderschriften befindlichen moralischen Erzählungen eines Campe, Weiße, Moriz, Becker, Rochow, Sulzer, Dem. Rudolphi, die Hr. S. mit seinen eigenen vermehrt, und mit S. bezeichnet hat, unter Rubriken gebracht, und kann allenfalls noch dazu dienen, die Beyspiele zu Tugenden und Lastern noch mit mehrern Belegen zu bestätigen. Es hätte aber billig noch so viel Fleiß auf diese Sammlung können gewendet werden, daß man ihren Gebrauch und Uebersicht durch ein Register erleichtert hätte. Wir wollen uns die Mühe nehmen, sie auszuzeichnen. Von der Vortrefflichkeit der Gesundheit. Von dem großen Werthe gesunder Glieder. Jedes Vergnügen muß mit Mässigung genossen werden, wenn es uns nicht eckelhaft und schädlich werden soll. Vom Schlafe. Wie gut es sey, Geschicklichkeit in seinen Gliedern zu haben. Wie gut es sey, aufmerksam zu seyn. Von der Schädlichkeit der Flatterhaftigkeit. Von dem großen Werthe eines guten Verstandes. Von der Schädlichkeit der Unwissenheit. Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache. Von den schädlichen Folgen der Unreinlichkeit. Von der Vortrefflichkeit der Mässigkeit. Von der Schädlichkeit der Unmässigkeit. Die traurigen Folgen der Naschhaftigkeit. Wie gut es sey, in seinen Bemühungen anhaltend und beständig zu seyn. Die unangenehmen Folgen der Unbeständigkeit. Von der Vortrefflichkeit der Arbeitsamkeit. Traurige Folgen der Faulheit. Wie wohl man sich befinde, wenn man bescheiden ist. Von der Schädlichkeit des Hochmuths. Wie gut es sey, sparsam zu seyn. Was der Geizige für ein Thor sey. Des Verschwenders Elend. Wie gut die Verschwiegenheit sey. Was für unangenehme Folgen man sich durch die Schwatzhaftigkeit zuziehe. Wie gut es sey, wenn man immer die Wahrheit redet. Wie unglücklich man sich durch das Lügen mache. Wie wohl man sich bey der Ehrlichkeit befinde. Wie unglücklich die Menschen durch Betrug und Diebstahl werden. Von der Vortrefflichkeit der Gefälligkeit. Wie sehr man sich durch Ungefälligkeit und mürrisches Wesen schade. Wie wohl ein Kind thut, wenn es seinen Eltern und Vorgesetzten gehorsam ist. Wie sehr man sich durch Ungehorsam schade. Von der Vortrefflichkeit der Dankbarkeit.

Wie

Wie häßlich und schädlich der Undank sey. Wohlthätigkeit belohnt sich selbst. Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit. Vom Nutzen der Sanftmuth. Vortrefflichkeit der Geduld. Wie sehr man sich durch Ungeduld schade. Wie wohl man sich befindet, wenn man andere lieb hat. Nutzen des Mitleidens. Unmäßige Freude schadet. Vortrefflichkeit der Hoffnung. Uebertriebene Sehnsucht ist schädlich. Wie übel man sich befindet, wenn man andere hasset. Wie schädlich der Neid sey. Durch übertriebene Traurigkeit schadet man sich selbst. Reue schmerzt, ist aber sehr nützlich, wenn sie noch zur rechten Zeit kommt. Es ist gut, wenn man sich seiner Fehler schämt; besser aber, wenn man so handelt, daß man sich nicht zu schämen braucht. Von der Schädlichkeit des Zorns. Was allzugroßes Schrecken für Schaden thun kann. Man schadet sich selbst, wenn man durch die Furcht sich beherrschen läßt. Die menschliche Seele ist unsterblich. Von Gottes Reichthum und Größe. Von Gottes Allwissenheit und Allgegenwart. Von Gottes Allmacht (aus der Zerstöhrung von Messina, von Hrn. S. — wir würden sie doch nicht gern zu einem Werk des göttlichen Willkührs machen — Es gefiel dem Allmächtigen, diese Stadt zu zerstöhren, so wenig als wir sagen möchten: es gefiel Gott, dieses Haus durch Bliz anzuzünden.) Wie gut Gott sey. Gott belohnt das Gute, und bestraft das Böse. Gott sorgt für alle seine Werke. Von der Vortrefflichkeit des Gebets. Wie hoch gute Eltern zu schätzen sind. Auch Stiefeltern sind unserer Liebe werth. Wie hoch Lehrer zu achten sind. Wie nützlich das Gesinde sey. Es giebt unter allen Religionspartheien gute Menschen. Von dem Werthe eines guten Menschen. Ein böser Mensch verdient bedauert zu werden. Von dem großen Werthe eines wahren Freundes. Auch Feinde müssen uns nützlich seyn, wenn wir immer recht thun. Die Reichen sind sehr nützlich, besonders, wenn sie ihr Geld gut anwenden. Auch die Armen, und Menschen von niedrigem Stande, sind sehr nützlich. Auch Thiere darf man ohne Noth nicht peinigen und tödten. Armuth macht nicht unglücklich. Reichthum macht nicht glücklich. Eine ungekünstelte Kleidung und Schmuck ist doch besser als alle Künsteleien. Es ist nicht gut, wenn es uns immer nach Wunsche geht. Auch Leiden sind eine Wohlthat.

Uns sind noch verschiedene Erzählungen erinnerlich, die wir hier nicht gefunden haben, und die also wohl noch einen Band füllen können. Wer freylich den Kinderfreund und die Kinderbibliothek schon besitzt, kömmt übel weg, und muß alsdann blos die Classification bezahlen.

Zf.

Unterredungen mit Kindern über einige biblische Historien des alten und neuen Testamentes. Mit fünf und zwanzig Kupfern. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1782. gr. 8. $8\frac{1}{2}$ Bogen und 9 halbe Bogen Kupfer.

Unterredungen sinds gar nicht, ob sie gleich dazu gebraucht werden können; sondern Erzählungen von 25 biblischen Geschichten, als so viele nämlich hier in Kupfer gestochen sind, größtentheils nach Schellenberg und Rode, wie die Vorrede versichert, und die denen, um des geringen Preises wenigstens, gefallen mögen, welche keine bessere für ein geringes Geld haben können. Jede Erzählung wird mit gut gewählten Liederversen geschlossen, und dann und wann mit herzlichen Anreden und allerley guten Ermahnungen begleitet. Von der hierin herrschenden Schreibart behauptet die Vorrede, daß sie dem Verstande der Kinder angemessen, leicht und angenehm sey; ob das z. B. auch von der Stelle gesagt werden sollte, die S. 7. 8. steht: „Von den Wallfischen, liebe Mädgen, kommen die Fischbeine, die man zu euern Schnürleibchen gebraucht. „Einen solchen Fisch, wenn ihr sähet, wie würdet ihr erstau„nen u. s. w." zweifeln wir. Mr. de la Baux hat, nach der Vorrede, diese biblischen Historien in sehr reines und leichtes Französisch übergetragen, damit sie für das erste Alter, für welches man noch kein Lesebuch hätte, zur Erlernung des Französischen vieles beytragen möchten. Eine kleine Sammlung fortdauernder Ungewißheiten in der deutschen Rechtschreibung und Aussprache geben wir denen zum Trost, die gleichfals hierin ungewiß sind, und diese Ungewißheit bey ihrem Unterricht erhalten helfen: S. 11 verbotten, übertrettet, 12 vätterliche Güte, sie straffen euch, 13 auser dieser Verheisung, 16 äuserlich, ein Bruder tödet, 17 ich sehe ihn den Keil aufheben wider seinen Bruder, sehe den tödlichen Streich, 23 betretten, 25 er heiset, dann müsset, alleine, 27 er ergrief, Beweiß, 31 Wirthshäußer, 32 sein allsehendes Aug dringt, 33 zehenden Theil, 48 zehente Unterredung, 34 unartigen Geschwistrigte, 37 Geschwistrige, 50 wenn er sie ergriefe, giesen, 54 antretten, 55 tödete, 55 biß zu den Niedrigsten, ein todter, 64 geruffen, rufe, 66 groser, 67 Schwerd, 68 großen Held, 71 spißen, und doch vorher Spieß, er wiech aus, 72 er erwieß, erweiset (gleich darauf), Preiß gab, loß sey, er schliech, 76 Er-

76 Erdenklöße, 80 rieß u. m. Feddersens lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder nach der zweyten Auflage werden durch gegenwärtige Unterredungen wohl nicht verdrängt werden.

U.

12. Wiener kleine Schriften.

(Fortsetzung von des LVsten Band. 2ten St. S. 594.)

Nr. 63.

Von dem Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion, 1782. 64 S. 8.

„Diese wenige Bogen sind eigentlich nur eine Skizze eines „weit ausführlichern Werkes, das der Verfasser völlig auszu„arbeiten beschlossen hat (S. Vorbericht)." — Dieser Gegenstand ist aber von andern vortrefflichen Schriftstellern schon so vollständig und gründlich; und dabey unter so vielerley Einkleidungen abgehandelt worden, als es der Verfasser, so viel wir in dieser Probeschrift seine Autorsgaben durchschimmern sehen, nimmermehr wird thun können. Man lieset wirklich in diesem Schriftchen lauter bekannte Sachen, in einem schwerfälligen Styl vorgetragen. Hätte seine Feder nur so viel Zauberkraft über seine Landsleute, daß die fähigern Köpfe die Schriften eines Sarpi, Febronius, und Lochsteins, der gemeine Mann die Mönchsbriefe (wohlverstanden, nicht die neuen wienerischen, sondern die, von einem katholischen Pfarrer an einen Freund. Zürich, bey Orell, 4 Th. in 12.) fleißig läsen, dann dürfte der Verfasser dieser Broschüre den ganzen Vorrath seiner Gedanken für sich behalten. Denn Si non audiunt Mosen et Prophetas etc.

Nr. 64.

Soldatenkatechismus nach den Grundsätzen des Krieges und der Religion abgehandelt. Sammt einem

Anhange, wie ein Soldat im Felde seine sterbende Kameraden in Ermangelung eines Beichtvaters zum Tode disponiren könne. Zum Druck befördert von Elbenstein. Wien, 1782. 52 Seiten in 8vo.

Ein Meisterzug der Jesuitischen Politik, die an den feinsten Raffinements noch bis jetzt unerschöpflich ist, war, daß sie nicht nur in Sina und in Paraguai, sondern in jeder Provinz katholischer Staaten Missionen verrichten. Es versteht sich von selbst, daß die Patres Missionarii nicht von der Gesellschaft, (so weit gieng der jesuitische Seelenbekehrungseifer nicht) sondern vom Staat (aus der Religionskassa) reichlich unterhalten wurden. Nun diese Herren PP. (das Volk nannte sie Bußprediger) zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Wehe dem Bischof, der nur den mindesten Anstand nahm, diese *viros apostolicos* (diesen Titel legten ihnen der Papst und die Landesfürsten bey) in seinen Kirchsprengel aufzunehmen! Wehe dem Pfarrer, der ihnen nicht, sammt der ganzen Gemeinde, mit Kreuz und Fahne entgegen kam, sie nicht unter Sang und Klang nach der Parochialkirche führte, und ihrer Lehre und Zucht seine gesammten Pfarrkinder übergab. Es wurde in der Kirche eine Bühne errichtet, die Kirchenfenster wurden mit Tüchern behangen, und mit sehr wenigen Lichtern unterhielt man eine religiöse Düsterheit. Nun traten diese leibhaftigen privilegirten geistlichen Marktschreier mit Pilgermantel (mit Jakobsmuscheln geziert) und einem Pilgerstab in der Hand, auf, und legten vor allen den andächtigen Zuhörern ihren theatralischen Kram (zu dessen Spedirung sie einen eigenen Missionswagen mit sich führten) vor. Die päpstlichen Bullen, wodurch sie zu diesem Amte, zur heil. Seelenbekehrung, zur Absolution aller *Deo et summo pontifici* reservirten noch so pechschwarzen und zentnerschweren Todsünden, und der teufelischsten Bosheiten, zur Auflösung, Dispensation, Abänderung gethaner Gelübde, authentisirt wurden, waren das erste, was sie ihren bußfertigen Zuhörern vorzeigten. Hernach rückten sie mit den Landesherrschaftlichen Diplomen hervor, die sie zur Bereisung aller Städte, Märkte und Dörfer, zur Haltung ihrer Bußpredigten in jeder noch so sehr eximirten Pfarrkirche

kirche privilegirten. Nun wiesen die hochgeweihten Krucifixe und Bilder, die Rosenkränze, Ablaßpfennige, Ignazibohnen, Aloysiusmehl ꝛc., auf welche, oft wenn man diese geweihten Kinderspiele nur mit einem andächtigen Kuß verehrte, große Ablässe fixirt waren. Endlich kamen die von Gold- und Silbertressen glänzenden Labara*) und Missionsstandarten, die von dieser und jener Furstin (wie sie vorgaben, und auch wohl wahr seyn mag) gestickten Meßgewande und Antipendien (eine Vorwand oder Tapete des Altars), die mit den prächtigsten niederländischen Spitzen besetzten Alben (ein weißes langes Kleid wie ein Hembd) die mit Silber beschlagenen Missalia (Meßbücher) die goldenen mit Edelsteinen besetzten Kelche und Ciborien, (wo die in den Leib Christi zu tausend transsubstanzirten Hostien oder Abendmahlkuchen aufbehalten werden,) Reliquienkästchen, Reliquienmonstranzen ꝛc. ꝛc. zum Vorschein. Nach einem solchen Prolog, wodurch das staunende Volk zur Ehrfurcht und Bewunderung ihres Amtes, ihrer Gewalt und Würde eingenommen wurde, fiengen sie die Komödie an, und spielten sie durch vier, in großen Städten durch sieben Tage. In einem solchen Zeitraum konnten sie freylich ihre ganze Kasuistik durchpredigen, all den Hildebrandischen Sauerteig aufwärmen, vor Ketzer und Irrlehrern warnen, die Verdienste ihrer Societät herausstreichen, den allein seligmachenden Glauben an die unsichtbare Transsubstantiation der ungesäuerten Brode, und die sichtbare Statthalterschaft des Papstes befestigen, u. s. w. Allein die Leute zum Bussethun, zum Heulen und Weinen zu bewegen, zeigten sie ihnen, wie sie (die Zuhörer) mit ihrem Erlöser umgiengen, wenn sie eine Todsünde begiengen. Der Prediger nahm das Krucifix, bespice und maulschellte es, warf es auf den Boden, und sprang mit Füßen darauf, verbarg es endlich gar unter die Bühne. Nun führte er ihnen den Zustand eines Beleidigers der göttlichen Majestät zu Herzen, bewies ihnen, wie oft sie die Hölle verdient hätten; und beschrieb ihnen, wie schrecklich die Sünder, die im Stande der Ungnade Gottes in statu peccati mortalis stürben, noch in der Hölle werden brennen und bra-

*) Labarum ist ein rundes Ding, das bey Processionen anstatt einer Fahne vorgetragen wird, und fast wie ein um einen Reif ausgebreiteter Mantel aussiehet.

ten müssen. Er zog an einer Schnur: und sieh! das Bild eines Verdammten, hinter welchem angezündete Lampen durchschimmerten, erschien! Man sah einen Verdammten mit glühenden Ketten ans höllische Feuer geschmiedet; er wurde von feurigen Schlangen gebissen, und von Teufeln mit glühenden Haken zerrissen. Wenn nun die Zuhörer recht kläglich thaten; wenn die alten Mütterchen recht seufzten; die Kinder jämmerlich zusammen schrieen, und alles Volk, die Frage: **Wollt ihr aber Busse thun?** aus vollem Halse: **Ja! Euer Hochwürden!** beantwortete, so ließ sich der gute Hr. Pater, der bey einem solchen Auftritt seine Lunge nicht wenig strapazirte, wieder besänftigen, er zog die Gardine hinauf, und der Verdammte verschwand; er holte den gekreuzigten Heiland unter der Bühne hervor, söhnte seine zerknirschten Zuhörer mit demselben aus, und ermahnte sie nun zu Erfüllung ihres Versprechens, zur **Busse**, d. h. zur aufrichtigen Ablegung einer reumüthigen Generalbeichte, all ihrer vom siebenten Jahre an, begangenen Sünden. *) Diejenigen Beichtkinder, welche schreiben konnten, beredeten die schlauen Patres, die Generalbeicht schriftlich abzufassen, und ihnen die Handschrift zu überreichen. Durch Nebenfragen im Beichtstuhl den Zustand der ganzen Gemeinde, dieses und der benachbarten Orte aufs genaueste auszuforschen, und dem P. Provinzial (der nach Beschaffenheit der Sache an den Assistens Provincial in Rom, und dieser an den General rapportirte) die gewissenhafteste Nachricht zu ertheilen, darauf verstanden sich die Patres nur allzusehr, denn nur die, welche schon die solenne Profession, oder das vierte Votum abgelegt hatten, und also ins intimum gremium societatis oder ad Nostros gehörten, konnten zu **Missionarien** ordinirt werden. Ihr Andenken bis zur Rückkunft, bey der Gemeinde lebhaft zu unterhalten, ordneten sie beym Schluß des Missionsgeschäfts eine feyerliche Procession an, wo all der erwähnte Missionstand zur Schau her-

*) Man glaube mir, daß dies alles wirkliche Thatsache sey. Recensent hat allen erwähnten Auftritten solcher Missionskomödien selbst beygewohnt. — Die Beobachtung, daß nach Abreise der PP. Missionarien alles beym alten blieb, daß wohl gar posteriora pejora prioribus wurden, entgieng selbst dem gemeinen Mann nicht. Man sehe auch Scenen, wie es bey solchen Missionen hergieng, in einem 1783. gedruckten Roman, betitelt: **Die Thorheiten der Möncherey, oder die Geschichte Joseph Ackings.**

herumgetragen wurde. Auch errichteten sie auf dem Kirchhofe ein groſses Missionskreuz, bey welchem man vollkommenen Ablaſs mit 7 Pater und Ave gewinnen konnte. Endlich wurden geringe geistliche Geschenke, die aber, wegen des darauf verliehenen Ablasses von unendlichem Werth waren, nebst Missionsbüchelchen gegen remunerationem gratuitam et meritoriam unter die vermögenden Einwohner des Ortes ausgetheiltet. Keiner der Einwohner durfte sich unterstehen, wider eine solche geistliche Komödie zu raisonniren: selbst von weltlicher Obrigkeit wurden dergleichen Spötter vor Gerichte belanget. Auf Anmahnen der Buſsprediger enthielt sich das Volk, während dieses Spektakuls, der Arbeit. Man rechnete es den Leuten zur Sünde, diese Tage durch, sich auf der Strasse sehen zu lassen. Wie Mönche, lebte jede Familie einsam, sprachen von nichts als den frommen Patern, von den schrecklichen Auftritten mit dem miſshandelten Krucifix, und dem zerbissenen und zerhackten Verdammten, und dachten auf ihre Generalbeicht, daſs sie dem P. Missionair ja nichts vorenthalten möchten. Diese Predigten desto ersprieſslicher und heilsamer zu machen, nahmen die Missionarien an manchem bevölkerten Orte jeden Stand besonders vor; z. B. am ersten Tage die verheyratheten, am zweyten die ledigen Personen, und so auch die Soldaten. Man kann sich vorstellen, was ein Mönch, der in seinen verlebten Klosterjahren weiter nichts als die Verhältnisse zwischen ihm und seinen Superioren einsehen lernte, der seit dem 15ten Jahre seines Jugendalters nicht mehr unter Weltmenschen gelebt, keine Erfahrungen gesammelt, keine Menschenkenntniſs sich erworben hatte, von den besonderen Pflichten eines jeden Weltstandes, und besonders des Soldatenstandes zu sagen wissen konnte, es wäre dann aus dem Kapitel seiner Ascetik vom Kriege wider Welt, Fleisch und Teufel. — Die Leser werden es dem Rec. zu gute halten, daſs er diese Einleitung vorausschickte, um ihnen sein Urtheil über diesen Soldatenkatechismus recht begreiflich zu machen. Eine solche missionsmäſsige Buſspredigt und Kasuistik ist also dieser Soldatenkatechismus, aus welchem nicht die mindeste innere Kenntniſs des Standes, von dem er spricht, hervorleuchtet. Es ist gar keine Auswahl der Beweggründe, die eigentlich auf den Kriegsmann passen, gewählt worden, anbey auf seine Berufstugenden, so wie auf die, seinem Stande am meisten anklebenden Fehler sehr wenige Rücksicht genommen; endlich alles so fade und im Postillentone

vorgetragen worden, daß der Soldat davon nimmermehr gerührt und gebessert werden kann. Man lese nur die aus einer Mönchsascetik herausgeschriebenen Mittel wider die Unzucht. Das Hospital, die Beschreibung, noch besser die Ansicht der Verwüstungen venerischer Krankheiten machen auf junge, rasche, kraftvolle Jünglinge mehr Eindruck, und erregen dauerhaftern Abscheu von diesem Laster, als eine schläfrige Mönchspredigt, „von Bewahrung der Augen, von Vermei„dung unzüchtiger Reden, und Lesung schmutziger Schriften, „von Abtödtung des aufrührischen Fleisches u. s. w. „(S. 22.)" Man hat doch auch in diesem Fache von protestantischen Gottesgelehrten gute zweckmäßig abgefaßte Schriften. *) — Der auf dem Titelblatt belobte Anhang ist gewiß ein Fragment der Sterberede eines exjesuitischen Feldpaters. Denn im letzten Kriege von 1784. fournirte der Bischof von Neustadt, Hr. Kerens, ein Exjesuit, für die kais. königl. Armee aus dem Schooße seiner erloschen-seynsollenden Gesellschaft alle Feldpater, mit derer Amtsverwaltung man aber nicht lange zufrieden war. Nun diese Herren und fast alle kathol. Weltgeistliche und Mönche, die dem sterbenden Kranken beystehen, haben die unvernünftige Gewohnheit, daß sie dem wirklich in Zügen liegenden Kranken ihren Unsinn vom Zuspruch, mit der angestrengtesten Stimme, so sehr es nur ihre Lunge vermag, in die Ohren schreien, um durch den Nachdruck der Stimme, wie sie raisonniren, das sterbende Gehör noch ins Leben zurück zu rufen. Wie sehr sie den Gehörsinn des armen Sterbenden, wenn er noch des Bewußtseyns fähig ist, durch ihr Gepolter martern müssen, sehen sie nicht ein. Eigentlich hat der Geistliche so wenig als der Arzt mit einem Agonisanten was zu thun.

Nr. 65.

Der Pabst, Kardinäle, Bischöfe, Pfarrer, sind sie dann das nicht, für was man sie bisher gehalten hat? Ein kleiner Nachtrag zu: Was ist der Papst, Kardinal, Bischof, Pfarrer? 1782. 55 S. in 8.

Der Verfasser ist ein ganz unausstehlicher Schwätzer, ders zwar mit Hrn. Eibel hält, aber in einem fort, ohne abzuse-

tzen,

*) Citentur.

tzen, ganze Bogen (S. 10—25.) mit jämmerlich gedehnten, sachen- und gedankenleeren Perioden anfüllt. Er meynt, man könnte seinem Aufsatz eine Stelle neben Herrn Eibels seiner Schrift einräumen (Vorr.). Ja! des Kontrasts wegen könnte mans thun, denn Herrn Eibels Schriften haben doch das Verdienst einer gedrungenen Kürze, obschon noch ziemlich in der gewöhnlichen Schreibart der katholischen Schriftsteller, mit vielen Citationen ꝛc.

Nr. 66.

Die wahre Reformation im Deutschlande (in Deutschland) zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von M. H. S. Frankfurt und Hanau, 1782.

Der Verfasser zankt sich mit einem andern Schriftsteller, dessen Schrift wir in dieser Bibliothek 51. B. II. St. S. 602. angezeigt haben, um das plus und minus im Reformationsgeschäft. Beyde haben aber von der wahren ersprießlichen Kirchenreform, welche allein mit einer glücklichen bürgerlichen Regierungsverfassung bestehen, und zum Wohl eines Staates sehr vieles beytragen kann, nicht den rechten Begriff. Beyde glauben, damit sey aller von Päpsten eingeführter Unfug abgethan, daß man künftig des Papstes Gewalt auf blos Spiritualia einschränke (S. 8.); das heißt, auf das, was Glaubens- und Gewissenssachen sind. Was für schöne Sächelchen haben aber Päpste nicht schon den Pfaffen und Mönchen, und durch diese dem Volke als Veritates fidei indubitatas; et conscientias fidelium sub peccato mortali obstringentes aufgeschwätzt? und was lassen sich Pfaffen und Mönche, die vom weltlichen Staatskörper durch ihr Institut selbst, und durch ihre Privilegien sich absondern, status in statu sind, und sich als Glieder corporis ecclesiastici, als filios immediate Summo Pontifici subditos betrachten, nicht alles aufbinden? Wie eifrig wissen sie das alles wieder in die Gemüther ihrer Kirchengemeinde zu legen. So wenig Aufklärung und Barbarey nebeneinander bestehen, so wenig können herrschendes Pfaffenwesen und staatskluge ausübende Souverainität im Staatskörper sich mit einander vertragen.

Nr. 67.

Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und dem Papst was des Papstes ist. Cöln, auf Kosten des Verfassers, 1782. 80 S. in 8.

Man darf sich durch den Titel nicht irre führen lassen, als würde dem Papste zu viel eingeräumt, oder als substituire der Verfasser dem: Gott was Gottes ist, die Rechte der päbstl. Vicegottheit. Auch der Druckort soll den Leser nicht zu einem Vorurtheil verleiten. Der Verfasser ist ein aufgeklärter denkender Biedermann, der so ganz treuherzig die Wahrheit, ohne Prunk sagt; ein Mann, der in seiner Denk- und Schriftstellerart mit dem Geiste der erstern Reformatoren vieles ähnlich hat. Auf jeder Seite findet man richtige Begriffe, gesunde Beurtheilungskraft, und Spuren einer nicht gemeinen Belesenheit. Alles was er sagt, ist mit Ueberlegung gewählt, mit treffenden Gründen unterstützt, und im natürlichen Zusammenhang vorgetragen. Die Art des Vortrages hat viel eigenthümliches; ist gedrängt, und klar ohne Dunkelheit und Räthsel: ein wenig spruchreich mit lateinischem vermischt, aber doch nicht zu schulgerecht und pedantisch. Bloß der Gemeinnützigkeit wegen wünschten wir, daß der Verfasser seine Schrift umarbeiten, und das Gesagte durchaus im gangbaren Volkstone, mit Weglassung aller lateinischen Stellen und Wörter vortragen möchte; sie verdient es in katholischen Landen in recht viele Hände zu kommen, denn für die ist sie freylich nur geschrieben. Wir ziehen sie den Eibelschen Schriften, die eben diesen Gegenstand behandeln, weit vor. Wir wollen, so viel sichs thun läßt, mit Beybehaltung der Worte, einiges auszugsweise hiehersetzen.

Von S. 1 — 26. beweiset der Verfasser aus der Schrift und alten Observanz, daß dem Landesherrn das allerhöchste Recht auch im geistl. und Kirchenregiment zugestanden habe; daß, nach den Apostelzeiten die Bischöfe der christl. Kirchen nicht allein die christl. Kaiser von Konstantino M. an, sondern auch die vorhergehenden heidnischen Kaiser in höchsten Ehren, und für die allerhöchsten Monarchen der Welt gehalten haben. Wir ehren den Kaiser, schreibt ums Jahr 217. Tertulian, als einen Menschen, der nach Gott der Erste ist (S. 11.). Die Kaiser haben ihr Majestätsrecht über Päpste und Bischöfe mehr als durch 1100 Jahr behauptet.

ptet. Die Belege kann man in der Schrift nachsehen; sie sind nicht überhäuft, aber gut gewählt, und zu einem Beweise hinreichend. Die Wahl der Bischöfe hieng in der ersten Kirche von dem Clero und Populo ab; im Falle aber sie sich nicht vereinigen konnten, wurde sie dem Kaiser überlassen (S. 13.). Die Ottonen stifteten so viele reichbegüterte Bisthümer theils ex pio animo et zelo, theils sich gegen die benachbarten Gentiles zu manuteniren (S. 14.). Die Confirmation der Wahl der römischen u. a. Bischöfe, die Investitur per annulum et baculum, hatten allezeit die römischen Kaiser. Selbst die reliquiae omnium Episcoporum fielen dem röm. Fiscus anheim, worüber der Verfasser die deutlichsten Stellen aus den Kirchenscribenten ipsissimis verbis anführet, und die Haupteinwürfe kurz aber bündig beantwortet (S. 15—26.). Er benennt unter andern (S. 31.) zehn Päpste, die die Schriftstelle Matth. 16. gar nicht vom Primat verstanden haben; wovon sie freylich auch kein Mensch, welcher weiß, was gesunde Exegese und Kirchengeschichte ist, verstehen kann. Auch giebt er von S. 33. u. f. die dringendsten und faßlichsten Instanzen von der Widersinnigkeit eines unumschränkten infallibeln Statthalters, der den Befehlen seines allerhöchsten Souverains gerade zuwider handelt, der so gar sie zu lesen verbietet, und eigenmächtig neue zuwiderlaufende Gesetze macht. Solche Argumente haben guten Grund, und finden offenen Eingang im katholischen Volksverstand. Deswegen wünschten wir, der Verfasser hätte auch des Schandlebens einiger Päpste Erwähnung gethan. Der katholische Pöbel glaubt eben so fest, der Papst könne nicht sündigen, als daß er nicht irren könne, wie könnte er sonst der heiligste Vater und Statthalter Christi heißen? sagen sie. Von S. 39. wird der bejammernswürdige Zustand der christl. Kirche seit den Zeiten Gregors VII. 1073. erwogen, und S. 41—43. wird der Glauben der vorigen Kirche mit dem Hildebrandischen Unwesen in Vergleichung gestellt, wo dann die Hauptirrthümer, wie sie es verdienen, mit Wahrheitsliebe gerüget werden.

Recensent und jeder Leser der wienerischen Reformisbroschüren wirds bemerken, daß die Herren Büchelschreiber sich zwar über viele Mißbräuche ihrer Kirche lustig machen, aber keiner getraut sich die Hauptirrthümer, z. B. von der Transsubstantiation, vom allein seligmachenden Glauben, von der Unfehlbarkeit der Kirche, von dem aus Eigennutz erfundenen Fegfeuer,

Fegfeuer, vom Meßopfer, von thörigter Meynung eines sichtbaren Oberhaupts ihrer Kirche, und dessen höchster Gewalt in spiritualibus u. s. w. anzutasten; das macht, daß den Herren die scholastische Distinktion inter dogmatica et disciplinaria, inter doctrinam ab ecclesia definitam, et a theologis vel conciliis particularibus ventilatam, inter accidentalia et essentialia fidei (derer Bestimmung nicht vom klaren Ausspruch der Schrift, sondern von Menschensatzungen abhängt) noch immer anklebt; daß sie gerne eine Kirche stiften möchten, die römisch katholisch verbleiben, aber sich doch auf die Seite der protestantischen Lehrsätze neigen soll; kurz, die so ein originelles Mittelding zwischen einer reformirten und nichtreformirten, zwischen Schwarz und Weiß seyn soll. Wir wollen in zehn Jahren sehen, was da herauskommen wird. Ganz anders geht der Verfasser zu Werk. Er deckt die vornehmsten Irrthümer auf, denn nur auf diesem Wege, deucht uns, kann man das Volk gerade zur Erkenntniß der Nichtigkeit päpstlicher Erfindungen und Mönchenschwänke, zur Selbstbeherzigung ihrer vorgefaßten Meynungen führen. — Wie es kömmt, daß unter Katholiken die Volkspropheten (die Pfaffen und Mönche überhaupt) noch so grobe Ignoranten, unter dem Adel noch so viele abergläubische und dumme Menschen wären, leitet der Verfasser sehr gut aus ihrer Erziehung und Gemächlichkeitsliebe her (S. 38 und 47.); S. 49. erzählt er, wie der Bischof von Neurom (Constantinopel) dem Römischen gar leicht den Rang (primatum) hätte ablaufen können, wenn er nicht ein besser Gewissen, als der zu Altrom, nämlich Bonifacius III. gehabt, und des Phocä Kaisermord approbirt hätte. — Von der feinen Politik, ein Fegefeuer zu creiren, von den wichtigen Folgen dieser Erfindung, worunter der so große Anwachs der Stifter und Klöster gehört, sagt der Verfasser viel wahres und lehrreiches, auch noch für Katholiken in modernen Zeiten (S. 50 — 56.) Wie Mönche mit Meßlesen dem gemeinen Manne das Geld Millionenweise *) aus

*) Den Protestanten, die nicht sogleich die unzählige Menge der Meßleser, der Mönche und Weltgeistlichen übersehen, die nichts de pretio sacrificii missae infinite appretiativo, nichts de merito ex opere operato et operantis, nichts de fructu huius sacrificii generali, speciali et specialissimo, (deren der erste der Kirche, der zweyte dem Meßleser, der dritte dem Meßbezahler zu gut kömmt), nichts de horrendo iudicio cuiusvis hominis particulari per sacrificium missae miti-

aus dem Beutel ziehen; wie der Römische Hof für ein Pallium von einem Bislein Schafwolle, nicht vier Groschen werth, sich von jedem neuerwählten Erzbischofe 20 bis 30000 Fl. für die Confirmation eines neu (auch in partibus) erwählten Bischofes ein groſses Quantum (Man bemerke, daß diese Fälle nicht so selten sind, denn der erwählte Bischof ist meistens ein Herr bey oder über 40 Jahre, und dann die Anzahl der vom Papste bemützten Köpfe in allen vier Welttheilen!) bezahlen läßt; wie der Papst durch Kanonisationen (derer eine einzige einige 100000 Fl. kostet, und wozu jeder Geistliche, zu dessen Zunft der kanonisirte Heilige gehört, was beytragen muß, die Beyträge der Ordensgutthäter und anderer vermögender Mönchsfreunde nicht mitgerechnet), durch die delegatam potestatem absolvendi peccata sibi et summo Deo reseruata (dergleichen Väter- Kinder- Ehegattenmord, Bestialitäten, sollicitationes in confessionali etc.) durch dispensationes in caussis matrimonialibus, durch Bullas omnis generis, rescripta, concessiones u. a. Beutelschneidereyen die transalpinischen Staaten in Kontribution setzt, wird hier kurz und gut angeführt (S. 56—59.). Vom wunderseltsamen statu unitivo seu ecstatico et abstracto pure passivo, oder vita mystica der Mönche und Nonnen, von neueingeführten Brüderschaften und Kirchenfeyern, von der allzu großen Menge der Kirchen (in Cöln zählt man derer über 300) und Altäre, von den aus dem Juden- und Heidenthum herbeygezogenen Vanitäten, dergleichen die so vielen Actus, Ceremonien und Wallfahrten sind, von der engen Cohaerenz des weltlichen und mönchischen Klerus, von Missionen, von hochwürdigen Staatsministern, und politischen Beichtvätern, von den Machinationen der Päpste und Jesuiten an europäischen Höfen u. a. dergl. für diesen Zeitpunkt sehr wichtigen Materien sagt

mitigando, nichts de redemtione animarum ex flammis purgatorii horrendum cruciantibus per sacrificium missae extinguendis, nichts von gestifteten ewigen Seelenämtern, cum vel sine vigiliis, cum vel sine levitis, von Seelenmessen mit oder ohne Segen, nichts de manifesto influxu et auxilio inde ad salutem hominum, bestiarum et fructuum terrae scaturienti etc. etc. wissen; diesen sage ich, wird dieser Aufsatz: Millionen weise, übertrieben scheinen, aber er ists nicht, und der Verfasser vergaß beyzusetzen, daß gewiß ein Sechstheil dieser Meßgelder von Mönchen nach Rom an ihre Ordensgeneralen ad bonum Ordinis versendet werde. Rec.

sagt der Verf. an seinem Orte ein schicklich Wort. Wir wiederholen es nochmal, aus allen bisher erschienenen neuen sogenannten Kirchenreformationsschriften wissen wir keine, die wegen des reichhaltigen Inhalts, und gedrängten kernhaften (wegen des eingemengten Lateins freylich nur für Studierte anpassenden) Vortrags mehr Beyfall verdiente, als die gegenwärtige.

Zum Schluß will Rec. durch Anführung einiger Stellen die Leser mit der Denkart des wackern Mannes und den Eigenthümlichkeiten dieser Schrift bekannt machen. — „Rom ist eine Partikularkirche, wie andere Bisthümer in der Christenheit auch, so daß die Katholiken den Papst zu Rom eben so wenig nöthig haben, als ein Nachtlicht beym Mittagessen (S. 32.). Wenn ein Statthalter behauptet: die Gesetze seines Königes wären todte Buchstaben, undeutlich, und es entstünden nur Meutereyen daraus; er var sich und sein ius cerebrinum wären schon Gesetze genug; er könnte auch nicht irren; ja, wenn auch das Königreich darüber in Noth geriethe, so sollte doch niemand sagen: Statthalter, was machst du? Würde aber jemand sich hierüber mit einem Worte vergehen, so sollte er alsobald in die Inquisition gezogen, und ohne vieles Disputiren zum Scheiterhaufen verdammet werden, würde nicht jedermann eine solche Vermessenheit aufs äußerste detestiren? rc. (S. 34.). — — — Die zwey Schwerdter, welche sich die Päpste wider Gottes Ordnung an die Seite gegürtet, sind nicht geschickter gelungen, als wenn ein Fechtmeister mit zweyen Schwertern in der Faust fechten wollte rc. (S. 46.). — — Auf dem Mönchsberg zu Bamberg liegt der heil. Otto, ehemaliger Bischof daselbst, begraben. An dessen Namensfeste laufet jährlich das gemeine Volk dahin, und wird aus dessen eingefaßter Hirnschale getränkt (S. 15.). Incidenter lassen wir uns hier beyfallen, daß der Papst sagt: die heil. Schrift sey ein todter Buchstabe, sie sey gleich einer wächsernen Nase, die man drehen könnte, wie man wollte, also daß man solche keinesweges zu einem sichern Beweise anführen könnte: und doch, wenn einer die päpstliche Hoheit in Zweifel ziehen will, der muß gleich das dictum hören, das Christus zu Petro gesagt: Tu es Petrus etc. Item pasce oves meas (S. 28.)“ (Dies sind nach Rec. Meynung argumenta ad hominem catholicum). — — — „Ob zwar die Bettelmönche (der Franziskaner und Kapuziner) mit dem Gelde nichts zu thun haben wollen, so haben sie doch alle

bey

bey ihren Klöstern einen Rentmeister, der statt ihrer ihre Meßgelder, und zugetragene Opfer und andere ausgekünstelte Intraden einnimmt, den sie ihren geistlichen Vater nennen, und der die Geschicklichkeit hat, also zu wirthschaften, damit seine lieben geistlichen Söhne jederzeit in gutem Futter unterhalten werden. Es ist von ihnen schon längstens das Sprichwort entstanden: diese Herren leben von der Armuth und von gut Essen und Trinken. Ja was nur von dem Lande der Stadt zugetragen wird, das liefe auf die Klöster zu." (Weil man es ihnen theurer bezahlt, und überdies ein geistlich Geschenk mittheilt) „Die Kapuziner" (Rec. glaubt, die Theatiner, welche auch ihren Orden de providentia benennen) „haben ein Glöcklein, dessen Bedeutung schon jedermann bekannt ist, welches sie im Fall Bedürfens anziehen, worauf dann aus Mitleiden gegen diese heil. Leute ihnen über Nothdurft zugetragen wird. Ein gewisser Bischof sagte: Es wäre besser, wenn man einem Türken als einem Kapuziner ein Allmosen reiche (S. 54) — — — Eine Nenne fragte Christum: Welche Wunde ihn am meisten geschmerzet? und erhielt die Antwort: die Schulterwunde, welche ihm die schwere Last des Kreuzes zum Berge Golgatha gedruckt. Auf dieses Angeben hat man auch besondere Gebete und Andachten gemacht: Zur Schulterwunde Christi. (So wie die Jesuiten die Andacht zum fleischernen Herzen Jesu ausdachten und einführten) Auch kömmt daher, daß man iezt haarklein weiß, wie viel tausend Streiche Christus in seiner Geißelung gelitten, nämlich gerade 6666, keinen drüber und keinen drunter; mehr: 30 Faustsreiche auf den Mund, und eben so viel auf das Haupt, Arm, Brust, Schultern und Schenkel. Davon kommt auch her der heil. Veronika abgedrucktes Schweißtuch von dem heil. Angesicht Christi. S. 159. (Dem Rec. wurde solches in der kais. Schatzkammer zu Wien als ein großes Heiligthum gewiesen. Als er nachher von ungefähr vor diesem Bilde stand, und in sein Tagebuch was einschrieb, meynte der Aufseher, er wollte dieses Bild nachzeichnen: er sagte ihm also ganz nachdrücklich: es wäre sub poena excommunicationis latae sententiae verbothen, dieses Bild zu kopiren). — — — In den Kirchen hat man alle Ecken mit Altären besetzt, und solche nach eines jeden Gout den Heiligen gewidmet, auch unter diesen die Austheilung gemacht, in welchen Nothfällen man diesen oder jenen anlaufen, und vor ihren Altären Messe lesen lassen und Hülfe erlangen soll. —

Ja auch der Bauern und Landleute Pferde, Ochsen, Kühe und Schweine, Hüner und Gänse, stehen unter der heiligen und priesterlichen Besorgung 2c. (S. 62). — — Der Dominikanerorden (noch mehr der Jesuiterorden) hat eine eigene Obligation auf sich, daß, wo etwas wider den Papst und seine Satzungen vorgebracht und machinirt werden sollte, sie solches alsobald ihren Superioribus im Kloster, und diese dem Patri provinciali, der Provinzial dem Patri generali in Rom anzuzeigen und einzuberichten haben — in welchen Fällen sogar der Beichtvater *Sigillum de non manifestando* nicht beobachtet werden darf. (S. 64 und 65) — Der Verf. kanns nicht begreifen, wie die Höfe wider alle Politik oft Kardinäle und Prälaten zu den größten Staatsministern erheben konnten. (S. 66). Rec. hält auch dafür, daß es eben so unpolitisch sey, Bischöfe im Lande zu dulden, die dem Papst folgenden Huldigungseid zuschwören müssen.

„Ich will helfen das römische Pabstthum und die Regalia des heil. Petri beschützen; ich will die Rechte, Ehre, Privilegia und das Ansehen der heiligen römischen Kirche, unsers Herrn Papstes und seiner Nachfolger zu erhalten und zu vermehren trachten. Ich will nicht dem Rathe (Rathsversammlung) beywohnen, darinn etwas präjudicirliches wider unsern Herrn, oder den Staat und die Macht der Kirche machinirt wird: und wenn ich in Erfahrung komme, daß dergleichen von einigen Menschen vorgenommen werden, will ich es nach Vermögen hindern, und bald möglichst (nach S. 65. mit unterlegten Posten) unserm Herrn offenbaren. Ich will alle, die wider unsern Herrn, den Papst, rebelliren, nach Vermögen verfolgen und bestreiten 2c. V. Pontificiale Romanum Clementis VIII. Romae 1595.“ Gleichwohl schleichen sich in dem protestantischen England katholische Bischöfe ein, und in deutschen protestantischen Landen wohnen Bischöfe, die diesen Eid geschworen haben.

Wo in der Welt war je der Monarch, der in den meisten Europäischen Staaten, ja wohl auch in den übrigen drey Welttheilen, so viele angesehene beeidete Unterthanen, Spionen und Vertheidiger zählte? — Papst Marcellus II. hat bey einer Deliberation über Religionssachen, in praesentia seiner Kardinäle auf den Tisch geschlagen und gesagt: Non video, quomodo, qui hunc locum altissimum tenet, salvari possit. (S. 38) Der Jesuit Alphonsus Salmeron schrieb

folgen-

folgendes übers Verbot des Bibellesens: Qui a sacris literis legendis arcet homines, in quibus leges scriptae sunt, Exleges et filios Belial effecit homines. (S. 37) Jakobus Echard, ein Mönch zu Paris, schrieb: „Alle Mönchsorden haben ihre Fabeln, die durch die Länge der Zeit" (der Grund, warum es jedem Katholiken und jedem andern Orthodoxen so schwer fällt, auch die ungereimtesten Meynungen abzulegen) „also bevestiget sind, daß sie sich ein Gewissen machen, ihnen keinen Glauben beyzumessen." (S. 61) Auf der Universität zu Turin (kaum sollte dies Rec. von Turin glauben, indem iezt die Jesuiten daselbst in sehr großem Ansehen stehen) haben zween Professores (Dominikanermönche) vor einiger Zeit unter andern auch folgende Sätze publice ventilirt: Papa est fallibilis, etiam in materia Religionis, quamvis loquatur ex cathedra. — Confessio auricularis est instituta per legem positivam, et subrogata antiquae poenitentiae publicae. — Sanctus Apostolus Petrus non est caput Ecclesiae. — De purgatorio nulla erat cognitio in primis Ecclesiae seculis. — Iurisdictio Episcoporum est nata ex usurpatione et tolerantia venerabili Principum. — Immunitas realis, personalis, localis est Phantasma Cleri. (S. 75—80) — Rec. wünscht dem österreichischen Staate recht viele dergleichen denkende Geistliche, dann soll ein gesegneter Fortgang des Kirchenreformationswerks den ruhmwürdigen Bemühungen des Kaisers entsprechen.

Nr. 68.

Lob und Ehrenrede auf Herrn Patritius Faß. Mit dem Preise der 200 Drachmen gekrönt von der erlauchten, ehrenfesten und hochansehnlichen Akademie der Wissenschaften zu Neuabdera im Ländlein Puzlitopien also gesezt und producirt von Adam Baruch Linkeldarum. Neuabdera, im Selbstverlag der Akademie.

Aus dem, was wir bisher von P. Faß gehört haben, muß er ein rüstiger polemischer Klopffechter seyn, und würde den Pendant zu dem hochberühmten P. Merz in Augsburg und Hrn. Götze in Hamburg geben. Er soll sich (und dies zwar,

wie er selbst in seinen Schriften rühmt, auf Befehl und Sendung Sr. Eminenz des Hrn. Kardinals von Migazzi) auf der Kanzel und in Streitschriften mit allen denen wacker herumtummeln, sie nach Art orthodoxer Zeloten weidlich beschimpfen, verketzern, und verdammen, die auch nur ein Jod vom ächtkatholischen Hildebrandischen Glaubenssymbolum wollen abgeändert wissen. Der Verf. sagt: „P. Faß sitzet mit seinem Fliegenwedel auf dem Thurmknopf des Felsen Petri, und jagt die garstigen Fliegen weg, die den Fels einstürzen wollen S. 19." Was soll das heißen? Ist das Witz? satyrische Lache? Und so fade Sarcasmen findet man auf jeder Seite.

Nr. 69.

Warum antwortet Eibel seinen Gegnern nicht? beantwortet von einigen katholischen Theologen, nebst einer Widerlegung der in Straßburg erschienenen Schrift: Noch einmal, was ist der Pabst? Herausgegeben von Joseph Richter. Wien bey Kurzbeck. 1782. in 8. 56 S.

Wenn Hr. Richter diese Frage stellte, so könnte man ihm und Consorten die Antwort geben: Hr Eibel antwortet deswegen seinen Gegnern nicht, daß junge, rüstige Schriftsteller keine Gelegenheit mehr fänden, ohne Noth flachsinnige Streitschriften zu schmieren.

Nr. 70.

Brüderliche Vorschläge und Wünsche an katholische Christen, von einem Akatholischen. 1782. in 8. 64 S.

Ist eine Rede, durch die ein Protestant die Katholiken dazu vermögen will, sich mit Akatholiken zu vereinigen, und sie als Glaubensbrüder zu lieben, oder noch wenigstens nicht zu hassen und zu verdammen. Der Verf. meynts, wie viele seiner Vorgänger, herzlich gut, bringt auch darüber gute, aber schon manchmal gesagte Beweggründe bey, und giebt sich viele Mühe, diese dem gemeinen Katholiken durch einen warmen Vor-

Vortrag recht ans Herz zu legen. Aber dadurch fällt sein Vortrag sehr ins Weitschweifige, und er will mehr rühren, als überzeugen. Auf diese Art gelingt es freylich bisweilen, der Wahrheit den Eingang ins menschliche Herz zu öffnen: aber sie gewinnt dadurch keine bleibende Stätte, wenn nicht zum Voraus durch einleuchtende Gründe Abänderung der Denkart in dem Verstande ist bewirkt worden. Zuweilen vagirt der Verf. ganz außer seiner Sphäre, und schreibt wahren Nonsens, z. B. S. 26. vor und nach kein Wort vom Papste. Dem Katholiken so gerade zu seinen Aberglauben emphatisch vorzuhalten (S. 42. u. f.), mag rednerisch seyn, aber es ist nicht empfanglich für den Verstand und die Gemüthsbeschaffenheit eines in der Lehre des Papstthums erzogenen Katholiken, dem der Mönch von der Kanzel alle die abergläubischen Hokuspokus als unfehlbare Mittel anrühmt, wodurch er den Himmel gewinnen kann. Was für Vortheile hat also die österreichische Reformationsanstalt von der Menge ihrer inländischen Verfechter, wenn fast keiner die Waffen, keiner die Streitart kennt, mit der man die Gegner bekämpfen soll?

Nr. 71.

Olympus oder die Götter und Menschen. Von Mann ohne Vorurtheil. Siebenter Auftritt. Wien bey Hartl. in 8. S. 28.

Auch bey den winzigsten Broschüren, die die Herren Büchelschreiber in Wien zusammenstoppeln, bemerkt mans doch, wie sauer es ihnen manchmal wird, den Bogen voll zu klecken. Sie holen so weit aus, nehmen Gemeinörter, Tavtologien, Deklamationen, und alle nur mögliche Kunstgriffe an Ideen und Sachenkenntnissen ärmlicher Vielschreiber zu Hülfe, um den Galimathias zu dehnen. Manchmal kömmt erst auf den letzten paar Seiten das vor, wovon der Titel paradirt. Das Vorhergehende hat damit nicht den mindsten Zusammenhang, und enthält lauter aus der Luft gegriffene Dinge. Man lese das Ganze in diesem Büchelchen auf Wienerdeutsch vorgetragene Gespräch des Plato und Diogenes, und wenn man damit zu Ende ist, so wird keine Seele errathen können, was das ganze Gewäsch mit dem Titel: Olympus gemein haben, oder sonst zu einem nützlichen Zwecke beytragen könnte.

Nr. 72.

Kleiner Staats- Religions- und Reformationskatechismus fürs Jahr 1782, und wann (wenn) es seyn muß, vor (für) alle Zeiten. Zum Nutzen der Geistlichen nnd Weltlichen in zwey Hauptstücken verfaßt. 1782. in 8. S. 43.

Der Gedanke, dem Volke bey diesem Zeitpunkte einen solchen Katechismus in die Hand zu geben, ist alles Beyfalls würdig. Allein das ist auch alles, was wir an dieser Schrift loben können. Die Ausführung davon ist gänzlich mißrathen, und der Verf. hat zum Volkslehrer nicht die geringste Anlage. Das, was er in seinem Katechismus vorträgt, und die Art des Vortrages, ist herzlich schlecht. Man glaubt, the logische Gutachten irgend einer katholischen Winkeluniversität zu lesen, so scholastisch, terminologisch, fakultätsmäßig ist das Ding dem Inhalte und Vortrage nach hingeschmirt. Man höre nur: „Fr. Kann man wohl in der christlichen Kirche eine gesetzgebende geistliche Macht anerkennen, auch solche Gesetze zu geben, oder gegebene handzuhaben, die dem Staate schädlich sind; ja wäre nicht vielmehr die wirkliche Anmaaßung u. s. w. noch ein halb Dutzend Reihen für die Frage." — — Doch welcher Christenmensch wirds nicht müde, sich so ellenlange Fragen vorlegen zu lassen? Und dann erst die seitenlange Antwort ganz nach dem Sinne der papistisch gesinnten Hierarchisten? —

Nr. 73.

Quodlibet, oder politisch- kritisch- moralisch- historisch- ästhetische Abhandlung über Thurmspitzen, Feuerspritzen, Besenbinder, Kannengießer, Beutelschneider, Pastetenbecker, Kapuzinerbärte, Hebammen, Reifröcke, Dintenfässer etc. etc. zum Nutzen und Frommen der schreibenden und zur tröstlichen Erbauung der lesenden Welt, bey dieser fiebermäßigen Schreibezeit abgefaßt und zusammengetragen von Hans Christel Skribulus, der freyen

Künste

Künste Meister und vieler gelehrten Gesellschaften Ehrenmitgliede. 1782. in 8. S. 28.

Soll Satyre auf die wienerische Vielschreiberey seyn. Es ist aber alles platte, gewitzelte, ekelhafte Spaßmacherey. Der Verf. wähnt: „das Publikum würde doch darob seine Freude haben. (S. 4)" Ja! das Publikum des Kasperle im Leopoldstadttheater!

Nr. 74.

Ein Dorfschulmeister auf die Frage: Was ist der Pabst? Von dem Verf. des vertrauten Mönchs. Wien 1782. in 8. S. 104.

Der Verf. ist wohl einer der verschmitzten Mönche, die bey einbrechender Morgendämmerung den Erwachenden die Augen zudrücken, und sie aufs neue in Schlaf zu wiegen verstehen. Es liegt nämlich den Mönchen nur gar zu viel daran, den großen Haufen stets im Wahn und Aberglauben, in Vorurtheilen und Irrthümern zu erhalten. — Ad captandam benevolentiam des kathol. Wiener Pöbels, läßt der Verf. seinen Dorfschulmeister narriren und possenreissen: dann kramt er all den Wust von polemischer Gelehrsamkeit aus; hinter drein schimpft er auf Eibel und Eibels Anhänger, wie ein Bootsknecht. So machts der Marktschreyer und Quacksalber. Um Leute an seinen Marktstand herbey zu locken, muß vorerst Hanswurst und Kolumbina auftreten: dann producirt er sich, sein Kleid, seine Attesten von Selbstweisheit, von verrichteten Kuren: nun rückt er mit seinen Salben und Pillen hervor, schreit sie als Universal- und Wundermittel aus, und erklärt alle andere Arzneyen für pestilenzialisch Gift und Geifer. — Der Schulmeister, (welcher Kontrast mit dem Schulmeister in den Mönchsbriefen!) polemisirt trotz eines P. Merz, und hauet mit Sprüchen und Sentenzen aus der Schrift, den Vätern, Concilien und päpstlichen Bullen links und rechts um sich, wo dann die ketzerischen Wienerbroschüranten Hieb auf Hieb bekommen. „Hr. Eibel, dieser seine Hr. Landrath, der von der Kaiserinn wegen seiner allzufreyen und anstößigen Lehrart von Wien entfernt wurde (S. 8.); *) diese

*) Das Factum ist wirklich wahr. Kardinal Migazzi bewirkte diese Verweisung. Dieser zudringliche Zelote, dieser geschworne

diese recht wohl gefütterte Hofkatze, die ihrem Herrn mit Schweifwenden schmeichelt, und nimmer aus dem Gesichte läßt; (S. 77.) dieser beym Einzuge des Papstes zu Schanden gewordene Aman (Haman) (S. 99.); diese giftige gefährliche Schlange (S. 101.) — kurz: Hr. Eibel, ein Feind des Papstes und ein verhülltprotestantischer (ärger weiß der Pöbel in Wien einen nicht zu schimpfen, als wenn er ihn einen Lutheraner nennt) Landrath" (S. 104.) kömmt am schlimmsten davon. Zum Glücke sind dies unter Josephs Regierung lauter Luftstreiche. — Ein paar Nachrichten ihrer sichern Wahrheit wegen wollen wir aus dieser polemischen Schmähschrift hieher setzen: „Es ist uns gar zu bekannt, mit welcher Frömmigkeit, Ehrerbietung und Liebe das gute österreichische Volk den heiligsten Vater empfieng. Aus den Augen wahrer christlicher Kinder flossen Freudenthränen, und tausend Segenswünsche stiegen aus dem Herzen zu dem Himmel, für dessen heiligste Absichten den Beystand Gottes zu erbitten. (S. 97.)" Alles wahr! Rec. weiß es überdies aus dem Munde glaubwürdiger Männer, daß viele aus dem Pöbel bey Ertheilung des päpstlichen Segens mit der Hand an die Brust schlugen, und dabey (wie dies Katholiken bey Aufwandlung der consekrirten Hostie zu thun pflegen) sprachen: „Herr Papst dir leb' ich! Herr Papst dir sterb' ich! Herr Papst dein bin ich todt und lebendig! — Die zweyte eben so wahre Anekdote ist, daß Hr. Eibel, als er sich auf dem Platze, wo der Pöbel versammelt war, und den Segen des Papstes erwartete, einmal sehen ließ, gewiß wäre mißhandelt worden, wenn ihn nicht seine Freunde gerettet hätten. Was sagen die Leser von dieser Zubereitung der Wiener zum Reformationswerk? Und dann erst das Volk in den Provinzen? Und zu den süßen Träumen so vieler Protestanten?

Nr. 75.

Etwas mehr als Anmerkungen zu der ersten Vorlesung, welche Hr. Hofrath von Sonnenfels in diesem

ne Sachwalter der Sache des Papstes und der Mönche beängstigte manchmal die Kaiserin mit Religionsbesorgnissen für Ihr Land so sehr, daß Sie in quälender Gewissensängstlichkeit — — —

sem akademischen Jahre gehalten hat. Von Hoffmann. Wien bey Schönfeld. 1782. in 8. S. 24.

Nichts mehr, nichts weniger als sehr übertriebene Lobespreisungen der Verdienste des Hrn. von Sonnenfels in deklamatorischem Tone von einem tiefgebeugten Verehrer, „dem jedes seiner Worte ehrwürdig ist, und der es mit Dank und Begierde auffaßt, als Worte eines Mannes, der die Wienerwelt denken gelehrt hat, und noch lehrt; der das Licht aufsteckte, die glückliche Morgenröthe hervorgehen machte, alle Seelen aus dem Schlummer weckte, Dummheit und Aberglauben von Satrapen bis zur letzten Mönchskappe hinab, aufschreckte, — — eines Mannes, von dem man alles gesagt hat, wenn man ihn nennt: Sonnenfels (S. 3 und 4)." — Und nun der Uebergang vom Lobe des Mannes, „den man wegen seiner Größe nur mit stiller Ehrfurcht bewundern muß" zu den ausgehobenen Stellen der alles übertreffenden Vorlesung des erhabenen Redners. Litteraturleeren Wienerstudentchen kann mans zu gut halten, daß ihnen Sonnenfels noch alles in allem ist. Aber sollte Weihrauch, so übermäßig gestreut, einem verdienstvollen Manne nicht wirklich beschwerlich fallen?

Nr. 76.

Ist die Kirche in dem Staate, oder der Staat in der Kirche? Ueberlegte Gedanken. 1782. in 8. S. 128.

Wiederum ein eingefleischter Mönchsvertheidiger! Man lese nur ein Paar seiner erzdummen, widersinnigen Behauptungen: „Die seligmachende Kirche ist älter als die politischen Staaten: folglich sind diese in der seligmachenden Kirche, nicht aber die seligmachende Kirche in den Staaten. — Die seligmachende Kirche erstreckt sich weiter, als die politischen Staaten, folglich muß man sagen: Ein Staat ist in der Kirche, nicht entgegen, die Kirche ist in dem Staate (S. 6)." Rec. will sich nicht mit Widerlegung solcher dummkatholischen Aftersätze abgeben. Indessen kann man hier sehen, welch ein Geist in den Mönchen und Mönchischgesinnten noch herrsche, und wie sehr diese am Papstthum und geistl. hierarchischer Gewalt kleben, wie sie alle die

Pfeiler einer wohlbestellten bürgerlichen Regimentsverfassung untergraben, und die Protestanten mögen sehen, wie weit entfernt noch die gerühmte allgemeine Aufklärung ist.

Nr. 77.

Gedanken von denen (den) Canonicis oder Domherren, und ihren Präbenden eines deutschen Patrioten. Wien 1782. in 8. S. 87.

Mit Vergnügen hat Rec. diese kleine Schrift gelesen. Der Verf. redet mit Kenntniß und als Patriot. Hier ist ein Skelet dieser Broschüre. Die Clerici sind Herren und Regenten der Kirche, die Layen sind vom Regimente ausgeschlossen, und werden als Unterthanen betrachtet: Lehrer aber waren schon in der Kirche, ehe es noch Bischöfe und Vorsteher gab. Jeder, der die Gaben hat, kann ein Lehrer seyn. Besserer Ordnung willen sind nun einige zum Lehramte bestellt worden. Als sich aber die Clerici die Verrichtung des Gottesdienstes ausschließender Weise zueigneten, so entstanden unter ihnen mancherley Stuffen. Sie theilten sich in Clericos titulares und wirkliche Geistliche. Letztere hielten sich gemeiniglich an eine gewisse Kirche, und wurden Canonici genannt, und halfen dem Bischofe die Kirche regieren. Zu Ende des achten Jahrhunderts erschien eine neue Art von Canonicis. Chrodogangus, Bischof von Metz, führte eine gewisse Disciplin bey ihnen ein, die aus Mönchseinrichtungen zusammengesetzt war, und ließ sie in Collegien bey einander wohnen. Carl der Große erweiterte diese Anstalten, stiftete Kathedralkirchen, um das Wort Gottes sowohl, als auch Wissenschaften und Sprachen zu lehren. Die Lehrer wurden ebenfalls Canonici, und von der Regel, nach der sie leben sollten, regulares genannt. Es waren also die Canonici lehrende Personen ex cathedra. Im zehnten Jahrhundert verließen sie die alte Disciplin. Im eilften Jahrhundert wurde einigen das Gelübde der Armuth auferlegt. Daher Canonici regulares und seculares, beydes unschickliche Benennungen. Dies ist ein kurzer Begriff von dem Ursprunge der Canonicorum. Wer von ihren Einrichtungen, weitern Progressen, Regeln, Präbenden, Collegiis, verschiedenen Gütern und Würden, Noviziaten, Vorschriften und zu beobachtenden Gesetzen genauer unterrichtet seyn will, den verweisen wir auf diese

diese Schrift selbst. Aus der Geschichte ist klar zu ersehen, daß die Canonici zur Arbeit, und einem regelmäßigen gesellschaftlichen Leben bestimmt waren. Sie sind aber ganz davon abgewichen. Ihre Arbeit besteht (S. 64) in einem täglichen Breviergeplapper, in einer Geld einbringenden Residenz und etlichen Horis canonicis, zu deren Absingung sie aber nicht ihre adeliche Lunge strapaziren, sondern sie von Choralisten und Domvikarien abplärren lassen. Zu der dreymonatlichen Residenz bequemen sie sich, denn sie trägt Geld ein. Das Brevier kann man auch am Spieltisch und an der Toilette der Maitresse beten. Und wenn die Jagd dazwischen kömmt, kann man wohl die Horas minores weglassen, denn nach den Grundsätzen jesuitischer Probabilisten Ecclesia est benigna Mater, dispensans in commodum filiorum. Sonst weiß jedermann, daß die übrige diminutive Beschäfftigung der Domherren für die Kirche, den Staat, oder das bürgerliche Leben nicht den mindesten Nutzen habe. Der Verf. fragt: „Wenn in unsern erleuchteten Zeiten ein Projektant einen aufs feinste ausgearbeiteten Plan vorzeigte, wie alle Müßiggänger von Profession, oder die sich dem Müßiggange und andern Lastern ergeben wollen, bequem und reichlich versorgt werden können; wie würde eine weise Regierung einen solchen Plan ansehen? Und doch ist ein solcher Plan in denen (den) Stiftern vorhanden, ja sogar kanonisirt.“ Da die Verfassung der Domherren nichts weniger, als dem Geiste des Christenthums (und wir setzen hinzu: einer guten Staatsverfassung) gemäß ist; so untersucht der Verf. von S. 68 an, wie dem Uebel zu steuern wäre. Bey dieser Gelegenheit wird von den Schenkungen Konstantins, Pipins, und Karls des Großen gehandelt, womit sie den römischen Papst und die Geistlichkeit bereichert haben, welche Güter dann alle nach den absurden Behauptungen der romanischen Kanonisten, ein heiliges unwiderrufliches Eigenthum Gottes und Christi sind. Karl der Große nahm den überwundenen Sachsen die Güter weg, baute überall Kirchen und Klöster, nannte die in Städten neugebauten Kirchen Cathedrales, weil man darinn die heil. Schrift (Kanonische Bücher) auch weltliche Wissenschaften und Sprachen vom Katheder auslegte und lehrte. Es waren also die Kathedralkirchen eigentlich Schulen, auf welchen die Canonici Lehrer, die Bischöfe Rectores waren. Die Canonici müßten daher in ihre erste Lehrergestalt zurück gesetzt werden, im Falle sie tauglich dazu wären; oder

müßten

müßten ihre Güter zu andern dem Staate und gemeinen Wesen nützlichen Anstalten zu verwenden angehalten werden. (Das wäre wohl auch das gescheiteste) Man mag es betrachten von einer Seite, von welcher man will, so sind die Canonici die unnützesten Corps in der kathol. Hierarchie. Die Bettelmönche haben wegen ihrer Scheinheiligkeit und Heucheley doch noch Hochachtung bey dem Pöbel; die Canonici dienen allen Menschen zum Sprichwort. Einer, der auf dem Sopha liegt, alle Bequemlichkeiten und Ergötzungen des Lebens genießt, dafür sich um nichts in der weiten Welt bekümmert, den ganzen Tag müßig geht, und Abends bey der Complet, (der letzten hora canonica) wenn er wohlgemästet den Bauch zur Ruhe legt, noch den Hymnum beten muß:

> Procul recedant somnia
> Et noctium phantasmata
> Hostemque nostrum protege
> Ne *polluantur* corpora,

der ist wohl ein unnützes Geschöpf. Wenn man wahrnimmt, daß man nur einige Mönchs- und Nonnenklöster aufhebt, die unnützen Kanonikatstifter aber fortdauren läßt, so sieht man wohl, daß gute Freunde und Macht haben in der Welt viel hilft.

Nr. 78.

Das Miserere der gnädigen Frauen über die Fatalitäten der gegenwärtigen Zeit. 1781.

Ein Dialog zwischen einem Kammermädchen und ihrer gnädigen Frauen, so albern, als man sichs wohl nicht denken kann, mitunter erbärmliche Reimereyen. — Doch der Verf. sagt selbst: „Nihil est in loculis: ergo muß man Pfeifen schneiden, weil man im Rohrbusch sitzt. Vorr.“ Wie elend!

Nr. 79.

Bitte an den Kaiser von der katholischen Gemeine zu Wien, in Betreff ihres Oberhirten (des Kardinals von Migazzi). Ich berufe mich auf den Kaiser.

ser. Paul. Apostelg. 26 K. 11 V. zum Druck befördert durch Traugott Christ. 1783.

Im religiösen Epistelton läßt der Verf die Wienergemeine *) den Kaiser bitten, daß er den Erzbischof dahin vermöge, sich zu erklären, ob er die getroffenen Neuerungen in Kirchensachen gut und löblich finde, oder nicht. Ich dächte der Verf. und ganz Wien wüßten es zur Genüge, wes Geistes Migazzi sey, der heimlich und öffentlich die Sache des Papstes, der Jesuiten und der Mönche unterstützt; der zu Zeiten der höchstsel. Kaiserin jeden denkenden Mann drückte, verfolgte, nicht eher ruhte, bis er ihn, wo möglich, stürzen konnte, und an dessen Platz einen Bigotten zu setzen suchte; der den jungen Klerus ganz im Geiste eines Mazzioli, Lachenbacher und Faß will unterrichtet und gebildet wissen, und Eibels Lehren anathemasirte; der Blarern verfolgte, der nur durch bedrohte Sperrung der Temporalien konnte dahin gebracht werden, seiner Christengemeine die Lesung der Bibel zuzugestehen, der noch beständig Exjesuiten zu intimsten Rathgebern und Amanuensen hat, deren Ordensbrüder zu den angesehensten Lehr- Pfarr- und Domherrnstellen zu befördern sucht, und ihre Ränke zur Auflebung ihres nur dem Schein nach erloschenen Ordens auf alle nur mögliche Art unterstützt. — Zu was noch Worte, wenn Thatsachen so laut sprechen? Möchten doch katholische Regenten einsehen (wie mans schon vor drittehalbhundert Jahren in der protestantischen Kirche einsah) daß ohne Einsturz der römischen Hierarchie gar kein dauerhafter Grund zur Kirchenreform mag gelegt werden.

Nr. 80.

Vorstellung der Gemeine von Wien an ihren Oberhirten, bey Gelegenheit seiner Zeitungserklärung.

Auf

*) Wohl ein kleines, sehr kleines Häuschen des Wiener Publikums, denn die meisten Einwohner sind geschworne Pfaffenfreunde, wollen nichts von Kirchenreform hören noch wissen, und bleiben den Denkern zum Troz beym Alten. Freylich hört man iezt auch in mancher Gesellschaft oft sehr ungesalzene Spottreden wider Religion und Kirchendiener, aber dies ist nicht die wahre Art frey zu denken. Zudem lassen die Leutchen sichs meist bald wieder reuen, und beichten am nächstkommenden Heiligenfeste ihren Frevel. Rec.

Auf Weihnachten des Jahres 1783 zum Druck befördert von Gottlieb Geistreich. Wien bey Hartl.

Dem Hrn. Kardinal Erzbischof **Migazzi** rechnet es der Verf. zum Uebelstand seiner Würde und seines Amtes, daß er durch eine Zeitungsnachricht gewisse Zumuthungen von sich abzulehnen sucht, und nicht vielmehr durch ein Pastoralschreiben seine Gemeine belehret, und der so heilsam angefangenen Kirchenreform beywirkt. Doch wie gesagt, das läßt sich von einem päpstlich geschwornen Oberpriester am wenigsten erwarten, und so lange ein **Migazzi** als Oberhirt seine Schäflein auf die Weide führt, so wird wohl die Gemeine (a priori fit denominatio) eben dieselbe verbleiben, wie sie der Verf. selbst S. 13 und 14 beschreibt: „Eine zerstreute Heerde ohne gewissen Hirten; eine Gemeinde, die widersprechend belehret wird, wo man über Meynungen streitet, statt in Thätigkeit wettzueifern; wo es eine eigene Religion des Gelehrten, und eine des Ungelehrten giebt; wo Religion häusliche und bürgerliche Eintracht stört; — wo Gatten darüber uneinig sind, Bruderliebe erkaltet, Eltern ihre Kinder plagen, und diese jene minder schätzen; wo man zittert, weint, für einander betet, ermahnt und verdammt oder bemitleidet, verspottet, sich quält oder flieht; wo jedes süße Gefühl häuslicher Glückseligkeit verschwindet. Was im Häuslichen geschieht, findet nicht weniger im Bürgerlichen statt. Man feindet sich an, und verhindert sein wechselweises (gegenseitiges) Glück; vermeidet und verfolgt sich sogar. An Einem Sonntage hört man oft in einer Kirche das Entgegengesetzte von dem, was in der andern gelehret wird. Seelsorger stehen gegen Seelsorger in öffentlicher Fehde, und wechseln gedruckte Streitschriften. Selbst in den wichtigsten Geschäften spüret man diesen schädlichen Einfluß, und **Männer**, die des Staats gemeinschaftliches Wohl einigen sollten, theilen sich in Partheien. Selbst gegen die Oberherrschaft würde dadurch mancher Bürger Mißtrauen haben, wenn das überwiegende Gefühl der Liebe es zuließe. **So ist die Gemeine von Wien.**“ Dies schreibt ein Wiener, und ein Mann, an dem man Eifer fürs Gute, und eine körnigtere Schreibart, wie sie sonst bey den jungen Wiener Scribenten gewöhnlich ist, loben muß. Diese Schilderung sieht freylich der nicht ähnlich, die man sich in der Ferne von dem wienerischen Reformwesen macht;

von

von jenem in den Provinzen nichts zu erwähnen, wo es noch höchst dunkel, und fast ganz nach der alten bigotten Art aussieht. Man sehe nur Schlötzers Staatsanzeigen. — Doch ists Grille, wenn der Verf. sich eine Kirche idealisirt, wo nur „Ein Hirt und Eine Heerde ist, wo man nur eine gleichförmige Lehre höret; — wo die Religion des Gelehrten und Ungelehrten, des Vornehmen und Geringen, die nämliche ist. S. 11." Ja wenns den Religionslehrern nur darum zu thun wäre, dem Volk seine Pflichten zu lehren: Gott und den Nächsten zu lieben, und das zu thun, was recht ist; nur das zu lehren, was zum Heil und Realnutzen des Staates und Privatbürgers abzwecket; nicht aber was, wie viel, und wie man Geheimnisse glauben soll, und bekennen müsse, da wäre wohl Einigkeit aller Weltreligionen zu hoffen.

Nr. 81.

Der vertraute Mönch an seinen über den entworfenen Religionsplan bekümmerten Mitbruder. Wien, (dem Titel nach, aber nicht daselbst, sondern zu Bamberg bey Göbhard gedruckt.) 1782.

Ist das Schreiben eines wildeifernden Mönchs an seinen Mitbruder, worinn er seinem Kaiser, dem um die Aufklärung seiner Unterthanen so verdienten Monarchen, unter der Maske des Lobes die ungerechtesten Vorwürfe macht. Um die Bosheit des Verfassers zu zeigen, wollen wir einige Stellen ausheben. Der verkappte Mönch erinnert den Kaiser an seinen bey der Salbung 1763 geschwornen Eid, die Kirche zu schützen, deren Freyheiten und Rechte zu handhaben, und ihr Wohl zu fördern (S. 4). Er sagt: er hoffe nicht, daß Joseph II. wie Saul, sich des geweihten Rauchfasses anmaßen werde; wie der babylonische Fürst die geheiligten Geschirre aus den Tempeln entwenden (S. 5), wie der Sultan die heiligen Orte mit ungerechten Abgaben belegen (S. 6), wie Peter III. Zaar in Rußland die Gefälle der Priester durch unerlaubte Auflagen beschneiden (S. 7), wie Jeroboam die Hände gegen die Priester ausstrecken, wie Achab fremder Güter sich bemächtigen, oder gar den Opferstock des Tempels berauben werde (S. 8); daß er sich nicht durch künstliche Schelmstreiche seiner Minister werde täuschen und bewegen

gen lassen, die Einkünfte der Klöster (wie vormals der geldhungrigste Jude der Zunft Ephraim so was ähnliches im Sinne hatte (S. 9); oder wie Judas der Schelm nur um zu stehlen, die Armen in Vorschlag brachte (S. 14); zur Stiftung mehrer Spitäler, Kranken- Waisen- Findel- und Armenhäuser, *) zum Gehalt öffentlicher Lehrer und Verbesserung der weltlichen Amtsbesoldungen zu verwenden (S. 10), daß er nicht noch mehr (wie schon durch Aufhebung der bey Schulen mit weltbreitem Ruhme aufgestellten Jesuiten geschehen) durch Verminderung der Mönche die gute Erziehung der Jugend, die Fortblühung der Gelehrsamkeit und Wissenschaften, hindern, (Risum teneatis amici!) S. 13; die Noth der Dürftigen und Nahrungslosen (die nämlich sich vorhin von Klöstern, wie die Wilden in Paraguay von zwo Handvoll Reiß, nähren mußten) vermehret werde (S. 14); daß er nicht wie Tyrannen Lebendige ins Grab verscharren, das heißt: „ganze von der Kirche Gottes gebilligte, von den weisesten Reichsfürsten mit Freude aufgenommene, bisher beschützte, und von dem Volke (dem von Mönchslehren verrückten Pöbel) als nützlich geliebte geistliche Gemeinden in eine einzige Grube zusammen zu werfen, dies ist nicht einmal in fürchterlichen Pestzeiten geschehen (S. 15); daß er nicht die Gott geweihte Zunft des neuen Levi aus ihren stillen Gezelten in das verderbte und rauschende Babel zurück führen, weder jene Quellen ihnen abgraben werde, woraus ihre Labung entspringt (S. 18); daß er nicht Beneficien und geistl. Pfründen, dem letzten Willen der Stifter schnurgerade zuwider gewaltsam einziehen (S. 20); nicht nach dem lästerlichen Beyspiele der Isauren und Kopronyme, die Priesterwohnungen und geistlichen Häuser in Kasernen und Pferdebehältnisse verkehren (S. 21); daß er nicht in seinem Reiche Gährungen über Gährungen entstehen, das Land dem Weheklagen und Murren, Sich selbst **) nicht schlimmern

*) Man sieht, wie der Mönchgeist das menschliche Gehirn verrücken kann, da er es selbst für verdienstlich ausgiebt, Alten, Armen, Kranken, Waisen und Wittwen die Quellen der Wohlthätigkeit zu entziehen, und sie breitschulterigten Mönchen, gemästeten Faulenzern und verderblichen Heuchlern zuzuwenden. Rec.

**) Warum führt der saubere Verf. nicht die Königsmorde von Ravaillac und dem Jesuiten Malagrida an; warum macht er

mern Folgen aussetzen werde, als im 15ten Jahrhundert wegen der Annaten entstanden (S. 22); daß er sich nicht so vieler tausend geistlichen Fürbitter, die bey einem Kriege wie Moses die Hände in die Höhe hoben, (dazu müssen sie im Kriege zu träge seyn) berauben möchte (S. 27). Denn „im letzten „Türkenkriege hat ein einziger in der Zelle bethender Mönch, „oder eine schwache unschuldige Klosterjungfrau zum erhaltenen „Triumphe mehr beygetragen, als der mit blankem Säbel ringende Held (S. 28).“ (Werden es Protestanten glauben, daß man noch im Jahre 1782 so etwas schreiben könne!) Daß er wohl wissen werde, daß „nachdem Schwerin, der Held „von Brandenburg, getödtet, der fast unüberwindliche Friede„rich zurückgeprellt, und die Hauptstadt in Böhmen den „Feindeshänden entrissen worden, man nicht einen tapfern „Daun, nicht einen so witzig als großmüthigen Laudon als „die Urheber zu preisen, sondern den Sieg dem in Kirchen „verrichteten Gebethe zu verdanken habe S. 29).“ (Was man nicht dem unmündigen Pöbel weis machen kann! Warum sagt der Verf. nicht gar, daß der heil. Johann von Nepomuk den Schwerin todtschoß, wie in Spanien Sct. Jago auf seinem Schimmel die Mauren zu tausenden niedermetzelte?) Daß er sich nicht einst, wie ein anderer Kaiser (Theodosius, der 8000 Thessalonicher niederhauen ließ,) die Strafrede des Kirchenvaters Ambrosius, der seinen Kaiser mit Naboth verglich, zuziehen werde, (warum nicht gar den Bann des Papstes und die Entsetzung des Reiches, wie zu Hildebrands Zeiten?) daß er doch nichts in Kirchensachen ohne Zuziehung und Gutheißen der Kirchenprälaten (nämlich so wie in vorigen Zeiten, des Kardinals Migazzi und des Beichtvaters) unternehmen und ausführen werde (S. 34.) „Man „muß freylich die Haushunde aus dem Wege räumen, „wenn man da einbrechen will, um nicht durch ihr Bellen „in seinen Absichten gehindert zu werden. Die Weinbergsleute des evangelischen Hausvaters werden die von „ihm abgeordneten Diener so lange mißhandeln, bis sie sich

er nicht auch Erwähnung von der Pulververschwörung zu London, von vergifteten Hostien, vom prophezeihten Hintritt des Papstes Ganganelli, von aqua tofana u. a. Mordgeschichten, die die Jesuiten und Mönche zu Urhebern haben? Man erstaunt, wenn man sieht, wie giftig der Zorn in diesen Menschen kocht. Rec.

„sich auch endlich an dem einzigen Sohne vergreifen. — „Israel war mit Propheten umzingelt; es mißhandelte sie, und „blieb gegen alle Anziehungen der Gnade widerspenstig,“ u. s. w. (S. 42.) — Nun sage der Leser selbst, kann man auf eine boshaftere Art die weisen Handlungen des Regenten dem Tadel und Haß des unverständigen bigotten Pöbels Preis geben? War das nicht jederzeit die Maxime der Pfaffen, ihre Aufruhrssprache mit Beyspielen aus der Schrift aufzustutzen? Wußten nicht die Jesuiten ihre saubere Lehre: licet Regem tyrannum occidere; haereticis non est servanda fides; infideles ad amplectendam fidem catholicam, ferro igneque sunt compellendi, mit biblischen Argumenten zu bestätigen? So wie unser Zelote es öffentlich wagte, seinen Geifer aufs Papier zu ergießen, so machen es seine Kollegen theils öffentlich, auf Kanzeln und Lehrstühlen, theils im geheim, im Beichtstuhl oder bey andächtigen Besuchen. Rec. hat sich schon anderswo auf Luthers Reformationsgeschichte berufen: daß alle Kirchenreform ohne vorausgehenden gänzlichen Umsturz des Papstthums, der Pfafferey und des Monachismus Stück- und Flickwerk sey, daß ein so morsches Reformgebäude von der temporisirenden Curia Romana, in kurzer Zeit wieder eingerissen werde, und daß auch nur ein einziger Funke vom zurückgebliebenen Jesuitergeiste in helle Flamme auflodern könne. Genug: die Geschichte erweiset diese Aussprüche, und wird sie ferner bestätigen. Uebrigens weiß Rec., daß diese fanatische Schrift, zu deren Verbreitung die Exjesuiten, was sie konnten, beygetragen haben, selbst in Wien (wo sie vielfältig unter der Hand, nicht öffentlich, verkauft wurde) großen Eingang gefunden habe, so daß Rec. in ansehnlichen Häusern, zu seinem Erstaunen, vieles von der Vortrefflichkeit derselben, von den Einsichten und heiligen Gesinnungen des Verfassers sprechen hörte. Daher kam es ihm sonderbar vor, als er bey einer Reise ins Reich in protestantischen Ländern fast allenthalben bemerkte, daß man sich einbildete, als ob nunmehr in österreichischen Staaten die helle Sonne ganz allgemein scheine. Leider! liegt über den Horizont der österreichischen, so wie aller katholischen Lande, noch überall ein dichter Nebel, und die Macht der Vorurtheile ist nicht so leicht zu vertreiben.

No. 82.

No. 82.

Abhandlung von der hierarchischen Gewalt der heil. allgemeinen Kirche, verfaßt von Karln Freyherrn von Tauber, des Brünner Bißthums Domherrn und Officialen, dann (wie auch) Kanzler der Universität. Wien, bey Kurzböck. 1782.

Alle die Sätze und Behauptungen, die der Verf. bey jedem §. in einer gezwungenen, gezierten, und erudit seyn sollenden Schreibart vorträgt, laufen da hinaus, daß die hierarchische Gewalt **auf der Kirche**, und **nicht auf dem Papst allein** beruhe. Die katholischen Theologen in Deutschland meynen nun Wunder, was für Freyheit im Denken bey ihnen zu herrschen anfängt, wenn sie der gallikanischen Kirche solche fade Sentenzen, wodurch die gute Sache der Menschheit, welche durch das Papstthum ins Gedränge kömmt, um nichts gebessert ist, bloß nachschwatzen. Warum sagen sie nicht wie die englische und protestantische Kirche gerade heraus: daß **Papst und Concilium Phantome sind, welche die Herrschsucht der Hierarchen** hervorgebracht hat. „**Die Kirche**" (das heißt wohl ein Concilium oecumenicum,) „**Ist unfehlbar** S. 30." Auf einem Concilium schwebt also die Fülle des Geistes und der Weisheit Gottes! dieses kann sich der Eingebungen des heiligen Geistes, und eines sonderbaren göttlichen Beystandes getrösten und rühmen! Allein warum reformirte denn wieder ein Concilium das andere? Bleiben Menschen nicht Leidenschaften, Fehl- und Trugschlüssen unterworfen? Menschen, es mögen derer nur **drey** oder **dreyhundert** versammelt seyn? Und wie betrugen sich dann diese im Geiste Gottes versammelten Väter? Was für Ränke und Kniffe unterhielten auf jedem Concilium die päpstlichen Gesandten? Was für ein Geist Gottes legte christlichen Kirchenvätern, erleuchteten Theologen solche stolze dumme Decisionen und menschenfeindliche Anathemata in den Mund? Warum bedarf ein **allgemeiner Kirchenrath** doch der Confirmation seines Oberhauptes, des **Papstes**? Die Beantwortungen dieser und anderer Fragen kann man in **Sarpi's Geschichte des tridentinischen Conciliums** nachlesen. Viel Ruhm und Ehre kanns einem Universitätskanzler nicht verschaffen, wenn er itzt bey so vielen Aufklärungen der Schrift noch nicht weiter sieht, als vor mehr als hundert Jahren **die französischen Bischö-**

se, die diese grundlose Distinktion ausgedacht haben, um sich selbst einen Theil der Gewalt des Papstes zu vindiciren; der noch die von übermüthigen Päpsten gegründete Monarchie für eine „vollkommene göttliche Leitung ausgiebt, deren Schönheit über „jedes Menschensystem sich erschwingt, als die Werke Gottes sich „über die Gedanken der Geschöpfe erheben." Vorerinnerung S. 4.) — Schlimm ists für ein Land, in welchem man alle die unseligen Folgen noch nicht einsieht, die unleugbar für das Menschengeschlecht aus der römischen Hierarchie kommen, und die Protestanten können hier abermals sehen, wie wenig gründlich die vermeynte katholische Reformation ist, da noch nicht einmal die ersten Begriffe ins Reine gebracht sind.

No. 83.

Kaufts allerhand, kaufts allerhand, kaufts lang und kurze Waar. Zehn Kreuzer 's Stück is gar kein Geld wies jedem in die Hände fällt. Bey Krauß. 1781. 8. S. 38.

Erzfade, dumme Possen, nur für den Pöbel. Aber was soll der mit den häufig untermengten französischen und lateinischen Sprüchelchen, auch griechischen Wörtern?

No. 84.

Gute Nacht, oder Vertheidigung der äusserst verletzten Ehre der bürgerlichen Schneider in Wien. Wien bey Ghelen. 1781. 8. 24 S.

No. 85.

Schreiben eines bürgerlichen Schneiders an den Verfasser der gemeinnützigen Warnung wider die Schneider in Wien. Das Stück a 10 Kr. Bey Hartl. 8. 14 S.

Da sich nach ertheilter Preßfreyheit bekanntermaaßen die Autoren in Wien an alle Stände wagten, überall Mißbräuche abschaffen, und alles verbessern wollten; so konnten auch die Schnei-

Schneider nicht so leer durchkommen. Sie sind zwar weder so reich, noch leben sie so sardanapalisch, als sie eine gewisse Broschüre gemacht hat, weil derselben eine sehr große Menge in Wien ist, und den bürgerlichen Meistern, durch die so genannten Störer, die kaiserlichen Schutz genießen, großer Abbruch gemacht wird. Doch ersiehet man aus diesen zween Schneiderapologien, daß ein Autor ihnen viele Vorwürfe wegen einer prächtigen verschwenderischen Lebensart und des Stehlens gemacht hat. Es ist in Wien die Gewohnheit, daß der Schneider alle Zugehör, selbst den Stoff des Kleides, der deswegen auch vom Kaufmanne auf des Schneiders Rechnung geschrieben wird, einkaufet. Mancher Herr Von und Stutzer läßt nun prächtige Kleider auf des Schneiders Conto verfertigen, bezahlt nicht, und trägt vieles zu Schneiderbankerotten bey. Aus dem, was wir aus diesen Widerlegungen ersehen, übertreibt der Verfasser seine Beschuldigungen, doch sind beyde Schriften selbst unter aller Kritik.

No. 86.

Herr S** S** Es bleibt beym Alten, oder Herr W*** hat Recht. Wien, bey Hartel. gr. 8. 28 S.

Für vernünftige Leser, welche an Mönchsplackereyen über das schriftstellerische Verdienst oder Nichtverdienst exjesuitischer Leichenprediger gewiß keinen Antheil nehmen, eine höchstunbedeutende Zankschrift.

No. 87.

Unmaßgeblicher Vorschlag zur Reformation des niedrigen katholischen Klerus, nebst Materialien zur Reformation des höhern. 1782. in 8. 142 S.

Der Verf. sagt, daß nach Eibels Plane, (S. dessen sieben Kapitel über Klosterleute,) wenn er zur Wirklichkeit gelangte, die Mönche mehr Müssiggänger würden, als sie jemals waren. Alle Geschäftigkeit, durch welche sie dem Staate nützlich werden können, haut Eibel auf einem Streiche ab, und isolirt sie von der ganzen menschlichen Gesellschaft (S. 4.).

Wir wollen sehen, ob unser Verf. was bessers in Vorschlag bringt. Die Bettelmönche sollen aufgehoben werden. Recht gut! Aber die Abbtey-Mönche und Weltpriester sollen nur gemindert und gebessert werden (S. 6.). Wiederum Stümpelwerk. Sind Abbtey-Mönche nicht auch Mönche? Und wenn diese nicht mit dem Kornsack oder der Schmalzbutter vor der Thüre des Landmannes, wie die fratres ordinum mendicantium, betteln, erwerben sie sich dann ihren Unterhalt, ihre Schätze und Reichthümer durch Arbeitsamkeit und Industrie? Sind Abbteymönche aufgeklärter, dem Staate nutzbarer als Bettelmönche? und die Bischöfe, die Prälaten, die Domherren, die Weltpriester, sind die es? Viele dergleichen Fragen könnte Rec. dem Verf. vorlegen.

Der Verf. rühmt sich zwar selbst: „Das Studium des „Mönchthums wäre schon seit langen Jahren sein Lieblingsstu„dium; er hätte Thatsachen gesammelt, die gewiß nicht jeder „Laye in seiner Lage sammeln kann; er hätte in diesem Fache „aus so ächten Quellen geschöpft, als Hr. le Bret in der ita„lienischen Geschichte (S. 3.).“ Rec. wurde durch solche Versicherungen zur aufmerksamen Durchlesung dieses Buches gereizt: allein die Wahrheit zu gestehen, entdeckte er von allem diesem fast keine Spur. Wie kann doch ein solcher schwacher Kopf sich mit le Bret vergleichen! Alles, was hier zur Reform, (eigentlich nur zur Abänderung des Mönchstandes) projektirt wird, und noch was bessers, lieset man in andern Mönchsschriften schon bis zum Ueberdruß. Dem Pfarrer sollen alle Wittumgüter (Widemuthsgüter, Erträgnisse in Naturprodukten) abgenommen, und dafür ein fixes Salarium zugemessen werden (S. 11); jedes Dorf soll seinen Seelsorger haben (S. 14); die Meßstipendien sollen aufhören (S. 16); die Pfarreyen sollen vom Bischofe und einem im Dienste des Staates stehenden Kommissär visitirt werden (S. 17); der Pfarrer soll die wichtigern landesherrlichen Befehle von der Kanzel ablesen (S. 18); er soll die Schule besuchen, (warum in einigen Gegenständen nicht selbst Unterricht geben? Wenn jedes Dorf seinen eigenen Pfarrer hat, so sind die Exkursionen auf Filialen nicht mehr so häufig, wenn er sich nicht mehr mit Wirthschaftsgeschäften abgeben darf, so hat er Musse sich mit der Schuljugend zu beschäftigen. Er solls wohl aus eigenem Triebe thun, wenn ihm doch das Beßte der Gemeinde für künftige Zeiten am Herzen liegt). Wir wollen nichts ferner

ausziehen, denn wirklich kommen nichts als lauter bekannte Sachen vor, mitunter selbst ungereimte Vorschläge, z. B. daß der strafbar befundene Pfarrer in einem Kloster Buße thun soll (S. 21); wohl gar zum Klosterleben auf immer verdammt werden soll (S. 4). Da hätten wir also auch für Weltgeistliche eine incarcerationem perpetuam; daß Clerici durch 6 Jahre in ein Seminarium sollen gesteckt werden (S. 26.), (um sie recht unweltlich zu machen,) ein Noviziatjahr halten sollen (S. 28.), und solches anderes ungereimtes Zeug mehr. (Statt den jungen Clerus durch Novizlate und Priesterseminare zu bilden, sollte man eher junge Geistliche alt erlebten Seelsorgern und Schullehrern zugesellen, auf daß sie bey ihnen, wie ein von der Universität absolvirter Mediciner bey einem erfahrnen Arzt praktisiren).

Noch eine kleine Anmerkung. Dem Rec. scheint die abbteyliche Klosterverfassung, wo Mönche Stabilitatem loci durch ein Gelübde geloben müssen, in vielen Fällen widersinniger, die Rechte der Menschheit kränkender zu seyn, als jene der Mendikanten, die jährlich von einem Orte zum andern wandern, oder doch darum ansuchen dürfen. Er sagt es selbst: der Abbt herrschet im Klosterstift als ein Despot (S. 57), welches auch die eigentliche Wahrheit ist, denn jeder Mönch ist seinem Abbte Obedientiam coecam schuldig. Wenn nun ein dummer, oder bösartiger, oder verschwenderischer, oder stolzer, oder geiziger, oder wollüstiger Mönch zum Abbt gewählt wird, (welcher Fall zum entgegengesetzten sich verhält wie 12 : 1), wie wird er gutdenkende Mönche tyrannisiren, die Klostergüter verschwenden, nur seinen Lüsten und Leidenschaften frohnen, die Klosterunterthanen drücken, den Mönchen ihren stiftmäßigen Unterhalt entziehen. Rec. hatte Gelegenheit, auf seinen vieljährigen Reisen mehrere Abbteyklöster zu besuchen; mit Herzeleid erinnert er sich der schwermüthigen unzufriedenen Mönchsgesichter, und es kostete ihm nicht viele Beredtsamkeit, die guten Patres treuherzig zu machen, die ihm dann ihren elenden Zustand als eine Hölle ohne Errettung (der wörtliche und gut passende Ausdruck der Mönche) wehemüthig klagten. Der gedruckte Mönch, wo und wie kann er wohl seine noch so gegründete Klagen vorbringen? Vormals durfte er sich so was nicht gelüsten lassen; er wurde als refragarius und ordinem prostituens, ohne Barmherzigkeit eingesperrt (so wie es in letztern Zeiten auch dem armen P. Nonos Gschall

von Oberalteich in Baiern ergieng). Nun ist zwar durch landesherrliche Befehle eine Klaginstanz den bedrängten Mönchen bey dem geistlichen Rath oder einer geistlichen Commission geöffnet worden: allein der Abbt hat den klingenden Klosterbeutel, (denn er allein, ohne dem Kapitel Rechenschaft zu geben, hat die freye Disposition der Klostergüter) in der Hand, und weis damit sogar dem ganzen Convent Trotz zu bieten. Der Abbt hat genaue Bekanntschaft mit allen den geistlichen Räthen, die ihre Parties de plaisir stets nach den ihnen untergeordneten Klöstern machen, denn man schmauset, jagt, spielt, und divertirt sich auf einige Tage nirgends herrlicher, als auf einem vi regulae gastfreyen Prälatenkloster. Der Abbt ist wohl gar Landstand, oder ein, durch baar erlegte Taxe von 4000 Fl. gewordener, geheimer Rath, Excellenz. Wer in katholischen Ländern bekannt ist, der wird auch mehrere dergleichen reverendissimos Dominos Abbates, kennen, die durch ihre sardanapalische Gastereyen (zu Niederalteich in Baiern sassen unter Abbt Augustin bey seinem Namensfest einmal bey drittehalb hundert Gäste zur Tafel, und man dinirte von 12 Uhr Mittags bis 7 Uhr Abends, soupirte von 9 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht. Man widerspreche dieser Aussage, wenn mans vermag!) kostspielende Lustreisen, hochgetriebene Hazardspiele, verschwenderische Bestechungen, unnöthiger Pracht an Gebäuden und Equipage, am Kirchenornat und Maitressenausstattung, und andern Debauchen die gestifteten Klostergüter und *legata pia* dilapidirten. —

Endlich aus dem, was der Verf. von der Bildung der Klostergeistlichen zu Gelehrten phantasirt, sieht man wohl, daß er mit dem Mönchsesprit (wie er sich doch so falsch rühmt,) noch gar nicht bekannt sey. Durch was soll denn der Mönch überhaupt (ein und der andere ist eine Ausnahme, ein Phänomen) zum Studierfleiß gereizt werden? der Müssige wird so gut als der Strebsame gefüttert und gemästet. Ruhm kann einen in der Einsamkeit vergrabenen Menschen nicht reizen; höchstens erstreckt sich des Mönchen Ehrgeiz oder vielmehr Neid auf seine Mitbrüder: vielmehr, wie Rec. vielmal bemerkte, werden wißbegierige Mönche von ihren Mitbrüdern sehr oft als eitle, gefährliche, der Ketzerey, dem Banne und der ewigen Verdammniß nahe Menschen betrachtet, als solche verachtet, gehasset, angefeindet und verfolget. Vanitas vanitatum! beati simplices etc. hört man öfters ausrufen, wenn man in Mönchs-

Mönchsgesellschaft ein gelehrtes Gespräch beginnt. Beförderungen werden in Klöstern sehr selten nach Geistesverdiensten ausgetheilt. Es war stets die statutenmäßige Maxime der Abbteymönche, einen Oekonom oder Geizhals zum Prälaten, einen Bigotten zum Prior, einen Dummkopf zum Subprior, einen in der Lehre des Thomas von Aquin gut initiirten Verbalisten und Formalisten zum Professor *), einen Schmerbauch zum Küchenmeister, einen Geizhals zum Kastner, (welcher von Klosterunterthanen die Getraide-Zehnten erhebt), einen brüllenden Bassisten zum Chormeister, einen Spaßmacher zum Sekretair und Gastbegleiter, einen Grobian zum Schaffner oder Aufseher übers Klostergesinde, und einen Betbruder zum Sakristant zu wählen. Aber man denkt vielleicht, die lange Weile müßte den Mönch zum Denken und Studiren verleiten! Diese vertreibt er sich durch Chorplärren und Brevierplappern, durch wohlbesetzte Mahlzeiten, durch den Tisch- und Nachtrunk, durch den Nachmittags- und Vespertrunk, durch Umgang mit beständig zu- und abreisenden Klostergästen (Schmarotzern), durch Ausreisen zu Elektions- Confirmations- und Namensfesten der Aebbte, zu Kirchweihfesten der Pfarrer, durch Besuche der Verwandten und Klosterfreunde, durchs Geklatsche und durch Liebeleyen mit Beichttöchtern, durchs Meditiren aus P. Naiffels Betrachtungen,

 durch

*) Rec. kennt einen Benediktinermönch, der freylich im Gesagten eine Ausnahme macht. Dieser erhielt von seinem Prälaten den Auftrag, den jungen Klostergeistlichen die Philosophiam zu lehren. Denn auch in Klöstern lehrt man eine Philosophie, wo aber jeder Lehrsatz: I. Ex authoritate Aristotelis. II. Ex Doctore Angelico (Thomas von Aquin). III. Ex ratione congrua probirt wird. Eine solche ad Mentem S. Ti Thomae Aquinatis zu lehren, und ja nichts von der Neoterica Philosophia, quae ducit ad Atheismum, einzumengen, wurde dem guten Pater vom Prälaten ex voto obedientiae befohlen. Doch der Mann, der schon lange, freylich ohne daß es der Abbt wußte, einen Locke, Newton, s'Gravesande u. a. studiert hatte, vermochte es nicht über sich, seinen Mitbrüdern scholastischen Unsinn als Lehren der Vernunft vorzutragen. Indessen seinen dictis philosophicis ein mönchisches Ansehen zu geben, setzte er unter den Beweis einer jeden Proposition, die Citation: Ita S. Tus Thomas in hoc et hoc loco. Der Abbt, der die Scripta der fratrum nachsah, erbaute sich nicht wenig über die vielen Excerpten aus des Thomas Schriften. R.

durch Lektüre des Benediktinermartyrologiums, der laxen Regelauslegung, des Spasvogels von P. Scheller, oder der Schola curiositatis; durch ein Karten- oder Kegelspiel, durch Knabenliebe mit Ministranten, durch Rosenkranzketten, (wenn die Korallenringe mit Drath zusammengeheftet werden), durchs Sprüchenotiren aus den Patribus, durchs Murren und Raisonniren über neue Landesverordnungen, durchs Auswendiglernen gedruckter Predigten rc. Auf diese Art wird der Mönch des Nichtsthuns gewohnt, und vegetirt so lange er kann. Dies ist im Ganzen von den Mönchen völlig wahr, ob dem Rec. freylich auch Ausnahmen von fleißigen gutdenkenden Mönchen wohl bekannt sind. Diese aber würden in der Welt gewiß noch bessere und nützlichere Menschen geworden seyn. — Doch genug über ein Buch, das eher einer neuen Ordensregel, als einem Reformationsplane des Klerus ähnlich ist!

No. 88.

Magazin für Mönche und Nonnen. Zweytes Stück. Gedruckt im Jahr 1783.

Dem Rec. ist das erste Stück nicht zu Gesicht gekommen. In diesem zweyten fährt der Verfasser fort, eine französische Schrift, deren Titel er aber nicht anzuführen für gut findet *), zu übersetzen, und meynt, damit sey nun alles ausgerichtet, wenn die österreichische Kirchenreform auf den Fuß der gallikanischen Kirche gesetzt wird, die zwar dem Pabste nicht so viel Gewalt als einem allgemeinen Kirchenrath einräumt, (ich erinnere mich in einem neuern kathol. Compendio Theologiae historico-dogmaticae, zu Freysingen aufgelegt, gelesen zu haben, daß die Versammlung der Apostel — derer einige schon in allen Weltgegenden zerstreut waren, wie Habacuc von einem Engel durch die Luft beym Schopf herbeygeholt wurden — das erste Concilium oecumenicum gewesen sey, wo der Papst Peter I präsidirte). Indessen habe Christus die Schlüssel in der Person des heil. Petrus der Kirche übergeben, daß also Petrus doch der Repräsentant des ganzen kirch-

*) Die Wiener Schriftstellerchen schreiben überhaupt aufs unverschämteste aus, sonderlich auch aus französischen Büchern.

kirchlichen Körpers sey (S. 20). Daß dies lauter einfältige Drehungen und Wendungen, nur von scholastischen Theologen ausgeheckte Spitzfindigkeiten seyen, daß im Grunde durch die gallikanische Kirchenverfassung (ganz anders durch die Englische und Protestantische) eigentlich gar keine Reform, sondern nur wenige unbedeutende Einschränkungen der ausübenden päpstlichen Gewalt in französischen Ländern bewirkt worden sind, daß die französischen Bischöfe mit dem römischen Stuhle, die Mönche mit ihren Ordensgeneralen zu Rom noch immer im engen Zusammenhang stehen, daß der Abhang vom Papste dem französischen Clerus so lange eine Gewissenssache sey, als der Repräsentant der Kirche nach dem dogmate fidei caput Ecclesiae visibile heißt; daß in Frankreich Aberglauben, Möncherey und Pfafferey, der hochgerühmten Privilegien de non acceptandis Bullis et Rescriptis papalibus und Exemptionen a consensu papali ungeachtet, gar nicht in Abnahme gekommen sey; dies u. a. wird niemand leugnen, der das französische Kirchenwesen nur einigermaaßen kennt. — Da nun jetzt die österreichische Kirchenreform, (die Aufhebung einiger Klöster ausgenommen,) in Grundsätzen kaum noch einmal so weit gehet, als die französische; so können die deutschen Protestanten, wenn sie die Sache reiflich betrachten, leicht einsehen, ob diese Reformation gründlich ist, und ob die süßen Träume, die Katholiken kämen jetzt den Protestanten auf dem halben Wege entgegen, sobald man nur die Augen aufthut, etwas mehr als leere Einbildungen sind. Kommen die französischen Katholiken den Hugenotten auf dem halben Wege entgegen? Die Sache spricht von sich selbst. Aber so viele Leute möchten ihre süße Träume nicht gern verschwinden sehen, und träumen immer fort.

No. 89.

Versuch über das Glück der Welt zwischen A und B in Briefen abgefaßt; oder Beweis, daß die Künste und Wissenschaften den Menschen glücklicher machen, als der bloße Stand der Natur, vom Mann ohne Vorurtheil. Wien, bey Hartl. 1781.

Der Verf. will über die Thorheiten Wiens schreiben, scheint aber Wien nicht zu kennen.

„Die

„Die Erziehung," sagt er, „hat seit der Zeit, als wir die „verjährte Vorurtheile unserer idiotischen Vorfahrer (Vorfah„ren) von unserm hochweisen Nacken mit herkulischer Stärke abgeschüttelt haben rc. rc." Ist das nicht ein launichter Briefton? Der Verf. schreibt in Briefen. Es wird alsdann besonders gegen die Mütter geeifert, welche ihre Kinder den Ammen überlassen. Der Verf. hat Recht. Wie aber, wenn die Mutter selbst verdorbene Nahrung für das Kind hat, wie doch dies der Fall so oft ist.

Die Antwort auf den Inhalt dieses Briefes fängt ganz Burschikos an; „Bene, Brüderchen!" und behauptet auch, daß die Mägdchen um die (wegen der) Schönheit ihres Wuchses (nicht Wuchs; die meisten Wiener — Broschüranten schreiben häßlich incorrect) zu zeigen, sich so zusammenpressen, daß sie sich selbst zu Grunde richten. Ebenfalls wahr! die so häufig schief gewachsenen Körper bestätigen es. Indessen geschieht es nicht, um den leeren Köpfen zu gefallen? Würden die aufhören, solchen dummen einfältigen Mägdchen nachzuhängen, so würde es wohl unterbleiben. Der 3te Brief betrifft die Hofmeister und Gubernanten. So bald man eine Sache übertreibt, so wird sie Unwahrheit; und das thut der Verf. Ich muß allerdings gestehen, daß nach dem, was ich Gelegenheit hatte, in Wien einzusehen, kein schlechterer Gusto (denn man rühmt sich Gusto zu haben) herrsche, als der, welcher die Wahl der Hofmeister leitet. In den nicht wenigen Häusern würde ein armer Tropf, der sich nicht alles gefallen läßt, wie der Jäger, Heiduck, Kutscher rc. als ein Mensch, der ein Taugenichts wäre, weggeschickt werden. Dieser Mensch muß also in alle Sättel gerecht seyn, eine harte Schaale haben, um Gutes und Böses, wie es just der Himmel fügt, ertragen zu können. Ein Hofmeister in eines sehr reichen Mannes Hause sagte dem jungen Herrn, daß der Mensch ein vernünftiges Thier sey. Der Vater stand dabey: wie gerieth er nicht in Wuth! Keine Erklärung, keine Ausrede half. Es hieß auf Oesterreichisch: „Er, er will meinen Sohn zum Vieher ma„chen. Der Herr mag ein Vieh seyn; der Herr ist ein Esel! „Der Herr schere sich aus dem Hause! rc." Einem Vater vom hohen Stande stellte man vor, daß der Gouverneur seines Sohnes, den er von Paris verschreiben ließ, nicht viel tauge, einen schlechten Charakter habe, debauchire rc. Genug! sagte der Vater, der Gouverneur spricht vortrefflich französisch; hat ein air degagé, und das ist bey der Erziehung die

Haupt-

Hauptsache. Bald hatte er aber das Herzeleid, wahrzunehmen, daß auch der Herr Sohn böse Sitten annehme. Er wollte ihn züchtigen, aber der Sohn gieng auf den Vater mit dem Degen los. Ein anderer Hofmeister bekam Streit mit seinem Herrn. Er vertheidigte sich bey dem Gerichte damit, daß er die Söhne vorcitirt haben wollte, um die schönen Thaten des Vaters zu bezeugen. Wie ist da zu bessern? Sollte es nicht besser seyn, daß auch vornehme und reiche Eltern ihre Kinder in die öffentliche Schule schicken? Wir setzen voraus, daß sie etwas taugen, welches man leider von österreichischen Normal- und lateinischen Schulen auch nicht sagen kann. Der Bube würde da, trotz seinem Gelde, doch vielleicht einsehen, daß es Leute ohne Geld giebt, denen er nachstehen muß. Der Briefschreiber hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß die Gubernanten entweder (nicht endwedet) Sträußermägdchen von Paris, die sich wegen einiger (etwelcher ist Provinziel) kleinen Schwachheiten entfernen mußten, oder eine Trödelkrämerin aus einer andern Stadt Galliens seyn. Das andere, was er von Schminkpflästerchen, von Affaires de coeur, um die Laune auszulassen, sagt, ist abgeschmackt; wir haben dies, ohne daß ein Nutzen daraus erwachsen, ad nauseam usque, gehört. Falsch ist es aber, wenn er sagt, daß bey den Wiener Hofmeisterinnen die Lektüre zur Mode geworden; es müßte nur vom Mercure de France u. dgl. verstanden werden. Dergleichen Unrichtigkeiten giebt es noch in Menge.

No. 90.

Die Bäcker in Wien nach ihrem Charakter und Verdienst. Wien, bey Ghelen in 8. 40 S.

Für die Größe der Stadt Wien sind nicht zu viele Bäcker daselbst: oder bey dieser Zunft richtet sich die Menge nicht einander zu Grunde, auch hat diese Handthierung überhaupt die Störer nicht, die andere Handwerker haben. Es geht also ganz natürlich zu, da der Verkauf so stark ist, daß die Bäcker in Wien wohlhabend, und verschiedene der emsigsten reich sind. Recens. kennt in Wien einen aus Franken gebürtigen Meister, der sich daselbst ein Vermögen von hundert tausend Gulden erworben. Der Mann verstehet aber Feld- und Hauswirthschaft besser, als viele, die darüber geschrieben haben; durch

durch Beyhülfe dieser hat er sein Vermögen so vergrößert. Nimmt man noch dazu, daß ein Mann, der Geld einmal hat, seine Nothwendigkeiten zur wohlfeilsten Zeit, in hinlänglicher Quantität ankaufen, und selbst die Produkte oft unverarbeitet wieder theurer anbringen kann, so wird man sich nicht wundern, wenn er immer reicher wird. Jeder andrer sucht solchergestalt, nachdem er Industrie und Vermögen besitzt, seinen Vortheil; und da der größte Theil fleißig ist, so gelingt es ihnen. Die Bäckerpursche in den Wiener Spitälern liegen zum Theil an geschwollenen Füßen u. dergl. krank, weil sie Tag und Nacht stehen und arbeiten: und so kann man auch den Meistern den Vorwurf einer sorglosen Trägheit und eines faulen Müssiggangs nicht machen. Das Brod, besonders die Semmel und Kipfel, selbst in Vergleichung mit dem Pariser Herrenbrod, findet Rec. sehr gut und nicht zu klein gebacken. In Paris, je kleiner und geschmackter das Brod ist, desto mehr Auflage ist auf demselben. Selbst beym gemeinen Hausbrod, wenn ich einen Leib von 10 Pfund kaufe, so gewinne ich dabey ein ganzes halbes Pfund.

Dieses vorausgesetzt, ließen sich die Vorwürfe leicht widerlegen, die in dieser Broschüre den Wiener Bäckern gemacht werden. Sie ist eben so erbärmlich schlecht, als die meisten andern. Voller Provinzial-Redensarten, ohne den geringsten Zusammenhang.

Nr. 91.

Ueber die Universität in Wien. Wien bey Hartl. 1781. in 8. 30 S.

Nr. 92.

Prof. Mayers Schutzschrift wider die berüchtigte Broschüre: über die Universität in Wien. Wien bey Kurzböck. 1781. in 8. S. 28.

Nr. 93.

Abhandlung, was die Universitäten in k. k. Erblanden sind, und was sie seyn könnten. Prag und Wien, bey Schönfeld. 1782. in 8. S. 55.

Das, was der Verf. von Nr. 91. sagt, sind ganz allgemeine Sätze, und gelten eben so sehr von einer Akademie im Jupiter und Saturn, als von allen auf der Erde. Die Schilderungen S. 21 u. folg. können niemand treffen, außer den, der die Bürste gestohlen hat. Es wird niemand genannt, und das, was getadelt wird, ist tadelnswürdig, es mag einen Lehrer in Pekin, Paris, Göttingen und Salamanka treffen. Frey redet aber manchmal der Ungenannte, wie S. 26. über das sogenannte Direktorium, über den Rektor, der nichts zu thun hat, als den Titel zu führen, von der Schulkommission, und daß jeder seine Direktorsstelle als eine Nebensache führe, dabey aber doch als ein **Minister** will besoldet, als ein **Despot** gefürchtet werden. Doch noch mehr Fehler und im hellerm Lichte von der schlechten wienerischen Schul- und Studienverfassung sind in verschiedenen freymüthigen Aufsätzen, die **Schlözer** seinen **Staatsanzeigen** einverleibt hat, gerüget worden. Bisher ist dagegen noch nichts öffentlich im Druck erschienen. Auf diese unbedeutende Broschüre antwortete

Hr. Prof. **Mayer** in Nr. 92. Er ist Prof. der Logik, er wird also wohl richtiger urtheilen und schließen, als andere. Er übernimmt es, die Wiener Universität gegen den Verfasser der gedachten Brochüre zu schützen. „Er greift, wie er „sagt, mit **Hrn. Toussaint** ein Laster an, welches die Städte „beunruhiget, nämlich die Verleumdung. Wenn sich dieses „Laster mit zügellosen Schmähungen paaren darf, dann heckt „es Ungeheuer aus. Kritiken sollen mit Bescheidenheit abge„faßt, und mit dem Namen des Verf. belegt seyn." Gut, wenn nun Hr. Mayer den Namen des Verf. wüßte, macht das, daß der Ungenannte wahrer oder unwahrer geschrieben hat? Wir sind mit der Broschüre No. 91. nicht zufrieden, blos weil er die Wahrheit nicht nachdrücklicher und bestimmter geschrieben hat, das sagen wir ihm, ohne daß wir wissen, wer er ist. **Herr Mayer** ist S. 5. mit seinen Vergleichungen vom **Gassenbuben**, **Stubenmägdencollegium**, **Portraite mit Eselsohren**, mehr zu tadeln, als der arme Tropf, der über die Wiener Universität locos communes geschrieben hat. Hrn. Toussaints Stelle, die der Apologist anführt, paßt wahrlich hieher nicht. Die verschiedenen Einwürfe, die sich Hr. Mayer wegen dem, was Verleumdung wirken kann oder nicht, macht, und jedesmal mit einer Stelle aus Toussaint auf eine affektirte Weise beantwortet, gehören nun gar nicht hieher. S. 15. aber will er darthun, daß die Schrift des

Gegners

ners von Persönlichkeiten strotze, und führt zum Beyspiel an: Ein gewisser Jemand hat das Lehrbuch eines gewissen andern unterdrückt, und diesem dafür sein Compendium aufgedrungen. „Jeder Student weis, fährt Hr. M. fort, daß dieses „Recht nur Direktoren zukomme, und jeder Student weis „auch, zwischen welchem Direktor und Professor ein Zwist die„ser Art entstanden sey.“ So? das Factum wird also nicht einmal geleugnet: ists nicht übel, wenns so hergehet? Und soll man so was nicht rügen? Rec. hätte zwar Gründe, zu zeigen, daß bey solchen Händeln die wenigsten Studenten wissen, was eigentlich vorgehet; daß am mindsten die Wiener Studenten, diese so friedfertigen, und mit ganz andern Sachen beschäftigten Leute, sich um so was bekümmern. — Das Ende vom Liede ist, daß wir lernen, daß auch Hr. Mayer in einer Stelle angegriffen worden sey. Da auch seine Vorgesetzten angegriffen worden, so meynt Hr. Mayer, es bliebe ihm nichts übrig, als das Urtheil der Auswärtigen. Er setzt also einen Auszug aller Recensionen her, die über seine Schrift vom Vernunftschlusse herausgegeben worden sind. Rec. hat Hrn. M. nie einen Augenblick lehren gehört, und will gar nicht entscheiden, ob der Verf. der Brochüre ihn mit Recht oder Unrecht angegriffen habe. Es wäre aber doch ein möglicher Fall, daß er kein so guter Docent, als in jenem Werkchen Scribent sey. War doch der berühmte Wolf auch kein guter Lehrer, ob er gleich Ruhm durch seine Schriften hat. Und wie viel der ersten Gelehrten sind nicht schlechte Professoren. Wir sagen dies nicht, daß wir Hrn. M. dafür ausgeben wollen. Wir wollen nur zeigen, daß der Schluß von einem guten Buche auf einen guten Lehrer allgemein nicht gelten kann. Ueberhaupt ereifert sich Hr. M. zu stark. Es ist zu bedenken:

Flagrantior aequo non debet esse dolor Viri,
Nec vulnere maior. —

Dies veranlaßt uns die Unpartheilichkeit zu sagen.

Blm.

---

13. Hand-

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Johann Karl Gottfried Jacobsons technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, wie auch aller dabey vorkommenden Arbeiten, Instrumente, Werkzeuge und Kunstwörter nach ihrer Beschaffenheit und wahrem Gebrauch. Zweyter Theil, von G. bis L. Berlin bey Nicolai. 1782. 3 Alphab. 12 Bogen. 4.

Der Verf. fährt mit der angefangenen gewiß sehr mühsamen Arbeit mit lobenswürdigem Eifer fort. Von seinem unermüdeten Fleiß zeugt nicht nur die Vollständigkeit der hier gesammelten Artikel, sondern auch die sehr richtige Ausführung der einzelnen Materien. Daß es dem Verf. auch nicht an Deutlichkeit im Vortrage fehlt, kann man aus den Artikeln sehen, die sich so äußerst schwer ohne richtige Zeichnung erklären lassen; man lese nur die Artikel **Häckerlingsmühle**, **Hängewerke**, **Indigbereitung**, **Kultivator** u. a., wo alles sehr richtig, und mit möglichster Vollständigkeit in der Kürze erzählt wird. Viele Artikel geben einen Beweis, wie sehr es dem Verf. geglückt ist, sich selbst mit Geheimnissen der Kunst bekannt zu machen; man lese z. B. den Artikel **Kranzdicke** beym Glockengießen u. a.; es werden also Kunstliebhaber, und selbst Kenner der Kunst hier vieles finden, das ihnen willkommen seyn wird, wie z. B. unter lackirte Arbeiten, Glasmälerey u. s. f. Solche Artikel, wie **Kirschwein**, **Klairet**, **Lakrima Christi**, **Lachs** u. a. hätten wohl können wegbleiben. Beym **Kalklöschen** hätte wohl mögen die neueste Fersteische Entdeckung angeführt werden, daß der Kalk gleich nach dem Löschen verarbeitet, am dauerhaftesten sey.

Gern wäre Rec. in Ausführung mancher hier angeführter Artikel etwas ausführlicher, um den Leser mehr mit dem würklichen Werth dieses sehr nützlichen Buches bekannt zu machen, das bis jetzt das einzige in seiner Art, und jedem, der sich um Handwerker, mechanische Künste, Fabriken und Manufaktu-

ren bekümmert, unentbehrlich ist. Allein dies Wenige muß genügen, weil es leider! bey der großen Menge Schriften, an Zeit und Raum gebricht.

(Mb.)

Briefe über die Schiffahrt und Handlung in Ungarn, Sklavonien und Kroatien. Geschrieben auf einer Reise in diesen Ländern im Jahr 1783. Aus dem Italienischen übersetzt von N. E. K. Prag, bey Gerle. 1783. 90 Seiten in 8.

Aus dem Italienischen, wie das Titelblatt sagt, mögen diese Briefe nun wohl nicht übersetzt, sondern vielmehr ein Produkt des Herrn Kleemans selbst seyn, der durch die Beschreibung seiner Handelsreise nach der Crimm schon rühmlich bekannt ist, und vermuthlich seine guten Ursachen gehabt haben mag, sich hinter die Maske eines Uebersetzers zu verstecken. Eines Auszugs ist das Büchlein nicht fähig; denn da auf allen Seiten sehr merkwürdige Klagen über die Schwierigkeiten vorkommen, die der auf ungarischen Strömen schiffende Kaufmann zu bestreiten findet, und Hr. K. keine Gelegenheit unbenutzt läßt, seine Vorschläge zu Hebung derselben anzubringen: so müßten wir, um den Leser von dem Wesentlichen der Sache zu unterrichten, die Hälfte dieser Briefe abschreiben. Es sind deren neun; geschrieben aus Temeswar, Neusatz, Semlin, Petrina und Karlstadt; wovon der letzte am umständlichsten ist, und von der Sittlichkeit der Einwohner und Beamten dasiger Gegenden eben keinen vortheilhaften Begriff macht. — Schlecht unterhaltne Canäle, durch stehen gebliebne und noch immer mehr hinzuschwemmende Stöcke gefährlich gemachte Flüsse, das unsichre erbärmlich manövrirende Schiffervolk, meist aus zusammengelaufnem Lumpengesindel bestehend, die Insolenz der Mautbedienten, die elende Verfassung der Fahrzeuge selbst, und endlich der wenige Beystand, den der Schiffahrt treibende Kaufmann überall in Ungarn zu finden hat, sind die Hauptbeschwerden unsers Briefstellers. Ob nun gleich ein großer Theil hiervon auch in andern Gegenden zu führen wäre: so muß man doch gestehen, daß in den dasigen die Sache aufs höchste gekommen zu seyn scheint. Hoffentlich aber haben die itzigen Zeitläufte auch hierin einige Veränderungen und Ver-

besserun-

besserungen hervorgebracht: daß also die Aeußerungen des Verfassers ein Wort gewesen, geredet zu rechter Zeit. Da er übrigens selbst mit einem für seine Rechnung beladenen Schiffe nicht weit von Carlstadt an einem im Strome stehenden Baumstocke gescheitert, auch alle die andern Abentheuer in eigner Person bestanden; so ist wider das experto crede Ruperto hier allerdings nichts einzuwenden. Sonderbar genug ist es, daß die türkischen Schiffe ungleich besser gebaut, auch in ihrem Gebiet der Hindernisse weit weniger sind. Liederliche Dirnen, die man aus Wien in den Bannat verwiesen, passiren daselbst für Damen vom Stande, und vermählen sich mit den Herren Mauthbeamten. Ueber diese letzten, die Postmeister und wachthabenden Offiziers führt unser Reisende bittre Klagen. Kein Wunder, daß sein Styl, der übrigens rein und fließend genung ist, sehr oft überaus lebhaft geworden!

Xm.

Grundsätze der Universal-Cameral-Wissenschaft zu akademischen Vorlesungen und zum Unterricht angehender Staatsbedienten, gewidmet von dem Verfasser des Lehrbegrifs rc. Frankfurt in der Eßlingerischen Buchhandlung. 1782. 1 Alphab. 22 Bogen. 8.

Herr v. Pfeiffer ist durch die auf der Universität zu Mainz erhaltene Stelle eines öffentlichen Lehrers der ökonomischen und Cameral-Wissenschaften veranlasset worden, in obigem Werke die Grundsätze, welche ihm bey seinem Lehramte zur Richtschnur dienen werden, zusammen zu fassen.

Was gegenwärtig hievon vor uns liegt, begreift nur die erste Hälfte des Ganzen in sich, und enthält die Grundsätze der Staatsregierung und Policeywissenschaft. Der noch folgende zweyte Band ist für die allgemeine Staatsökonomie und für die Finanzwissenschaft bestimmt.

Der Verfasser, der sich so große Verdienste in Ausbreitung des wichtigen Lehrsatzes erworben, daß die Regierungskunst eine Wissenschaft sey, Völker glücklich zu machen, urtheilet selbst mit so vieler Bescheidenheit von seinem Werke, daß es uns sehr schwer ankömmt, der Einrichtung desselben nicht

unsern ganzen Beyfall geben zu können, in so ferne wir dessen vornehmsten Zweck dabey vor Augen haben.

Wir halten ein Compendium nur dann seiner Absicht gemäß eingerichtet, wenn die Lehrsätze der daraus zu erlernenden Wissenschaft, ihrer natürlichen Abstammung nach, ganz systematisch in möglichster Kürze, mit untergelegten deutlichen Begriffen und bündigen Beweisen genau von einander abgesondert, dargestellt werden. Diese Regeln aber finden wir nicht allgemein in dem angezeigten Lehrbuche beobachtet. Der V. scheint solches selbst bemerkt zu haben, und führt zu seiner Entschuldigung die Furcht an, ins Pedantische zu fallen. Allein sollten wohl philosophische Ordnung und pedantische Systemsucht so nahe an einander gränzen, daß es nothwendig wäre, jener zu entsagen, um diese zu vermeiden?

Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir bey dem zwölften Kapitel etwas stehen bleiben. Es führt zur Ueberschrift: Erklärung der Souveränität und ihrer Rechte überhaupt. In diesem ganzen Kapitel sucht man vergeblich nach einer Definition von der Souveränität. Statt derselben fängt solches mit folgenden Gegensätzen an. „Unter despotischen Re„gierungen ist der Despote ein Gott, und seine Minister sind „Sklaven. Unter einem Tyrannen ist das regierende Unge„heuer der böse Geist, und seine Minister sind unsaubre Geister „von der zweyten Ordnung. Unter der Regierung eines unum„schränkten Monarchen ist der König der erste Bürger, und die Mi„nister sind seine Unterthanen, von deren Betragen er der Na„tion Rechenschaft zu geben hat." Wer wird sich hieraus einen richtigen Begriff von der Souveränität abbilden können, ohne einmal zu gedenken, daß dabey auf die Souveränität solcher Staaten, die eine republicanische Form haben, gar keine Rücksicht genommen worden. Unmittelbar nach jener Periode heißt es ferner: „Es ist also ein offenbarer Irrthum, den Sou„verain oder die oberste Gewalt, und die Souveränität oder „den ganzen Staat für gleichbedeutend zu halten. — Wo ist hier absoluter Zusammenhang zwischen den Prämissen und der Schlußfolge anzutreffen, und sollte es überhaupt wohl für richtig anzunehmen seyn, daß die Souveränität den gesammten Staat bedeute, zumal wenn von Ausübung der Souveränität die Rede ist. — Pag. 107. „Ein Wahlregent wird nicht an „die Verordnungen seiner Vorfahren gebunden, im Fall nicht „besondere Capitulationen vorhanden sind" — Das gilt ohn-

mög-

möglich von allen Verordnungen; haben die Verordnungen der Vorfahren in der allgemeinen Wohlfahrt ihren Grund, so ist der Wahlregent so gut, wie jeder andere, daran gebunden, oder er müßte befugt seyn, die allgemeine Wohlfahrt zu stöhren, mithin ungerecht zu regieren. — Pag. 108. „Die dem Volke durch stillschwei- „gende oder öffentlich bewilligte Verträge, welche nach jedem „Staatszustand verschieden sind, entzogene Freyheit heißt ein „Regal- oder Majestätsrecht." — Sollten nicht durch diese Definition Regalien geschaffen werden können, die es nicht sind, und andre wegfallen, die man sonst dafür anerkennt? — Pag. 109. „Aus der Verbindlichkeit, welche vermöge des „Vertrags dem Regenten ausdrücklich oder stillschweigend zur „Vertheidigung des Staats oblieget, entstehet das Recht des „Krieges, welches zur Verschaffung und Erhaltung des Frie- „dens unternommen wird, und zum Staatsrechte gehört, folg- „lich nicht mit den Kriegesrechten verwechselt werden muß." Unsers Erachtens wäre es besser gewesen, dieser Distinction zwischen dem Rechte des Krieges und dem Kriegesrechte nicht zu erwähnen, weil sie leichter zur Verwirrung als Aufklärung der Begriffe beytragen möchte. Pag. 112. wird der Satz ohne Beweis angenommen, daß die Verwaltung aller obrigkeitlichen Aemter im Staate vom Willen und Beruf des Regenten abhänge.

Dies wird hinreichend seyn, um uns zu rechtfertigen, wenn wir dem obigen Lehrbuche diejenige Vollkommenheit absprechen, welche in dem Zusammenflusse aller wesentlichen Eigenschaften eines wohlgeordneten Compendiums ihren Grund hat. Jedoch können wir nicht umhin, dem Verfasser noch darüber Vorwürfe zu machen, daß er nur bey einigen Materien dafür gesorgt, dem Anfänger in der vorgetragenen Wissenschaft, Litteraturkenntnisse von derselben beyzubringen. So wenig aber hiedurch die innere Güte der Lehrsätze des Verfassers einigen Abbruch leidet, so herzlich wünschen wir, daß viele angehende Staatsmänner sich nach selbigem bilden, und die Wohlfahrt der ganzen Menschheit befördern helfen mögen.

F.

The Correspondent, containing a Collection of English and French Letters, as also a regular

gular English correſpondence for the uſe of compting-houſes.

Der Correſpondent, oder eine Sammlung engliſcher und franzöſiſcher Handlungsbriefe, nebſt einer ordentlichen Handlungskorreſpondenz in engliſcher Sprache. Hamburg, 1783. 8. 10½ Bogen.

Wir wollen unſern Leſern nur ganz kurz, und ſo gut wir es aus der deutſchen Vorrede gelernet haben, die Entſtehung dieſes Briefſtellers erzählen. Die Vorrede ſagt: es ſey gut, wenn jeder Kaufmann Kenntniß fremder Sprachen habe, weil er dadurch in den Stand geſetzt werde, ſeine Correſpondenz ſelbſt zu führen; aber man könne es oft nicht zu der Fertigkeit bringen, um den Geiſt der Sprache, die Redensarten und Wendungen derſelben ſich eigen zu machen; folglich ſey eine Sammlung guter Handlungsbriefe, die in der wahren National-Schreibart, und in den landesüblichen Handlungsausdrücken abgefaßt wären, eine ſehr vortheilhafte Sache für die Handlung. Die gegenwärtigen Briefe wären keine erdichteten, ſondern von wirklichen Contoiren, ein Charles Wiſeman habe 1779. zu London herausgegeben, welche 6 engliſche Schilling koſte, und dieſer hamburgiſche Nachdruck koſte etwan einen. — Die Briefe, franzöſiſche ſowohl als engliſche, ſind deutlich und gut, und dieſes muß das Bischen Steife erſetzen, das wir in beyden Sprachen bemerkt haben, denn in Geſchäftsbriefen muß man der Deutlichkeit alles aufopfern.

Rz.

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien neue ökonomiſche Nachrichten für die Monathe Jänner — Juny, 1782. 132 S. in 4to.

Bis zur jetzigen Herbſtmeſſe 1783. finden wir noch nicht mehr, als gegenwärtigen halben Jahrgang dieſer neuen ökono-

ökonomischen Nachrichten vor uns liegen: wir zeigen ihn blos an, da er ohnehin etwas späte erscheinet; und versparen unser weiteres Urtheil bis zum vollständigen Jahrgange.

Sm.

Joh. H. Pratje — allgemeines ökonomisches Magazin. Erster Jahrgang, zweyten Bandes 1—5 Stück. Hamburg, verlegt von Mathiessen, 1783. in 8vo.

Diese Stücke enthalten die Monathe Februar bis Juny, und darin meistens bekannte Sachen, besonders würden wir dem Verf. den Weinbau und das Weinschönen S. 690 f. ganz schenken; auch ist niemals zu billigen, Plagiate noch immer fortzusetzen. Schimper's Kleebauanweisung S. 726. f. ist doch so bekannt, und bald in jedes Landmannes Händen. Hier muß sie ganz stehen, so wie die Luzernabhandlung im 2ten St. 1. B. ein ungenanntes Plagiat war. Hier ist nun der Verfasser so gut — vielleicht auf unser Erinnern — die Quelle, aber spät genug anzuzeigen, sie sey nämlich aus den Wienerischen Nachrichten, die Oekonomie und das Commerz betreffen, genommen. — S. 188. Vom Gerberloh des H. D. Hennicke.

Dem Beschluß dieser 5 Stücke ist folgende Nachricht angehängt: „damit die Verfertigung des Registers über diesen „Jahrgang der monatlichen Ausgabe dieses Magazins nicht „hinderlich werden möge, so wird der Leser zunächst das erste „Stück des zweyten Jahrganges, alsdann aber das 6te Stück „vom 2ten Bande des ersten Jahrganges, und in demselben „eine ökonomische Bibliothek, nebst dem Register, erhalten." Das erste Stück dieses 2ten Bandes wird auch das 7te des ersten Bandes genennet.

Tb.

H. A. Grafen von Borcke Beschreibung der Stargardtischen Wirthschaft in Hinterpommern, nebst G. M. L. von Wedells, Königl. Preuß. Oberforstmeisters in Schlesien, Vorlesung in der pa-

triotischen Gesellschaft zu Breslau über diesen Gegenstand, auf Verlangen der Gesellschaft herausgegeben, nebst einigen Anmerkungen des Grafen von Borcke über dieselbe, und von Eickstädts Beschreibung der Hohenholzischen Wirthschaft in Vorpommern, nebst beygefügten Plans. Zweyte und verbesserte Auflage. Berlin, 1783. 8vo. 230 Seiten.

In der kurzen, jedoch viel in sich enthaltenden Vorrede des Herrn Verfassers, erkennet man sogleich einen wohldenkenden Mann und eifrigen Landwirth, der die Erfahrung der Theorie weit vorziehet, und gleich guter Staatsbürger als Vater ist. Die Beschreibung dieser Wirthschaft selbst, wird einen jeden Guthsbesitzer aufmuntern, sie so viel, als es in seiner Gegend möglich, nachzuahmen, denn deren guter Erfolg zeigt alle die daraus fließenden Vortheile, es ist auch dieses die einzige Absicht des H. V. warum er sie dem Publiko bekannt gemacht. Wie ansehnlich sich nur allein durch diese Veränderung die Benutzung dieses Guthes, welches vorher für 700 Thlr. jährlich zusammen verpachtet gewesen, vermehrt, sieht man pag. 4. wo es heißt, daß sonst nur 36 Stück Rindvieh jung und alt, kümmerlich ernähret worden, und pag. 18. da gesagt wird, daß dermalen nur allein 170 Stück Melkvieh, von welchen man 5 Thlr. Pacht für das Stück jährlich erhalten könnte, und auch zum Theil erhielte, sehr reichlich und gut, ohne die daselbst befindlichen Bullen und Ochsen zu rechnen, ausgefüttert würden. Die Viehzucht, als der Kern der Landwirthschaft, war das Hauptaugenmerk des Hrn. V. Durch ihre Verbesserung und so außerordentliche Vermehrung, mußte nothwendiger Weise bey ordentlicher Bearbeitung der Felder, auch ihr Nutzen um ein merkliches steigen. Um aber das Guth und die Viehzucht zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen, fieng er an ein Vorwerk auf einer weitläuftigen Feldmark anzulegen; der nachdenkende Leser wird auch hierbey finden, daß dieser wahre Wirth gar wohl versteht, daß ein Vorwerk unrecht angelegt, mehr Schaden als Vortheil bringen kann. Die Anlegung der Kleverkoppeln waren sodann seine Hauptbeschäftigung, wie dieselben eingerichtet, und zwar in 5 Jahren so eingetheilt, daß sie das eine Jahr Gerste, worunter

der

der Klever gesäet, getragen, die beyden darauf folgenden Klee-erndten gebracht, das vierte wieder Gerste, und das letzte Jahr Roggen oder Hafer geliefert, findet man pag. 8. In der Gegend von Stargardt kann man nur jährlich auf 2 Kleveretndten Rechnung machen. Es wird daselbst viel mit Mergel gedünget. Den Klever läßt der H. V. zu Heu machen, und zwar da abmähen, wenn er überall blühet, er bleibt an Schwaden liegen, ohne daß es ihm schadet, wenn es auch noch so sehr regnet; ist es trocken Wetter, so werden sie aus einander geharket, und so bald sie trocknen, aber noch feuchte sind, in kleine Haufen gesetzt, und stehen gelassen. Wenn heißer Sonnenschein eintrifft, werden Vormittags die Haufen herumgestossen, und des Nachmittags eingefahren. Zu Verhütung, daß das Kleeheu sich nicht erhitzen könne, wird solches in der Scheune unten auf einen Rost gelegt, auch in der Mitte eine Art von Schornstein angebracht, der die Form von vier gegen einander gesetzten Leitern in Quadrat hat, und Communication mit dem Roste unten hat. Dieses Heu setzt sich, wenn es gelegen, mit der Zeit sehr feste zusammen, und bleibt mehrere Jahre hindurch von gleicher Güte. Zum Beweis, wie wenig Schwierigkeiten bey solchem Heumachen sind, ist pag. 42. ein Journal über die 2 Kleverheuerndten vom Jahre 1778., wo, ohnerachtet des Regens, dieses Heu sehr gut in die Scheune gekommen, befindlich; daß einige Blätter abfallen, bekümmert diesen großen Wirth, wie weiter unten bey einer Anmerkung gesagt wird, nicht, auch ist hinten der Riß einer Kleverscheune beygefügt, er ist aber nicht so wohl für das grüne Verfüttern des Klees, als für das Heu, welches er mit Sommerstroh zu Hexel schneiden, und damit vorzüglich sein Rindvieh füttern läßt. Dadurch, daß dieses Vieh so stark damit genährt wurde, sagt er, konnte das Schaafvieh besser mit Heu, von welchem mithin nicht so viel gebraucht wurde, gefüttert werden, und gedieh daher auch besser. Um nun für alle dieses Vieh den nöthigen Hexel zu bekommen, ließ er eine Hexelmühle erbauen, die alle Stunden 100 gehäufte Scheffel Hexel liefert, sie wird von 8 Ochsen getrieben, und drey Personen sind hinreichend dabey. Von diesem so nützlichen und nöthigen Gebäude, ist hinten der Riß beygefügt, und konnte eine solche Hexelmühle, nebst der nöthigen Kleverscheune, an der sie gebauet, für 300 Thlr. erbauet werden. Da nun durch diese Melioration des Guthes mehrere Arbeit darauf ebenfalls erfordert wurde, und dahero sich mehrere Leute dort

ernähren konnten, so wurden daselbst 23 Familienwohnungen neu erbauet, und vermehrten sich die Einwohner in kurzen um 170 Seelen, woraus man siehet, wie sehr der verbesserte Landbau zur Bevölkerung eines Staates beyträgt. Zu den Vortheilen des Kleveranbaues rechnet der Verfasser noch mit, daß er wirklich das Land verbessere. Jeder Leser wird alles dieses umständlicher und besser in der Beschreibung selbst, die nur in 44 Seiten besteht, finden.

Die darüber in der patriotischen Gesellschaft gehaltene Vorlesung des Herrn Oberforstmeisters von Wedells gehet bis pag. 175. Sie ist mit Anmerkungen des Herrn Grafen von Borcke versehen, die die vorhergegangene Beschreibung der Stargardtschen Wirthschaft zum Theil ergänzen, und auch zum Theil mehreres Licht über die Meynungen dieses guten Oekonomen, der sich hauptsächlich auf Erfahrungen gründet, verbreiten. Die Vorlesung selbst entspricht vollkommen alle denen vorzüglichen Talenten, die ihrem würdigen Herrn Verfasser eigen sind, man erkennet daraus den wahren Werth, sowohl für den Staat, als für jedes einzelne Mitglied desselben, ihr Wohlstand kann nicht von einander getrennet werden. Je mehr die Nahrung erleichtert wird, desto mehr wird für die Bevölkerung eines Staates und seiner dadurch entstehenden Stärke gearbeitet. Nicht alles, sondern nur das sollte man an jedem Orte zu fabriciren und zu verbessern suchen, wozu sich die Landesart und Neigung der Einwohner schicke. Sehr interessant ist es, was man von Seite 84. bis 126. von denen neu angelegten Schlesischen Colonien liest, wodurch so viele schlecht bebauete und wüste Gegenden fruchtbar gemacht, und so eine große Anzahl neuer Einwohner herbeygeschafft, die gut leben, auskommen, und dem Staate auch in der Folge so viele Mitbürger liefern werden. Die Einführung derer Colonien war wirklich ein Gedanke, der des so großen Friedrichs würdig war, und die Summen, die darauf verwendet worden, sind gewißlich unter die große Anzahl zu rechnen, die dieser weise Regent am vorzüglichsten angewendet. Der glückliche Erfolg muß ein wahrer Triumph für ihn, und alle die seyn, die mit darzu beygetragen, und sich damit beschäftiget haben. Die bey Errichtung derselben gehabten Grundsätze zielten sämmtlich auf den Wohlstand der Colonisten ab, es wurden ihnen hinreichend große Plätze angewiesen, um gut auskommen, ja sogar auch etwas vor sich bringen zu können; sie

wur-

wurden mit allem unterstützet; nur sehr geringe Abgaben wurden ihnen aufgelegt; sie wurden beynahe gänzlich freye Leute, um ihre Sitten durchgängig gut und übereinstimmend zu machen, wurden welche von rohen und wildern Gegenden zu gesittetern gemischt, und hergegen wieder welche von diesen in jenen angesetzet; und das schöne und wahre Principium wurde angewendet, daß der Mensch, der mit Fleiß etwas ausrichten soll, seinen freyen Willen haben muß, und höchstens nur geleitet werden darf. Auch sind von vielen Adelichen dergleichen Colonien mit dem besten Erfolg angeleget worden, wie es ebenfalls die Absicht des großen Königs war, und so wohl ihnen als dem ganzen Staate hiedurch ein wesentlicher Vortheil geschafft, der die darauf verwendeten Kosten reichlich vergütet. In Ansehung des Oekonomischen zeigt der Herr Verfasser dieser Vorlesung, wie er die Theorie mit Erfahrung verbindet, und man wird nicht fehlgehen, wenn man seinen Meynungen folgt. Der Stand der Holzgewächse oder anderer lange dauernder Pflanzen, ist ein sehr sicheres Merkzeichen auf die Eigenschaft des Bodens zu schließen, sagt er pag. 60., und man kann also bey Anbauung einer Heyde daraus folgern, welche Art von Getraide oder Pflanzen darauf gut fortkommen können oder nicht. Den Kleebau empfiehlet der würdige Hr. V. ebenfalls als den Grund zur wahren Verbesserung der Landwirthschaft, so wie die Stargardtische Kleverscheune für nothwendig, und die Hexelmühle für eine treffliche Maschine gehalten wird, und zu wünschen wäre, daß letztere nur allgemein würde. Der H. v. W. hält den Klee auch schon grün nicht nur für ein vortreffliches Rindviehfutter, sondern auch ein gutes Pferdefutter, bey welchem man den halben Hafer ersparen könnte, und womit in England alles Vieh, so gar auch Schweine gemästet würden. Er ist gleicher Meynung, daß der Klever ohne viele Schwierigkeiten zu bauen, und zu Heu zu machen ist, und fügt pag. 156. die Beschreibung der Kleewirthschaft des Hrn. Landraths von Korkwitz zu Johnsdorf im Briegischen mit bey, die von jedem Wirth und Freund der Landwirthschaft mit Vergnügen gelesen werden wird.

Pag. 197. ist diesem noch von Lickstädts Beschreibung des Guthes Hohenholz ohnweit Stettin, nebst dessen Bewirthschaftung mit angehängt worden, wobey sich die gemachten Verordnungen und Verbesserungen besonders auszeichnen.

Aus allem diesem siehet man, wie sehr die Absichten des weisen Landesvaters erfüllt werden, und wie gerne und freywillig derselbe auch darzu contribuirt, indem, da das Guth Stargardt bereits Anno 1777. so ansehnlich meliorirt gewesen, als von welcher Zeit die Beschreibung desselben gemacht worden, dem Hrn. Gr. v. Borck pag. 78. im Jahre 1782. 6000 Thlr., und im Jahre 1783. wiederum 6000 Thlr. wie auch 1800 Thlr. Vergüthung für 12 Einwohner Wohnungen angewiesen worden. Welch ein König! welch ein Landesvater!

Mk.

Oekonomische Encyklopädie rc. von D. Johann Georg Krüniz, sechs und zwanzigster Theil, von Huh bis Hur. 52½ Bogen Median 8. nebst 5 Bogen Kupfer. Berlin, 1782. bey Pauli.

Wenn bey diesem weitläuftigen Werke nicht alle und jede Theile desselben gleich interessant sind, so muß man es dem V. oder Sammler nicht eben zur Sünde anrechnen; da er freylich nicht die Artikel jedes Bandes auswählen kann, sondern sie so nehmen muß, wie sie sich in alphabetischer Ordnung folgen. Die Artikel Huhn, Hund und Hure nehmen im gegenwärtigen Bande bey weiten die größte Seitenzahl ein: der erste zumal ist vorzüglich vollständig, und liefert nicht allein alles, was diesen Hauptzweig der Federviehzucht an sich betrifft; sondern auch die ausführliche Naturgeschichte des Huhns nach Büffon, und die künstliche Ausbrütung dieses Federviehs nach Réameur. Das japanische Huhn (S. 15.) Gallus lanatus, Linn. in unsern thüringschen Gegenden Wollenhuhn genannt. Recensent hatte im Jahre 1768. in Brüssel Gelegenheit, eine außerordentlich schöne und große Art dieser Wollenhühner, mit ausgezeichnet rothen Kämmen, in der Menagerie daselbst zu sehen. Von diesen Hühnern und ihrem Ursprunge machte der Menageriemeister eine ganz sonderbare Erzählung. Sie wären nämlich Bastarde von weißen Hühnern, mit welchen sich ein weißes Caninchen begattet hätte. Sie wären zwar als Bastarde unfähig, ihre Art fortzupflanzen; wenn man aber Hühnereyer von einem gewöhnlichen weißen Huhne, so von einem weißen Caninchenmännchen getreten

treten worden, ausbrüten ließe, so kämen allezeit dergleichen Wollenhühner heraus. Um sein Geschichtchen noch glaublicher zu machen, ließ er hierauf ein weißes Caninchenmännchen in einen Behälter, wo ein schönes weißes Huhn aufbewahret wurde, welches das geile Caninchen so lange plagte, bis es zu seinem Willen war, und sich dem Anschauen nach mit ihm begattete. Daß halbgebrütete Eyer ohne Schaden kalt werden können, beweisen einige S. 49. und 50. angeführte Beyspiele. Die Frage: ob es nützlich sey, Hühner in Menge zu haben? möchte wohl nur in dem Falle, wenn Landgüter nahe bey volkreichen Städten liegen, bejahend zu entscheiden seyn. **Hühnerabend** heißt in einigen Gegenden Niedersachsens der Abend vor der Hochzeit, welchen man im Hochdeutschen Polterabend nennt.

Hund. Dessen Naturgeschichte, und thierische Seelenkräfte; Neigungen und Triebe; die verschiedenen Arten der Hunde; ihre Erziehung und Abrichtung. Die **Mode des Frauenzimmers, Schooßhunde zu tragen**, ist ziemlich alt. Sie stammt aus dem 11ten Jahrhunderte her. Zur Strafe mußten viele pohlnische Frauen der damaligen Zeit Hunde tragen; und wir rathen allen denen, welche sich noch jetzt, weder Tag noch Nacht von ihren Lieblingshunden trennen können, wohlmeinend an, die traurige Ursprungsgeschichte dieser Gewohnheit S. 392 — 394. nachzulesen. Daß man gegenwärtig in allen Ländern, so wohl in Städten als Dörfern, zu viel Hunde halte, ist leider eine allgemeine, aber sehr gerechte Klage; welcher wohl nicht eher abgeholfen werden wird, als bis man eine Geldsteuer auf die Hunde leget. Man hat ausgerechnet, daß die Hunde in Frankreich des Tages mehr als 100000 Pfund Brod verzehren, wovon doch 50000 Arme leben könnten. Diese Berechnung ist noch sehr geringe, und nichts weniger als übertrieben. Den Beschluß dieses Artikels machen die Krankheiten der Hunde, die Curen derselben, und der medicinische Gebrauch, und andere Nutzungen des Hundes und seiner Theile. Unter der Rubrik: **Hundeswuth**, trifft man eine so große Menge Mittel wider den tollen Hundesbiß angezeigt an, daß man von rechtswegen die schrecklichen Folgen desselben, zum Troste des armen Menschengeschlechts, nicht mehr zu fürchten Ursach haben sollte. **Hure.** Ein sehr weitläuftiger Artikel von 219 Seiten. Ein Muster einer vollständigen **Polizeyverordnung für ein Hurenhaus**, welche

die

die Königin zu Neapel Johanna I. ergehen ließ, ist S. 659—661. eingerückt, und aus D. J. P. Frankens 3tem Buche seiner medicinischen Polizey S. 33. genommen. Tertullian nennt die Versammlungsörter sich öffentlich preißgebender Weibsbilder Consistoria libidinum publicarum. — Das lateinische Wort Fornicatio stammt von Fornicibus oder Gewölben her, über welchen jeder Einwohnerin Name, nebst dem Preise in dem heidnischen Rom zu lesen war. In der historia Apollonii Tyrii findet man eine dergleichen seltsame Ueberschrift mit folgenden Worten: Quicumque Tarsiam defloraverit, mediam libram dabit; postea populo patebit ad singulos solidos. Vor Alters war es vor der 9ten Stunde des Abends nicht erlaubt, oder wenigstens ungewöhnlich, daß diese Weibsbilder sich öffentlich darstellten; dies mag wohl der Grund seyn, warum Persius eine Dirne dieser Art Nonariam nennt. Es soll noch heut zu Tage in Rom gewöhnlich seyn, daß auf der Strasse vor den Gewölben oder Kammern, in welchen öffentliche Huren sich aufhalten, Lampen brennen, welche so lange weggenommen werden, als die Wirthin einen Besuch hat. In Spanien erkennet man aus dem Degen, welchen derjenige, der eine solche Visite ablegt, vor der Thüre stehen läßt, daß der Platz besetzt sey. — In der Glossa zu den kanonischen Rechten heißt es, von der Hurerey: hoc est leve peccatum, et quod Galli vocant bonam Fortunam. — Zu Calvins Zeiten waren öffentliche Bordelle in Genf, deren Aufseherinnen man Reginas Bordelli s. meretricum nannte. — Die Anzahl ausgelassener Weibsbilder, belief sich nach den Polizeylisten vom Jahre 1773. in und um Paris auf 28000. — Von den öffentlichen Huren sind die Geschwächten oder zu Falle gekommenen Mädchens sehr wohl zu unterscheiden. Letztere verdienen alle Nachsicht und Schonung; und es ist dankenswerth, daß sich Herr D. Krüniz mit so vieler Wärme dieser Unglücklichen und ihrer Kinder annimmt.

Oekonomische Encyklopädie ꝛc. von D. J. G. Krüniz, sieben und zwanzigster Theil, von Huf bis Hy. 52½ Bogen Median 8. Nebst 6½ Bogen Kupfer. Berlin, 1783. bey Pauli.

Husar. Unter dieser Rubrik wird nur allein der, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, in verschiedenen kleinern Staa-

Staaten Deutschlands zur Reinhaltung des Landes vom liederlichen Gesindel, und Sicherstellung der Einwohner gegen dasselbe, errichteten Landhusarencorps Erwähnung gethan, und ihre eigentliche Formirung, ökonomische Einrichtung, so wie der erforderliche Aufwand zu ihrer Unterhaltung, näher beleuchtet. **Husten der Menschen und Thiere.** Der blaue Husten wird an verschiedenen Orten der Keuchhusten oder Stickhusten genannt, weil gemeiniglich das Gesichte unter der gewaltsamen Anstrengung dieses Hustens ganz blau wird. **Hut,** pileus, ein sehr gut ausgearbeiteter und brauchbarer Artikel, sowohl für Hutmacher als Hutfabrikanten im Großen. **Hut.** Die **Handlung des Hütens;** und im engern Verstande, die **Hütung des Viehes.** **Hut und Trift.** Ein guter Artikel, und in Ansehung der dazu bequemen Plätze, unter eine dreyfache Hauptabtheilung gebracht. I. Hut und Trift auf dem Ackerfelde; II. in Brüchen und auf Angern, und III. in Förften und Wäldern. Verschiedene französische Schriftsteller haben behaupten wollen, die Ausdünstung der Schaafe habe die schädliche Eigenschaft, den Saft der jungen Bäume zurück zu halten, und zusammen zu drücken, und habe überhaupt sehr nachtheiligen Einfluß auf die junge Baumzucht. Aber alle in Deutschland bisher in dieser Rücksicht gemachten Versuche sprechen die armen Schaafe wenigstens von dieser Sünde ganz frey. **Hut- und Trift-Gerechtigkeit:** Unter dieser Rubrik noch verschiedene sehr gute Vorschläge zur Aufhebung der Gemeinheiten. **Hauptschiftung** wird im Holsteinischen genannt, wenn die Einwohner eines ganzen Dorfs dahin übereinkommen, ihre hin- und wieder zerstreuten Aecker in ein Ganzes zu werfen, wo alsdenn auf das genaueste ausgemessen wird, was ein jeder Einwohner an Aeckern und Wiesen besitzt: von den Besitzungen eines jeden werden gewisse Klassen gemacht, hernach alle Gegenden der Flur gleichfalls in solche Klassen gebracht, und alsdenn einem jeden Einwohner, so viel möglich, bey einander, und in der Nähe seines Hauses, so viel wieder zugetheilet, als er vorher besessen hatte, die gemeinen Weiden aber ebenfalls unter die Einwohner vertheilet. **Magschiftung** im Holsteinischen, bestehet hingegen darinnen, daß die Landes-Obrigkeit durch ein öffentliches Gesetz jedermann erlaubt, seine Grundstücke zu umzäumen, wofern er sich verbindet, nicht mehr auf die Gemeinweiden zu treiben. **Hütte; Hüttenwerk; Hüttenwerkswissenschaften;** was dazu gehört. **Hüttenhundert** 125; **Hüttentausend** zehn mal 125,

oder

oder 250 Stück Bouteillen auf den Glashütten. Hyacinth: Edelstein, weit härter als Smaragd. Männlicher und weiblicher; jener spielt in das Hochrothe, dieser ist an Farbe matter und blasser. Scharlach- Orangen- oder Saffran- Citronen- Bernstein- Honig- und Milchfarbiger Hyacinth. Hyacinthe: Die bekannte wohlriechende Blume. Dieser Artikel hat 90 Seiten, und wahrhaftig nur zwey Drittel zu viel. Wie viel Seiten werden nicht dereinst die Nelke, Ranunkel und Tulpe einnehmen! Es ist wahrhaftig Schade, daß in diesem sonst so schätzbaren Werke, dergleichen Arbeiten zu weitläuftig sind. R. ist selbst Gärtnerey- und Blumen-Liebhaber, und darf folglich sein Urtheil hierüber desto offenherziger sagen. Hyäne. In Frankreich mag wohl zuweilen ein alter grauer Wolf für eine Hyäne angesehen worden seyn. *Hydrangea:* vom Gleditsch Wasserstrauch, und von Planern Kohlknopf genannt. Hygrometer: Feuchte-Messer, Feuchtigkeitsmesser. Ein sehr guter Artikel. Natürliche und künstliche Hygrometer. Zu jenen, als den eigentlichen Bauern-Hygrometern, gehören: die Grannen einiger Gräser, vorzüglich des Wind oder Wildhafers, des Federgrases, die Rose von Jericho, der Saame des Storchschnabels u. s. f. Auch gedörreter Klee- oder Kleeheu ist eine Art vom Hygroskop. Hypochondrie. Bey den Frauenzimmern Hysterik oder *Vapeurs*. So traurig diese jämmerliche Krankheit an sich selbst ist, so kann man sich doch beynahe des Lachens nicht enthalten, wenn man hier die zuweilen närrischen Anfälle und Aeußerungen derselben, wovon viele Beyspiele angeführt sind, nachlieset. Anhaltendes Sitzen, übertriebene Anstrengung der Geisteskräfte, zumal das viele Schreiben aus dem Kopfe, heftige und anhaltende Affecten, insonderheit entnervender Genuß der Liebe, Mangel des zur Gesundheit nöthigen Schlafs, Unterlassung des Genusses stärkender Nahrungsmittel und des Trinkens, unnatürliche Enthaltsamkeit von dem Kalten, und endlich auch Einsamkeit, und Mangel der Zerstreuung und Freude, sind alles Ursachen und Veranlassungen der Hypochondrie. Sie ist nicht allemal Krankheit des Körpers, sondern mehrentheils auch Krankheit der Einbildungskraft. Von 613-688. sind die Heilmittel der Hypochondrie weitläuftig angezeiget. Hypothek: Ein abermals sehr langer Artikel von 155 Seiten, der alles, was nur zu dieser Materie gezogen werden kann, in sich faßt; und folglich auch ein herrlicher Artikel für ein juristisches Wörterbuch seyn würde. Am interessantesten sind die S. 815-846 eingerückten Nachrich-

ten

ten von den Chur- und Neumärkischen Pfandbriefen. Eine vortreffliche öffentliche Einrichtung neuerer Zeiten, welche dem Schlesischen Adel ganz wieder aufgeholfen hat, und dem Chur- und Neumärkischen Adel ebenfalls ungemein erspriesslich gewesen ist. Pfandbriefe sind Hypotheken-Instrumente, welche von den zu einem Creditwesen in einer Provinz verbundenen Landständen, auf Rittergüter ausgefertiget, und so wohl in Ansehung der Sicherheit des Capitals, als auch wegen der richtigen und prompten Abführung der Zinsen, ihrem Inhaber garantiret werden. Die größten Pfandbriefe werden in Chur- und Neumark auf 1000 Rthlr. und die kleinsten auf 50 Rthlr. ausgefertiget.

Benützte Reise durch Deutsch- und Welschland, mit angemerktem Hauswirthschaftlichen eines jeden Landes für jedes Land. Woben das Geheimniß einiger Bauern durch gewisse Bemühungen und ihnen eigene Griffe reich und begütert zu werden, allen und jeden Bauern und Landleuten entdecket wird, herausgegeben von P. C. B. Sammt zwoen Tabellen, fünf Kupferstichen und einem Land- und Hauswirthschaftlichen Kalender. Augspurg, bey den Gebrüdern Veith 1782. 8. 454 Seiten. Nebst einer Vorrede, Erinnerung, Anmerkung, und einem Register. Der am Ende beygefügte Land- und Hauswirthschaftliche Kalender ist außerdem auch noch von 60 S.

Bey dem gegenwärtigen Reichthum an guten Land- und Hauswirthschaftlichen Schriften hätte das ökonomische Publikum diese Compilation gar wohl entbehren können. Sie zerfällt in vier Hauptabtheilungen. 1) Von dem Ackerbaue, sammt allem, was dazu gehöret. S. 1-94. 2) Von dem Viehe, von Wiesen, Kleebau, Fütterung rc. S. 95-192. 3) Von den Baum- und Baugärten. S. 193-302. In diesem Theil handelt die 5te Abhandlung S. 231-249. von den Maulbeerbäumen und Seidenwürmern. Unter Baugärten werden vermuthlich Küchen- oder Gemüßgärten verstanden. 4) Vom

nothwendigen Getränke, und was sonst zur Hauswirthschaft nöthig ist. S. 302 - 441. Wer übrigens noch an alten guten Hauskünsten, Recepten und Hausmitteln ꝛc. eine Freude hat, der darf nur S. 417. die 8te Abhandlung des 4ten Theils, nebst dem Nachtrage; desgleichen die 7te Abhandl. im 2ten Theile S. 173. nachlesen. Die Kunst, Vögel, als wilde Enten, Feldhühner ꝛc. mit Händen zu fangen, kann man S. 448. im Nachtrage erlernen.

K.

Untersuchung und Geschichte der Viehseuche in den kaiserl. königl. Erblanden von Paul Adami, ehemaligen k. k. Kontag. Phys und bestellt gewesenem Thierarzte. Wien, gedruckt mit Heroldischen Schriften. 1782.

Nebst den verschiedenen Rindviehseuchen und ihren Ursachen, betrachtet auch der Verfasser besonders die Stallraude der Schaafe, deren Kenntniß und Heilung, und theilt zuletzt einen Vorschlag mit, wie diesen Seuchen in den kaiserlichen Erbländern gründlich abzuhelfen sey, der nun, nach den neuesten Nachrichten, auf die wirksamste Art in Erfüllung gebracht worden ist.

Ez.

---

15. Vermischte Nachrichten.

J. C. Lavaters physiognomische Fragmente. I. Bd. verkürzt herausgegeben von J. M. Armbruster. Erster Band. Winthertḥur, im Verlage Steiners und Compagnie. 1783. 8. 246 Seiten mit vielen Kupfern.

Grossen Nutzen können wir von dieser Abkürzung eben nicht erwarten. Der hauptsächlichste Mangel der Lavaterischen physiognomischen Fragmente ist theils der Mangel an ein

leuch-

leuchtender Ordnung, theils das hyperbolische Wesen, da Hr. L. immer mehr findet und entscheidet, als da ist. Nun manches kürzer geworden ist, klingt es noch entscheidender und ist noch unlehrreicher, da in dem großen Werke manches noch dies und jenes näher bestimmter z. B. über Herrn Lavaters eigenes Profil lautet. S. 173. das Urtheil: „Kein Held, kein Mathematiker, kein Staatsmann, aber Dichter und Kanzelredner vielleicht kann dies Gesicht werden.“ Was lernt nun jemand, der sich physiognomisches Gefühl erwerben will, aus einem fahlen Bilde, und aus einer hohlen Erklärung? Wenn solche Erklärungen einigermaaßen lehrreich seyn sollten, hätte nicht z. B. hier einzeln gezeigt werden müssen, warum er meyne, daß dies Gesicht kein Held, kein Mathematiker ꝛc. werden könnte. Hätte nicht an vielen Gesichtern, wo solche Zeichen des Heldenmuths oder der mathematischen Anlage u. d. gl. zu finden, der Kontrast gezeigt werden müssen. Auf solche Art hätte der Leser in lebenden menschlichen Gesichtern weiter nachsehen können, ob solche genaue distinktive Zeichen wirklich vorhanden wären, und ob sie Hr. Lavater richtig beurtheilt habe. Aber über ein Bild König Gustav Adolphs oder Lavaters, das allerbekannteste hinsetzen, was man von diesen bekannten Menschen weiß, kann kein physiognomisches Urtheil heißen. Die Kupfer sind meist sehr mittelmäßig gestochen. Genauigkeit der Züge war schon an vielen Kupfern des großen Werks vermisset worden.

Wenn nicht jemand etwan die sehr große Mühe über sich nehmen will, die wirklichen physiognomischen Bemerkungen, deren in dem großen Lavaterischen Werke nicht wenig stehen, von dem vielen ascetischen und schöngeisterischen Geschwätze zu sondern, diese Bemerkungen nach der Ordnung der Theile des menschlichen Körpers zu sondern, und allenfalls Vergleichungen und Berichtigungen hinzuzuthun, so können wir gar nicht absehen, wozu eigentlich ein Auszug nützen sollte.

Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung. Sechstes bis zwölftes Stück. 1782. Erstes bis zwölftes Stück. 1783. Leipzig, Weigand. 8.

Die Ephemeriden der Menschheit haben ihren würdigen Urheber verloren, aber sie haben mit dem Tode des gu-

ten Iselins ihr Ende nicht erreicht. Der Herr Professer G. W. Becker in Dresden fährt fort, die Herausgabe derselben zu besorgen, und wie der Anschein zeigt, mit ziemlich guter Auswahl der Materien, wodurch sich die Ephemeriden unter dem Schwarm der heutigen Journale so vortheilhaft auszeichneten. Freylich ist der Tod Iselins auch für dieses Werk ein großer Verlust. Der Raum erlaubt es uns nicht, den ganzen Inhalt derselben durchzugehen. Auch würde es unnöthig seyn, da dieses Werk bekannt genug ist.

Bf.

Eloge de Mr. *Uhden*, Conseiller privé au Tribunal, membre de l'Académie Royale des sciences, et belles lettres de Prusse. Lû dans l'Assemblée publique du 5 Juin par le Secretair perpetuel. A Berlin, chez Decker. 1783. Mit den Noten 31 große Octavseiten.

Voran steht das wohlgestochene Bildniß des Wohlseligen, dessen Angedenken durch diese kleine wohlgerathene Schrift der Nachwelt empfolen werden soll. Der Hr. Geheimerath Formey kannte den Wohlsel. sowohl im Laufe seiner öffentlichen Geschäfte, als nach seinem Privat- und häuslichen Betragen, und fand den wackern Mann würdig genug, durch dieses Eloge und beygefügte erläuternde Noten seinen exemplarischen Wandel öffentlich bekannt zu machen. Hr. Uhden zeichnete sich nicht durch edle Geburt, nicht durch glückliche zufällige Verbindung aus, noch weniger erschlich er, auf unerlaubten Nebenwegen, die wichtigen Stellen, die sein König ihm vertraute. In ihm selbst und in seinen Handlungen lag immer der dauerhafte Grund zu jedem Erhebungsschritt. Zu Egeln wurde er gebohren 1695, den 30sten März. Vater und Großvater waren Kaufleute gewesen. Im 14ten Jahr wurde er auf die Magdeburgsche Domschule gebracht, von da kam er nach Weißenfels. — Thomasius und Puffendorfs Werke waren seine Lieblingslektür. 1713 bezog er die hallische Universität. 1717 kam er mit dem Sohn des Rostockschen Cammer-Präsidenten, Herrn von Mulsen, dem er empfohlen war, nach Berlin, woselbst die Bekanntschaft mit dem durch seine Constit. March. bekannten Geheimenrath Mylius seine Bildung begünstigte. Der Platz erlaubt nicht,

nicht, der folgenden Veränderungen seiner Glücksumstände zu gedenken, unter welchen die Bestallung zum Königl. General-Fiskal, und zum Gehülfen des Großkanzlers Cocceii, bey seiner wichtigen Reform der Gerichtshöfe, am erheblichsten sind. 1748 wurde er geheimer Tribunalsrath und Mitglied der königlichen Academie, bey deren Zusammenkunft den 9ten Nov. 1780 er zum letztenmal erschien. Sein unbeflecktes Leben, seine Entschlossenheit in den bedenklichen Lagen, seine Wachsamkeit ohne Menschenfurcht, sind rühmlich. Seine Enthaltsamkeit und sanfte Leidenschaften, sein von allen Vorwürfen befreytes Gewissen zeigen, daß jugendliche Thätigkeit im höhern Alter die Beylage und Belohnung der Regelmäßigkeit sey, womit des Jünglings Wandel geleitet seyn muß. Den 6ten Jan. 1783 entschlief er in einem Alter von 87 Jahren und 9 Monaten, entschlief sanft und frölich, wie die Sonne am schönsten Sommertage unsichtbar wird.

Hr.

Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Herausgegeben von Georg Christoph Lichtenberg und Georg Forster. Dritten Jahrgangs I. und II. Stück. 1782. III. und IV. Stück. 1783. Göttingen, bey Dieterich. Jedes von 10 oder 11 Bogen in 8.

1) Versuch eines Beweises für Gottes Daseyn. Der Verf. unternimmt, den bekannten Beweis von der Würklichkeit Gottes aus dem Begriff des vollkommensten Wesens zu berichtigen; er will nicht nur die Möglichkeit dieses vollkommensten Wesens, sondern auch die Schlußfolge, auf dessen Würklichkeit und Einheit, bündiger als es bisher geschehen, darthun. Allerdings braucht dieses Argument noch mehr Hülfe, wenn seine Beweiskraft mehr überzeugend als überraschend seyn soll. — Wir sind aber nicht so glücklich gewesen, den Verf. durchaus zu verstehen. 2) Kritters Probe über die Richtigkeit seiner neuesten Berechnungen für die Weimar- und Eisenachschen Wittwenkassen, aus Erfahrungen von 167 und 154 Ehepaaren, welche in den Städten Oldenburg und Delmenhorst vom Jahr 1730 bis 1740 copulirt, und im Jahr 1780 beynahe völlig ausgestor-

ben waren. Muß von denen, die dergleichen Berechnungen und die darüber erhobene Streitigkeiten interessiren, selbst gelesen werden: der mindeste Auszug würde uns zu weit führen. 3) **Ueber die Theorie der Schönheit**, ein lesenswürdiger Aufsatz. Bereits **Hume** und **Mendelssohn** haben allgemeine Theorien der Schönheit geliefert, so wie **Hogarth** es in Ansehung einzelner schöner Gegenstände gethan hat. **Hume** setzt — fast wie es **Horaz** in Ansehung des Gedichts thut, — die Schönheit in Verbindung des Einfachen mit dem Mannichfaltigen. Der Verf. zeigt sehr einleuchtend, daß diese Erklärung weder alle Arten des Schönen umfasse, noch die Verschiedenheit des Geschmacks erkläre, und sogar gleichgültige, ja Abscheu erweckende Gegenstände zu schönen erhebe. Nach **Mendelssohns** Theorie ist dasjenige schön, was unsre Kräfte auf eine mäßige Art beschäftigt: allein auch diese Erklärung ist nicht allgemein, paßt am wenigsten auf fürchterlich schöne Gegenstände, und der Grund der Schönheit, den sie angiebt, ist zu befremdend und wirklich heterogen. Der Verf. macht sich nun zu seiner Theorie der Schönheit folgenden Plan: sie muß auf alle Arten angenehmer Empfindungen passen, eigentlich zwar nur die Vergnügungen des Verstandes, Herzens, des Gesichts und Gehörs umfassen, doch so, daß die Vergnügungen niederer Sinne und des körperlichen Gefühls dem Resultat nicht widersprechen, und auf eine ewige Urschönheit gegründet seyn. Die letzte ist der Begriff, der in dem Verstande Gottes von Schönheit ist — und war, als er die Welt schuf, und die er in seiner Welt abbildete. Die dadurch bewirkte Harmonie äußert sich durch einen gewissen Hang durch die ganze Natur zur Vervollkommnung; und alles, was in diesen Hang, in diese Harmonie stimmt, muß schön seyn. — Zweifeln gegen die allgemeine Anwendbarkeit auch dieses Grundsatzes, die dem Leser beyfallen werden, wird der Verf. vermuthlich in dem Verfolg seiner Abhandlung, denn sie ist abgebrochen, zu begegnen suchen. 4) **Ueber einige englische Dichter und ihre Werke**, aus Johnsons Prefaces biographical and critical to the works of the english poets. London 1781. Viel Lesenswürdiges von Pope, das wir aber als ausländisch übergehen. Die Uebersetzung vom Leben Popens selbst ist meisterhaft. 5) **Hrn. Pr. Lichtenbergs Antwort auf Hrn. Voßens Vertheidigung im März des deutschen Museums 1782.** Dieser über nichts wichtigers als über den Schöpfenlaut des griechischen *η* veranlaßte heftige Streit interessirt doch auch diejenigen, die sich bisher

über

über die lächerliche Schreibart griechischer Namen, womit Hr. V. das deutsche Museum verunstaltet, in der Stille geärgert haben. Hoffentlich aber wird er nunmehr, und wir wünschen es vom Herzen, mit der Rache, die Hr. V. deswegen über alles, was Göttingisch ist, in der G. N. Z. genommen hat, geendigt seyn.

II. Stück. 1) **Bruchstücke zur dänischen Statistik.** Zwar nicht aus handschriftlichen Nachrichten gezogen, aber doch sehr fleißig gemachte Collectaneen aus allen zur dänischen Statistik gehörigen Büchern, deren Litteraturnotiz schon dem Leser angenehm seyn muß. Mehrere Aufsätze dieser Art würden dem Magazin viele Leser verschaffen. 2) **Nachricht von der durch Hrn. James Watt erfundenen Verbesserung der Feuermaschiene. Aus dem Englischen des W. Pryce, durch Kirchhof.** 3) **Ueber die Schwärmerey unsrer Zeiten — ein Schreiben an den Herausgeber.** Ein Wort geredt zu seiner Zeit! Theologen, die in der Kabbala forschen und nach Wundergeschichten forschen, Rechtsgelehrten, die mit großem Eifer das theure Leben eines Spitzbuben dem Staate zu erhalten suchen, Dichter, die in dem ewigen Einerley der Feen-Mährchen und Rittergeschichte herumtaumeln, u. s. w. erscheinen hier, mit den Empfindsamen, in einer Classe der Schwärmer. 4) **Beschreibung der Stadt Batavia, aus den Abhandlungen der dasigen gelehrten Gesellschaft.** 5) **Ein Versuch mit dephlogistisirter Luft, vom Herrn Forster.** Johanneswürmchen, in einem verschlossenen Glas mit dephlogist. Luft leuchteten anhaltender und stärker. Der Verf. zieht daraus die Vermuthung, daß dieses Leuchten durch die Würkung der Luft auf einen im Körper vorhandenen flüssigen Phosphor verursacht werde. 6) **J. A. Kritters zweyte Probe über die Richtigkeit seiner Berechnungen für Wittwencassen, aus einer Erfahrung von 154 Ehepaaren, die in der Stadt Delmenhorst von 1730 bis 1740 copulirt, und 1780 beynahe völlig ausgestorben waren.** 7) **Lichtenberg an Forstern** — von Zusammenschmelzung eines Stücks einer Uhrfeder und einer Federmesserklinge durch den Schlag einer elektrischen Batterie — ein Effekt, den sich bisher nur der Blitz allein vorzubehalten schien. Stahl und Stein unter dem Wasser durch ein Pistolenfeuerzeug zusammengeschlagen, verursachten in dem Wasser ein lebhaftes Licht.

III. Stück. 1) Beschluß der Bruchstücke zur dänischen Statistik. Schöne Nachrichten von den Schulanstalten (32 lat. Schulen, eine Ritterakademie, 2 Gymnasien und 2 Universitäten), Beneficien (unter andern ein Reisestipendium auf 3 Jahre von jährlich 300 Thalern), Gelehrten- Kunst- und Handelsgesellschaften, Gesetze im Handel und Schiffarth, vom Schleswig-Holsteinischen Canal, Einkünften, Land- und Seemacht in Dänemark; wiederum alles, welches bey statistischen Nachrichten so selten geschieht, mit Angebung der Quellen belegt. 2) Schreiben an Herrn Prof. Lichtenbergen (vom Hrn. Nicolai). Er beschwert sich darin über einige Unbilligkeiten, die der Verf. eines Aufsatzes über die deutsche Litteratur im 5. St. des IIten Jahrgangs dieses Magazins, in Absicht auf die Herausgabe der Literaturbriefe gegen ihn begangen hatte, erzählt ihre wahre Veranlassung, und rügt zugleich die Niederträchtigkeit eines andern Gelehrten, der vor einigen Jahren, im engsten Vertrauen die Erklärung der Zeichen unter den Litteraturbriefen ihm herausgelockt, und nachher solche öffentlich bekannt gemacht hat. 3) Einige Ungleichheiten und Veränderungen, welche die Vergleichung der berühmtesten Sternverzeichnisse mit dem Himmel, in Ansehung verschiedener Zodiakalsterne zeiget. 4) Vom Goldmachen des D. Price, ein Auszug des Hrn. Prof. Gmelin aus des Doctors Schrift. Die bekannten, mit schlechten Zeugen belegten Versuche des D. Pr. von Veredlung der Metalle, durch Zusetzung weniger Grane eines Pulvers. Jetzt ist der Betrug entdeckt. 5) Leben des Kaiser Rudolph von Habsburg von A. W. Rehberg, bey Gelegenheit der Mannheimer Preißaufforderung beschrieben.

IV. Stück. Mit diesem Stücke erklären sich die Herausgeber, auch minder ernsthafte Stücke, auch in Versen aufnehmen zu wollen, und machen auch damit einen solchen Anfang, daß man derselben mehrere zu lesen verlangen wird. 1) (Weders) Erinnerungen durch Hrn. Kritters vorhergehende Aufsätze im Magazin veranlasset. 2) Hrn. Tob. Lowitzens Beschreibung eines 1772 im astrakanischen Gouvernement neu erfundenen Hygrometers. Es besteht in einem dünnen Täfelchen eines bläulichten Schiefersteins, deren man an dem Ufer der Wolga häufig findet, und die mit großer Begierde Wasser in sich saugen, und alsdann

dann in ihrer Schwere zunehmen, und insofern zu einem Feuchtigkeitsmesser dienen. Die zu diesem Gebrauch erfundene Wage ist im Kupfer vorgestellt. 3) Hrn. Hofr. Ebells zu Hannover, Beschreibung des ehemaligen Wiederhalls bey Derenburg, eine Meile von Halberstadt. Es hatte an Stärke, Deutlichkeit und langen Ausbleiben des Schalls seines Gleichen nicht. Es wiederholte mit größter Präcision und Deutlichkeit das geschwind nach einander ausgesprochene Disstichon: Conturbabantur Constantinopolitani etc so daß eben nach Endigung der letzten Sylbe, das Echo die erste Sylbe anfieng. Allein der Verf. fand im vorigen Jahr dieses seltene Echo nicht mehr, indem man aus Eigennutz die lange hohe Mauer (der Ruinen einer Veltheimischen Burg), eingerissen hatte, wodurch es gebildet wurde. Sowohl er, als der Hr. Herausgeber im folgenden Aufsatz, stellen lesenswürdige Betrachtungen über die Besonderheit dieses Wiederhalles an. 5) Hrn. Beckers Beschreibung einer Reise von Dreßden nach Töpliz. 6) Hr. Pr. Lichtenberg — über die Polypen und eine sonderbare elektrische Erscheinung. Er hat, wie schon Trembley gethan, zwey Polypen auf einander gepfropft, oder mit einem Haar zusammengebunden, und so zusammengeheilt. In einem Saal, dessen eingeschlossene Luft durch das Schießen elektischer Flaschen elektrisch geworden war, hatte sich Harzstaub, Semen Lycopod. und selbst der Stubenstaub, in den schönsten sonnenähnlichen Figuren um mehr Körper, Gläser, Metalle und Röhren rc. herumgelegt. 7) Hr. Rehberg in Hannover erklärt sich zum Verf. des Aufsatzes über die deutsche Literatur, und über die Mißverständnisse, die er nach dem Brief des Hrn. Nicolai (III, 2) verursacht hatte. 8) Einige Nachrichten aus London von dem Goldmacher Price. Er war nicht dahin zu bringen, seine Versuche zu wiederholen, noch seinen Proceß andern Chymikern mitzutheilen, das erste, weil er kein Pulver mehr habe, und ihn Zeit, Kosten und Gesundheit abhielten, solches wieder zu verfertigen. Doch sey er ein Mann von Vermögen und Ehre. Doch heißt es in einem Nachtrag zum Schlusse der Vorrede: man fange in London allgemein an, ihn für einen Betrüger zu halten. 9) Nachricht von den Lebensumständen Hrn. Wilh. Herschels, des Entdeckers des neuen Sterns, aus einem Schreiben von ihm an Hrn. L. Er ist 1738 zu Hannover gebohren, ward von seinem Vater, einem Musiker, der Musik gewidmet, er lernte zu dem Behuf die Mathematik, verband damit Latein

und einige neuere Sprachen, gieng aus Mangel der Unterstützung im 15. Jahr in Kriegsdienste, verließ sie im 19ten, und ließ sich in Engelland nieder, bekam eine Organistenstelle, hieng aber dabey der Mathematik nach, verfertigte sich selbst seine Teleskope von 7 bis 20 Fuß, die die Mosstlynschen übertrafen, wurde dadurch dem König bekannt, der ihn durch eine Pension der musikalischen Arbeiten überhob. Da er sich vorgenommen hatte, alles am Himmel mit eignen Augen zu sehen, und mit seinem 20füßigen Teleskop ein Feld des Himmels nach dem andern zu untersuchen, konnte ihm der neue Stern nicht entgehen, den er Georgium sidus genennt haben will. Er setzt seinen scheinbaren Durchmesser auf 4 Secunden, und das Verhältniß des wahren Durchmessers zum Erddurchmesser wie 4,454 : 1. 10) Hr. Pr. L. Antwort auf das Sendschreiben (II, 3.) über die Schwärmerey unserer Zeiten. Eine noch schönere Antwort auf jenen schönen Brief, ganz voll von Lichtenbergscher satyrischer Laune, die sich über die Thorheiten Deutschlandes vom tändelnden Erziehungsschriftsteller an, bis zu dem Fürsten, der den Knochen des heil. Liborius 1400 Thaler vermachte, ergießt. Angehängt sind noch einige Fragmente eines satyrischen Gedichtes von gleichem Inhalt, das er zwar als die Arbeit eines seiner Freunde ankündigt, aber das Gepräge seines eignen Geistes zu wenig davon weggewischt hat. Es hat so treffliche Stellen, daß wir uns unmöglich enthalten können, eine hieher zu setzen, die uns wegen der Nachahmung einer Stelle in Horazens Dichtkunst besonders auffiel. Ein Kinderexamen, wie es itzt gewöhnlich seyn soll:

So komm und sag einmal, mein allerliebstes Heinzchen,
Wie viel ist einmahl eins? Sprich! „ein bloßes, kleines Einschen.“
Wie witzig und wie wahr! Nun sage mir mein Kind,
Wie viel nach dem Euclid im Dreyeck Winkel sind?
„Sechs.“ Gut, mein Schätzgen, gut! Drey Winkel und drey Seiten,
Das sind zusammen sechs; wir sprachen ja von beyden.
Nun noch von Winkeln was, komm, sag mir einmal an,
Wie viel ein Dreyeck wohl nun rechte haben kann?
„Zwey.“ — Recht, mein Lämmchen, recht! Wenn ich die Drey addire,
So hat das Dreyeck zwey, so wie das Viereck viere.
O das ist brav gelernt! u. s. w.

Von unsern' Sprachverderbern, die durch Sylbenbrand und Vocalenmord deutsche Wörter anglisiren, braucht er das Gleichniß:

So wird manch träges Gaul von deutschem Schweif und Sitten,
Durch schöpferischen Schnitt zum Stumpfschwanz und zum Britten.

Nur die Stelle von Leibnitzen hat uns mißfallen! Mehr solche Lichtenbergsche Arbeiten würden dem Magazin den Dienst thun, den Wielands Gedichte dem deutschen Merkur erweisen. 11) **Eine herrliche Romanze auf die schwimmenden Batterien**, die jeder biederer Deutsche ganz lesen muß. Es würde uns leid thun, daß der Raum uns verbietet, einige drollichte Strophen daraus abzuschreiben, wenn wir nicht so eben aus den Meßverzeichnissen sähen, daß sie auch besonders abgedruckt ist, und also gewiß in Jedermanns Hände kommen wird.

Wir brauchen es nun nicht noch besonders zu erwähnen, daß dieses Magazin am innern Werth gewiß eher zu als abnimmt.

Zf.

Berlinisches Magazin der Wissenschaften und Künste. Ersten Jahrganges erstes bis viertes Stück. Berlin 1782. bey Unger. 8.

Nach des Verlegers Vorrede sollte dies Magazin Abhandlungen berlinischer und auswärtiger Gelehrten über wichtige Materien, Auszüge aus interessanten deutschen, englischen und französischen Schriften, Recensionen und beurtheilende Nachrichten von Kunstwerken, und kleine schon gedruckte Aufsätze, die leicht selten werden, enthalten.

Es ist billig, daß man von einer Schrift, oder von einer Sammlung Schriften nicht mehr erwarte, als was ihr Plan verspricht. Aber der Kritik ists vorbehalten, zu prüfen, ob dieser Plan nach Bedürfnissen, Zeitumständen und Lage der Wissenschaften entworfen worden, oder wie er anders hätte angelegt werden sollen.

Es ist im Reich der Kenntnisse eine sehr gewöhnliche Erscheinung, gradezu bey demjenigen stehen zu bleiben, was Vor-

fahren

fahren erfunden haben, oder alte Sachen nur im neuen Ausdruck zu wiederhohlen. Dies geschieht in jedem Lande, und in jeder Wissenschaft, wenn man darin eine gewisse Höhe erreicht zu haben glaubt, um es für beschwerlich zu halten, sie zu übersteigen. Menschen pflegen sich der Bequemlichkeit zu überlassen, wenn sie sich gegen Mangel gedeckt sehen. Es ist aber immer ein schlimmes Zeichen, wenn man nur darauf bedacht ist, Früchte zu erndten, welche die Natur oder Vorarbeit der Aeltern uns von selbst bewahren, ohne von neuem das Feld zu bestellen, welches sie uns hinterließen. Denn man kann wohl keine Kunst und Wissenschaft namhaft machen, die nicht unbestimmbarer Erweiterungen fähig seyn sollte, sobald nachdenkende Menschen nur eifrig genug sind, sie zu bearbeiten. Schriftsteller müssen also stets Altes mit Neuem verbinden, um helle Begriffe der Vorzeit im Gang zu erhalten, und sie durch diejenigen weiter auszudehnen, welche das Werk ihres eignen Nachdenkens sind. Und nur in wenigen Fällen sind sie berechtigt, sich vom letzteren loszuzählen, wenn etwa Seltenheit oder Verdunkelung alter, brauchbarer und vortrefflicher Schriften sie auffordert, ihre Zeitgenossen darauf hinzuweisen, um ältere Lehren der Vergessenheit zu entreißen, welche noch ganz oder Theilweise zum System heutiger Erkenntniß gehören.

Von dieser Seite sind viele unserer Skribenten schon längst auf Abwege gerathen, die nur desto gefährlicher werden, je weniger man etwas Arges vermuthet, und je unachtsamer man zu seyn pflegt, vor Schaden im voraus zu warnen. Man ist nämlich so geschäftig, uns besonders in neuen Zeitschriften die ältern Werke im Ganzen oder in Stücken wieder abgedruckt zu liefern, daß man glauben sollte, es sey uns selbst zu denken nichts mehr übrig gelassen worden. Und wenn ein Ausländer wahrnehmen sollte, daß unsre Journale und periodischen Schriften so sehr mit Auszügen und Uebersetzungen alter oder gar neuer Schriften angefüllt sind, so würde er würklich urtheilen, daß Zeitschriften nur noch der einzige Weg seyn möchten, uns mit den Werken selbst bekannt zu machen, weil es das Ansehen zu haben scheint, als ob wir letztere unmittelbar nicht mehr lesen. Es kann auch in der That nicht fehlen, daß es nicht nach und nach dahin kommen sollte. Denn die dem Gelehrten, wie jedem andern Menschen, anklebende Trägheit, räth ihm sehr bald, Schriften ungelesen zu lassen, die er schon aus Stellen zu kennen glaubt, welche der Journalist oder Epitomator

mator ihm in die Hände zu spielen für gut fand. So greift denn das Verderben immer weiter um sich, bis es endlich allgemein wird, nachdem Zeitschriften selbst durch ståte Vervielfältigung uns so sehr zu Haupte gewachsen seyn werden, daß selbst dem besten Mann keine Muße zu langsamern Studien übrig bleibt, wenn er anders die zahlreiche Zeitlektüre wenigstens nicht ungeblätttert liegen lassen will.

Nach diesen Grundsätzen konnte man von einem **Magazin der Wissenschaften und Künste** nur neue Untersuchungen erwarten, welche dazu dienen, Aufklärung der einen und andern zu befördern. Man sieht sich aber ungemein getäuscht, wenn man unter dem vielversprechenden Titel meistentheils Auszüge und Stückübersetzungen aus Schriften antrifft, welche noch allgemein gangbar sind. Man muß daher urtheilen, daß zu diesem Magazin ein unrechter Plan gemacht, und daß ihm ein Titel beygelegt worden, der ihm keinesweges gebührt. Hier sind die Beweise:

Im ersten Stück, Betrachtungen über die Vorurtheile und Irrthümer der deutschen Nation im 16. Jahrhundert, S. 58 — 129, aus **Möhsens Geschichte der Wissenschaften** ꝛc. welche in jedermanns Händen ist.

S. 130 — 132 aus dem Dialogue entre Montagne, Bayle et Rousseau. Die bekanntesten Sachen vom Schritt des letztern zur Schriftstellerey.

S. 133 — 137. aus dem Dictionnaire des Merveilles de la Nature, über Wünschelruthen.

Im zweyten Stück S. 54 — 84, Gedanken über die Gedächtnißübungen von Gedike. Diese Einladungsschrift ist hier wieder abgedruckt, weil sie nach dem Plan zu den gedruckten Aufsätzen gehören soll, die leicht selten werden.

S. 85 — 151. Briefe von **Roußeau** an **Malherbe** und **Hume**, welche jeder in **Roußeaus** Schriften besitzt und gelesen hat.

Im dritten Stück S. 54 — 89. Nachricht von den Salzwerken in den Königreichen Galizien und Lodomerien, aus den **kaufmännischen Heften** von **Sinapius**.

S. 90 — 163. Geschichte **Ludwigs** XV. Ist gleichfalls aus französischen Schriften gezogen, ob sie gleich nicht genannt sind.

S. 164 — 176. Ueber den Enthusiasmus, die Portraitmalerey, und die Triumphe der Römer. Aus **Fitzosbornes** Briefen, welche schon 1754 übersetzt sind.

Im

Im vierten Stück S. 56—86. Ueber das Alterthum der Slaven, und die Aehnlichkeit der Slavischen und altlateinischen Sprache, aus Levesque histoire de Russie.

S. 86—104. Die Religion der Slaven, aus Popofs Götterlehre der Slaven.

S. 104—172. Neue Methode auf den Land- und Seecharten die Höhen und Bildungen des Bodens auszudrücken, aus dem Französischen des Dûcarla.

Wenn man die zu diesen Uebersetzungen hingegebene Seitenzahl berechnet: so kann man leicht übersehen, daß eigne Aufsätze nur kleinen Raum übrig behalten haben. Ich will die erheblichsten auszeichnen:

Im 1. Stück S. 14. Versuch einer Entwickelung der Ideen, welche durch die einzelnen Wörter in der Seele hervorgebracht werden, von Moritz. Dieser Aufsatz zeugt von Genauigkeit und Ueberdachtheit. Nur Schade, daß der Verfasser Personen untergelegt hat, welche alle Ideen und Wörter schon kennen, und bey Vernehmung der letztern die erstern als Correlaten mit einer Schnelligkeit hervorrufen, deren Uebergänge bey jedem Menschen nach dem Maaß seiner Einsicht wechseln, und sich überhaupt nicht mehr fixiren lassen. Denn wenn Seelenlehre durch Versuche dieser Art Fortschritte machen soll: so muß man die allmählige Erlernung der Wörter bey Wahrnehmung der Gegenstände, und die Entstehung der Ideen durch die Wörter an Kindern beobachten.

Im 2. Stück S. 1. Ueber Dialekte, besonders die griechischen, von Gedicke, welcher seinen Gegenstand nicht anders als interessant behandeln kann.

Im 3. Stück S. 1. Von den deutschen Konjugationen. Ein mit vielem Fleiß geschriebener Aufsatz.

S. 17. Schlimme, mitunter gar schwarze Seite Heinrichs des Vierten, von Schummel. Der Verf. würde weniger Böses von einem guten Könige gesagt haben, wenn er seine Quellen sorgfältiger geprüft und verglichen hätte.

Im 4 Stück S. 30. Vertheidigung des Lateinschreibens und der Schulübungen darin, von Gedicke. Der Verf. vertheidigt eine schlimme Sache, welche uns bey Kultur unsrer Muttersprache unersetzlichen Schaden gethan hat. Er scheint mehr die Mühe zu bedauern, welche das Lateinschreiben in früher Jugend ihm selbst gekostet, und nun nicht vergeblich gekostet haben soll, als daß er lebhaft von Vortheilen überzeugt seyn sollte, welche er uns daraus verspricht. Er lobt lateinische

sche Schriften der Deutschen wegen ihrer Dauer, ohne den Umstand zu beherzigen, daß man nur in der Muttersprache Wahrheit und Ueberzeugung in ihrer natürlichsten und stärksten Farbe darstellen kann. Er will fremde Nationen, welche unsre Sprache nicht zu lernen pflegen, durch lateinische Sprache mit unsern Begriffen und Erfindungen bekannt machen, ohne zu bedenken, daß unsere lateinischen Werke von fremden Völkern selten oder nie gelesen werden. Wenn aber dennoch dieser sein Wunsch erfüllt werden sollte, wie, dem Himmel sey Dank! nicht zu befürchten ist, so würde er andre Nationen auf immer von Lesung unsrer schönsten Werke entfernen, die nur in der Muttersprache geschrieben werden konnten; welches wir seinem eignen Gewissen hiermit anheim geben.

Die Recensionen, welche obigem Magazin angehängt sind, kann man am wenigsten rühmen. Man sieht ihren Nutzen nicht ab, wohl aber ihren Schaden, weil wir mit kritischen Zeitungen und Journalen schon zu sehr überhäuft sind, als daß nicht ihre Menge die unpartheyische Kritik immer mehr außer Achtung bringen sollte, wovon man die traurigen Folgen nicht eher erkennen wird, bis der gänzliche Verfall der Literatur vor der Thüre ist. Auch ist der Raum in jener Schrift viel zu eingeschränkt, als daß man nur eine bestimmte Klasse von Büchern umfassen könnte. Man kann sich also dabey kein festes Ziel ausstellen, sondern man recensirt nach Lust und Belieben, welches niemals vom Nutzen gewesen. Rm.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen ꝛc. zum Druck befördert von J. von Born. Fünfter Band, mit 5 Kupfern. Prag 1782. in gr. 8. bey Gerle. 388 Seiten.

Bey dem besten Willen eines Recensenten, die Leser mit den neuen Schriften, die von Messe zu Messe in solcher Menge in Deutschland herauskommen, bekannt zu machen, fällt es doch ganz unmöglich, die zu vielen Theilen anwachsenden periodischen Schriften, worin beynahe de omni scibili gehandelt wird, genau zu zergliedern. Am allerwenigsten ist es in einem Werke thunlich, welches die ganze deutsche Literatur in sich fassen soll, und daher, so viel wie möglich, zusammengedrängt werden muß. Bey so bewandten Umständen bleibt für die meisten periodischen Werke kaum etwas anders übrig, als nur den Inhalt anzuzeigen. So unangenehm ein solches Abschreiben

den ist, gewinnt der Leser der allg. d. Bibl. doch wenigstens das dadurch, daß keine für ihn erhebliche Abhandlung seiner Kenntniß entgeht, welches in der That schon viel ist. Der Recens. des vorliegenden Werks erinnert dies ein vor allemal, damit man ihm weder jetzt, noch bey andern ähnlichen Fallen den Vorwurf mache, daß er um seiner Bequemlichkeit willen, nur den Inhalt abschreibe. Er kennt in der That keine unangenehmere Recensentenpflicht, als eben diese; eilt aber sie zu erfüllen: 1) Dobners Beweiß, daß Wladislaw II, Herzog in Böhmen 1158. zu Regensburg gekrönt worden, und daß der ihm und seinen Nachfolgern vom Kaiser Friedrich I. ertheilte goldene Reif eine wahre königl. Krone gewesen sey. 2) Pelzel bezweifelt das Edikt Kaisers Carl IV. wider die Ketzer vom 18. Sept. 1376. 3) Mayer über die Pichurimrinde. Er hält sie für die Frucht eines Baumes aus der Verwandtschaft des Loorbeergeschlechts. 4) Ebendesselben Abhandlung von den Würmern der Menschen. Der Lumbricus ist eine eigene Art Regenwurm, der sich auch im trüben Wasser findet. 5) Ebendesselben Anmerkung über die Elektricität der Vögel (der Pflaumfedern unter ihren Flügeln). 6) Bohadsch Reise im Salzkammerbezirke (kritisch-botanisch, aber für den Mineralogen unerheblich. 7) Dobrowsky über die Einführung der Buchdruckerkunst in Böhmen. 8) Grubers Art kleinere Flüsse zu messen. 9) Erlacher Beschreibung (Verzeichniß) der Erdarten und Mineral. um Ginetz im Berauner Kreise. 10) Dobrowsky über das Alter der böhmischen Bibelübersetzungen. 11) Mayer über die Unverweslichkeit menschlicher Körper. 12) Müller über die Art, Stein- oder Dürschenöl in Tyrol zu bereiten (aus bituminösen Stückstein). 13) Graf Fr. Schaffgotsch entdecktes Gesetz, welches zur Fortsetzung der Pellischen Tafeln dienet. 14) von Borns Nachricht von gediegenem Spießglaskönig in Siebenbürgen (von Facebai, wo er weißes blättrichtes Golderz oder antimonialischer Goldkies genannt wird). Hr. Mongez, Verfasser des Journal de Physique, hat dem Recensenten gemeldet, daß er im Sommer 1782 zu Allemont im Dauphiné ebenfalls gediegenen Spießglaskönig entdeckt habe, und seine Versuche damit im gedachten Journal einrücken wolle. 15) Strnadts meteorologische Beobachtungen vom Jahre 1778—81, oder vielmehr nur ein paar Anmerkungen darüber.

Tt.

D. Lu-

D. Luthers Fürstenspiegel von Regenten, Räthen, und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn, und Dank. Frankf. bey Garbe. 1783. in 8. 288 S.

Herr F. C. von Moser der jüngere, der sich in der Vorrede nennet, hat dies Werk aus Luthers Schriften, nach den von Lindner in 9 Bänden gegebenen Auszügen, zusammengestellt, und in einer kurzen naiven Vorrede die Ursachen davon angegeben, weil nämlich von den Obrigkeiten uns so viel Liebes und Gutes, aber auch so viel Herzeleid wiederfährt, und er vornehmlich in seinem Exilio sich grade in **Luthers Lage** gesehen, (das scheint uns doch noch nicht so recht deutlich) und an eben dem Feuer gesotten und gebraten worden. Unsere Leser, die mit des Herrn von Mosers Geschichte bekannt sind, werden nun das Buch zu deuten wissen. Der Text ist unverändert nach dem Luther abgedruckt, und enthält, nach sorgfältiger Auswahl, alle Lehren, Vermahnungen, Bestrafungen, und Vorwürfe, die Fürsten und Obrigkeiten gehören. Nutzen sehen wir von dem Werke nicht, da man Luthers Schriften in Händen hat, auch in selbigen unleugbar manche ungleiche, unpäßliche, harte Einfälle vorkommen, die schlechthin für unsere Zeiten nicht exemplarisch sind, wohin wir die Aufwallungen von **Rachsucht** und **Bitterkeit** rechnen, die nur die Zeit jenes großen Mannes rechtfertigen kann. Herr von Moser, der nicht allein ein frommer, sondern auch kluger Mann seyn will, hätte doch wohl merken sollen, daß er, auch in dieser Absicht, gar nicht in **Luthers Lage** war.

Bm.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus der Schweiz vom 20sten Februar.

— Es war ein unsinniger Lärm, den die Glarner über Wekhrlins Anzeige in den Chronologen erhoben haben. Sie bekamen nämlich vor etwas Zeit das Stück der Chronologen von Wekhrlinen, worinn diese Geschichte, wie

wohl mit vielen Unrichtigkeiten, erzählt und beurtheilt wird, zu sehen, welches durch einen Zufall geschahe; denn Lectüre ist in Glarus eine seltene Sache. Sie bewegten hierauf Himmel und Erde durch ein Conclusum der Landesgemeine, wodurch Wekhrlins Schrift zum Feuer verurtheilet ward. Es wurde an seinen Landesherrn geschrieben, und seine Auslieferung begehrt. Da keine erwünschte Antwort erfolgte, erklärten die Glarner den Wekhrlin in contumaciam, und schrieben an die Kantons Zürich, Bern, Basel und Schafhausen, sie sollten ihn, wo er ihre Gebiete jemals beträte, in Verhaft nehmen, und ausliefern; wobey sie eine solche Beschreibung seiner Person (wie sie dazu gekommen ihn zu kennen, weiß man nicht) herum schickten, wie todteswürdigen Verbrechern geschieht. Dies Begehren ward ihnen jedoch von allen Kantonen, den einzigen Stand Bern ausgenommen, abgeschlagen. Und der Stand Zürich wurde hierzu durch die Betrachtung der Thorheit und Ungerechtigkeit dieses Schritts bewogen, den die aufgebrachten Bauern zu G. gethan haben. Denn es ist nicht zu zweifeln, daß diese unsinnige Ausschweifung einer beträchtlichen Zahl von Magistratspersonen zu G. nicht gefallen habe. Beyläufig bemerke ich noch, daß im 1sten Stück des 83sten Jahrgangs des Kirchenbothen mit Recht geleugnet wird, daß die G. Wekhrlins Satyre verbrannt hätten, Damals war es noch nicht geschehen. Aber die Glarner haben, zur Schande der Schweiz, nachher dieses Gerücht wahr gemacht.

Auszug eines Schreibens aus Zürich vom 17ten Dec. 1783.

— Es ist wirklich lustig, daß man allenthalben in Deutschland den Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland nicht nur errathen, sondern daß man ihn sogar aus vermeynten glaubwürdigen Berichten ganz genau bestimmen will, und daß so ganz unterschiedene Leute namhaft gemacht werden. Sie können dem Publikum sehr sicher sagen, daß alle diese glaubwürdigen Berichte die allergrundlosesten Gerüchte sind. Weder der Hr. Prof. Blessig in Straßburg, noch der Hr. von Gemmingen in Wien, noch der Hr. Hofrath Leuchsenring, noch der Hr. Domherr von Beroldingen in Hildesheim, noch der Hr. Dom-

Domherr von Hohenfeld in Speyer, noch der Herr von Großschlag in Mainz, noch der Herr Geheimerath von Hofenfels in Zweybrücken, noch der verstorbene Herr von Beldenbusch, noch der Hr. Statthalter von Dalberg in Erfurt, noch so mancher anderer, den man auch genannt hat, ist der wahre Verfasser dieses mit Recht gelobten und allgemein gelesenen Buches. Es ist auch sehr lustig, daß, weil der Verfasser dieser Briefe einen gewissen Ton annimmt, gewisse homines emunctae naris so fein haben riechen wollen, der Verfasser müsse ein Mann vom Stande seyn, und daß sogar eine sichere gelehrte Zeitung deshalb demselben etwelche tiefe Bücklinge zu machen für gut gefunden hat. Der Verfasser ist aber ein bloßer schlechter und rechter Mann, der sich auf seine Geburt nichts zu gute thun kann, so wenig als auf seinen Namen, den er bey den Schriften, die er bisher etwan schrieb, nicht genennet hat, und vielleicht auch sobald nicht nennen wird. Auch thut er sich auf nichts etwas zu gut, als auf seine gesunde Vernunft, Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit. Daß er diese Eigenschaften besitzt, erkennet jeder, der dies Buch lieset, obgleich hin und wieder mancher darüber im Stillen die Zähne knirscht. —

Auszug aus einem Briefe aus Wien vom 22sten Febr.

— Allerdings liegen in unserer Kaiserl. Bibliothek nicht wenig deutsche Manuscripte, welche wohl verdienten, untersucht und herausgegeben zu werden, so wie der Weiskunig. Und da unter dem Präsidium des Freyherrn v. Swieten iezt bey der Bibliothek mehr Ordnung eingeführet, auch ein ganz neuer Catalogus der ganzen Bibliothek gemacht wird, so ist wohl zu hoffen, daß man nun auch weiter darauf denken werde, den großen Schatz von Mscpten bekannt zu machen. Der Erzbischof von Kolocza in Ungarn, Freyherr Patachich von Zajezda, ein gelehrter Herr, besitzt ein herrliches Mscpt auf Pergament von mehr als 600 Blättern, enthaltend Minnelieder vom Stricker und von andern. Wie sehr wäre es zum Besten der deutschen Litteratur zu wünschen, daß dieser Prälat sich entschließen möchte, dies so merkwürdige Mspt herausgeben zu lassen. Neulich ist in der deutschen Bibliothek (LII. B. 1 St.) von des Prof. Horvath in Ofen Theolo-

gia pastorali geredet und dabey gesagt worden, daß er ein Exjesuit ist, welches aber falsch, und also zu verbessern ist. Ein anderer dieses Namens war in der ehemal. Gesellschaft Jesu. Selbst in Hrn. de Luca gelehrtem Oesterreich S. 224 kommt dieser Irrthum vor.

Auszug eines Schreibens aus Frankfurt am Mayn, vom 6ten Jun. 1784.

Die bereits nicht kleine Reihe gelehrter Zeitungen ist im vorigen Jahre noch um Ein Glied ansehnlicher geworden. Seit dem 1sten Jul. 1783 erschienen auch in Tübingen **Gelehrte Anzeigen**, (wöchentlich in zween halben Bogen, bey G. H. Reiß gedruckt) die gewiß gar nicht unter die schlechten gehören. Hauptsächlich werden Schwabens, insbesondere **Würtenbergs** Federproducte angezeiget und beurtheilet, (und dieses ist sehr zu loben; denn billig, sollte jede unserer **Gelehrten Zeitungen** vor allen andern die sämmtlichen, auch minder erheblichen litterarischen Erzeugnisse eines bestimmten Bezirkes von Deutschland recensiren; so könnte man über den Grad der Aufklärung und Cultur desselben weit richtiger, als bisher, urtheilen); aber auch mit andern deutschen, selbst manchen **ausländischen** Werken und Brochüren wird der Leser in genauere Bekanntschaft gebracht. Das Abschreiben des **Inhaltverzeichnisses** ist die Sache der **Tübinger** Recensenten bisher nicht gewesen, (ehemals und noch der Fall in manchen gepriesenen **Gelehrten Zeitungen** unsers deutschen Vaterlandes!) sondern sie haben **mehreres** von den Büchern zu sagen gewußt; Auszüge und Urtheile zeugen von Fleiß, Sachkenntniß und Einsicht. Der Tadel ist gehörig motivirt, und meistens gemäßigt und anständig; zuweilen ist er scharf; und hier mußte er es seyn. Die **theologischen** Recensionen zeugen freylich von einer gewissen Vorliebe fürs symbolisirte System; indeß sind die meisten lehrreich, und alle sehr moderat; ein großer Theil derselben ist aus der Feder des gelehrten und rechtschaffnen Herrn D. Storr in Tübingen; dieses allein kann Sie, m. Fr.! aufmerksam auf solche machen. Im **philologischen** Fache arbeitet der Herr Professor Schnurrer; ich denke, dieses kann Ihnen ebenfalls statt aller anderweitigen Beweise von der Lesenswürdigkeit der Recensionen aus demselben dienen. Besitzen Sie die

Nürn-

Nürnberger, Straßburger, und Tübinger gelehrte Zeitungen: so haben Sie die besten unter allen, die im Reiche herauskommen. Die F** wird seit etlichen Jahren dem größten Theile nach vom Hrn. Professor ****** in ****** geschrieben, als welcher alles, was ihm vor die Faust kommt, medicinische, physikalische, ökonomische, mathematische, theologische u. a. Schriften frischweg recensiret.

Durch die unermüdete Betriebsamkeit des aufgeklärten und redlichen Herrn Consistorialrathes List zu Manheim, (welchem die Lutherische Gemeinden in der Pfalz seit 1774 ein sehr gutes Gesangbuch, so wie einen, nicht unter die schlechten zu rechnenden Katechismus verdanken) ist vor Kurzem auch eine (so viel mir bekannt ist) großentheils von ihm selbst verfertigte, neue Liturgie in den Kirchen besagten Bekenntnisses eingeführet worden. Da Sie das Buch bereits aus der Döderleinschen theol. Bibl. B. 2. St. 11. und dem 86sten St. der Götting. gel. Anzeigen d. J. kennen, vielleicht ehestens auch selbst erhalten werden: so sage ich Ihnen nichts mehr davon. Möchte man nur auch in andern ganz Lutherischen Ländern an die Verbesserung dieses wichtigen Theils der öffentlichen Gottesverehrung mit Ernst denken! Seit den Beyträgen verschiedener Gelehrten, namentlich denjenigen eines Zollikofer, ist es ohnehin nicht mehr schwer, etwas Vorzügliches hierinne zu liefern. Auch ist die Einführung einer neuen Liturgie ungleich leichter, als diejenige neuer Gesangbücher und Katechismen. Vielleicht wird dieses unentbehrliche Werk durch die Bemühungen der Herren Hermes, Salzmann und Fischer beschleuniget.

Durch den am 23sten Apr. d. J. erfolgten Tod des Hrn. Kirchenraths und Professors Wund hat die Heidelberger Universität einen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitten. Diesen zu ersetzen, wird bey der hergebrachten und noch fortdaurenden Einrichtung in der Pfalz — nicht leicht seyn. Wäre ein Theil der großen Summen, welche auf die Akademie der Wissenschaften zu Manheim, die Cameralschule zu Lautern, und die weibliche Erziehungsanstalt zu Frankenthal verwendet worden sind, der Heidelberger Universität gewidmet worden, welches der Wunsch und Vorschlag aller Pfälzischen wahren Patrioten bis iezt gewesen

wesen und noch ist: wie sehr blühend könnte und würde diese seyn! Aber — doch zu etwas Anderem.

Entwickle man das Ungerechte und Schändliche des Büchernachdrucks noch so geschickt, bediene man sich des bündigsten Raisonnements, oder des beissendsten Spottes: was fruchtets? In unserm Rhein- Neckar- und Maynrevie-re wenigstens — wird des litterarischen Raubgesindels von Tage zu Tage mehr. Noch vor wenigen Monaten hat sich in demselben eine neue und starke Bande von Nachdruckern zusammengethan, welche die besten theologischen, juristischen, moralischen, medicinischen und chirurgischen Schriften nachzudrucken verspricht. Sie giebt vor, daß sie ein K. Privilegium erhalten habe; bis jetzt aber hat dieses noch Niemand zu Gesichte bekommen. Haben sie es, so müssen sie es erschlichen haben. Da manche deutsche Fürsten, nach einem sehr falschen Vorurtheile, den Nachdruck für eine neue, ergiebige Nahrungsquelle ihrer Unterthanen ansehen, ohne freylich auch nur den mindesten Bedacht zu nehmen auf den Nachtheil, welcher für die Moralität derselben daraus entstehen muß: so ist eine Verhinderung des erwähnten Raubes, — von ihrer Seite kaum zu hoffen. Sie, m. Fr! sollen ehestens die Namen derjenigen Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hochedeln, auch Hochehrwürdigen Herren erfahren, die an dieser ehrlosen Unternehmung auf irgend eine Weise Theil haben, Geld dazu herschießen, oder das gestohlne Gut in öffentlichen Blättern ankündigen und feilbieten. Mögen Sie solche dann plenissimis titulis in der Allgem. deutsch. Bibliothek abdrucken lassen! Vielleicht jagt's Einem oder dem Andern Schamröthe ins Angesicht; ist anders seine Farbe noch einer Aenderung empfänglich; welches freylich noch nicht als gewiß angenommen werden kann —.

Auszug eines Schreibens aus Oberschlesien vom 18ten März 1784.

Die wahrhaft traurige Geschichte der Deisten, welche die Jahrbücher der Geschichte Böhmens zu ewiger Schande aufbewahren werden, ist leider noch nicht zu Ende. Man hat die Deisten zwar unterdrückt, aber nicht bekehrt. Diejenigen, welche

welche nach Siebenbürgen versendet worden, und sich nun wieder zum christlichen Glaubrn bekennet haben, sollen nach Verlauf eines Jahres wieder nach Hause geschickt werden, die im Lande befindlichen aber dürfen sich nicht zu erkennen geben, sollte es ja einer wagen, so muß er nach überstandener Strafe sich von seinem Pfarrer in der katholischen Religion unterrichten lassen. Es kann nicht etwas mehr gegen richtige Grundsätze der Toleranz seyn, als dieses.

Was die Individua der Deisten betrifft, kann ich ganz und gar nichts eigenes sagen. Vermuthlich bestehen sie ebenfalls theils aus Leuten von gemeinem Schlage, theils aus besserem. Vielleicht haben auch manche von ihnen mehr Religion als andere, die, indem sie in gewissem Verstande sprechen, templum Dei habemus, nichts weniger, als Anbeter im Geist und in der Wahrheit sind. Den guten Regungen des Herzens und dem unverfälschten Lichte des einem Jedem von dem Urheber aller Wesen ihm zugetheilten Antheils von Vernunft, treulich folgen, dies ist vielleicht die einzige Eigenschaft, die die Menschen aller Zeiten vom Aufgang bis zum Niedergang zu Gliedern der wahren unsichtbaren Kirche macht, und sie manchen berufenen Söhnen Abrahams vorzieht. Wer so denkt, muß einsehen, daß der größte Theil desjenigen, was die Menschen in der Verehrung ihres Schöpfers theilt, im menschlichen Eigensinn seinen Grund habe. Und wie weit muß die Gleichgültigkeit der Menschen in Ansehung ihrer Bestimmung und der Zukunft gekommen seyn, wenn eine solche Anhänglichkeit an Partheyen noch für den höchsten Grad der Religion gehalten wird. Man stelle sich den übrigen Theil vor, und doch finde ich leider allenthalben nur diesen Unterschied. Denn die erstern sind so selten, als Kometen am Firmamente.

Auszug des Schreibens eines Ungenannten aus Bayern vom 17ten Lenzmonaths 1784.

Ich erhielt erst in voriger Woche die 2te Abtheilung des Anhangs vom 37sten bis 52sten Bande, und, wie es denn mir patriotische, mithin sehr vorzügliche Neugierde ist, zuerst die Recensionen über die vaterländischen Producte zu durchlaufen; so fiel mir in der Recension der Westenriederschen Gedächtnißrede auf Herrn geistl. Rathssekretair Lipousky, in ge-

dachter 2ten Abtheilung S. 1063, Z. 12. von unten hinauf, ein sehr wichtiger Schreib- oder Druckfehler auf, wo es nämlich heißt: „Hr. Lip. habe im Jahre 1768 ein Buch geschrieben, unter dem Titel: Ungrund der Dominikaner in Bayern.“ — Es muß aber heißen: Ungrund der Domainen. — Dieses Buch kam im gedachten Jahre 1768 wirklich zu München in Fol., doch ohne Namen des Verfassers, heraus, und machte vieles Aufsehen. Der jetzige Herr Revisionsrath von Käppler schrieb bald darauf eine — Widerlegung. Von Dominikanern zu schreiben, hätte Herr Lip. nicht der Mühe werth geachtet.

Da ich, wie gesagt, erst die 2te Abtheilung des Anhangs vom 37sten bis 52sten Bande in Händen habe, und also nicht wissen kann, ob dieser Druckfehler in einem der mither erschienenen Bänden schon verbessert worden sey, oder nicht; so werden Sie mir diese deswegen an Sie gerichtete Zuschrift nicht übel nehmen; weil dabey meine einzige Absicht ist, die mir sehr schätzbare A. D. Bibliothek von allen auch noch so geringen Fehlern gereinigt, und den Herrn Recensenten, der mir aus den auf gedachten Druckfehler folgenden Worten: — **Ein Mann** 2c. bis **Buch nicht**, — im Ernste zu glauben scheint, Hr. Lip. habe von Dominikanern geschrieben; — desabüsirt (ich finde nicht gleich ein eben so viel sagendes deutsches Wort) zu sehen. — Freylich kann auch in Hrn. Westenrieders zu München gedruckter Rede, die ich aber nicht bey der Hand habe, dieser Druckfehler schon eingeschlichen seyn, und den Hrn. Rec. irre geführt haben.

Bey der Gelegenheit nehme ich mir auch die Freyheit, Ihnen über die Stelle, wo in der Recension der Oefelischen Gedächtnißrede in der nämlichen 2ten Abtheilung S. 657. Z. von oben herab 7. u. f. Herr Recensent die Oefelischen Herren Söhne auffodert, uns mit den wichtigsten hinterlassenen Arbeiten ihres Herrn Vaters zu beschenken, die zuverläßige Nachricht zu geben, daß nur Ein öfelischer Herr Sohn, nämlich Klement Beinn, Kurpfalz-Bayerischer Revisionsrath, noch am Leben sey: der jüngere, Felix, starb (wie in der Rede selbst S. 31 bemerkt ist) als K. K. Regierungsrath zu Burghausen, noch bey Lebzeiten seines Hrn. Vaters: und außer diesen zween Söhnen, dann einer auch schon vor ihrem jüngern Bruder verstorbenen Tochter, hatte der sel. Herr von Oefele keine Kinder.

Auszug

Auszug eines Schreibens aus Hannover vom 12ten April 1784.

Am 3ten dieses ist unser Professor der Vieharzneykunst Kersting in seinem 67sten Jahre verstorben. Ein Pferd schlug ihn 5 Tage vorher ans Bein, und vielleicht die Brandader ab, oder, wie andere vermuthen, gab der Schlag der Arterie eine falsche Wendung, so daß das Blut einen Beutel machte. In diese Blutmasse machte Kersting des Tages darauf eine Incision, und verlohr dabey eine ungeheure Menge Bluts, das zwar endlich gestillet wurde, inzwischen die Sache nicht viel besser machte. Am 1sten April zeigte sich der kalte Brand, und tödtete ihn den 3ten. Sein Verlust wird hier allgemein bedauert. Man bestimmt einen seiner Schüler, der iezt bey der Stuterey am Solling steht, **Havemann**, zu Kerstings Nachfolger.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden aus Wien vom 27sten April 1784.

Welch eine Menge von unwichtigen gelehrten Neuigkeiten könnte ich Ihnen von hier melden! Ich finde bey meiner abermaligen Anwesenheit in Wien alles ziemlich so, wie es vorm Jahre war. Versteht sich, nicht in der Stadt und in den Klöstern, denn da wird viel gebauet und verändert; sondern in der litterarischen Welt. Das Traktätchenmachen gehet noch immer seinen Weg fort. Es wird eine ganze Litteratur daraus, die futilste, die man je gesehen hat. — — Die Schriftstellerchen dünken sich indessen mehrentheils nicht geringe Leute in der gelehrten Welt zu seyn, sie loben sich zum Theil recht unverschämt. Aber nichts geht über die Unverschämtheit eines gewissen **B.** von, oder wie er gern heißt, **v. B.** oder wie er noch lieber sich nennen hört, **C. v. B.** welcher, ehe er nach Wien kam, viel schlechte Schriften, aber keine einzige gute, geschrieben hat, aber sich in Wien, wie ich sehr glaubwürdig vernommen habe, für den Verfasser verschiedener guter Bücher, namentlich für den Verfasser des Buchs **über die Ehe** ausgiebt. Es giebt denn doch immer einige Leute, die eine so grobe Lüge herunterschlucken. — — Doch ich komme zu wichtigern Sachen — — Ein Grieche, Namens **Ambrosius Festa**, kündigt eine lateinische Gramma-

tik in neugriechischer Sprache an, damit seine Landsleute aus derselben lateinisch lernen sollen. Dies ist wohl das erste Unternehmen dieser Art. Noch wichtiger ist es, daß hier eine deutsche Uebersetzung der Bibel **aus dem Grundtexte** angekündiget wird, und bey dieser Gelegenheit die Layen **zum Lesen der Bibel öffentlich ermuntert werden**. Der Uebersetzer ist ein junger Doktor der Theologie, **Joseph Lauber**, der sich vor einigen Jahren in Brünn aufhielt, wo ich ihn recht wohl gekannt habe, und der jetzt Lehrer am Lyceum zu Olmütz ist. Er ist ein junger lebhafter Mann, der hebräisch wirklich so viel **schulmäßig** gelernet hat, als sonst den Katholiken eben nicht gewöhnlich ist. Griechisch wußte er damals noch eben nicht viel. Aus allem erhellet wohl, daß er kein zweyter **Luther** werden wird. Wohl aber wird ihm Luthers Uebersetzung sehr zu statten kommen, und an vielen Orten wirds ihm nur Mühe kosten, nicht eben die Worte wie Luther zu brauchen, und doch nicht weniger kurz, gedrängt und kräftig zu übersetzen. Vermuthlich wird ers aber auch so genau nicht nehmen. Ein Buch in vier kleinen Theilen, betitelt: **Der strenge Beichtvater statistisch betrachtet**, das er seit vorigem Jahre herausgiebt, ist in einer höchst schlaffen, weitschweifigen Schreibart geschrieben, und er scheint sich sogar in dieser Weitschweifigkeit zu gefallen. Er hat ja außerdem das Beyspiel eines viel größern Gelehrten, des **Ritters Michaelis**, vor sich, der zwar grundgelehrterweise die Uebersetzung oft auf eine ganz neue Art wendet, aber in Absicht auf Kürze und Schwung des Styls, weit hinter unserm großen **Luther** steht, der hierinn wohl meist unerreichbar seyn dürfte, und allenfalls in Absicht auf die poetischen Bücher des A. T. nur von einem **Moses Mendelssohn** übertroffen werden könnte. Doch ich erinnere mich, daß **D. Lauber**, nebst **Luther**, auch **Michaelis** und **Moses Mendelssohn**, und sogar auch **Hahn** und **Bahrdt**, vor sich haben kann, und also wird ihm die Arbeit eigentlich sehr leicht werden, es sey denn, daß ihm die Seitenblicke, auf das, **was die unfehlbare Mutter Kirche zu lehren** befohlen hat, die Arbeit schwer macht. Ob er es in dieser Rücksicht wird wagen dürfen, die kritischen Arbeiten protestantischer Gelehrten, eines **Michaelis, Eichhorn, Teller** u. a. zu brauchen, und ob er dazu fähig ist, muß die Zeit lehren. Der erste Band soll schon im August, der zweyte im December d. J. und der dritte im Februar des künftigen Jahres herauskommen. Mit der Censur

sur der von außen hereingebrachten Bücher ists etwas besser, wie vorm Jahre. Man macht eine Menge Formalien. Die Bücher, die nicht admittirt, sondern nur tolerirt werden, deren sehr viele sind, soll man doch allen Leuten geben. Man will eine Art von Unterschied machen. Man giebt auch einige Bücher bloß gegen besondere Erlaubniß. Aber es ist leicht, die Censur zu hintergehen, weil sie vielleicht hintergangen seyn will. Indessen ist doch das ganze Censurwesen, nach hiesigem Ausdrucke, eine Sekkatur. Hier in Wien ist man viel gelinder, als in den Provinzen, wo der Eigensinn der Censoren noch manchmal sich sehr gegen die Aufklärung auflehnt. Bey der Erlaubniß zum Druck der Schriften, die hier gedruckt werden, ist man im Grunde oft strenge, wenn jemand etwas schreiben will, das gewissen angenommenen Grundsätzen widerspricht, oder, wenn der Censor seinen Eigensinn befriedigen will. Neulich war ein solcher Vorfall. — — Man breitete sogar kürzlich aus, es sollten künftig die Schriftsteller, welche Schriften zur Censur brächten, welche daselbst als unerlaubt befunden würden, gestraft werden; und daß daher jeder mit dem Mscpte eine gewisse Geldsumme bey der Censur niederlegen sollte. Dies gehört aber zu den vielen ungereimten Gerüchten, deren es hier, wie in allen großen Städten, in Menge giebt. Indessen ists gewiß, der Umstand, daß jeder in der Censur seinen Namen angeben muß, hält manchen Schriftsteller zurück. Wenn man in gewissen Fällen nicht bestraft wird, so wird man doch scheel angesehen, und das mag mancher nicht haben, besonders wenn er in einem Amte steht. —

* * *

— Mein würdiger Freund, der Hr. Geheimerath Dohm, hat sich gegen mich beschwert, daß man ihm in verschiedenen Privatbriefen, die in dieser Bibliothek eingerückten Briefe aus Augspurg, namentlich denjenigen zuschreibe, welcher im LIV. 2. S. 615. und ff. steht. Von der andern Seite ziehen mir diese und andere Briefe eine höchst überflüßige Korrespondenz, sogar von Ungenannten und von Leuten mit verstellten Namen zu. In denselben will man mir bald diesen bald jenen Mann in Augspurg nennen, und besonders findet man in einigen für gut, mir zu berichten, daß der Herr Hofrath Zapf in Augspurg der Verfasser dieser Briefe sey.

Es

Es kann nichts läppischer seyn, als die Sucht der elenden Anekdotenmacher, welche nicht darauf sehen, was gesagt ist, sondern immer ihr armseliges Talent, zu rathen, wer etwas geschrieben habe, geltend machen wollen. Und diese Anekdotensucher sind noch dazu so unwissend, daß sie nicht selten die ungereimtesten und unwahrscheinlichsten Vermuthungen wagen, und nicht einmal einigermaßen die Schreibart eines jeden Schriftstellers zu unterscheiden wissen. Da schreiben sie denn an mich, wenn ihnen entweder etwas in der A. D. B. gefällt, und noch öfter, wenn sie glauben, mit diesem oder jenem Urtheile unzufrieden seyn zu müssen, und wollen mir dadurch ihre Schuldigkeit zeigen, daß sie mir melden, welchergestalt sie sehr wohl wüßten, wer der Verfasser dieses oder jenes Aufsatzes in der A. D. B. sey. Nicht allein rathen diese vielwissende Herren gewöhnlich falsch, sondern das abgeschmackteste ist, daß sie gewöhnlich auch die Ursachen anzeigen wollen, warum dieses und jenes Urtheil so oder so ausgefallen sey. Diese Herren, wenn an ihren Schriften etwas getadelt wird, fallen niemals auf die simple Ursache, daß besagte Schriften schlecht sind, sondern sie wissen ganz andere Ursachen, und meistens so weit her hervorzusuchen, daß man sich gewöhnlich über ihre Erfindsamkeit und über ihre schiefe Beurtheilungskraft gleich stark verwundern muß. Es giebt noch eine andere Sorte von Thoren, welche, wenn etwas an ihren Schriften getadelt wird, an mich schreiben, und darauf pochen, daß ich verbunden seyn soll, ihnen zu sagen, wer der Wagehals ist, der sich unterstanden hat, an ihren Schriften Mißfallen zu finden, die ihnen selbst so wohlgefallen, damit sie die Ursachen erforschen können, die er persönlich könne gehabt haben, so zu urtheilen, wie die lieben Herren nie geglaubt hätten, daß man urtheilen könnte. Alle diese Leute denken nicht daran, daß das Urtheil über litterarische Angelegenheiten völlig frey seyn muß, daß der Name des Urthellenden ganz und gar nichts zur Sache thut, sondern daß nur seine Gründe und die Schicklichkeit seines Urtheils in Betrachtung kommen. Sie denken nicht daran, daß es gleich unbillig, ja öfters gleich ungereimt ist, einem Verfasser Gründe seines Urthells andichten zu wollen, als einen Verfasser, mehrentheils ohne den geringsten sichern Grund einer solchen Muthmaßung, errathen zu wollen, der nun einmal für gut gefunden hat, sich nicht zu entdecken. Ich habe Proben, daß von den Mitarbeitern der A. D. B. und besonders

sonders gewisser Aufsätze in derselben, die ungereimtesten Gerüchte herumgehen, und zum Theil mir selbst als unumstößliche Wahrheiten sind vertrauet worden, die ich doch nur nicht läugnen möchte. Dies kömmt daher, daß es ein genus ardelionum in Deutschland giebt, Bursche, die nichts rechts gelernt haben, und die doch gern etwas in der gelehrten Welt vorstellen wollten, die daher alle Anekdötchen zusammensuchen, und weil sie keine Beurtheilungskraft haben, um nur einigermaßen das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, alles glauben, was man ihnen aufbindet, und es, soviel an ihnen ist, weiter verbreiten. Ja es giebt einige, welche zu diesem Behufe unermüdet eine Korrespondenz von Anekdoten und gelehrten unwahren Neuigkeiten führen, durch welche, so futil sie ist, sie dennoch in einem gewissen Zirkel ein gewisses Ansehen bekommen, als Leute, welche recht viel wissen. Gleichwohl ist nicht allein das meiste, was diese Leutchen wissen wollen, nicht nur nichts werth, sondern noch dazu unrichtig. Im gegenwärtigen Falle muß ich der Wahrheit zur Steuer hier öffentlich erklären, daß der Herr Geheimerath **Dohm** von den gedachten **Briefen aus Augspurg** nicht der Verfasser ist, wie jeder vernünftige Mensch ohnedies sehen kann, wenn er den Inhalt dieser Briefe recht aufmerksam betrachtet. Ich muß zugleich meines Freundes Bitte an das Publikum bekannt machen: „daß man ihm nicht Aufsätze bey„legen möge, bey denen er sich nicht genennet habe.“ Was den Hrn. Hofr. Zapf in Augspurg betrifft, so habe ich nie mit demselben in Korrespondenz gestanden, und er hat niemals auf irgend eine Art an der A. D. B. Antheil gehabt, welche Erklärung ich demselben schuldig zu seyn glaube. Berlin den 27sten May 1784.

Friedrich Nicolai.

* * *

Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die Preußischen Staaten, welcher in dem Verlag des Hofbuchdruckers Decker herauskommt, der erste Theil ist bereits unter der Presse, und wird am Ende May fertig werden. **Vorerinnerung.** Se. Königl. Majestät haben mir durch die bekannte dem Ersten Theile des Corporis Iuris Fridericiani vorgedruckte Cabinets-Ordre vom 14ten April 1780 die Entwerfung eines allgemeinen subsidiarischen Gesetzbuchs für Höchstdero gesammte Staaten aufgetragen.

Ich

Ich kenne die Wichtigkeit eines solchen Werks, und die mit dessen Ausführung verbundnen Schwierigkeiten. Nur Gehorsam gegen den Auftrag meines Souverains, und redlicher Wunsch, dadurch zum wesentlichen dauerhaften Wohlstande so vieler dem Preußischen Scepter unterworfener Provinzen mit zu wirken, konnten mich bewegen, ein Geschäffte von dieser Art zu unternehmen.

Ich habe mich dabey, nach der Anweisung des Monarchen, des Raths und Beystandes Sachverständiger Männer bedient; ich habe ihnen meine ersten Ausarbeitungen mitgetheilt; und bey deren nähern Ausbildung von ihren Bemerkungen Gebrauch gemacht.

Allein die Sache, wovon die Rede ist, betrifft eine der wichtigsten Angelegenheiten des ganzen Publikums; es ist also billig, daß man die Stimmen desselben darüber vernehme. Ueberdies giebt es inn- und außerhalb Landes noch Männer von bekannten Verdiensten um das Fach der Gesetzgebung, an die ich mich unmittelbar nicht wenden konnte, und deren Einsichten ich gleichwohl zu benutzen wünschte.

Als ich daher Sr. Königl. Majestät im vorigen Winter den ersten Theil meiner Arbeit vorgelegt, so habe ich zugleich angetragen: daß mir erlaubt werden möchte, das ganze Werk zuförderst in der Gestalt eines bloßen Entwurfs dem Publiko mitzutheilen, und dessen Meynungen und Erinnerungen darüber einzusammeln.

Se. Majestät haben diesen Antrag Höchstdero Weisheit und väterlichen Sorgfalt für das Wohl Ihrer Unterthanen gemäß befunden. Es geschieht also mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs, meines gnädigsten Herrn, daß ich diesen Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten, und zwar vorjetzt dessen Ersten Theil, welcher die Rechte des Hausstandes enthält, dem Publiko übergebe, und dessen Sachverständige Mitglieder inn- und außerhalb des Landes, zur gründlichen, redlichen und freymüthigen Prüfung desselben feyerlich auffordre.

Die Cabinets-Ordre vom 14ten April 1780 ist die Basis des ganzen Werks; sie schreibt die Grundsätze vor, nach welchen bey dessen Bearbeitung hat verfahren werden sollen; und ich kann voraussetzen, daß Niemand die Beurtheilung des gegenwärtigen Entwurfs unternehmen werde, der nicht zuvor jene Königliche Instruktion aufmerksam gelesen und reiflich erwogen hat.

Inzwi-

Inzwischen möchte es doch nicht undienlich seyn, die Gesichtspunkte noch etwas näher zu bezeichnen, aus denen die Sache vornehmlich zu betrachten ist, wenn die Absicht der gegenwärtigen Bekanntmachung erreicht werden soll.

Nach der oft angeführten Cabinets-Ordre steht bereits fest: daß bey der Ausarbeitung dieses allgemeinen Gesetzbuchs, das Corpus Iuris vom Kaiser Justinian, welches seit Jahrhunderten auch in unsern Staaten als ein subsidiarisches Recht aufgenommen ist, hat zum Grunde gelegt werden sollen.

Man erwartet also eigentlich nicht Erinnerungen über solche Stellen des gegenwärtigen Entwurfs, die aus dem Römischen Recht, ohne Veränderung, genommen sind. Nur alsdenn wird man auf solche Monita Rücksicht nehmen, wenn darinn nachgewiesen wird, daß Dispositionen beybehalten worden, die aus überwiegenden Gründen abgeschafft zu werden verdient hätten.

Eben so werden Erinnerungen, die sich auf bloße Provinzialgesetze und Verfassungen gründen, gänzlich verbeten. Die Sammlung und Ordnung der verschiedenen Provinzialrechte und Statuten ist ein von dem gegenwärtigen ganz verschiednes Werk. Bey diesem war die Absicht bloß, das zu ergänzen, was in solchen Specialgesetzen entweder gar nicht, oder nicht deutlich und vollständig genug bestimmt worden.

Dagegen wünscht man, daß das Sachverständige Publikum sein Augenmerk vornehmlich auf folgende Punkte richten möge:

I. Auf die hin und wieder vorkommenden Abweichungen von den Dispositionen des Römischen Rechts. Bey den wichtigsten derselben sind die Gründe in kurzen Noten angegeben; bey den minder erheblichen werden Kenner sie leicht von selbst entdecken. Hauptsächlich sind dergleichen Abänderungen alsdenn nöthig gefunden worden, wenn entweder die auf gewisse philosophische Hypothesen, oder auf eigenthümliche religieuse oder politische Verhältnisse des Römischen Staats gegründete Vorschrift, den Umständen, Sitten, Bedürfnissen und Verfassungen unsers Staats und unsers Jahrhunderts nicht mehr gemäß war; oder wenn es darauf ankam, durch Simplificirung mancher Geschäffte, und Entladung derselben von den durch das Römische Recht dabey eingeführten übertriebenen Subtilitäten, eine Quelle verwickelter und langwieriger Prozesse zu verstopfen. Man wünscht und erwartet vornehmlich Monita über diese Abweichungen; über die Zulänglichkeit der

der dafür angegebenen Gründe; über die Vernunftmäßigkeit, Billigkeit und Nutzbarkeit der an ihre Stelle getretenen neuen Dispositionen.

Ein gleiches gilt II. von denjenigen Verordnungen, wodurch entweder Antinomien im Römischen Rechte gehoben; oder Lücken in dem System desselben ausgefüllt, oder gewissen Arten der Geschäffte, die eine Erfindung neuerer Zeiten, und also den Römischen Gesetzgebern unbekannt gewesen sind, Regeln vorgeschrieben werden sollen. Auch hier wünscht man zu erfahren: in wie fern diese Verordnungen mit der Natur der Sache, der Billigkeit, und dem überall zum Grunde liegenden Endzwecke der Beförderung des allgemeinen Wohls der bürgerlichen Gesellschaft übereinstimmend befunden werden; oder was etwa dabey in einer oder der andern von diesen Rücksichten annoch zu erinnern seyn möchte.

III. Vollständigkeit des Inhalts ist der dritte Punkt, über den man die Meynung des Publikums zu vernehmen wünschet. Vollständigkeit aber kann hier in einem doppelten Sinne genommen werden. Einmal in so fern, als es darauf ankommt: ob alle Materien, die in ein solches allgemeines Gesetzbuch gehören, in dem gegenwärtigen Entwurfe vorkommen und abgehandelt sind? Zweytens in so fern, als davon die Frage ist: ob die einzlen Materien durch die darüber gegebenen Vorschriften dergestalt erschöpft worden, daß der Einwohner des Staats, welcher in Verhältnisse kommt, die auf eine solche Materie sich beziehen, und der Richter, welcher die dahin einschlagenden Streitigkeiten entscheiden soll, in den darüber ertheilten allgemeinen oder speciellen Vorschriften, jedesmal hinlängliche Bestimmungsgründe für sein Verhalten, oder für seine Entscheidung antreffe?

Im ersten Sinne wird das Publikum nicht füglich eher urtheilen können, als bis ihm das Ganze vorgelegt seyn wird. Dagegen werden Erinnerungen über die Vollständigkeit einzeler Materien desto willkommner seyn; und diejenigen, welche den Entwurf von dieser Seite betrachten wollen, werden wohl thun, wenn sie Fälle von verschiedener Art entweder sich selbst bilden, oder aus den zahlreichen Sammlungen von Praeiudiciis, Consiliis, Responsis etc. etc. herausziehen; diese Fälle mit den Dispositionen des Entwurfs vergleichen, und prüfen: ob und wie dieselben nach diesen Dispositionen entschieden werden können.

IV. Deut-

IV. Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrages ist das äußre Haupterforderniß eines guten Gesetzbuchs. Es ist also viel daran gelegen, zu erfahren: ob und wo es etwa dem gegenwärtigen Entwurfe an diesen Eigenschaften ermangele; und in welchen Stellen desselben Dunkelheit, Zweydeutigkeit im wörtlichen Ausdruck, oder gar Widersprüche zu entdecken seyn mögten.

Philosophische Rechtsgelehrte sind es eigentlich, von denen ich Urtheile und Bemerkungen über dieses Werk zu erhalten wünschte; und bey dem dritten Punkte werden besonders die Bemühungen praktischer Juristen die nützlichsten Dienste leisten können. Aber auch von Männern, die ohne eigentlich Rechtsgelehrte zu seyn, sich dem Studio einer wahren praktischen Weltweisheit gewidmet haben; ja selbst von solchen, die sich eigentlich gar nicht zum sogenannten gelehrten Stande rechnen, dennoch aber durch Lektüre und Nachdenken ihren Verstand geschärft, und in den mancherley Geschäften des bürgerlichen Lebens reife Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben, werden mir Anmerkungen und Beyträge sehr willkommen und schätzbar seyn.

Leere Lobpreisungen und feile Schmeicheleyen werden eben so wenig Achtung finden, als ein allgemeiner, unbestimmter, und mit keinen Gründen unterstützter Tadel.

Von Männern, wie ich sie zu Beurtheilern wünsche, darf ich erwarten: daß schon der Gedanke, zur Vervollkommung eines für eine ganze Nation so äußerst wichtigen Werkes beyzutragen, hinlänglicher Trieb und Aufmunterung für sie seyn werde. Da es aber dennoch unter ihnen einige geben kann, welche die Stunden, die sie der Prüfung des Entwurfs widmen wollen, andern Geschäfften, die ihnen ihr Auskommen gewähren, entziehen müssen: so ist es billig, daß ihnen dafür einige Schadloßhaltung angebothen werde.

Es wird also hiermit eine doppelte Prämie für diejenigen ausgesetzt, die ihre Kenntnisse und Bemühungen auf eine gründliche Prüfung des gegenwärtigen Entwurfs zu verwenden geneigt sind.

Die Erste, welche in einer goldnen Medaille von funfzig Dukaten besteht, ist demjenigen bestimmt, der über den ganzen Ersten Theil, aus dem oben angegebenen vierfachen Gesichtspunkte betrachtet, die gründlichsten und vollständigsten Bemerkungen einsenden wird.

Den zweyten Preis, eine dergleichen Medaille von fünf und zwanzig Dukaten, wird derjenige erhalten, der nur einen

einzeln Titel dieses Theils aus obgedachtem vierfachen Gesichtspunkte am genauesten und vollständigsten prüfet und beurtheilet.

Die Einsendung der Abhandlungen wird bis zum ersten December des ietztlaufenden Jahres, Postfrey, unter meiner Addresse erwartet. Diejenigen, welche sich um den Preis bewerben wollen, legen die Anzeige ihres Namens, Charakters und Aufenthalts nur in einem versiegelten Zettel bey, welcher auswärts das Motto führt, mit welchem die Schrift selbst versehen ist. Die Zutheilung des Preises erfolgt zu Anfange des künftigen Jahres durch eine aus der Gesetzcommission dazu besonders ernannte Deputation; und wird dem Publiko öffentlich bekannt gemacht werden. Den Verfassern der Preisschriften bleibt alsdenn die weitere Disposition über ihr Manuscript vorbehalten; auch die übrigen Einsender können hiernächst die ihrigen, nebst den uneröffneten Anzeigen ihres Namens, bey dem Verleger dieses Entwurfs wieder abfordern.

Die übrigen Theile des Werks werden sobald als möglich folgen. Es werden derselben, wie der unten beygefügte kurze Inhalt zeigt, zusammen sechs seyn; und für einen jeden sind zwey Prämien, von eben dem Betrage, wie bey dem gegenwärtigen ersten Theile bestimmt. Allemal nach Verlauf eines halben Jahres, vom Schlusse derjenigen Leipziger Messe gerechnet, wo ein solcher Theil herausgekommen ist, wird die Zuerkennung der dafür ausgesetzten Prämien erfolgen.

Schließlich muß ich bemerken: daß die Absicht der vorläufigen Bekanntmachung des gegenwärtigen Entwurfs unter andern auch dahin gehe: damit darinn diejenigen, denen von den Ständen der Königlichen Provinzen die Ausarbeitung der ersten Entwürfe zu ihren Provinzialgesetzbüchern aufgetragen worden, einen Leitfaden finden mögen, nach welchem sie sowohl die verschiedenen Provinzial- und statutarischen Verordnungen selbst, als die einzlen Sätze und Dispositionen, woraus ein dergleichen Privilegium, Sanktion, oder Statutum besteht, hinter einander ordnen, und zugleich beurtheilen können, welchen von diesen theils in gedruckten Collektionen, theils in Archiven, theils in einzlen Werken der Rechtsgelehrten zerstreuten Materialien, in ihren für das bloße Privatrecht ihrer Provinz bestimmten Sammlungen ein Platz zukomme. Berlin, den 24sten März 1784.

v. Carmer.

Kurzer

Kurzer Inhalt des Entwurfs zu einem allgemeinen Gesetzbuche für die Preußischen Staaten. Die **Erste Hauptabtheilung** enthält das Personenrecht, und zerfällt in drey Unterabtheilungen, von welchen die Erste den Hausstand, das ist die Rechte und Pflichten der Eheleute; der Eltern und Kinder, der übrigen Mitglieder der Familie; der Dienstherrschaften und des Gesindes; die Zweyte die verschiedenen Stände des Staats; also die Rechte und Pflichten der Bewohner des platten Landes, des Bürger- und insonderheit des Kaufmannsstandes; des Adels; der Bedienten des Staats, und des geistlichen Standes; die Dritte die Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger, vornehmlich in Rücksicht der Rechtspflege; der Obsorge für die Person und das Vermögen der Unmündigen, und andrer, die ihren Sachen nicht selbst vorstehen können; der Verhütung und Bestrafung der Verbrechen, und der fiskalischen Gerechtsame zum Gegenstande hat.

Die Zweyte Hauptabtheilung enthält das Sachenrecht, und wird, nächst der allgemeinen Theorie desselben, der Lehre von der Erwerbung, Erhaltung, Uebertragung und dem Verluste der Sachenrechte, in zwey besondern Unterabtheilungen die Besitzrechte, und die Rechte des Eigenthums, nach dessen verschiedenen Arten und Einschränkungen enthalten.

Die Dritte Hauptabtheilung ist solchen Rechtswahrheiten gewidmet, welche weder in das Personen- noch Sachenrecht allein gehören, sondern beyden gemeinschaftlich sind.

Im Febr. ist zu St. Petersburg in der akademischen Druckerey herausgegeben eine russische Uebersetzung der berühmten Wilhelmine von dem Herrn von Thümmel. Dieses deutsche Produkt ist so glücklich gewesen, einen Uebersetzer zu finden, welcher seiner Nation bereits als ein guter Dichter und Uebersetzer bekannt ist, und eine ausgebreitete Kenntniß der ausländischen, vorzüglich der deutschen schönen Litteratur besitzt, nämlich den Collegienrath und Mitglied der russischen Akademie, Herrn von Kosodawlew. Wir wissen zuverläßig, daß derselbe sich an diese Uebersetzung mit verdoppeltem Eifer gemacht hat, weil Nordens Beschützerin der Musen die Urschrift mit Beyfall las, und Ihre Aeußerung, selbiges in der Nationalsprache zu haben, ihn zur Uebernehmung dieser Arbeit ermuntert, für die ihm auch von der Gnade der Kaiserin

eine goldene mit Brillianten besetzte Dose, und zugleich der Dank aller Kenner des wahren Schönen zu Theil geworden ist.

Ein Werk, das schon lange von Gelehrten gewünscht, von verschiedenen angefangen, aber nicht zu Stande gebracht worden, eine Germania sacra, wird durch die Vermittelung des gelehrten Fürsten und Abts, Martin Gerbert, der durch die Herausgabe verschiedener historischen, in der Druckerey seines Klosters S. Blasien gedruckten Werke rühmlich bekannt ist, itzt aufs Neue durch eine Gesellschaft von Gelehrten zu bearbeiten angefangen werden. Den ersten Theil wird sie mit dem Erzstift Maynz, dem vornehmsten und ältesten in Deutschland, anfangen, welches der Hr. Weihbischof Würdtwein in Worms, der ein vorzüglicher Beförderer dieser Gesellschaft ist, ausgearbeitet hat. (Es wird unter dem Titel Germania sacra auch Arelat, Burgund, Helvetien, Holland, Lothringen, Elsaß, die angränzenden Länder von Italien, Frankreich, Ungarn, Polen, auch Dänemark und Schweden, in der Zeit, in welcher sie mit unserm Deutschlande in gewisser Verbindung gestanden haben, begriffen). Augspurg, Straßburg, Constanz, Chur, Speyer, Worms, Eichstädt, Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Verden, Halberstadt, Bamberg, Fulda und Prag, werden zuerst nachfolgen. Wollen einzelne Gelehrte Beyträge zu diesem Werke liefern, so werden die Directoren der Gesellschaft in S. Blasien (deren einer der Bibliothekar P. Aemilian Ussermann daselbst ist) dieselben gerne annehmen. Eine weitläuftigere Nachricht besagt den nähern Inhalt.

Von der vortrefflichen Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der von Slüvin oder Schlieffen wird in Cassel in der Waisenhausbuchdruckerey eine zweyte mit den bisher noch ungedruckten Nachrichten von der Schliebenschen Familie, auch andern Erweiterungen vermehrte Auflage auf Pränumeration herauskommen.

Eine Gesellschaft von Naturforschern in Wien ist entschlossen, unter Obsorge des Freyherrn Karl von Meydinger, K. K. Sekretairs, ein neues Werk unter dem Titel: Sammlung natürlich ausgemalter Abbildungen auserlesener, seltener, und neuentdeckter Naturalien aus den drey Reichen der Natur heftweise auf Pränu-

Pränumeration herauszugeben. Auf diese Art gedenket die Gesellschaft die auserlesenen seltenen und neuentdeckten Gegenstände des Thier- Pflanzen- und Mineralreichs, und zwar letzteres nur in so weit es dazu fähig ist, in genau gemalten Abbildungen nach und nach zu liefern, und so den Sammlern und Liebhabern gleichsam eine gemalte Naturaliensammlung mit geringen Kosten zu verschaffen. Alle halbe Jahre längstens — sollen 24 gemalte Tafeln in Foliogröße auf holländisch Papier erscheinen, wovon jede eine oder auch mehrere Abbildungen congenerischer Gegenstände der Natur mit den lateinischen und deutschen systematischen Benennungen nach Linne und andern Schriftstellern enthalten wird. Und da man nur die Absicht hat, die Naturalien in natürlichen gemalten Abbildungen zu liefern, keineswegs aber ihre Geschichte und Beschreibung, als welche man ohnedem bey Linneen und andern Schriftstellern findet, mitzutheilen, so wird man zu den Abbildungen keinen Text hinzufügen, es sey denn, daß noch unbeschriebene neue Gegenstände denselben nothwendig machten, sondern bey den Benennungen nur auf die betreffenden Schriftsteller verweisen.

Herr Faustin Prochaska in Prag ist Willens: Miscellaneen der böhmischen und mährischen Litteratur, seltener Werke, und verschiedener in den vaterländischen Bibliotheken befindlicher Handschriften, im Diesbachschen Verlage auf Pränumeration in mehrern Theilen herauszugeben.

Herrn Gottl. Em. von Hallers, des großen Raths des Freystaats Bern, Bibliothek der Schweizergeschichte und aller Theile, welche dahin Bezug haben, systematisch-chronologisch geordnet, kündigt die Hallerische Buchhandlung in Bern auf Subscription an. Dieses Werk wird etwas über 12 Alphabete in Medianoktav betragen, und enthält eine kritische Anzeige aller Schriften, die irgend einen Theil der Schweizergeschichte beleuchten, oder überhaupt die Kenntniß dieses Landes nach seinen natürlichen, sittlichen und politischen Merkwürdigkeiten zum Gegenstand haben; die Materialien davon mögen gedruckt, oder als Manuscript vor-

handen seyn. Der Verf., dem alle Quellen bekannt waren, und der sie zu nutzen wußte, hat beynahe dreyßig Jahre daran gearbeitet, vielfältig verglichen, berichtiget und das Ganze mit seinen Anmerkungen vermehrt. Man gedenkt in nachstehender Ordnung die Bände auf einander folgen zu lassen: 1) Die topographische und Naturgeschichte. 2) Die Gelehrtengeschichte. 3) Die Kirchengeschichte. 4) Das allgemeine und das Privatrecht, die genealogische und heraldische Geschichte, und die Alterthümer. 5) Die allgemeine Geschichte. 6) Die besondere Geschichte vom mittlern Alter hinweg bis zu unsern Zeiten. Um einen nähern Begriff zu geben, wird in einer besondern Nachricht der Plan des ersten Theils detaillirt.

Herr Benj. Gottfried Weinart, Amtmann und Ger. Direct. zu Ruhland in der Oberlausitz, will herausgeben M. *Christophori Kretzschmari*, quondam Rectoris Cruciani Dresd. opuscula minora, cum multis accessionibus, cura B. G. Weinart; ingleichen eine sehr vermehrte neue Auflage von M. George Christoph Kreyßigs historischen Bibliothek von Obersachsen, wovon besondere Nachrichten das Ausführliche besagen.

Herr Christian Traugott Weinlig, Churfl. Sächsl. Ober-Bau-Amts-Zahlmeister zu Dresden, der schon durch seine Briefe über Rom rühmlich bekannt ist, will einige im Styl der Alten zur Verzierung der Zimmer entworfene Ideen herausgeben, unter dem Titel: *Oeuvres d' Architecture de C. T. Weinlig*. Zu Johannis 1784 soll der erste Heft von 4 Blättern herauskommen.

Ein Menschenfreund hatte im Jahre 1782 eine güldene Schaumünze von 100 Zechinen zum Preis ausgesetzt, über die beste Auflösung der Frage: **Welches sind die besten Mittel, in den Herzen junger Leute, die zu hohen Stellen bestimmt sind, oder großen Reichthum zu erwarten haben, Menschenliebe zu erwecken und zu unterhalten?** Die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Padua hatte den Auftrag zur Beurtheilung der eingesandten Abhandlungen. Im Dec. 1783 theilte sie den Preis aus. Hr. P. Göttinger in Zürich erhielt ein Accessit. Der Preis wurde H. Lieberkühn zugetheilt.

Der

Der regierende Marggraf zu Brandenburg-Anspach und Bareuth hat an den Herrn Ober-Consistorialrath Erman und Herrn Prediger Reclam, als Verfasser der Mémoires sur les Refugiés François, welche ein neues Licht über die Geschichte des Brandenburgischen Hauses verbreiten, ein allergnädigstes Handschreiben ergehen, und zugleich jedem der Verfasser eine goldene Medaille einhändigen lassen, mit der Aufschrift: Ingenio et meritis. Die Medaille ist mit dem Brustbilde Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht gezieret.

Herr Diaconus Lengnich in Danzig hat von des Königs von Polen Majestät die goldene Merentibusmedaille zum Geschenk wegen seiner numismatischen Bemühungen erhalten, welche der Herr Graf von Unruh, nebst einem sehr verbindlichen Schreiben, aus Warschau demselben übersendet hat.

Herr Prof. Hermann in Strasburg macht (in den Strasburgischen gelehrten Nachr. 1784, 17ten Stück) bekannt: daß er nicht der Uebersetzer von Lottingers Abhandlung vom Kukuk sey, wie ein Recensent in dieser Bibl. (XLIX. 1. S. 281) vermuthet hatte.

Da Herr Lavater in dieser Bibl. (LVI. S. 290) als einer von den Herausgebern des Kirchenboten genannt worden ist, so wird, auf sein Verlangen, bekannt gemacht, daß er an der Herausgabe dieses Werks keinen Antheil habe, welches er versichert, auch sonst schon öffentlich erklärt zu haben, welche Erklärung vermuthlich dem Verfasser des daselbst abgedruckten Briefes nicht zu Gesichte gekommen war.

Herr Valentin August Heinze, d. W. W. D. und Professor zu Kiel, kündigt eine Gelehrtengeschichte der Universität Kiel an, wenn sich bis zu Ostern 1784 eine hinlängliche Anzahl Subscribenten bey ihm melden. Die Nachrichten zu diesem Werke sollen aus einer Menge archivalischer Papiere und gedruckter Schriften; ingl. aus handschriftlichen Familiennachrichten zusammengetragen werden. Der sel. Prof. Hennings hat zu den Lebensbeschreibungen der Professoren bereits gesammelt, welche in Herrn H. Händen sind, aber zur Geschichte der Universität und der öffentlichen Anstalten noch nichts.

Herr Hofrath Zapf in Augsburg ist Willens, eine Sammlung von Aeneas Sylvius oder Pabst Pius II. Briefen zu veranstalten, welche seit Jahrhunderten nicht aufgelegt worden. Zu diesem Zweck sammelt er alle Editionen von dessen Werken. Sechs besitzt er; folgende aber fehlen ihm, die er zu erlangen wünscht:

„1) Epistolae. In fine: Opus impressum Mediolani per Magistrum Antonium de Zarotis Parmensem MCCCCLXXIII. Maii XXV. folio. Hamberger in seinen zuverläßigen Nachrichten 4. Th. S. 782. In des großen und gelehrten Fürst-Abtens, Herrn Martin Gerberts, zu St. Blasien, Itinere alemannico p. 381. ist durch einen eingeschlichenen Druckfehler das Jahr 1474 gesetzt. Diese Sammlung enthält 52 Briefe.“

„2) Epistolae in Cardinalatu editae. In fine: Impressae Romae per magistrum Iohannem Schurener de Bopardia, anno Iubilaei et a nativitate Domini MCCCC. LXXV. die XIIII. mensis Iulii; sedente Sixto Papa quarto, anno eius felici quarto. folio. Hamberger l. c. S. 783.“

„3) Enee siluii senensis poete laureati imperialisque secretarii viri omnium facile prestantissimi Rerum familiarium Incipiunt epistole peramene. In fine: Pii secundi pontificis maximi, cui ante summum episcopatum primum quidem imperiali secretario, mox episcopo, deinde etiam Cardinali senensi enee siluio nomen erat, familiares epistole date ad amicos in quadruplici vite eius statu feliciter finiunt: Anno salutis 1477. folio. Hamberger l. c. S. 783. Er zählt in dieser Ausgabe 314 Briefe.“

„4) Enee siluii senensis poete laureati, imperialisque secretarii, viri omnium facile prestantissimi, Rerum familiarium Incipiunt epistole peramene. In fine: Pii secundi pontificis maximi cui ante summum episcopatum primum quidem imperiali secretario mox episcopo, deinde etiam Cardinali senensi Enee siluio nomen erat familiares epistole date ad amicos in quadruplici vite eius statu finiunt per me Iohannem koelhoff de Lubeck Colonie incolam anno incarnationis M. CCCC. LVIII. folio. Bibliotheca Bunaviana Tomi I. Vol. III. p. 1946 a. Das Jahr 1458. ist hier ein zu merklicher Fehler, und soll 1478 heißen.“

„5) Pii

„5) Pii secundi Pontificis maximi. Epistolae. In fine: Has Pii secundi Pontificis maximi epistolas quam diligentissime castigatas Antonius Zarothus impressit opera et impendio Iohannis petri nouariensis. Anno Domini MCCCCLXXX. VII Octobris folio. Biblioth. Bunav. l. c. p. 1946. *b*. Herr Rath Denis in Wien glaubt, daß diese Ausgabe durch einen Druckfehler für 1487 entstanden. (s. dessen Merkw. der Garell. Bibl. S. 84.). Allein der Biblioth. Bunav. darf man hierinn trauen; wenns aber ein anderer Catalogus wäre, denen man nur selten trauen darf, so würde ich mit Herrn Rath Denis gleicher Meynung seyn. Leicht ist freylich das Jahr 1487 zu lesen, wenn man den Monathstag dazu liest, der aber vom Jahre selbst zu unterscheiden ist."

„6) Pii II. Pont. Max. Epistolae. In fine: Has Pii Secundi pontificis Maximi epistolas quam diligentissime castigatas per Petrum Augustinum Philelsum impressit Mediolani Antonius Zarothus opera et impendio Iohannis legnani. Anno Domini. MCCCCLXXXI. die XXXI. Maii. fol. Herrn Denis Merkwürd. der Garell. Biblioth. S. 84. Enthält nur 52 Briefe."

„7) Aeneae Sylvii Epistolae. Mediolani 1487. fol. Arenhold in Conspectu Bibliothecae universalis historico literario criticae Epistolarum p. 92. merkte diese Ausgabe an. Dies wäre die nämliche, die Herr Rath Denis l. c. S. 84 anführt, und mit der von 1480 verwechselt. Es existiren also beede Ausgaben. Nach Hamberger l. c. S. 782 enthält auch diese Ausgabe nur 52 Briefe."

„8) Aeneae Sylvii Epistolae et varii tractatus, dum esset in minoribus. In fine: Pii II. Pontificis maximi cui ante summum episcopatum primum quidem imperiale secretario tandem episcopo deinde cardinali senensi. Eneas siluius nomen erat familiares epistole ad diversos in quadruplici vite eius statu transmisse. Impressum Mediolani per Magistrum Udalricum Scinzenzeler. Anno Domini 1496. die X. Decembris. fol. Hamberger l. c. S. 784."

„9) Aeneae Sylvii Epistolae. Mediolani 1497. folio. Arenhold l. c. p. 92 führt diese Ausgabe an, von welcher ich sonst noch an keinem Orte was gelesen."

„10) Aeneae Sylvii Epistolae. Lugduni 1497. die VIII. Novemb. folio. Hamberger l. c. S. 784."

„11) Ae-

„11) Aeneae Sylvii Epistolae. Lugduni 1518. Hamberger l. c. S. 784. führt sie aus Maittaire Annal. Typogr. Tom. V. s. Ind. p. 9. an, und sagt, daß dies die letzte einzelne Ausgabe der Briefe sey, die ihm bekannt geworden.“

„Von den Ausgaben aller Werke des Aeneas Sylvius, oder Pabst Pius II. fehlt mir noch die Basler Ausgabe 1551 in Folio, und der Fasciculus rerum expetendarum et fugiendarum Col. 1535. fol. oder sonst eine andere Ausgabe desselben.“

„Von den zweifelhaften und vielleicht nie erschienenen Ausgaben der Briefe des Aeneas Sylvius muß ich noch folgende bemerken:

„1) Norimbergae 1481. Röder in seinem Catalogo librorum, qui saec. XV. Norimb. impressi sunt, führt unter diesem Jahre p. 18 und 21 zwey Editionen an, eine von 431, die andere von 433 Briefen. Die erstere, die er nur aus der Bibl. Loehriana und den Annal. Maittairii kennt, existirt gewiß nicht.“

„2) Ebendaselbst 1483. Roeder l. c. p. 28.“

„3) Ebendaselbst 1487. Roeder l. c. p. 34.“

„4) Ebendaselbst 1491. Diese führt Arenhold l. c. p. 92 und Klüpfel l. c. p. 246. nach dem erstern an, und Röder l. c. verschweigt sie unter dem Jahr 1491.“

„Einer im ersten Bande der preußischen Sammlung, wo von S. 174—195 von den großen Verdiensten Pabst Pius II. um die preußischen Lande gehandelt wird, S. 175 bemerkten Nürnberger Ausgabe vom Jahre 1473, will ich als ein non ens gar nicht erwähnen.“

Beförderungen.

1783.

Der Herr Professor und Prediger Löfler in Frankfurt an der Oder ist zum Inspector der Kirchen und Schulen und Pastor-Adjunctus an der Oberkirche ernannt worden.

1784.

Der König von Preußen hat den Direktor des Werderschen Gymnasiums, Herrn Friedrich Gedicke, zum Oberconsistorialrath mit Sitz und Stimme, den Herrn D. Biester aber

aber, anstatt des nach Frankreich zurück gegangenen Dom Pernetti, zum Bibliothekar bey der königl. Bibliothek ernannt.

Der Magistrat in Berlin hat den bisherigen Konrektor der Köllnischen Schule, Herrn Magister Moritz, zum ausserordentlichen Professor bey dem vereinigten Berlinischen und Kölnischen Gymnasium bestellt.

Herr Hofrath Weickard, fürstbischöflicher Leibarzt zu Fulda, ist von der russischen Kaiserin zum kaiserl. Leibarzt mit einem ansehnlichen Gehalt und Reisegeld nach St. Petersburg berufen worden.

In der am 23sten Januar gehaltenen Versammlung der Vorsteher und Mitglieder der Universität Straßburg sind die vor einiger Zeit erledigten Lehrstühle wiederum besetzt worden. An des seel. Herrn Prof. Spielmanns Stelle ward Herr Prof. Herrmann, bisheriger Lehrer der Pathologie, zum ordentlichen Lehrer der Chemie, Botanik und Materia Medica erwählt. Dem Herrn Prof. Lobstein, welchem seine geschwächte Gesundheit nicht mehr erlaubt, dem anatomischen Theater vorzustehen, ward die Pathologie, und dem Hrn Prof. Röderer, bisherigem Prof. extraord. Medicinä, die ordentliche Lehrstelle der Anatomie und Chirurgie aufgetragen. An die Stelle des seel. Herrn D. Lorenz ist Herr Weber zum Prof. Ord. Theol. erwählet, und zugleich Herr Blessig zum außerordentlichen Prof. der Theologie ernannt worden.

An die Stelle des verstorbenen Generalsuperintendenten und ersten Prof. der Theol. Hrn. D. Hirt in Wittenberg, ist der zeitherige Probst daselbst, Herr D. und Prof. Tittmann, gekommen.

Herr D. Phil. Lud. Wittwer in Nürnberg ist als dritter ordentl. Professor der Medicin nach Altdorf gegangen.

Todesfälle.

1783.

Schon im März starb in Frankfurt am Mayn Herr D. Johann Philipp Orth, der sich durch verschiedene wichtige juristische Schriften berühmt gemacht hat, im 85sten Jahre seines Alters.

Im

Im December starb zu Königsberg in Preußen Herr Christoph Georg von Ziegenborn, königl. Preußischer geheimer Tribunalrath und Direktor der adelichen Brandassekurationsgesellschaften, im 70sten Jahre seines Alters. In der gelehrten Welt hat er sich durch sein Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen berühmt gemacht.

Am 28sten December starb zu Gotha im 58sten Jahre seines Alters Herr Wilhelm Friedrich Stölzel, Herzogl. Beichtvater und Konsistorialrath, Generalsuperintendent und Oberpfarrer.

Am 30sten December starb in Nürnberg Herr Johann Georg Friedrich von Hagen, auf Oberruburg, Brandenb. Culmbachischer Hofrath, und des Fränkischen Kreises Kassirer und Rechnungsrath. Er war ein großer Freund der Wissenschaften und Kenner der schönen Künste, auch ein sehr bekannter numismatischer Schriftsteller.

Druckfehler.

Im LVII. Bande I. Stück.

S. 3. Z. 14. zu Gunsten lies zum Vortheil. S. 10. Z. 22. gefährlichen l. gefährlichsten. S. 12. Z. 7. des Zwangs in Gewissenspflichten, l. der Zwangs und Gewissenspflichten. S. 12. Z. 5. v. u. erheben l. erhoben. S. 15. Z. 2. gebohren l. verbunden. S. 16. Z. 21. dies l. das; Nach Verbrechen setze man ein Komma. S. 16. Z. 23. angewiesen l. ausgewiesen. S. 16. Z. 24. die zweyte l. die bloße. S. 20. Z. 5 aber l. über. S. 20. Z. 22. bringe l. bringt. S. 25. Z. 4. Wissenschaften l. Mittel dazu. S. 25. Z. 10. Rentsverwaltung l. Staatsverwaltung. S. 26. Z. 17. zu Günsten l. zu Gunsten. S. 27. Z. 11 v. u. wollten l. wollte. S. 31. Z. 1. v. u. Beurtheilung l. Bevortheilung. S. 38. Z. 14. letztere l. letzteres. S. 39. Z. 22. Hirsche schmieden l. Hirsche zu schmieden. S. 39. Z. 23. Todesart bestrafen l. Todesart zu bestrafen. S. 39. Z. 24. konnten, fällt weg. S. 76. Z. 8, 9. müssen die „ „ bey der Parenthese wegfallen.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

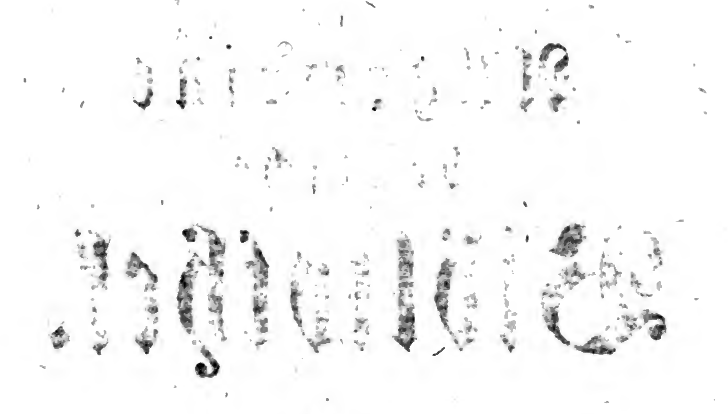


Des sieben und funfzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai, 1784.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sieben und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Romanen.

6. Weltweisheit.

7. Mathematik.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

10.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

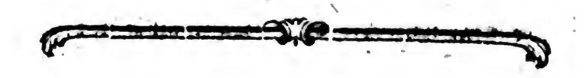
11. Erziehungsschriften.

12. Wiener Schriften.

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.



IV.

Vorschriften zu militairischen Plan- und Chartenzeichnungen, entworfen von Müller, Lieut. Ing., gezeichnet von Engelbrecht, gestochen von Lud. Schmidt. Potsdam im Verlag der Autoren, in Querquarto XII Kupferblatt.

Das Zeichnen der militairischen Plans und Charten gehöret unter diejenigen Künste, welche sich in einem Zeitraum von 28 Jahren mit Riesenschritten einem hohen Grade der Vollkommenheit genähert haben. Man hat seit dem Kriege 1756 angefangen, diese Kunst nach einer Theorie zu studiren, welche sie der Würde einer Wissenschaft nahe bringen kann; denn man hat die Lehre derselben auf die unwandelbaren Gesetze, wonach die Natur die Oberfläche des Erdballes bildet, gebauet. Der dieser Theorie kundige Zeichner, suchet den Bau der Natur in seinen Zeichnungen nachzuahmen; man siehet darin den Boden vom Ursprung der Bäche bis zu ihrer Vereinigung herabhängen, und ihre Ufer derselben Richtung folgen. Dem denkenden Kriegesmann fallen dadurch die convergirenden Puncte in die Augen, und die verschiedene Haltungen der Höhen stellen ihm unter einem Blick alle Vortheile des Bodens, die zur Beförderung seines Entwurfes die-

nen können, umfassend dar. Es ist billig zu bewundern, daß man in dieser zur Kriegeswissenschaft so unentbehrlichen Kunst vom 30jährigen Kriege bis zum Krieg von 1756, fast keinen merklichen Schritt zu ihrer Verbesserung gethan hat, und es ist ungemein auffallend, daß, da man in Ausbildung dieses Zweiges der Kriegeswissenschaft in mehr als 130 Jahren wenig oder nichts that, nachher dieselbe in minder als 25 Jahren zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde. Man vergleiche z. B. die Zeichnung der Gegend bey Schweidnitz, wie sie in dem Plane von der Schlacht zwischen den Schweden und verbundenen Kaiserlichen und Sachsen 1642 abgebildet ist (Theatr. Europ. T. 10. S. 889), mit der, welche von den Preußen, als der König 1745, vom 1sten bis 4ten Junii, oder nach mehr als 100 Jahren daselbst im Lager stand, von eben dieser Gegend aufgenommen worden ist, (sie wird noch in den Händen manches Officiers seyn,) so findet man in der That zwischen beyden keinen andern Unterschied, als daß in ersterer die Dörfer perspectivisch, in letzterer aber ohne Rücksicht auf Figur und Lage hingeworfen, im Plattriß gezeichnet sind. Vergleichet man die Gegend um Königsgrätz, wie man sie im Plan von dem Uebergang des Königs von Preußen über die Elbe 1745 bey Chlom siehet, mit der Zeichnung, welche 105 Jahr vor dieser Zeit der Ingenieur Carpi davon machte, so wird man in letzterer noch mehr Genauigkeit als in ersterer finden. Die Schritte, so man in diesem Zeitraum bey andern Armeen in der militairischen Zeichenkunst that, waren auch nicht beträchtlicher. Die Plans der Franzosen von Fontenoy und Lavelt, und der kaiserliche Plan von der Schlacht bey Piazenza, geben hievon redende Beweise. Im

30jäh-

30jährigen Kriege hatte man die Gewohnheit, alle militairischen Plans perspectivisch aus einem hohen Augenpuncte zu zeichnen. Diese Zeichnungsart verließ man erst im Anfang des 18ten Jahrhunderts. In dem Plan von der Schlacht bey Hochstädt 1704, den Vianen gezeichnet, und Beeck im Haag herausgegeben hat, findet man schon die Anhöhen im Plattrisse; den Umfang der Dörfer fieng man zwar an, auch auf diese Art zu zeichnen, jedoch die Gebäude und das Innere derselben sind noch perspectivisch abgebildet, ja man war noch so sehr an diese alte Zeichnungsart gewöhnt, daß man anfänglich auch im Plattrisse die entferntesten Dörfer klein, und die im Vorgrunde groß zeichnete. Noch in manchen Zeichnungen von den Feldzügen am Rhein 1730 findet man viel Dörfer auf diese Art, und wem sind die Plans Dumonts unbekannt, womit er seine militairische Geschichte des Prinzen Eugenius, Herzogs von Marlborough, und Prinzens von Nassau erläutern will, und die er von den Tapeten in dem Pallast des Prinzen Eugenius abgezeichnet hat *). Als man das Fehlerhafte der perspectivischen Zeichnungsart in militairischen Plans und Charten einzusehen anfieng, und dafür den Plattriß erwählete, so scheinet es, als wenn man sich den Feldmesserstyl bey Aufnahme und Zeichnung militairischer Plans zum Muster genommen habe. Der Feldmesser misset sorgfältig die Biegung der Flüsse, Contur der Dörfer, Wälder, Wiesen, Seen, Moräste und dergleichen, diese träget er genau in sei-

X 2 ne

*) Hist. Militaire du Prince Eugene de Savoje, du Duc de Marlborough, et du Prince de Nassau Frise par Dumont; augmentée d'un Supplement de Mr. Rousset. à la Haye. fol. 1729.

ne Charte ein, die Berge, Höhen und Schlüfte aber werden gemeiniglich nur sehr obenhin in selbiger angemerket. Ganz in dieser Art sind die Zeichnungen von den Lägern und Treffen der Feldzüge von 1740 bis 1745, allenfalls findet man darin die Biegungen eines Flusses oder Morastes angedeutet. Die Dörfer vor der Fronte und auf den Flügeln sind zwar im Plattrisse gezeichnet, aber ihre Lage und Figur siehet ziemlich willkührlich aus. Merkte man ja irgendwo eine Anhöhe an, so war sie nicht mit mehr Sorgfalt, als die Feldmesser selbige in ihren Charten anzudeuten pflegen, gezeichnet. Sahe man sich genöthiget, eine gebürgigte Gegend zu zeichnen, so fand man sich dabey in nicht geringer Verlegenheit, weil man noch keine gewisse Principia von dem Entstehen der Gebürge und ihrer Form, zum Grunde des Aufnehmens militairischer Plans geleget hatte. Wer die Gegend von Trautenau bis Schatzlar besitzet, wie sie in dem Kriege von 1744 aufgenommen worden, sollte sie nie für ein gebürgigtes Terrain halten, ja sie wird ganz unkenntbar, wenn man sie mit der schönen Aufnahme im Kriege 1778 vergleichet. Auch nur ein mit Gründen copirtes und nicht gebürgichtes Terrain setzte den damaligen Ingenieur bey der Aufnahme in Verlegenheit. Mancher Officier wird in seiner Plansammlung noch eine in Kupfer gestochene Zeichnung von der Schlacht bey Kesselsdorff 1745 besitzen, sie ist von dem damaligen preußischen Ingenieurhauptmann Petri gemacht und aufgenommen worden, was mußte er von diesem Plan denken, (und jeder anderer,) wenn er ihn mit der Gegend verglichen hat, welche davon in seinen sächsischen Charten Litt. A. gezeichnet ist. Auch der Sächsische Ingenieurhauptmann, Martin Walter, der diese Gegend mit Muße

auf-

aufnehmen konnte, lieferte sie in seinem Plan, den er von Zucchi in Dreßden stechen ließ, auch nicht viel besser; außer dem Grund bey Kesselsdorff findet man weder Gründe noch Höhen bemerket. In dem Zeitraum von 1745 bis 1756 fieng man erst an, über die Verbesserung der militairischen Zeichenkunst nachzudenken, und mit mehr Aufmerksamkeit eine durchschnittene Gegend zu betrachten. Man suchte die Figur der Höhen, den Ursprung der Gründe und ihre Richtung, welche jene bestimmen, nach gewissen festen Punkten, mit Genauigkeit in die Charte einzutragen. Es arbeiteten Männer von Genie, welche über diese Materie nachgedacht hatten, schriftliche Anweisungen hierüber aus. Unter den preußischen Ingenieurs können wir vorzüglich den Ingenieurhauptmann Markart nennen. Eine kleine Schrift, welche er über das Aufnehmen nach dem Augenmaaß aufsetzte, und die vor einigen Jahren Hr. Pirscher unter Vorsetzung seines Namens herausgegeben hat, enthält auch eine Anweisung zum Zeichnen militairischer Plans, und der darin vorkommenden Charakter, welche freylich ungleich nutzbarer ausgefallen seyn würden, wenn sie ein Engelbrecht gezeichnet, und ein Schmid gestochen hätte. Gleich zu Anfange des Krieges 1756 arbeitete dieser geschickte Ingenieurhauptmann, nebst andern, an dem Plan, den wir von der Blokade der Sachsen bey Königstein haben. Die Art, wie darin diese Gegend aufgenommen und gezeichnet ist, zeiget die Riesenschritte, welche man seit dem Frieden 1745 an der militairischen Zeichenkunst gethan hatte. Auf einer andern Seite gewann sie nicht minder unter dem Herzog Ferdinand, wo sie durch die Bemühungen des General Bauers ungemein ausgebildet wurde. Der siebenjährige Krieg

machte die Ingenieurs zu diesem Fache immer mehr und mehr geschickt. Man hat hierin bey den Preußen viel dem verstorbenen Obersten Petri zu danken, welcher die Ingenieurs zu dieser Arbeit aufmunterte, viel Gegenden aufnehmen ließ, und dadurch seine bekannten Charten von Sachsen Litt. A und B verfertigte. Durch dergleichen Werke, und durch die vielen Gelegenheiten, in welchen die Ingenieurs, während dem Kriege, die Gegenden nach verschiedenen Absichten beurtheilen mußten, wurden sie auf die Grundsätze der militairischen Zeichenkunst und des Aufnehmens geführet. Nach dem Frieden von 1763 erschienen hin und wieder Schriften über das Aufnehmen und Zeichnen militairischer Charten. Allein, so wenig ihre Theorien sind für einen denkenden Kriegsmann befriedigend, als ihre Vorschriften nachahmungswerth. Von dieser Art ist z. B. der Traktat des Sächß. Lieut. von Brück, den er 1767 herausgab. Vom Hrn. Hauptmann Tielke hätte man eher hierin etwas erwarten können; er hat aber in seinem Feldingenieur die Unkosten der Kupferstiche gescheuet, hierzu aber sind sie schlechterdings unentbehrlich. Ganz neuerlich hat Herr Landerer über diese Materie, in manchen Stücken mit Vorzug vor andern geschrieben, allein seinen Vorschriften fehlet es an Vollständigkeit, und seine Theorie ist für die neuere militairische Zeichenkunst nicht befriedigend.

Wir haben diesen flüchtigen Blick über die Geschichte der militairischen Zeichenkunst unserer Recension darum vorangesetzet, um jeden unserer, auch nicht militairischen Leser, in Stand zu setzen, den Wehrt dieser Arbeit derer Preuß. Ingenieurs, Hr. Müller und Hr. Engelbrecht zu schätzen, und die Bedürfnisse dersel-

derselben, zu Erweiterung der Kriegeswissenschaft, einleuchtend zu machen. Wir wollen sie jetzt mit derselben näher bekannt machen. Diese Vorschriften bestehen aus 12 Blatt. Auf dem ersten, welches statt des Titelblatts dienet, befindet sich, nebst einer kleinen Landschaft, ein sehr sauber gezeichneter Plan, worin alle Abwechselungen des Bodens, so wie sie einzeln in den folgenden Blättern zu zeichnen gelehrt werden, zusammengesetzet erscheinen. Hr. Lieut. Müller, ein bekannter erfahrner Preuß. Ingenieuroffi-cier, hat diese Vorschriften entworfen, und Hr. Engelbrecht, sein gewesener Lehrling, hat sie gezeichnet, Hr. Lud. Schmid aber in Kupfer gestochen. Zeichnung und Stich machen ihren Meistern viel Ehre, und Hr. Müller zeiget in seinen Entwürfen genugsam, daß er die Regeln, welchen die Natur zu Formirung der Oberfläche des Erdballes folget, und die Art, wie selbige durch die Zeichnung am deutlichsten und zweckmäßigsten auszudrücken sind, kenne, und reiflich nachgedacht habe. Es ist freylich nicht eine bedungene Nothwendigkeit, daß alle Zeichner militairischer Plans nach diesen Vorschriften zeichnen müssen. Man findet, daß die Ingenieurs fast bey allen Armeen sehr hierin abweichen, besonders an Zeichnungen der Berge und Gründe. Allein es ist nothwendig, daß man die Höhen und Berge, man mag sie nun mit Kreuzstrichen schraviren, oder wie unser Verf. zeichnen, nach gewissen Grundregeln, die allgemein angenommen sind, abbilde, wenn die Plans verständlich und brauchbar werden sollen, z. B. daß die höchsten Höhen am stärkesten gehalten, die Gründe und Höhen, wo sie einen steilen Abgang haben, stärker, und mit kurzen, geraden Strichen gezeichnet werden, u. s. w. Trifft man diese und andere Kennzei-

chen nicht in militairischen Plans an, so geben sie keinen deutlichen Begriff von der Gegend. Man kann und muß bey der militairischen Zeichnungsart nicht immer den Regeln der Malerey folgen; dieser Fall tritt besonders bey Zeichnung der Berge ein. Denn jedem Kriegesmann ist mehr daran gelegen, die Abdachungen eines Berges oder Grundes kennen zu lernen, als den Berg in seinem gehörigen Licht und Schatten zu sehen, diese fallen ihm aber sogleich in die Augen, wenn sie so, wie wir eben gesagt haben, gezeichnet sind. Wenn also ein Berg oder Grund steile Abdachungen auf der Lichtseite, und sanfte auf der Schattenseite hat, so muß man die Regeln von der Malerkunst von Licht und Schatten verlassen, und hier auf eine ganz entgegengesetzte Art zeichnen. Unsere Verf. haben diese Regeln in ihren Vorschriften genau befolget, wir bringen sie unsern Lesern nur darum in das Gedächtniß, weil man sie in vielen militairischen Charten und Plans vernachläßiget findet, z. B. in den sonst schön und genau aufgenommenen Charten von den österreichischen Niederlanden, auch in manchen Plans und Charten, welche von dem letztern amerikanischen Kriege in Engelland herausgekommen sind. Sogar lehret Hr. Landerer den Zöglingen der K. K. Militairacademie, die Berge nach den Regeln der Mahlerkunst, in Licht und Schatten zu zeichnen. Ohne für die eine oder die andere Zeichnungsart der durchschnittenen und gebürgigten Gegenden eingenommen zu seyn, dünkt uns, daß, wenn man die auf verschiedene Arten gezeichnete militairische Plans mit den vor uns liegenden vergleichet, die Zeichnungsart unsers Verf., die Figur und die verschiedenen Veränderungen des Bodens deutlicher und umfassender vorstelle, als jede andere. Jeder Ursprung eines Grundes, alle

Eigen-

Eigenschaften einer Höhe werden dadurch auf eine bestimmte und in die Augen fallende Art sichtbar. Das militairische Auge wird dadurch in die lebhafteste Würksamkeit gesetzet, und verbreitet ein helles Licht über die Vortheile, welche der Verstand zu Ausführung seiner Entwürfe, ohne dieses Hülfsmittel nur vergeblich suchen würde. Wir sind versichert, daß jeder Zeichner, welcher so zeichnet, als es ihm diese Vorschriften lehren, in der ganzen Welt, ja selbst bey unsern Nachbaren jenseit des Rheins, wo man noch immer die Zeiten Ludewigs des XIV. vor Augen habend, fälschlich den Sitz des Genies und der Ingenieurwissenschaft suchet, für einen geschickten Zeichner von Sachverständigen gehalten werden wird. Wir räumen gar gerne ein, daß diese Zeichnungsart einen geübten Zeichner erfodere, und daß Anfänger manche Zeichnungen verderben werden, ehe sie dieselbe nur mittelmäßig nachahmen lernen. Denn besonders in Zeichnung der Berge, nach Art unserer Verfasser, kann ein einziger nicht in gehöriger Biegung laufender Strich, einen merklichen Fehler und Uebelstand verursachen. Was gehöret nicht dazu, ehe es ein Anfänger dahin bringet, daß er die Feder so in seine Gewalt bekomme, um mit einem Strich gleich das Verhältniß einer Höhe gegen die andere, und die Natur ihrer Abdachung auszudrücken? Unterleget man aber die Berge mit Tusch, oder straviret sie mit Kreuzstrichen, so kann man eher einem Fehler, den man in der Haltung der Höhen begangen hat, abhelfen. Aber ist man auch einmal in der Zeichnungsart der Verf. geübet, so gehet sie ungemein geschwinde von statten, bringet viel Vortheil bey dem Aufnehmen, und stellet deutlicher als irgend eine andere Zeichnungsart, die Eigenschaften einer gebür-

gigten Gegend vor. Ein einziger Blick, den man auf das 1ste, 11te und 12te Blatt dieser Vorschriften, mit Nebeneinanderhaltung des 10ten, 11ten und 12ten Blattes von Landerers Zeichnungen wirft, wird jedes gesunde Auge hiervon mit Gewißheit überzeugen können.

Das 2te und 3te Blatt dieser Vorschriften enthält Landchartencharakter. Man findet hier eine vollständige Sammlung und Erklärung aller der Zeichen, welche in den Landcharten vorkommen. In militairischen und speciellen Plans würde es nöthig seyn, gemauerte und hölzerne Gerichte mit verschiedenen Zeichen anzumerken, weil zuweilen die Gemauerten, bey einem Gefecht oder Vertheidigung eines Postens, vortheilhaft oder nachtheilig gewesen sind.

Das 4te Blatt zeiget, wie Bataillons, Eskadrons, einzelne Posten, Verschanzungen und dergleichen in militairische Plans gezeichnet und angedeutet werden müssen. Es wäre auch hier der Ort, die Marsch- und Bewegungslinie der Truppen anzumerken; z. B. wie Schwenkungen rechts und links angedeutet werden, und woran man erkennet, ob eine Linie oder Battaillon rechts oder links abmarschiret sey, ferner wenn die Truppen verschiedene Stellungen annehmen, wie man die verlassenen Positions in der Zeichnung bemerken müsse u. dgl Auch gehören die Zeichen hierher, womit verfallene Schanzen, Wagenburg, Brandwache u. s. w. in militairischen Plans kenntbar gemacht werden.

Auf dem 5ten Blatte findet man Vorschriften zu Zeichnung verschiedener Arten Wege. Der Verf. unterscheidet Pfad und Fußsteig mit zweyerley Zeichen.

chen. Vermuthlich verstehet er, wie im Deutschen gewöhnlich ist, unter Pfad, oder wie andere sagen, Fußweg, einen Weg für Fußgänger, welcher neben dem Fahrwege gehet, unter Fußsteig aber einen Steig für Fußgänger, welcher nach einem Ort in die Richte führet. Einen Pfad auf einem militairischen Plan zu bemerken, könnte von Nutzen seyn, wenn der Weg durch ein Wasser, der Pfad aber darneben über eine Laufbrücke oder Steg gehet, oder wenn der Weg durch das Defilee, der Pfad aber die Krete desselben führet. Zu einer ähnlichen Bedeutung scheinet der Verfasser den Unterschied zwischen Bey- und Schleifweg zu nehmen, allein dieser Sinn trifft nicht eigentlich mit dem, was die Landesgesetze unter diese Art Wege verstehen *). Auch würde ein Unterscheidungszeichen der Heerstraßen, welche von den Königsstraßen verschieden sind, nicht überflüßig seyn. Die Römer bemerkten schon diesen Unterschied, denn sie theilten ihre Wege in publicae, Regiae, praetoriae, und militares ein, welche letztere die Heerstraßen bey ihnen waren. Man findet sie auch in einigen Sächsischen Specialcharten schon bemerket. Es gefällt dem Verf. statt doppelter und dreyfacher Scheidewege die Benennung Dreyling und Vierling zu schaffen. Uebrigens übertrifft dieses Blatt an Vollständigkeit der verschiedenen Wegebezeichnungen alle diejenigen, welche uns bis jetzt zu Gesicht gekommen sind.

Das 6te Blatt zeiget die verschiedene Charakter, welcher man sich in militairischen Plans zu Bezeichnun-

*) Siehe Edict vom Kurfürst Friedrich Wilhelm, vom 12ten Merz 1686, und das renovirte vom 15ten Aug. 1700.

nungen der Wohnungen bedienet, von einzelnen Häusern bis zu den Festungen. Da der Verf. vermuthlich einige neue Benennungen, welche er bewohnten Oertern beyleget, niemand aufdringen wird, so lassen wir es dahin gestellet seyn, inwiefern man Einwegig Ringdorf, doppelt Scheidedorf, Gassendorf, Freyestadt und Lichtestadt der Sache angemessen, oder als zur militairischen Zeichenkunst entbehrlich oder unentbehrlich halten will. Genug, alle Charakter auf diesem Blatt sind nachahmungswerth gezeichnet. Es wäre hier der Ort, die Zeichen zu bemerken, wodurch man Mauren, Brett- und Wellerwände, Flechtzäune, und was Markart Enclos nennet, zu unterscheiden pfleget.

Die Charakter auf dem 7ten Blatt sind die Zeichen, womit man gewöhnlich verschiedene Arten Waldungen, Moräste, Wiesen, Fenne, Brücher u. dgl. auf den Plans kenntbar zu machen pfleget. Die Verf. suchen durch verschiedene Zeichnungsarten der Bäume die Holzarten, woraus ein Wald bestehet, anzudeuten. So löblich wie diese Bemühung bey dem Chartenzeichnen in gewisser Rücksicht ist, so glauben wir doch, daß die Charakter auf dieser Vorschrift hierzu zu klein sind, denn es erfodert schon einen sehr geübten und mühsamen Zeichner, den geringen und bey mancher Baumart fast unmerklichen Unterschied gehörig nachzuahmen. Auch dünket es uns, daß es hinlänglich sey, in einem militairischen Plan, das Nadelholz vom Laubholz zu unterscheiden, und der Nutzen, den man in militairischer Absicht durch das Unterscheidungszeichen von Tannen- und Kiehnenholz haben kann, ist nicht erheblich. Interessanter ist es, zu wissen, ob ein Wald dicke mit Holz bewachsen ist,

oder

oder ob er Fichte ist. Die Verf. bemerken auch diesen Unterschied, allein er fället nicht genug in die Augen. Man hat eine Manier, geschlossen Nadelholz durch kleine neben- und über einander hervorragende Tannenbäume zu zeichnen, welche dergleichen geschlossenes Nadelholz ungemein kenntbar machen. Zu mehrerer Unterscheidung der Schonörter von dem Gestrüppe, könnte man auch in ersteren einige hohe Bäume zeichnen, welches der Natur der Sache angemessen ist, da in Schonörtern gewöhnlich Saatbäume stehen bleiben. Ohne wörtliche Erklärung kann man den Sinn der Verf., was sie unter Moor, Torff- und Feenbruch verstehen, nicht ganz deutlich einsehen, zumalen da man in einigen Provinzen einen Torffbruch einen Torffmoor nennet. So viel erhellet aus der Zeichnung, daß sie das Moorbruch prakticabler als das Torffbruch, und dieses eher zu passirend als das Feenbruch halten. In militairischen Plans kömmet es hauptsächlich darauf an, daß man andeute, ob und wo ein Bruch, es sey von einer Art wie es wolle, zu passiren ist; diese Oerter muß man durch festgesetzte Zeichen kenntlich zu machen suchen.

Auf dem 8ten Blatt findet man eine vollständige Abbildung aller Charakter, welche die verschiedenen Gewässer auf einer Charte kenntlich machen. Flüsse aber und Ströme würde man doch am beßten thun, nebst ihren Namen beyzuschreiben, denn der eigentlichen Bedeutung nach unterscheidet sich hier der Fluß zu wenig von einem Fließ oder Bach. Es ist auch gut anzumerken, ob die Canäle gemauert, oder nur hölzerne Schalungen haben. Nasse und trockene Graben, lebendige und Hungerquellen zu unterscheiden, könnte auch nicht überflüssig seyn, zumalen da letztere einen

einen Begriff von der Beschaffenheit der Gewässer, welche von ihnen entstehen, geben können.

Die Zeichnungen zu den Bergen und Gründen auf dem 9ten, und der Felsen und Wände auf dem 10ten, machen ihrem Meister viel Ehre. Man siehet hier mit Vergnügen die dreiste und gewisse Hand, welche dabey die Feder geführet hat. Wir haben schon oben unsere Meynung über diese Zeichnungsart der Berge und Gründe geäußert. Wir setzen nur noch hinzu, daß die Zeichnungsart der Berge, Gebürge und Felsen auf diesen Blättern, nach Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, so deutlich in die Augen fallend und schön gezeichnet ist, als wie wir sie irgendwo gefunden haben. Da dieses das wesentlichste Stück eines militairischen Plans ausmachet, so werden sich die Verfasser um destomehr den Dank der Zeichner dadurch erwerben.

Auf dem 11ten und 12ten Blatt sind die Charakters, welche man auf den erstern 9 Blättern hat zeichnen lernen, in vier ungemein fleißig gezeichneten kleinen Charten zusammengesetzet. Auf dem 11ten findet man eine kleine Charte im geographischen Styl von einem Distrikt zwischen Perleberg und Wittenberg. Die zweyte ist eine Zeichnung von den Gebürgsstücken zwischen Zittau und Gabel, die große Kanne genannt. Wir haben dieses Stück mit einer andern Zeichnung in einem viel größern Maaßstabe, so von den Sächsischen Ingenieurs 1778 genau aufgenommen ist, zu vergleichen Gelegenheit gehabt, aber wir müssen gestehen, daß unsere Verfasser durch die geschickte Anwendung und Deutlichkeit, welche sie ihren Charaktern in der Zeichnung der gebürgigten Gegenden zu geben wissen, in diesem kleinen Plan un-

ungemein mehr Licht und Deutlichkeit von dieser Gegend verbreitet haben, als die große Karte der Sächsischen Ingenieurs davon giebet. Mit Vergnügen siehet man auf dem 12ten Blatt die Zeichnung von dem Gebirgshang von Gottleube bis Gißhübel in Sachsen. Wo wir nicht irren, so ist die Aufnahme selbst von dem Zeichner dieser Vorschriften, dem Hrn. Engelbrecht. Es wird hinlänglich seyn, jedermann von den Talenten dieses Officiers in dem geographischen Fach des Genies einen auffallenden Beweis zu geben, wenn man sich die Mühe geben will, dieses Stück mit demjenigen zu vergleichen, welches man auf der 11. Section der Petrischen Charten von Sachsen Litt. A. von eben dieser Gegend findet. Noch ist auf diesem Blatt eine kleine Zeichnung von der Ebene bey Herzberg in Sachsen abgebildet.

Diese Stücke sind zur Kenntniß der Natur einer gebirgigten Gegend ungemein schicklich gewählet, und man siehet hieraus sowohl als aus den übrigen Zeichnungen, daß die Verfasser mit Kopf und Hand gleich rühmlich gearbeitet haben. Lehrer militairischer Zöglinge, wenn sie mit dieser Zeichnungsart, und mit den Gründen, worauf sie beruhet, bekannt sind, können diese Vorschriften durch mündlichen Unterricht ungemein nutzbar machen. Aber dieser gehöret auch nothwendig dazu, wenn sie Anfängern in der militairischen Zeichenkunst reellen Nutzen bringen sollen. Daher würden die Verfasser den Werth ihrer Arbeit ungemein erhöhen, wenn sie diesen Blättern eine gedruckte Anweisung beyfügen wollten, und von einem so erfahrnen Ingenieurofficier, als der Hr. Lieut. Müller ist, läßt sich nicht allein viel für Anfänger, sondern auch für denkende Militaires in diesem Fach erwarten.

warten. Wer würde nicht mit Vergnügen nach einer wohl ausgearbeiteten Theorie der militairischen Zeichenkunst greifen, wenn sie auf den Grundsätzen, welche die Natur in der Bildung der Oberfläche der Erde folget, gebauet wäre. Die Verfasser würden durch Hinzusetzung einiger Zeichnungen nach einem größern Maaßstabe diese Vorschriften für Anfänger auch noch nützlicher machen können, denn es dünkt uns, daß ein Anfänger, wenn er z. B. Bäume, wie Hr. Landerer in seiner Anweisung zeiget, erst gut im Großen zeichnen lernet, alsdann sowohl leichter als besser sie im Kleinen wird zeichnen können. Eben so ist es in Ansehung der Zeichnungsart, welche die Verfasser zu den Bergen vorschreiben, wenn ein Anfänger diese noch so gut im Kleinen zeichnen könnte, und er sollte sie nachher mit gehöriger Biegung und mit der dazu nöthigen gewissen Hand im Großen zeichnen, so würde er dabey in Verlegenheit gerathen. Hierzu aber sowohl als zu den Grundstrichen der Wiesen und Moräste, würden einige Vorschriften nach einem größern Maaßstab nicht überflüßig seyn können.

Jg.

V.

Sonnenfels gesammelte Schriften. Wien, mit von Baumeisterischen Schriften. 1783. Erster Band, 364 Seiten. Zweyter B. 370. Nebst des Verfassers von Mark sehr sauber gestochnem Bildnisse.

Ob

Ob der Mann den Dank seiner Mitbürger verdiene, der in dem Zeitraum, wo Mönchery, Possenspiel, und die gröbsten Vorurtheile noch sein Vaterland drückten, Geschmack und Aufklärung zu befördern, jedes Mittel versucht? wäre wohl eine sehr überflüßige Frage. Desto weniger scheinen es diese zu seyn: durch welche Art von Schriften dieser Zweck am glücklichsten erreicht werden kann? und ob nach erfolgter Aufklärung selbst die Versuche des Schriftstellers, der das Seinige dazu beytrug, noch immer auf die Fortdauer eben des nachsichtsvollen Beyfalls Anspruch zu machen habe, der im Anfang seiner Laufbahn ihm nicht zu versagen war?

Herr von S. hat vor mehr als 20 Jahren, wie mehrere Sittenrichter unsers deutschen Vaterlandes, wöchentlich ausgegebne Blätter, gewürzt mit dem Salz einer, seinem Ausdruck nach, lauschenden Satyre, für einen der sichersten Wege gehalten, den Bewohnern von Wien Moral mit Hoffnung einigen Erfolgs zu predigen. Griechenland und Rom haben von diesem Canal, gemeinnützige Wahrheiten zu verbreiten, nichts gewußt. Desto zahlreicher ist die Liste der Nachahmer des Engländischen, oder vielmehr des Londner Zuschauers, als welche durch ganz Europa, wiewohl mit ungleich weniger Glück, ihre Stimmen alle Wochen einmal zu erheben versucht haben. Dem einzigen Franzosen hat diese Wochenpredigt niemals behagen wollen; und obgleich unter allen Hauptstädten der bekannten Welt, Paris den reichhaltigsten und mannigfaltigsten Stoff zu Sittengemälden darzubieten schien, so hat doch, soviel Rec. weiß, kein einziges periodisches Blatt dieser Gattung, jemals daselbst sein Glück machen können.

Daß der E. Zuschauer noch immer abgedruckt, noch immer gelesen wird, hat seine guten Ursachen. Seine Verfasser hatten keinesweges zur Absicht, ihre Nation aus dem Schlafe zu wecken. Diese stand vielmehr grade um diesen Zeitpunkt auf dem Gipfel der Ehre und Macht, hatte ihre Erndte in Wissenschaft und Geschmack schon in Sicherheit gebracht, und selbst auf der sittlichen Seite einen Grad von Würde und einen Werth erreicht, von dem sie in der Folge nur mehr als zu tief herabgesunken. Nicht also, um seine Landsleute aus der Barbarey zu reißen, sondern um solche auf die Vorzüge ihrer bürgerlichen Verfassung, die glückliche Originalität ihres Nationalcharakters aufmerksam und eifersüchtig zu machen, mit unter auch wohl um gewisse politische Nebenabsichten zu befördern, kam der Zuschauer und seine Brüder, der *Guardian*, der *Tatler*, der *Free-holder*, ans Licht. Kein Wunder, daß ein unter so vortheilhaften Zeitumständen, und überdies so meisterhaft und correct geschriebenes Werk, das für die Engländer selbst klassisch ward, auch für den Ausländer unterhaltend und lehrreich geblieben.

Ob nun die vom Herrn von S. verfertigten Wochenblätter unter eben so günstigen Aspecten zum Vorschein gekommen, eben so musterhaft geschrieben, und auf einen gleich fortdaurenden Beyfall rechnen dürfen? wäre vielleicht um so weniger schwer zu beantworten, da bey aller seiner Vorliebe für das seinen Augen noch immer einzige Wien, die Schilderung der darinn herrschenden Sitten und Denkart oft kleinlich und seltsam genug ausfällt. Doch dem sey wie ihm wolle: in der von der Baumeisterischen Druckerey veranstalteten Sammlung der sämmtlichen Sonnenfelsischen Schriften, die nicht weniger als 13 oder 14 Bände ausma-

ausmachen werden, stehen die aus seiner Feder geflossenen Wochenblätter an der Spitze, und wenn das Wiener Publikum solche noch immer eben so gern liest, als ihr eigner Verfasser: so ist auf der Welt nichts weiter dabey zu erinnern, als daß besagtes Publikum der vor zwanzig Jahren nöthig gewesenen Arzney sich auch itzt noch bedürftig fühlen müsse.

Diese sämmtlichen Werke nun des Herrn von S. eröffnet eine Zuschrift an sein eigen Herz, deren Originalität ihrem Verfasser streitig zu machen, sich wohl niemand erkühnen wird. Dieser war Anfangs Willens, dem Namen seines größten Wohlthäters dies Opfer zu bringen, besann in der Folge sich aber eines bessern, und dieses um desto lieber, da eine innre Stimme ihm zurief: „Diese Stelle gebühret dei„nem eignen Herzen! Ihm bist du es schuldig, wenn „du den Werth der dir erwiesenen Wohlthaten nach „Pflicht erkanntest, u. s. w.“ — Eine sonderbarere Wendung des Egoismus wird man anderswo vergebens suchen, und in dieser Hinsicht ist die ganze Zuschrift eins der merkwürdigsten Stücke der beyden vor uns liegenden Bände. — Hierauf folgt das Fragment des Vertrauten, eines Wochenblatts, das der Verfasser im Jahre 1765 zu schreiben anfieng, mit dem sechsten Stücke aber abbrechen mußte, weil die damalige Censur unsers Schriftstellers lauschende Satyre für Persönlichkeiten ansah. Schade, daß die Wiener Lesewelt das 7te Stück, welches der Verfasser nur itzt erst aus seinem Pulte hervorzieht, nicht schon damals genießen dürfen! Es ist in der Manier von Luthers Bibelübersetzung, und würde, da Vater Martins Arbeit für Oesterreich noch contreband war, den dasigen Schöngeistern ohne Zweifel sehr gefallen haben! Gegenwärtig kommt dieser zweyte

Prophet von Böhmischbroda hoffentlich zu spät, so wie er dem übrigen Deutschlande schon damals zu spät gekommen seyn würde. Den übrigen Raum dieses Bandes füllen 26 Stücke des Mannes ohne Vorurtheil, einer andern Wochenschrift, die dem Verfasser zwar auch Verfolgungen zugezogen; übrigens aber eine beträchtliche Anzahl von Blättern hindurch sich erhalten hat. Ein in die Gegend von Wien, Gott weiß durch welchen Zufall sich verirrender Naturmensch, leiblich Geschwisterkind von Voltair's Heronen, den aber Hr. von S. Capa-kaum getauft hat, ist eins der vornehmsten Vehikeln, alle die abwechselnden Launen des Verfassers, bey der Wiener feinern Welt, an Mann zu bringen, und wir zweifeln keinen Augenblick, der ehrliche Wilde werde eben so gut seine Liebhaber gefunden haben, als in weiland dem Menschen, Lebrecht Spürer und sein Packwagen.

Der Zweyte Band hebt mit einer Zuschrift an den nunmehrigen Grafen von Frieß an, aus der uns erlaubt sey, nur den ersten Abschnitt dem Leser zur Probe vorzulegen: „Sie haben mich mit einem „schönen Fußteppiche beschenkt, schätzbarster Graf, einem Erzeugnisse ihrer Manufakturen — — — und „ich eigne Ihnen dafür den zweyten Band meiner „gesammleten Schriften zu, um Ihnen nach meiner „Zusage für ihr Geschenk öffentlich zu danken. Wäre ich einer von den deutschen Witzschnappern, die „von dem verderbten Geschmacke der französischen angesteckt, überall nach Gegensätzen oder Aehnlichkeiten haschen, so würde ich finden, daß ihr Teppich „mir die Füße warm gehalten, wie meine Schriften „manchem *** und manchem *** den Kopf erhitzt „haben. Aber statt dieses Flitters will ich mit meh-

„rerer

„rerer Richtigkeit sagen: wofern meine Bemühungen
„um die Wissenschaften soviel zur Aufklärung dieser
„Provinzen gewürket haben, als ihre Unterstützung
„zur Belebung der Aemsigkeit, so sind wir beyde nütz-
„liche Bürger des Staats!" — Ex ungue leonem!
Wie die Zuschrift an sein eigen Herz, so die Zueig-
nung an den Hofbanquier. Ueberall derselbe Zu-
schnitt, dieselbe Selbstgefälligkeit, dasselbe Herabsehen
auf den Richterstuhl des denkenden Publikums. Mit
einem Wort: semper idem! — Uebrigens enthält
dieser ganze Band die Fortsetzung, und vermuthlich
das Ende des Mannes ohne Vorurtheil. Capa-
kaum wird auch hier noch von vielen Lesern dringend
auf die Bühne gerufen, muß aber bisweilen bey den
Raisonnemens des Verfassers über Erziehung, Adel,
Kunst und Gewerbe, Schaubühne u. s. w. ohne Sitz
und Stimme, den bloßen Zuschauer abgeben. Zu
wünschen wäre gewesen, daß Herr von S. seinem
S. 303, und das einem vornehmen Grafen, geäußer-
ten Versprechen, nicht mehr soviel Putztischneuigkei-
ken liefern zu wollen, noch genauer nachgelebt hätte!
Wenigstens bey dieser neuen Auflage, da Hr. von S.
nicht wie vor 20 Jahren vor der bloßen Stadt Wien,
welche damals noch gar keine Schriftsteller hatte, son-
dern nun vor dem ganzen Deutschlande auftritt, das
so viel vortreffliche Schriftsteller und so viel einsichts-
volle Leser hat, hätte er doch abkürzen sollen. Sag-
te ihm dieses sein Herz nicht, so hätte es ihm billig
sein Geschmack sagen sollen. Eben so füglich hätte
das langweilige Stück über Frau Karschin und einige
ihrer unbedeutendsten Gedichte wegbleiben können.
Alsdenn aber wären es ja nicht die sämmtlichen Wer-
ke des Herrn von S. geblieben! und um diese zu be-
sitzen, müssen wir freylich uns auch die hier und da

angehängten Noten gefallen lassen. Diese Noten enthalten nicht selten sehr bedeutende Winke über den Werth des Textes; und mehr als eine darunter wird selbst den ernsthaftesten Leser zu lächeln nöthigen. Da der Verfasser einer der ersten gewesen, die in Oesterreich ihren Styl nach den Regeln eines bessern Geschmacks, und nach Obersächsischen Mustern zu bilden sich angelegen seyn lassen: so verdient solcher auch von dieser Seite alle nur mögliche Nachsicht; gesetzt auch, daß seine Prosa hier und da zu poetisch, und seine Poesie zu prosaisch ausgefallen wäre. Wer Proben davon sehen will, darf fast das Buch nur auffallen lassen, wo er will. Was von dem innern Gehalte dieser Wochenschriften, denn es sollen ihrer noch mehrere folgen, etwa zu sagen seyn möchte, sey auf einen der noch folgenden zwölf Bände verspart, deren Zuschriften besonders man mit Neugierde entgegen sehen möchte!

Xm.

VI.

Aeliani de natura animalium Libri XVII. graece et latine cum priorum interpretum et suis animadversionibus edidit *Io. Gottlob Schneider*. Lipſ. sumtibus E. B. Schwickerti. 1784. der griechische Text mit den Noten 1 Alph. 16 Bogen; die lateinische Uebersetzung sammt dem Register 17 Bogen in gr. 8.

Aelian

Aelian ist den meisten nur aus seinen vermischten Geschichten bekannt: und da kennen ihn diejenigen nicht, die blos mit dem Schulgebrauch des Buchs zu einer Leseübung in der griechischen Sprache zufrieden sind, als einen Compilator, ohne viele Beurtheilungskraft, der, ohne seine Quellen immer anzugeben und selbst zu prüfen, zusammenschreibt was er findet. Eben das ist auch sein Charakter in seiner Naturgeschichte. Ohne eigne Beobachtungen, (wie er inzwischen doch am Schlusse des Buchs vorgiebt,) sammlet er Wahres und Falsches, am liebsten aber das Wunderbare, was andre vor ihm über Thiere gesagt und geschrieben haben. Inzwischen haben seine Collectaneen für uns immer noch vielen Werth; da sie uns, eben so wie des ältern Plinius Naturgeschichte, einigermaßen für den Verlust so vieler naturhistorischer Schriftsteller der Alten schadlos halten, deren Werke er excerpirt hat. Immer ist es angenehm, zu wissen, was die Alten über die Instincte, Handlungen und Eigenschaften mancher Thiere entweder beobachtet oder wenigstens geglaubet haben; zu bemerken, wie manche Fabeln, womit man sich noch neuerer Zeiten über gewisse Thiere getragen hat, schon bey den Alten Glauben gefunden haben, und wie hingegen manche von den Alten hingeworfene Nachrichten durch Zeugnisse neuerer Naturbeobachter und Reisenden bestätiget werden; wie wir denn selbst manches, was Aelian von den Elephanten sagt, demjenigen gleichstimmig gefunden haben, was Wolf in seiner Reise nach Zeylon darüber sagt. Bisher war die neueste und wichtigste Ausgabe von **Aelians** Naturgeschichte, die von Abrah. Gronov, wovon Herr Schn. aber nur die Nachdrücke anführet, und bey seiner Ausgabe zum Grunde gelegt hat: die prächtige

Originalausgabe, die er nicht zu kennen scheint, kam zu London 1744 in gr. 4. heraus, und hat die Druckfehler zum Theil nicht, die aus dem Tübinger Nachdruck in diese neue Ausgabe übergetragen, aber doch zu Ende verbessert worden sind. Gronov lieferte einen verbesserten Text, und verband Conrad Gesners und Trillers Anmerkungen mit den seinigen: alle sind größtentheils kritisch oder verweisen auf die Quellen, die Aelian bey seinen Erzählungen gebraucht hat, und auf Parallelstellen, lassen sich aber auf Beurtheilung und Berichtigung der gegebenen Nachrichten aus neuern Naturhistorikern nicht ein, welches gleichwohl dasjenige ist, was der Leser des Aelians am meisten von seinem Herausgeber erwartet. Es war daher ganz und gar kein unnöthiges und unnützes Unternehmen, eine neue, für den Freund der Naturgeschichte durchaus brauchbare Ausgabe des Aelians zu veranstalten: denn die Gronovische ist es, wie wir eben bemerkt haben, nicht. Und wenn denn dazu außer einer nicht geringen griechischen Sprachkenntniß und Kritik, auch eigne Bekanntschaft mit der Naturgeschichte, ihren neuesten Erweiterungen und dahin gehörigen Schriften gehört: so wär vielleicht Hr. Prof. Schneider zu Frankfurt der einzige Mann, bey dem beyde Eigenschaften in so hohem Grade verbunden sind, daß sie ihn zur Erklärung eines Griechischen Naturhistorikers berechtigten. Gewissermaßen hatte er sich auch bereits durch seine Ausgabe des Oppians dazu vorbereitet und zur Ausgabe Aelians ein Recht erworben.

Von der Art, wie er dabey zu Werke gegangen, und von den gebrauchten Hülfsmitteln unterrichtet er uns in der Vorrede. Er hat den ausgebesserten Text des Nachdrucks der Gronovschen Ausgabe zum Grun-

de

de gelegt, und dabey, wo es nöthig war, die Conrad Gesnersche und die Tornäsische Ausgabe verglichen. Am Rande der letzten fand er über einige Bücher verschiedene Lesarten einer Augsburger Handschrift beygeschrieben. Den Gudischen Codex in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, woraus Lessing Proben gegeben hat, hat er nicht erhalten können. Aus diesem, freylich geringen, Vorrath hat er denn den Gronovschen Text hie und da geändert, und also einen berichtigten und verbesserten Text geliefert. So hat er z. B. B. XII, C. 20. τενθρηνῶδες, statt θρηνῶδες, und B. XVI, C. 32. κύνθιον, statt κύνθιον, beydes nach Trillers Vorschlag, in Text aufgenommen. Die lateinische, von Gesnern schon verbesserte Uebersetzung des Gyllius hat er da, wo er eine andere Lesart in den Text aufgenommen hatte, oder wo sie sonst dem Sinn der griechischen Worte nicht getreu schien, geändert, aber nicht, wie Gronov, und wie es allerdings schicklicher war, an die Seite des griechischen Textes, sondern zu Ende besonders abdrucken lassen. Die Anmerkungen Gesners, Trillers und Gronovs, die letzterer seiner Ausgabe zu Ende anhängte, hat er größtentheils mit guter Auswahl zusammengezogen und abgekürzt, zuweilen aber auch, wo es nöthig ist, erweitert, und mit seinen eignen Anmerkungen vermehrt, sogleich unter jedes Kapitel gesetzt. Von den Trillerschen Anmerkungen in der Gronovschen Ausgabe, die größtentheils Worterklärungen oder kritische Conjecturen enthalten, hat er, wie wir sehen, am wenigsten Gebrauch gemacht, weil er, wie es scheint, überhaupt bey seiner neuen Ausgabe, Leser, die des Griechischen hinlänglich kundig sind, und keiner sprach-erklärenden Anmerkungen bedürfen, vorausgesetzt hat und bey Veränderungen des Textes mehr bessern Les-

arten als bloßen Conjecturen zu folgen gewohnt ist. Deswegen hat er sich auch um das in dem Verzeichnisse der Trillerschen Bibliothek angekündigte, mit handschriftl. Anmerkungen des sel. H. Trillers versehene Exemplar des Aelians, nicht bekümmert: und wir geben ihm darinne Recht, wenn sie, wie zu vermuthen ist, nicht reichhaltiger seyn sollten, als die meisten der Trillerschen Anmerkunken, die Gronov in seine Ausgabe einrückte. Aber desto mehr zu bedauern ist es, daß es der Aufmerksamkeit des Herausgebers entgangen ist, daß auch der sel. Reiske unter seiner literarischen Verlassenschaft animadversiones ad *Aeliani* historiam animalium hinterlassen habe, (s. dessen eigene Lebensbeschreibung S. 175. Nr. 28) Von einem Manne von Reiskens bekanntem Fleiße, Belesenheit und richtigem kritischen Gefühl, lassen sich gewiß keine unerheblichen Beyträge für eine neue Ausgabe erwarten. Und da der jetzige großmüthige Besitzer der Reiskeschen Handschriften solche dem gemeinnützlichen öffentlichen Gebrauch nicht vorenthält: so wünschten wir, daß es Hrn. Pr. Schn. gefällig seyn möchte, sich für die Bekanntmachung dieser Reiskeschen Anmerkungen zu verwenden, und solche als einen Anhang zu seiner Ausgabe besonders herauszugeben. Das bey weiten Wichtigste aber bey dieser Ausgabe, und wodurch sie die Gronovsche, bey aller Pracht des Papiers und der Typen, weit hinter sich läßt, sind Hrn. Schn. eigne Anmerkungen. Er hat seine und seiner Vorgänger Noten nicht durch Buchstaben unterschieden, sondern sie alle zusammengezogen: er aber ist es bey weitem nicht, der durch diese Zusammenschmelzung gewinnt, und dadurch fremdes Verdienst auf seine Rechnung bringt. Man muß die Noten in der Gronovschen Ausgabe mit denen in der Schnei-

derschen

derschen vergleichen, wie wir einige Bücher hindurch gethan haben, um das eigne Verdienst des Mannes bey dieser Ausgabe bestimmen zu können. Er hat sich nämlich, so weit es möglich war, dahin bemühet, Thiernamen und Nachrichten Aelians mit den Namen und Nachrichten in neuern naturhistorischen Schriften, Länder- und Reisebeschreibungen zu vergleichen, und aus diesen zu berichtigen oder zu bestätigen. Noten dieser Art sind zur Brauchbarkeit des Autors so höchst nothwendig, und jedem Leser desselben so wünschenswerth, daß dadurch die gegenwärtige Ausgabe, da sie in der Gronovschen völlig fehlen, zur einzigen ihrer Art wird. Beyspiele solcher Erläuterungen anzuführen, überheben wir uns, da wir wegen der Menge derselben wirklich nicht wüßten, was wir zuerst ausheben sollten. Bequemer zum Gebrauch aber wäre es gewesen, wenn die Noten durch irgend ein vorgesetztes Zeichen auf die Zeile des Textes verwiesen hätten, wohin sie gehören. Zu Ende folgen noch drey Excursus, de rana piscatrice, de Callionymo, und de acu marina seu βελόνῃ; und dann noch, zum Theil sehr erhebliche, addenda in notis ad Aelianum, denen noch ein Blatt paralipomena folgt. Gronov hat die Gesnerschen Prolegomena in Aelianum, die manches Gute enthalten, seiner Ausgabe vordrucken lassen, die aber hier, vermuthlich zu Ersparung des Raums, worzu die ganze Ausgabe eingerichtet ist, weggeblieben sind. Doch diese sind allenfalls zu vermissen: daß aber auch die kurzen Inhaltsanzeigen, die ohnedem oft nur aus zwey Worten bestehen, oder doch nur selten das Maaß einer Zeile überschreiten, gleichfalls das Opfer dieser Sparsamkeit geworden sind, ist doch gewiß für einen großen Theil der Leser, bey einem griechischen Text, der keine Uebersetzung zur Seite hat,

hat, äußerst unangenehm, und erschweret das Nachschlagen und eine flüchtige Uebersicht gar sehr, wenn gleich zu der ersten Absicht die Register dienen sollen. Hr. Schn. entschuldigt sich zwar damit, daß die Abtheilung in Kapitel und deren Ueberschriften (wie schon Gesner vermuthet hatte) nicht von Aelian selbst herrührte, oft mangelhaft und falsch wäre: allein dem letzten konnte mit einem Wort mehr oder weniger abgeholfen werden; und mag doch der Inhalt vom Verfasser oder von dem Herausgeber herrühren, genug, der Leser kann verlangen zu wissen, von was für einem Thier in jedem Kapitel die Rede sey. Den Schluß machen drey Register, 1) der griechischen Namen der von Aelian erwähnten Thiere, aus der Gronovschen Ausgabe zwar genommen, aber nach Classen der Thiere geordnet; 2) der von Aelian angeführten Schriftsteller (aus Fabrizens griechischer Bibliothek aber berichtigt); und 3) der merkwürdigsten Sachen, wieder aus der vorigen Ausgabe. In der Zuschrift an Hrn. Camper machet er zu einer ähnlichen Ausgabe von des Aristoteles Naturgeschichte Hoffnung; wir wünschten das in der Stille, ehe wir die Zuschrift lasen, und ermuntern den Herrn Verf. sehr, diese Hoffnung zu erfüllen.

Pk.

VII.

Principes du Droit des Gens Européen conventionnel et coutumier, ou bien, Précis historique politique et juridique des droits et obligations, que les Etats de l' Europe se sont acquis

acquis et imposés par des conventions et des usages reçus, que l'interêt commun a rendu nécessaires, par *Pierre Joseph Negron*, Docteur en Droits, Instituteur de Msgr. le Prince héréditaire de Bronsvic-Lunebourg, Professeur ordinaire du Droit civil et public, Syndic du College Carolin et Membre de l'Institut historique de Gottingue. Bronsvic, à la librairie des Orphelins. 1783. 8.

Die Absicht des Hrn. Verf. ist, ein Handbuch vom positiven Europäischen Völkerrechte zu liefern, und weil zwischen Völkern, als freyen unabhängigen Personen, positive Rechte auf keine andere Weise entstehen können, als durch ausdrückliche oder stillschweigende Verträge, welche leztere auch Gebräuche genannt zu werden pflegen; übrigens aber die freyen Völker und Staaten sich durch Krieg und Frieden von einander scheiden, so beruht freylich das Völkerrecht auf Verträge und Gebräuche, und theilt sich natürlicherweise in das zu Friedens- und das zu Kriegszeiten: welchen leztern Theil der Hr. Verf. im vorigen Jahre 1783 noch zurück behalten, nächstens aber auch herauszugeben versprochen hat. Weil nämlich hierinn von der Neutralität gehandelt werden muß, und bekanntlich der lezte amerikanische Krieg Anlaß zu einem Neutralitätsrechts-System gegeben hat, das aber damals noch nicht von allen Nationen angenommen ward, so wollte der Hr. Verf. noch so lange warten, bis er im Stande wäre, hierüber etwas Ganzes mit Zuverläßigkeit geben zu können.

Mit allem Rechte schienen ihm Rousset, Schmauß, Mably und Moser der Sache noch kein Gnüge gethan, und immer noch den Wunsch für ein wohlgeordnetes vollständiges Kompendium von diesem Rechtssysteme unerfüllt gelassen zu haben, mit dem nun der Hr. Verf. das Publikum beschenkt hat. Mit Vergnügen machen wir auch davon die Anzeige, die darinne bestehen soll, daß wir unsern Lesern die Oekonomie des ganzen Werks vorlegen, und über die einzelnen Theile oder Säße desselben unsere freymüthige Bemerkungen beyfügen. Dieser Erste Theil, der also vom Völkerrechte zu Friedenszeiten handelt, ist in XIII Kapp. begriffen.

Kap. I. Von den allgemeinen Grundmaximen der Völker. Sie beziehen sich, wie beym einzelnen Menschen, auf das Interesse, (Art. 1) das aber nicht mehr, wie in der alten Welt, blos in wilden Eroberungen gesetzt, sondern nach und nach besser verstanden worden ist, (Art. 2) vornehmlich durch die Kultur des Naturrechts, von dessen Litteratur die wichtigsten Revolutionen mit deren Stiftern angegeben werden, (Art. 3) worunter doch auch Köhler, den so viele der Neuern ausgeschrieben haben, einen Platz verdient hätte. Weil nun aber eine so große Verschiedenheit der Meynungen über die allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts sich hervorthat, so suchten andere den weitern Anbau des Europäischen Völkerrechts durch die Sammlung und Herausgabe der Verträge zu befördern, zu deren Beleuchtung die sogenannten *Mémoires* dienen, wovon denn nun wieder eine kurze ausgesuchte Litteratur gegeben wird; (Art. 4) und endlich die vier folgenden Prinzipien: 1) vom Territorialeigenthum, 2) der Gleichheit und Unabhängigkeit, 3) der Treu und Glauben, und

4) des

4) des wechselseitigen Wohlwollens für die seit dem Westph. Frieden allgemein angenommenen Grundregeln des Völkerrechts aufgestellt werden. (Art. 5)

Kap. II. werden von dieser wohlthätigen Ausbildung als die hauptsächlichsten Ursachen angegeben und historisch entwickelt, 1) die Einführung des Christenthums, wobey aber Trgo Rothe's Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa Th. I—IV. 1775 u. f. 8. nicht gedacht worden; 2) der Plan von einer Universalmonarchie; 3) das System des Gleichgewichts in Europa; 4) das Interesse des Handels und die daraus entstehenden Verbindungen; 5) die neue Art Krieg zu führen; und endlich 6) die stehenden Gesandtschaften. (Art. 1—6)

Kap. III. werden die beträchtlichsten Staaten in Europa vom ersten und zweyten Range namentlich aufgeführet, und nach ihrer verschiedenen Regierungsverfassung in Republiken, Staatenvereine und Monarchien eingetheilt, und unter diesen Wahl- Erb- und Patrimonialreiche; unter den Erbreichen aber Etats *successifs* von den *héréditaires* unterschieden, und der letztere Unterschied darein gesetzt, daß entweder, wie in Engelland, Frankreich, Portugal und Schweden, die Erbfolge durch Fundamentalgesetze der Nation bestimmt, oder aber, wie in den Oesterreichischen Erblanden, Spanien, Dänemark, Rußland, Sicilien und Sardinien durch die Königliche Familie selbst oder andere auswärtige Mächte bestimmt seye oder werde, so daß in Ermangelung der bestimmten Reichserbfolge alsdann nicht die Nation, sondern der letzte von der regierenden Familie oder vielmehr die andern Mächte Europens, Kraft obhabender

Für-

Fürsorge der Erhaltung des Gleichgewichts, das Recht hätten, den Nachfolger zu ernennen. §§. 84. 91. S. 87. 94. Rec. muß hiebey, um Mangel des Platzes willen, nur so viel erinnern, daß auf den Fall des Abgangs einer regierenden Familie, die Wiederbesetzung des Throns von der Nation in der Einen so wenig als vom Letzten der Familie in den andern Staaten abhangen werde, und folglich der hier gemachte Unterschied von wenig praktischer Erheblichkeit seyn dürfte. Nach dieser Einleitung kömmt nun der Herr Verf. auf das Rechtssystem selbst, und macht davon

Kap. IV. den Anfang mit den Rechten der Monarchen, wo von ihrem Rang, und zwar zugleich historisch, (Art. 1) Titul und übrigem Ceremoniel, doch fast zu kurz, (Art. 2) von den Rechten der königlichen Familie (Art. 3) gehandelt wird.

Kap. V. Von den Rechten der Gesandten, deren Begriff und Klassifikation; dem Gesandtschaftsrechte nach allgemeinem und konventionellem Völkerrechte; den gemeinen Gerechtsamen der Gesandten, den Gesandten vom ersten und zweyten Range, von ihren Geschäften und der Kunst, mit geheimer Schrift zu schreiben und zu entziffern. (Art. 1—11)

Kap. VI. Von den Rechten auswärtiger Unterthanen. In der Regel werden sie, so lange sie sich im Staate aufhalten, in Ansehung des bürgerlichen Schutzes den einheimischen gleich behandelt, und so auch in Ansehung ihres Titels und Ranges. Ausnahmen und Einschränkungen der Regel machen 1) die Rechte der Eingebohrnen; 2) das Droit d' Aubaine, wovon aber der Hr. Verf. die in neueren Zeiten verglichene Aufhebung desselben sehr unvollständig anführt;

führt; und endlich 3) der Abzug; auch haben sie sich gleicher Justizpflege zu erfreuen. Wenn sie aus dem andern Staate flüchtig geworden sind, müssen sie nicht ausgeliefert werden, es wären denn hierüber Verträge vorhanden. Die Frage, ob ein Staat des Andern rebellisch gewordenen Unterthanen begünstigen, oder wohl gar als frey anerkennen könne, (ehe sie nämlich von ihrem bisherigen Staate dafür anerkannt sind) scheint §. 191 dem Hrn. Verf. nach dem positiven Völkerrechte noch nicht so entschieden zu seyn, als nach dem natürlichen. Die übrigen Fragen und Sätze §. 184. 186—191. ob ein Unterthan von einem andern Staate Ehrenzeichen und Orden annehmen und führen, einzeln oder Truppweise auswandern dürfe, Nachsteuer zu bezahlen habe, naturalisirt werden könne, auch endlich, ob ganze Provinzen ihrem bisherigen Staate oder Souveraine den Gehorsam aufkündigen können? — sind lauter Fragen, die unsers Erachtens ins Staats- und nicht ins Völkerrecht gehören, und noch überdies vom Verf. hier viel zu kurz abgefertiget worden sind.

Kap. VII. wird von den Verträgen gehandelt, ihrer Natur (Art. 1) den unwiederruflichen (Art. 2) den wiederruflichen. (Art. 3) Zu diesen letztern werden gerechnet des promesses *a*) o(*m*)missives conventionelles, *b*) mutuelles géneralement sociales, und *c*) mutuelles particuliérement sociales, und unter diesen vornehmlich die Allianzen verstanden. Je erheblicher diese Materie ist von der einseitigen Wiederruflichkeit förmlicher Verträge, mit desto mehr Recht kann man Deutlichkeit im Vortrage und Bündigkeit in der Lehre fodern, und hier scheint nun wieder der Hr. Verf. seine Pflicht nicht erfüllt zu haben. Fürs erste giebt er keine deutliche Erklärung von seinen pro-

messes o(*m*)missives conventionelles, und nun höre man selbst, was er hierüber §. 210 sagt: „il y a cependant plusieurs Conventions faites sur des objets futurs, *qui sont à la vérité* valides, *mais* qui peuvent, *par le concours des circonstances*, être *suspendues* pour certain temps, ou bien *revoqueés* sans lésion. Dans le prémier cas sont 1) les promesses, *où l'on permet quelques libertés* à l' Etats ou aux sujets étrangers, *là on sous-entend toujours*, comme on l'exprimoit jadis dans les conventions mêmes: sauf la liberté de suspendre ces concessions pour cause raisonnable c. a. d. au cas, que l'état même en souffre si on continuoit à les accorder," also, ein Staat räumt auf seiner Küste durch einen förmlichen Vertrag, auf eine absolute Weise, ohne den mindesten Vorbehalt, dem andern Staate einen Fischfang ein: gehört das wohl nicht unter die promesses ommissives conventionelles? gehört aber solcher Vertrag unter die wiederruflichen? Eben so vermißt man die gehörige Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks bey den promesses mutuelles généralement sociales. §. 211. und wenn denn auch alle Allianzen der ausdrücklichen Formel pour toujours, à perpétuité etc. unerachtet mit der Clausel „rebus sic stantibus" verstanden werden sollen, §. 212. so gehöret davon in ein Lehrbuch eine gründlichere Untersuchung, oder doch wenigstens eine genauere Bestimmung, als hier angetroffen wird; auch ist der §. 217 aufgestellte Grundsatz „que nul Souverain ne peut enclaver la volonté de son successeur par des promesses" in der Allgemeinheit, als er da steht, grundfalsch.

Kap. III. Von den, die Religion betreffenden Völkerrechten. Zuerst von den verschiedenen Sekten

Art. 1.

Art. 1. etwas zu flüchtig abgehandelt. §. 223. „Luther eut plus de facilité à *introduire* en 1517 la réforme.“ Notorisch sind ja doch die würklichen Reformationen später geschehen. §. 226. La différence *principale*, qu'il y a entre la religion Catholique et Protestante est, que les prémiers sont tous soumis à un *Chef supérieur*, et que les autres n'ont point de Chef individuel commun.“ Die Unrichtigkeit dieses Satzes erhellet schon daraus, weil, wenn auch gleich der Pabst auf den Pastor und Vorsteher seiner römischen Gemeinde reduciret würde, darum doch die beyden Kirchen und Religionen nicht um einen Schritt einander näher gebracht seyn würden. Art. 2 und 3 hat der Hr. Verf. mit vielem Fleiß die Verträge excerpiret, worinnen der Religion halber für die Unterthanen Vorsehung gethan worden ist. Endlich Art. 4 wird Gewissensfreyheit als ein allgemeines positives Völkerrecht aufgestellt, und sodann die Religion in die herrschende, authorisirte und tolerirte eingetheilt, wovon aber die Erklärungen nichts weniger als durchaus richtig sind. Z. B. §. 239 heißt es: „les réligions *autorisées* sont celles, qui *ne sont pas* de la dominante, mais qui ont pour l'exercice — plus ou moins de prérogatives, selon l'étendue de leurs concessions.“ Eine hübsche Definition! Der Verf. fährt aber fort: „cependant ces privilèges ne valent que *durant le règne* de celui, qui les accorde, et *ne lient point le successeur*, lorsqu'il n'y a point de traités, qui les soutiennent.“ Gerade, als ob in keinem Fall der Nachfolger an die Handlungen seines Vorfahren, an und für sich selbst, gebunden seyn könne; und als ob dergleichen Religionsprivilegien nicht schon für sich die Form und Gültigkeit von Verträgen haben könnten. Eben so unrichtig ist aber auch

der Verf. in seinem Begriff von der Toleranz §. 240, die er, ihrer wesentlichen und unterscheidenden Eigenschaft nach, mit Andern, denen er nachgeschrieben, bloß auf den Privat- oder Hausgottesdienst einschränkt, und für bloß precair hält. Weit besser hat uns die Ausführung gefallen vom

Kap. IX von den, den Handel betreffenden Völkerrechten §. 241—284.

Kap. X. Etwas weniges im Allgemeinen von Völkerverträgen überhaupt; und Grenz- Tausch- Schenkungs- und Barriére-Verträgen: wobey die von Steckische Ausführung politischer und rechtlicher Materien 1776. 8. wie auch die andern Schriften in andere Materien dieses berühmten Mannes hätten genutzt werden können und sollen. Endlich

Kap. XI von den Prätensionen der Europäischen Staaten: worinn der Hr. Verf. (Art. 1) die Verjährung für einen unter Völkern ungültigen Rechtsgrund hält, die Frage aber, von einer stillschweigenden Cession oder Dereliktion unberührt läßt, und sodann Art. 2. auf die Lehre von den Prätensionen übergeht. Unter einer rechtmäßigen Prätension versteht er ein wohl gegründetes und erweisliches Eigenthumsrecht an einer Sache, deren Besitz man verloren hat, ohne noch je darauf förmlich (das wohl so viel heißen soll, als ausdrücklich) Verzicht gethan zu haben. Der letzte §. 303 auf der letzten Seite 272 enthält noch eine Anzeige mehrerer Staaten, von deren Prätensionen die Schriftsteller nachgewiesen sind. In der Zueignungsschrift an den regierenden Herzog von Braunschweig ist uns die Stelle etwas aufgefallen, wo es heißt: „si Elle daignoit m' inserer dans

le

le rang des Auteurs *classiques*, je m'écrierois avec toute la fierté d'Horace:

Sublimi feriam sidere vertice.[a]

Wir unsers Ort halten bey all der Gerechtigkeit, die wir übrigens dem Hrn. Verf. wiederfahren lassen, doch nicht dafür, daß er diesen Grad der Vollkommenheit erreicht habe.

Nk.

VIII.

Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, an seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R. Erster Band 598 Seiten. Zweyter B. 587 S. 1783. 8.

Der Verfasser dieser Briefe sey wer er wolle: die Freymüthigkeit, mit der sie geschrieben, die Kunst, womit er eine Menge bisher noch wenig benutzter Gegenstände in sein Tagebuch zu verweben gewußt, die Aufmerksamkeit des Publici auf viele der von ihm besuchten Plätze, so wie der unterhaltende Ton, welcher in beyden Bänden ihn nur selten verläßt: alles dieses macht seine Reisebeschreibung zu einem der wenigen Bücher, die heut zu Tage mehr als eine Messe zu überleben sich versprechen dürfen. Daß er sich hinter die Larve eines Ausländers versteckt, war kein übler Einfall. Er wollte seiner Nation die reine Wahrheit ins Gesicht sagen, und hatte nicht Lust, dem Schicksale einheimischer Propheten sich Preis zu geben. Was erfolgt, wenn ein Reisender freymüthig spricht, und seinen Namen dabey nen-

net, kann man bemerken, wenn man das Betragen einiger seynwollenden witzigen Köpfe in Wien gegen Hrn. Nicolai beherzigt. Dieser Verf. ist vorsichtiger gewesen.

Von Strasburg, einem sonderbaren Gemisch französischer und deutscher Sitten, nach Carlsruh, wo mein Reisegefärthe sehr hyperbolisch die Heerden von Büffeln und Elendsthieren sah, die zu Tacitus Zeit hier herum getrieben haben sollen, itzt alles nach Wunsch erblickt; ich aber noch immer Mangel an Menschen und Wasser fand. Speier und Bruchsal im Vorbeygehen gesehen, und was davon zu sagen war, leicht zu errathen. Stutgart. Hier so wie im übrigen Würtenbergischen nur Hinsicht auf das gegenwärtige, und französische Nachsicht gegen alles vergangene. Von der Militairakademie kein Detail, so willkommen es auch dem Leser gewesen wäre. Kleine Fürstenthümer und Reichsstädte in Schwaben, von denen (kein unbedeutender Vortheil!) nichts zu sagen ist. Der Bodensee: wiederholte Klagen über die geringe Industrie der Bewohner dieser reizenden Küste. Der Rheinfall bey Laufen. Ueber Memmingen, das, für Reichsstädte ein seltner Fall! in Aufnahme zu kommen scheint, nach Augspurg, noch viel bunter in seiner bürgerlichen Verfassung, als von seiner Kunstseite. Betrachtungen über Schwaben überhaupt, und darunter sehr groteske Erziehungsgemälde.

Eintritt in Bayern. Viel wahres und gutgesagtes über die deutsche Schaubühne; mit unter aber doch manches übertrieben. Langer Aufenthalt in München, und zugleich politisch-kameralistische Uebersicht aller dem itzigen Churfürsten unterworfener Provinzen. Dem liebenswürdigen Charakter dieses

Herrn

Herrn wiederfährt alle Gerechtigkeit; desto schlimmer kommen seine Ministers und Unterthanen weg. Administration, Clerus, Sittlichkeit, mit einem Worte, **alles** findet der Reisende so unglaublich zurück, daß Pfalz-Bayern für seine *bête d'aversion* gelten kann, und leider! ein Paradies ist es in seiner itzigen Verfassung freylich nicht. Der Verf. scheint diese Gegend und Oberdeutschland besonders gut zu kennen. Ausflüchte nach Regenspurg und Freisingen, wo auch wenig Rosen gebrochen werden. Desto leichter wirds ihm im Salzburgischen ums Herz, soviel auch da noch zu reformiren übrig bleibt. Der merkwürdige Gefangene zu Werfen. Was der Verfasser von den natürliche Schönheiten dieses Erzstifts erzählt, ist vortrefflich ausgemalt, und Rec. der ebenfalls darinn herumgewandert, stieß nur auf Kleinigkeiten, die er in anderm Licht gesehen zu haben glaubte. Reise über Passau und Linz ins Oesterreichische, wo auch unser Pilgrim das schöne Geschlecht, (hier ist das Beywort an seiner Stelle,) zuvorkommend genug; den Empfang aber an der Gränze von den Soldaten desto weniger einladend fand. Sein Aufenthalt zu Wien, und von da lehrreiche Ausschweifungen nach Hungarn und Weiterreise nach Prag, füllen den Rest des ganzen ersten Bandes, und die Reichhaltigkeit der hier angestellten Beobachtungen macht jeden Auszug unmöglich. Da er es darauf angelegt hat, vor dem Hintritt M. Theresiens anzukommen, und noch den Regierungsantritt Josephs zu genießen: so giebt dieses seinen Vergleichungen und Beurtheilungen ein herrliches Spiel. Theater und Universität, Kriegs- und Civilstand, Sittlichkeit und Erziehungsanstalten, passiren die Musterung, und die Zunft der schönen Geister hat hier einen eben so harten Stand, als die

Geistlichkeit und der Adel. Der Charakter der verstorbenen K. K. wird in einer Farbenmischung dargestellt, die noch wenig Reisende gewagt hatten. Was das Resultat seiner Reisebemerkungen tiefer ins Oesterreichische hinein sey, wird der Leser leicht errathen. Materie in möglichster Ausdehnung überall; Geist und Seele beynahe nirgends. Wenn er mit den Böhmischen Landleuten etwas besser zufrieden ist: so findet er zu Prag desto weniger seine Rechnung. Seine Ausflucht nach Tyrol ist in der That etwas flüchtig gewesen, und eben so die aufs Riesengebirge und nach der Schneekoppe. Die letzte kommt ihm sehr zwergmäßig vor; allein wer hieß ihn auch, sie mit dem Wetterhorn oder dem Mont blanc vergleichen? Sogar den Namen des Dorfes hat er vergessen, wo das in seiner Art einzig so gebildete Steingebirge sich anhebt. Er heißt Adersbach, und gehört zu einer dem Grafen Kollowrath zustehenden Herrschaft. Da unser Reisender Schönheiten der Aussicht und Lage ausnehmend glücklich darstellt: so bedauren wir, daß sein Gedächtniß ihn hier oft im Stiche gelassen, und noch mehr, daß er seine Wanderschaft nicht vollends zu den arbeitsamen Bewohnern der Thäler und Städte des Schlesischen Gebirges fortsetzt.

Der Zweyte Band wird mit Dresden eröffnet, das so, wie Sachsen überhaupt, dem vorgeblichen Franzosen auf einmal seine gute Laune wiedergiebt, und in jeder Absicht ihn die Antipoden zu dem politischen Gemälde von Pfalz-Bayern finden läßt. Von Leipzig aus, wo er im Vorbeygehen mit den Kleinmeistern anbindet, einige Nebenreisen nach Weimar und Gotha. Zu W. dürfte mehr als eine Stelle den Arbitris unserer Deliciarum eine Prise Tabak abnöthigen. Scha-

de,

de, daß er nicht den kurzen Ritt nach Dessau gemacht hat! Der Fürst, Werliz und Luisium, und ein halb Hundert glücklich gelaßner Knaben, würden ihn dafür entschädiget haben. Dafür ein weitläuftiges Raisonnement über die Reformation, das bey mehr als einer schwachen Seite noch immer anziehend bleibt: so wie seine Seitenblicke auf Religion überhaupt, und die Gelegenheit hiezu findet sich häufig genug, zwar oft Berichtigung, oft aber auch Aufmerksamkeit verdienen. Berlin, wo er mehr Nahrung für den Geist als für den Magen findet, und der Regierungsplan Friedrichs, füllen über den vierten Theil dieses Bandes. Alles wird hier aus einem so neuen, so viel übersehenden, und von einem Franzosen so wenig zu erwartenden Gesichtspunkte betrachtet, daß wir an den Reisenden selbst verweisen müssen. Im Ganzen wiederfährt hier der Preußischen Staatsverfassung mehr Gerechtigkeit, als gewöhnlich. Gleichwohl scheint es dem Rec. daß der Reisende nicht wirklich in Berlin gewesen ist. Man merkt es an einigen Nebendingen, daß er von Hörensagen spricht, ob er gleich meistens gute Nachrichten gehabt hat. Reise durch das Meklenburgische, dessen Ritter und Einwohner sehr mit ihm zufrieden seyn werden, nach Hamburg, wo, den Herrn Hauptpastor Göz ausgenommen, das Ganze im angenehmen Lichte erscheint. Obgleich hier viel Gutes gesagt ist, so glaubt Rec. nicht, daß der V. in Meklenburg und Holstein selbst gewesen ist. Streifereyen ins Dänische; wo aber so gewaltig fouragiret wird, daß der Franzmann nur immer auf das Indigenat Verzicht thun mag. Ueber Hannover und Braunschweig nach Cassel. Ungleich weniger als man erwartete, so sehr übrigens auch seine Bemerkungen über das Clima, und die dabey oft weit genug

führenden Digressionen unterhaltend sind. Göttingen; auch das nicht, was von einem Franzosen, der hier in einer neuen Welt seyn mußte, sich zu versprechen war. Man merkt es immer mehr, daß der Verf. in diesen Gegenden nicht selbst gewesen ist, und daß es ihm an detaillirten Nachrichten fehlet. Würzburg, Fulda, Bamberg; wo die Aufmerksamkeit des Reisenden offenbar zu ermüden anfängt, und zu Nürnberg eben auch keine neue Schnellkraft erhält. Anspach und Bayreuth, auf einer Seite abgefertigt. In Frankfurt wacht sein Beobachtungsgeist wieder auf. Man merkt, er hat mit eignen Augen gesehen. Die dasige Kaufmannschaft muß ihm Dank wissen, sie reicher gemacht zu haben, als andere Börsenplätze sie gelten lassen. Umständliche Geschichte des bekannten Bolongaro, wo aber doch noch einige Umstände fehlen. Angenehme Reise und Seitenwege durch die Länder der drey geistlichen Churfürsten nach den Nieder-Rhein, wo der Verfasser wieder in seinem Element, und für sein Tagebuch vollauf zu thun ist. Vortreffliche Schilderung der überall aufstoßenden herrlichen Aussichten, z. E. von dem Berge, der Altkönig genannt. Wie unser Reisender über die Verwaltung der schönen Pfalz denke, hat sich schon oben gezeigt, und wie die gute Reichsstadt Köln und ein Theil Westphalens hier wegkommen, kann man sich einbilden. Eben so leicht sind seine Bemerkungen über die Oesterreichischen und Holländischen Niederlande zu errathen. Eh er solche verläßt, und er macht sich so geschwind als möglich davon, im 73sten Briefe noch auf den Nationalcharakter, und das Ganze von Deutschland ein überschauender Blick, mit dessen Resultat unsere gutherzigen Landsleute gern zufrieden seyn werden. Zu Ostende schifft sich unser Cosmopolit

mopolit nach England ein, wohin wir ihm eine glückliche Reise nachwünschen.

Nun ein paar Randglossen noch, aus vielen andern, womit das vor uns liegende Exemplar reichlich bespickt ist. — Unser Passagier hat, wie er sich dessen rühmt, meist des gewöhnlichen Postwagens, wo es thunlich war, der Schiffahrt, und nicht selten seiner beyden Beine sich zu seinem Fortkommen bedient. Zu Beförderung der Gesundheit, Beobachtung physikalischer Gegenstände, und Kenntniß der niedern Volksklassen, und doch auch nur in manchen Fällen, mag diese Art und Weise zu reisen gut genug seyn. Sollte sie über das hieraus resultirende Gemälde des Ganzen aber nicht hier und da nachtheilige Schatten werfen? Den Umstand ungerechnet, daß der auf einen gewissen Fuß reisende, viel leichter aus höhern Klassen herab, als aus niedern hinauf steigen wird. In andern Ländern, als zum Beyspiel im Oesterreichischen, giebt er vor, daß Offiziers sein meister Umgang gewesen; auch hierdurch mußte sein Urtheil nicht selten einseitig geworden seyn. Aber man merkt nur allzu sehr, daß dies eine Larve ist, unter die er sich verstecken will. Seine Vergleichungen mit Frankreich scheinen uns in Beziehung auf Paris treffend genug, desto schwankender aber, so oft von den Provinzen dieses Reichs die Rede ist; und doch bleibt ein Provinzialfranzos von dem Pariser unendlich verschiedner, als der Wiener Cavalier zum Exempel von dem böhmischen Edelmann. Künste sind des Verfassers Stärke nicht; über Malerey beweist dieses S. 378 des 1sten Bandes. So unterhaltend geschrieben auch seine Berechnungen über Volksmenge, Kriegsstand,

Staats-

Staatsausgaben und Einnahme sind: so enthalten sie doch theils viel Unrichtigkeiten, theils für den Statistiker selten etwas anders, als was schon durch mehrere öffentliche Blätter bekannt worden: eine neue Vermuthung, daß ihm nicht allemal die unterrichtendsten Klassen offen gestanden. Offenbare Unrichtigkeiten läßt er hier und da sich auch zu Schulden kommen, und schreibt à la françoise sehr oft ziemlich leicht weg. Wie konnt' ihm, da gerade das Gegentheil davon bekannt ist, über den Marggrafen von Anspach-Bayreuth, ein Urtheil wie dieses entwischen: „daß dieser Fürst sein Land möglichst benutze, weil „es nach seinem Tode in fremde Hände fiele." — Wie konnt' er in Leipzig, und das noch außer den Messen, 40, und in Bremen nur 25 Tausend Menschen finden? Wie die Geschichte von dem Tode des Prinzen Albrechts von Braunschweig so ganz unrichtig erzählen? Wie das so oft aufgewärmte Mährchen von dem zum Fenster hinausgeworfenen Pfaffen, wieder in unsere Zeiten und nach Dresden versetzen? Aus einem so philosophischen Lichte er auch den Charakter des Königs von Pr. zu betrachten weiß: so stützet er sich doch nicht selten auf kahle Anekdoten, über deren Wahres und Falsches ihm höhere Klassen von Zuschauern ganz andre Belehrungen hätten mittheilen können. Eben dieses gilt von andern Höfen, wo seine Darstellungen nicht selten in einem sehr unzuverläßigen Lichte erscheinen. Oder hat er nur, welches kaum glaublich, bisweilen das Licht ausgelöscht, um seine eigne Person desto besser zu verstecken? Personelle Schilderungen unserer Gelehrten glücken ihm nicht immer. Nur Aussichten ins Große, nicht aber geleckte Flamländereyen, sind seine Sache. Sein

Styl,

Styl, so fließend er ist, hat doch hierzu nicht Geschmeidigkeit genug. Auf Widerlegung der im *Linguet*, *Pilati*, *Moore*, *Sherlok*, *Wraxal* u. s. w. über Deutschland enthaltnen Träumereyen so viele Mühe zu verwenden, scheint uns sehr überflüßig. Wer verlangt die Gedanken eines Blinden über Farbe berichtigt? Da sein Styl, obgleich der Verfasser nach Oberdeutschland zu Hause gehört, nach unsern guten Schriftstellern gebildet, oft hinreißend, meist sprachrichtig, und überall unterhaltend ist: so stößt man desto unwilliger auf Forcht und beförchten, auf dapfer, beede, anderst, dorste u. s. w. Platterdings, eins seiner Lieblingswörter, ist oft von harter Wirkung. Warum schreibt er wider allen Sprachgebrauch Slesien statt Schlesien? Warum französische Wörter, wo deutsche sich in Menge darboten? — Sed ubi plura nitent etc. — Dies Werk ist immer eins von den wichtigsten Produkten unsers Vaterlandes!

Xm.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

1. Sonntagspredigten auf acht Jahre gesammelt und vorgetragen von Thomas Weydesser, Weltpriester rc. zu Breslau. Fünfter Theil — Breslau, bey Korn 1783. 8. 446 Seiten. Sechster Theil 443 Seiten. Siebenter Theil 454 S. Achter Theil 432 Seiten.

2. Neue Sammlung auserlesener Kanzelreden, über die vornehmsten Gegenstände in der Kirche. Zwölfter Band — Augsburg, in der Wolffischen Buchhandl. 1783. 8. 346 S. Dreyzehnter Band 1783. 314 Seiten.

3. Neue Festpredigten aus verschiedenen berühmten Rednern gesammelt und abgeändert von Joseph Haberkorn von Habersfeld, Weltpriester, Mitgliede des königl. Schuleninstituts in Schlesien rc. des ganzen Predigtwerks Fünfter Festjahrgang. Mit Bewilligung einer hochwürdigen Obrigkeit. Breslau, 1784. bey Korn dem Aeltern rc. 438 Seiten in 8.

4. Passionspredigten aus verschiedenen berühmten Rednern zusammengetragen und abgeändert von Joseph Haberkorn von Habersfeld rc. des ganzen Predigtwerks Fünfter Fastenjahrgang. Breslau, 1784. bey ebendemselben. 162 S. in 8.

5. Kurze

5. Kurze Predigten von der christlichen Lehre für Kinder und Erwachsene, nebst sieben und vierzig Eingängen, um dieselben an eben soviel Sonntagen durch das Jahr auf dem Lande und in kleinen Städten brauchen zu können. Herausgegeben von Ignatio Franz, ehemaligem Erzpriester und Pfarr zu Schlava, itzt Rath und Adsessor des Hochw. Apostol. Vicariatamtes in geistlichen Sachen rc. Breslau, 1783. bey ebendemselben. 704 S. in 8.

6. Betrachtungen über die sieben Worte des sterbenden Heilandes in sieben Predigten, abgefaßt von Ambrosius Kolleneß, Weltpriester und Mitgliede des Königl. Preuß. Schuleninstituts rc. — Breslau 1783. bey ebendemselben. 134 S. in 8.

7. Des Herrn Abts Mangin, Domdechants zu Is und Erzpriesters zu Bassigni, Predigten auf die Festtage des Jahres. Aus dem Französischen übersetzt von P. Vital Mösl, Benedictiner bey St. Peter in Salzburg. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg 1783. In der Wolffischen Buchhandlung 684 S. in 8.

8. Versuch geistlicher Beredsamkeit, oder Sammlung von Reden über verschiedene Gegenstände der christlichen Sittenlehre verfertiget, und auf verschiedenen Kanzeln Frankreichs vorgetragen, von Anton Moritz Faber, Priestern und Kapitularchorherrn des Kaiserl. Nebenstifts zum heil. Stephan zu Bamberg rc. aus dem Französischen übersetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg, im Verlag bey Göbhardt. 1783. 8. 295 Seiten.

9. Die heiligen Evangelien sammt den Episteln oder Lectionen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs,

Jahrs, aus der von Ignaz Weitenauer, ehemaligem k. k. Lehrer der morgenländischen Sprachen ins Deutsche übersetzten heiligen Schrift, herausgezogen, und nach der Kirchenordnung eingerichtet, auch mit schon eingedruckten Kupfern gezieret. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, 1783 in der Wolffischen Buchhandlung. 8. 471 Seiten.

10. Theologiae moralis in systema redactae *Pars prima*, ab admodum reverendo et clarissimo Domino *Antonio Luby*, AA. LL. et Philosophiae, SS. Theolog. Doctore, in Graecensi universitate Theologiae moralis professore publico et ordinario. Superiorum permissu. Graecii, apud Weingand et Fr. Ferstl, 1782. 372 Seiten. *Pars secunda*. 284 Seiten. In gr. 8.

11. Der Geist des berühmten Bossuet, Bischofs von Meaux; oder: auserlesene Gedanken aus dessen besten Werken über die wichtigsten Gegenstände. Mit dem Anhange eines bischöflichen Hirtenbriefes über die Religion. Aus dem Französischen übersetzt — Augsburg, 1783. In der Wolffischen Buchhandlung. 8. 323 Seiten.

12. Frag: ob die geistliche Streitreden dem Herrn Domprediger zu Augsburg Aloysius Merz und der katholischen Kirche Ehre machen? beantwortet von einem unpartheyischen Katholiken. Wien, 1783. 8. 31 Seiten.

13. Frag: ob die Herren Protestanten, unerachtet aller Misbräuche und Aberglauben (alles Aberglaubens) die etwa unter Katholiken eingeschlichen sind, nicht dennoch mit der katholischen Kirche sich zu vereini-

vereinigen verpflicht seyn (sind). Auf das Fest der heil. Hilaria, beantwortet von Aloysius Merz, der Gottesgelahrheit Doktor ꝛc. Im Jahr 1783. 28 Seiten in 4.

14. Frag, was ist der Papst? In den heiligen Osterfeyertagen, wider einen namenlosen Gegner, der den Papst jüngsthin gar zu weit herabsetzte, beantwortet von Aloysius Merz ꝛc. Augsburg ꝛc. Im Jahr 1782. 63 Seiten in 4.

15. Frag, was für Folgen werden so viele verderblichen Bücher und Piecen, mit denen das Publikum zu unsern Zeiten überschwemmt wird, endlich nach ziehen? In den heiligen Osterfeyertagen beantwortet von A. Merz ꝛc. Im Jahr 1783. 28 Seiten in 4.

16. Frag, ob unter allen christlichen Religionen die christkatholische nicht die allerdienlichste sey, sowohl die innere Ruhe der Herzen, als die äußerliche der Staaten zu verschaffen? In den heil. Pfingstfeyertagen beantwortet von Aloys. Merz ꝛc. Im Jahr 1783. 35 Seiten in 4.

Recensent bezieht sich bey den Sammlungen katholischer Predigten No. 1 — 4. auf sein Urtheil über die vorhergehenden Theile, mit welchen sie von gleicher Beschaffenheit sind. Alle Lobreden auf den heiligen Nepomuk, Norbert, u. s. w. in No. 2. wimmeln von ungereimten und abgeschmackten Erzählungen. — Hr Franz trägt No. 5. die Katechismuslehren der römischen Kirche in sieben und vierzig Predigten vor. Die vier und zwanzigste handelt von Bildern und Reliquien. Sie finden einen so starken Vertheydiger an ihm, daß er diejenigen für „Leute von schwachem Verstande oder bösem Herzen“ erklärt *), welche um 2 Mos. 20. 4. willen die Bilder ver-

*) Solche Stellen verdienen für die gutherzigen Protestanten, angemerkt zu werden, die sich einbilden, die Katholiken hät-

verwerfen, deren Gebrauch so alt als die Kirche seyn soll. So alt als die Kirche? O! die erste neutestamentische Kirche, welche die Apostel gründeten, wußte von keinen gemalten Marien- oder geschnitzten Crucifixbildern. Man ist es aber schon gewohnt, daß es dem katholischen Volk so gewiß von der Kanzel versichert wird, als ob es positiv wahr wäre, wenn gleich die Geschichte offenbar dawider streitet. Der Gebrauch der Bilder und die Verehrung der Reliquien schreibt sich wahrlich nicht von der ersten Kirche her, sondern ist viel späteren Ursprungs, ist erst entstanden, als Hierarchie auf Dummheit und Aberglauben ihren Thron zu bauen suchte. Hr. Franz warnt vor dem abgöttischen Mißbrauch der Bilder, gesteht auch, daß es unächte Reliquien gäbe, glaubt aber doch, daß noch ächte vorhanden wären. „Das Kreuz Jesu Christi," sagt er, „ist von den Christen immer vorzüglich verehrt worden, weil es mit dem Blut des göttlichen Heilandes besprengt, das Werkzeug unserer Erlösung geworden ist." (Nicht doch! Christus selbst wurde das Werkzeug der Befreyung vieler Menschen von moralischen Uebeln. Das Kreuz, woran man ihn aufhieng, trug dazu nichts bey. Wenn man ihn zu Tode gesteiniget hätte, wär' er eben so gut ein Opfer für andere geworden. Würde Hr. Franz, im Fall Christus diese Todesart gelitten hätte, es nicht seltsam finden, zu sagen, die Steine wären die Werkzeuge unserer Erlösung geworden?) „Umsonst hat die Bosheit der Juden dasselbe in die Erde vergraben. Der Eifer der heiligen Helena, der Mutter Kaisers Constantins des Großen, ließ es suchen, und war so glücklich, es wieder zu finden." (Armselige Legende!) „Daher kömmt das Fest der Erfindung des heiligen Kreuzes, welches wir am dritten März begehen. Und welcher Christ wird so gleichgültig und unempfindlich seyn, daß er nicht Regungen der Dankbarkeit und Liebe fühlen sollte, wenn man ihm auch nur einen Schiefer von dieser köstlichen Reliquie vor Augen hält?" (Ich würde den Christen bedauern, der ein solches Spänchen von dem nach mehr als siebenzehen hundert Jahren unverfault gebliebenen Kreuze Christi nöthig hätte, um dadurch zur Dankbarkeit und Liebe gegen ihn erweckt zu werden). „Was sind ächte Reliquien, als Werkzeuge, deren sich Gott manchmal bedient, den Menschen sonderbare

Wohl-

ten dem Bilderdienst, Reliquiendienst, und anderm Aberglauben ganz entsagt. Von einigen vernünftigen Katholiken ist die Rede nicht. Aber die Kirche bleibt bey ihren Geboten.

Wohlthaten zu erweisen, und selbst offenbare Wunder zu wirken?" Man urtheile hieraus, was der Verf. alles zur christlichen Katechismuslehre rechnet. Wiewohl der Katechismus, der vor zweyhundert Jahren auf Verordnung der Kirchenversammlung zu Trident herausgegeben worden, diente ihm bey seinen Predigten zur Grundlage. Und da stand es ja, was er von den Reliquien behauptet. — Am Ende einer jeden Predigt ist ein kurzer Eingang angehängt, um dieselbe an den Sonntagen durch das Jahr, wenn das Volk bey der heiligen Messe versammelt ist, mit den vorkommenden Evangelien zu verbinden.

In No. 6. fehlt es nicht an guten rührenden Vorstellungen, es laufen aber auch sehr viel leere, und auch ächte bigotte jesuitische Deklamationen mitunter. — Beym Mangin No. 7. findet man neben guter christlicher Moral auch alle die Abentheuerlichkeiten vom heiligen Skapuliere und vom heiligen Rosenkranz, die in so viel hundert katholischen deutschen Büchern stehen, und nicht bedurft hätten, erst aus dem Französischen übersetzt zu werden. — Auch Hr. Faber hätte nicht nöthig gehabt No. 8. Versuche geistlicher Beredsamkeit von Frankreichs Kanzeln zu holen. Unser deutsches Vaterland liefert eben so gute und eben so schlechte Waare als Gallien. Die Schädlichkeit des Luxus in der vierten Rede gäbe wohl ein gutes Thema zur Predigt. Aber es müßte mit mehr Mäßigung und Delikatesse behandelt werden, als hier von dem deklamirenden Franzosen geschehen ist. Um an so einer Rede, wie die zwölfte, von der Größe der Maria, Geschmack zu finden, muß man ein Katholik, und zwar ein bigotter Katholik seyn. Ein Protestant, der die Maria für ein Weib wie andere Weiber hält, vermag es nicht.

Von No. 9. bestimmt schon der Titel hinlänglich, was es ist. Der hintenan gehängte Katechismus *Petri Canisii* für die gemeinen Layen beweiset die Unmöglichkeit, das gemeine Volk unter den Katholiken nur zu einer vernünftigen Religionserkenntniß anzuleiten, so lange ihm der elende Katechismus dieses Jesuiten und andere dergleichen Bücher in die Hände gegeben werden. Auf die Frage: Wie viel sind evangelische Räthe? wird die Antwort gegeben: „deren sind fürnämlich dreye: 1. Freywillige Armuth. 2. Stäte Keuschheit. 3. Vollkommener Gehorsam unter einem geistlichen Obern." Wenn es so ist, so muß ja das Volk es für ein Sakrilegium

ansehen, irgend ein Mönchs- oder Nonnenkloster eingehen zu lassen. Wie finster sieht es noch in den Köpfen der Lehrer aus, die so lehren, und der Zuhörer, die so gelehrt werden. Recensent schweigt von den Gebetsformularen, welche in diesem Buche stehen.

Wie alle katholische theologische Moralsysteme sind, so ist auch das des Hrn. Luby No. 10. Es eckelt einem vor all dem scholastischen Wust, der darin zusammengetragen ist. Ueber die Punkte von Ketzern, von Ketzerstrafen, vom Gehorsam gegen die Kirche und andern Meynungen vom Glauben und den Sitten der Christen, kommen liebliche Sächelchen vor, aus denen man sich von der hochberühmten, bald vollendet seyn sollenden neuesten Aufklärung und Toleranz in der katholischen Kirche einen schöchten Begriff machen kann. — No. 11. ist aus dem Original bekannt. Der beygefügte Hirtenbrief hat den Bischof von Langres zum Verf., und ist ebenfalls aus dem französischen übersetzt. — Was vernünftige Leute, selbst vernünftige Katholiken, schon längst vom Hrn. Merz und seinen Streitreden geurtheilt haben, das sagt ihm hier der Verf. von No. 12. in einem gedruckten Briefe; nur auf eine zu platte Weise und an manchen Stellen in einer aufgeblasenen, hochtrabenden Schreibart. „Steig hervor, goldnes Jahrhundert," schließt die Brochüre, „aus der Gruft der Verheerung, reich an Palmenzweigen; Lorbeere verdringt der Myrrthenduft, und du, Saturnus, pack dich mit deinem eisernen Jahrhundert aus der Bühne der Menschheit; laß nimmer dein donnernd Erz erschallen, daß wir im Busen heiliger Ruhe und Eintracht in den Armen der Vernunft den reizenden Ton der Wahrheit desto klarer vernehmen," (man sieht eine Sache klar, aber man hört Töne laut, hell) „und uns dadurch ewig glücklich preisen mögen, wenn das Vorurtheil vom Throne stürzt, und gehuldigte Weisheit auf dem Altar der Weisen über alle Irrthümer triumphirt, zum standhaften Glück derjenigen, die ihr neues Rauchwerk bringen; das ist lauter Dank durch alle Jahrhunderte. Amen." Wenn das nicht in Bombast eingewickelter Galimathias ist, so giebt es keinen. S. 17 steht: „Der beste Statthalter Gottes auf Erden ist, der Gottes Gebot über alle Welt liebt, und in die Uebung zu bringen trachtet;" und dann durch einen seltsamen Druck- oder Sprachfehler: „der seinem päpstlichen Stolz das Glück der ganzen christlichen Gemeine aufopfert. Es soll ohnfehlbar heißen: der seinen päpstlichen Stolz dem Glück der Gemeine aufopfert.

Herr

Herr Merz hat sich an die Rüge des Ungenannten nicht gekehrt, sondern in No. 15 — 16. auf dem gewöhnlichen Fuß fortgepredigt. Er wirft dem Namenlosen in einer Anmerkung unter dem Text einen Schurken in den Bart, und damit gut. Die Rede No. 13. ist mit ziemlicher Kaltblütigkeit gehalten. Sie enthält größtentheils nur Citaten aus den Akten der tridentinischen Kirchenversammlung, wodurch Herr Merz klärlich darlegen will, daß die Kirche durch die Autorität des Papstes und der obersten Bischöfe damals, und in allen folgenden Zeiten, die Mißbräuche und den Aberglauben, so mit dem Ablaß, den Wallfahrten, Bittgängen, Bildern und Reliquien, dem Meßopfer und den heiligen Sakramenten, der Austheilung geistlicher Pfründen und Aemter, den Bischofswahlen u. s. w. getrieben worden, ernstlich untersagt, mithin zulänglich reformirt habe, was zu reformiren gewesen wäre. Der Mißbrauch einer Sache hebe ja die Sache selbst und ihren guten Gebrauch nicht auf. Was in der katholischen Kirche von Ablässen, wahren Reliquien, Bildern, Klostergelübden, Klosterdisciplin u. s. w. gelehrt und nicht gelehrt werden sollte; auf welche Art die dabey eingeschlichenen Mißbräuche abgestellt werden müßten, das wäre ja alles auf jenem weltberühmten Concilium so bestimmt festgesetzt worden, und hätte durch Flüche und Verdammungen wider diejenigen, welche diese Lehren leugneten oder verdrehten, eine solche Sanction erhalten, daß, wenn es nach den Vorschriften der zu Trident versammelt gewesenen Bischöfe gienge, an gar keine Irrlehren, an keine Mißbräuche und keinen Aberglauben in der katholischen Kirche mehr zu denken seyn würde. — Die jetzigen Namenlosen Religionsfeger wären „jenen gleich, die ein schönes und recht künstlich gemalenes (gemaltes) aber ein bischen schmutzig und staubig gewordenes Bild säubern, und selbigem den ersten Glanz wieder geben wollen, aber dazu einen groben Sand und Strohriegel gebrauchen, und so lange fegen und butzen, (putzen) bis von dem schönen Gemälde gar nichts mehr übrig und zu sehen ist, als etwa der Grund und der rohe Zwillich, worauf es gemalen (gemalt) ward. Dies hieße nicht bessern, säubern und reformiren, sondern verderben und zu Grunde richten. Solche Butzer (Putzer) und Säuberer, wenn man sie einmal kennete, bekämen keine Kundschaft. Man ließe sie nicht ins Haus, oder man zeigte ihnen die Thür.“ Wollte Gott, setzt Hr. M. hinzu, „man machte es mit unsern neuen Religionsverbesserern auch so; denn mit den Misbräuchen wollen sie auch die beßten und

und gottseligsten Gebräuche, Andachten und Religionsübungen hinwegräumen.“ Rec. glaubt wohl, daß manche Reformen in der katholischen Kirche zur Absicht habende Schriftsteller nicht auf die sanfteste und klügste Art dabey verfahren. Aber wer auch noch behaupten kann, daß durch Reliquien und Bilderverehrung, oder ähnliche Andachten, durch Klostergelübde und Klosterdisciplin im geringsten eine wahre, vernünftige Gottseligkeit befördert werden könne, der muß in seinen Religionserkenntnissen wahrlich noch weit zurück seyn. Gewisse Schäden lassen sich nicht durch Balsam und Pflaster heilen. Man muß das Messer zur Hand nehmen, und das faule Fleisch ganz wegschneiden, sonst hilft es nicht. Dies möchte wohl der Fall mit mancher den Aberglauben nährenden Lehre der katholischen Kirche seyn. — Mit dieser Kirche, als der heiligen, unbefleckten Gespons, sollen sich indessen die Protestanten wieder zu vereinigen verpflichtet seyn. Und warum? Darum, weil die Protestanten doch „eine Religion ohne sichtbares Oberhaupt, ohne Einigkeit und Mittel der Einigkeit, ohne wahre Priester, ohne wahres Abendmahl, ohne Schlüsselgewalt, ohne wahres Opfer, ohne unfehlbaren Schiedsrichter in Glaubensstreitigkeiten haben — und weil bey ihnen ein jeder das geschriebene Wort Gottes nach seinem Privatgeist soll prüfen und auslegen dürfen — welches die Grundlage aller Freygeisterey wäre.“ — Gott bewahre uns doch unter der Bedingung, daß wir katholisch werden, vor einer Vereinigung mit den Katholiken, wozu uns die jesuitische Parthey locken will, und von der sich mancher Protestant selbst einen so süßen angenehmen Traum macht, weil er die Grundsätze des Papstthums, der unveränderlichen Hierarchie nicht kennt. Man ist zwar seit einiger Zeit hie und da willfährig genug, neben protestantischen Altären die Fahne des Katholicismus wieder aufstecken zu lassen, und öffnet mit Verwirrung aller wahren Begriffe von Religionsduldung, unter diesem schönen Namen, die Tempel zu dessen Wiederaufrichtung. Aber thut man daran auch in der That so wohl, als sichs viele einbilden? Ich zweifle sehr. Verstattet einer Religionsparthey, die uns wieder unter ihr sichtbares Oberhaupt, unter ihre Priester- und Schlüsselgewalt zwingen will, nur erst gutherzig die Freyheit, ihren öffentlichen Gottesdienst mit allen seinen uns mit Recht so anstößigen Ceremonien, in unsere Kirchen einzuführen; sie wird mit der Zeit schon festern Fuß darin fassen, und bey dem fortwährenden Geist der Fortpflanzung und

der Ausdehnung bey der fortwährenden Lehre, sie allein habe die wahre Religion, welche bey ihr die erste Grundlehre ist, in veränderten Zeiten und Umständen, die sich leicht zutragen können, schon als ein Recht geltend zu machen wissen, wozu ihr itzt nur aus gut gemeynter duldsamer Bruderliebe die Erlaubniß gebt. Rec. wünscht, daß nie eine Zeit kommen möge, wo denen, welche dem religiösen Aberglauben und der Schlüsselgewalt nicht entgegenarbeiten, sondern sie vielmehr mit Lust neben sich emporkommen sehen, ihre unüberlegte Willfährigkeit, und sehr übel verstandene tolerante Nachgiebigkeit, gereuen möge. Jeder, der Gott aufrichtig ehrt, und sich mit mir auf dem Wege zum Himmel vereinigen will, sey mein Freund, mag mit mir in Einem Tempel Gott verehren; meine Kirche soll zu seinen Diensten seyn. Aber wer mir flucht, weil ich, seiner Meynung nach, Gott nicht recht ehre, und mir den Himmel zuschließt, weil nur er, nicht ich, seiner werth seyn soll, der mag in seiner eigenen Kirche ruhig und frey neben mir nach seiner Weise Gott dienen. Ich will ihm nichts in den Weg legen. **Nur meine Kirche mag ich mit ihm nicht theilen.** Denn wenn ich ihm die meinige gutwillig einräumte, könnt' es ihm über kurz oder lang einmal im heiligen Eifer einfallen, mich, als einen Höllenbrand, mit kräftigen Fluchen gar zur Kirche hinaus zu jagen. Und der Gefahr dürft ich mich wohl nicht aussetzen.

Die Apologie des Papstes No. 14. ist auf Veranlassung und zur Widerlegung der kleinen Schrift: **Was ist der Papst?** vom Hrn. M. gehalten. Er zeigt dem Gegner, der sich in seinem Urtheil über den vermeynten Statthalter Christi auf den heiligen **Bernhard** berufen hatte, daß dieser den **Papst aufs vollkommenste geschildert**, und nicht mehr aus ihm gemacht hätte, als: 1) **die ältesten berühmtesten und heiligsten Väter, so wohl der orientalischen als occidentalischen Kirche;** und 2) **die ältesten und auch allgemeinen Concilien.** Da der Verf. seit dem Jahr 1763 schon in so vielen Streitreden die göttliche Würde des römischen Bischofs zu vertheidigen gesucht hat, und hier die alten Argumente, welche auf lauter menschlichen Autoritäten, auf Aussprüchen der Väter und Kirchenversammlungen beruhen, wieder vorbringt, so will sich Recensent mit Wiederholung derselben, die dem Leser eckelhaft seyn müßte, nicht aufhalten. Im LV. I. 64—68. ist bey der Nachricht von einer Controvers-

predigt ähnlichen Inhalts, und anderswo mehr, das nöthige darüber gesagt worden. — Daß Hr. Merz am Ende dafür hält, „die Lesung solcher Bücher, welche die Gründe und Lehren der wahren Kirche zu erschüttern suchen, sollten schon längst aufs allerschärfste verboten seyn," darf niemanden befremden, denn das ist immer der leichteste und kürzeste Weg in der Welt gewesen, das Volk in seinem alten Wahn und Aberglauben zu erhalten; und besonders die Jesuiten haben von je her darauf gehalten, daß nichts als cum permissione Superiorum gedruckt werde. „Durch Schreiben, sagt Herr M., hat Luther (der katholischen Kirche) tausendmal mehr als durch Predigten geschadet." (S. 62) „Wer dem Papst seine wesentlichen Vorzüge streitig macht, erschüttert die ganze katholische Kirche in ihrem Grunde." (S. 63) (Man merke dies. Was sind denn also alle die Reformationen in Oesterreich? Oesterreich ist ein sehr kleiner Theil der katholischen Welt, selbst in Oesterreich hängt nur der geringste Theil der Menschen an den seit kurzem eingeführten gemäßigtern Lehren. Also hängt noch bey weitem der größte Theil der katholischen Welt am Papst und Papstthum. Also mögen die Protestanten ja nichts von einer Reinigung der katholischen Lehre träumen!) Darum sollen die katholischen Christen „merken, wohin man itzt zielt, sollen wachen, beten, behutsam seyn," (S. 63) „denken, wenn man ihnen eine unkatholische Piece anrühmt: dies ist Gift für mich, fort damit! ich halte mich an die Lehre der katholischen Kirche — sollen ihre Kinder und ihren Nächsten eben so denken lehren; ihr Geld nicht an solche Bücher wenden, und sie nicht einmal geschenkt annehmen." (S. 61). Auf diese Weise wird freylich der Köhlerglaube unter den Leuten am besten unterhalten. Aber ich sage es nochmals, Protestanten, die sich so viel von Verbesserung des Katholicismus einbilden lassen, mögen hierauf merken.

Das Kapitel von der Verderblichkeit unkatholischer Bücher nimmt Herr Merz das Jahr darauf zu Ostern in Nr. 15. noch einmal etwas ernstlicher und ausführlicher vor. Er sucht darzuthun, sie würden: 1) der Religion; 2) den Staaten selbst höchst nachtheilig werden, und man kann leicht erachten, wie er daraus das schrecklichste, das sich nur für die Welt denken läßt, gänzlichen Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung vorher prophezeihet. Da der Verf. keine andere Religion kennt, als den Katholicismus, keine andere

dere Lehre in Glaubenssachen für wahr hält, als die der Bischof zu Rom nach seiner schiedsrichterlichen Untrüglichkeit dafür erklärt, so sieht er alles, was auf katholischen oder nicht katholischen Grund und Boden wider die Lehrsätze der römischen Kirche und deren Oberhaupt geschrieben wird, als höllenwürdige Schriften an, mit denen es darauf angelegt wäre, einen völligen Unglauben, eine gänzliche Religionsverleugnung in die Christenwelt einzuführen. Hätte Hr. M. so vernünftig seyn können und wollen, christliche Religionslehre, und katholische, päpstliche Kirchenlehre von einander zu unterscheiden — und dieser Unterschied ist gewiß sehr groß — so würde er im Stande gewesen seyn, seinen Vorstellungen wider die Schädlichkeit gewisser Schriften weit mehr Wahrheit und Richtigkeit zu geben, als bey steter Verwechselung der einen mit der andern möglich war. Ein antikatholischer und ein atheistischer Schriftsteller gilt ihm gleich viel, ist ihm gleich verderblich für die Religion und den Staat. Er schleudert auf beyde zugleich seinen Bannstrahl. Hr. Merz siehet auch schon katholische Armeen wider ihre Regenten revoltiren, wenn dem Schreiben wider Papst und Clerisey nicht bald Einhalt geschiehet. So? Warum denn das? Ist hier etwan ein schiefer Seitenblick auf die benachbarten österreichischen Lande? Ich denke, die österreichische Armee wird fortfahren, für ihren Landesherrn zu streiten, der Papst mag Papst bleiben oder nicht.

In No. 16. beweiset Hr. Merz, die Christkatholische Religion sey die allerdienlichste, den Herzen innerliche, und den Staaten äußerliche Ruhe zu verschaffen. Eben so hat er sonst schon bewiesen, die christkatholische Kirche sey die allgemeine, allzeit dauerhafte, und allzeit sichtbare Kirche Christi. Wenn das ist, was für Unruhen in der katholischen Kirche, oder was für Revolutionen in katholischen Staaten stünden dann wohl von ohnmächtigen akatholischen Schriftstellern und ihren fliegenden Blättern zu befürchten? Entweder ist der Umsturz des Katholicismus möglich, oder nicht möglich. Ist er nicht möglich, was schaden ihm denn alle ketzerischen Bücher? Schreibt, so viel ihr wollt, der Katholik ist ruhig, und kümmert sich nicht. Ist sein Umsturz aber möglich, nun dann würd' es freylich um das untrügliche Kennzeichen der wahren Kirche, um ihre Allgemeinheit, um ihren felsenfesten Grund, um ihr allezeit dauerhaft, allezeit sichtbar seyn, sehr übel aussehen. Ueber eines von beyden

den Punkten, entweder über die Gefährlichkeit unkatholischer Schriften für gute Religions- und Staatsverfassung, oder über die am besten durch katholische Lehre zu erhaltende innerliche und äußerliche Ruhe der Menschen, muß also Hr. **Merz** ein Wort zu viel, und wider die strenge Wahrheit geredet haben. — **Katholische** Religion die allerdienlichste, Ruhe im Staat zu erhalten? Es ist viel, dies behaupten zu wollen, wenn man die Geschichte so sehr wider sich hat. **Katholische** Staaten sind es, wo man bis an den heutigen Tag Inquisitionsgericht hält — (und Inquisition, reim es ein Mensch mit innerlicher und äußerlicher Ruhe des angeklagten Bürgers) nicht protestantische. **Katholiken** waren es seit den Zeiten der Reformation noch immer, die auf das Leben ihres Fürsten Versuche machten, nie Protestanten. **Katholiken** und **Jesuiten** besonders waren es, die **Königsmörder** erkauften, und sich zu **Königsmördern** erkaufen ließen. **Katholiken** waren es in Pohlen, die ihren eignen **König** raubten, und ein Protestant war es, der ihn mit Gefahr seines eignen Lebens vertheydigte.

Qf.

Predigerbibliothek. Oder beschreibendes Verzeichniß der brauchbarsten Schriften für Prediger und künftige Geistliche, von David Gottlieb Niemeyer, Diener des göttlichen Worts bey der St. Georgenkirche in Halle. Erster Theil. Halle, bey Kümmel. 1782. 8. 363 S. Zweyter Theil. 1783. 382 Seiten.

Der Entwurf einer auserlesenen Bibliothek, welchen der Hr. N. im Jahr 1781 herausgab, (XLVIII. I. 82, 83.) dünkte Rec., aus dort angeführten Gründen, nicht das, was er seyn sollte. Dieses Buch hingegen spricht dem Zweck desselben zu, und macht dem jungen Theologen, der selbst kein Kenner von Büchern ist, brauchbare Werke nach einer bessern Auswahl bekannt. Hr. N. macht dem Leser eine kurze Beschreibung von dem Inhalt eines jeden Buchs, sagt, was der Verf. darin geleistet habe, worin sein größerer oder geringerer Werth in Vergleichung mit andern ähnlichen Werken bestehe, und giebt mancherley gute litterarische Nachrichten, welche das Buch selbst

selbst, oder ihre Verfasser angeben. Ihr Amt, und wenn sie verstorben sind, ihr Todesjahr wird bey den meisten ebenfalls angegeben. Es ist gut, daß Hr. N. manche in Vergessenheit gekommene alte Bücher, aus denen mehr als aus neuen zu lernen ist, wieder hervorzieht und empfiehlt. In Ansehung der theologischen Bücher, die nicht den besten Geruch der Rechtgläubigkeit haben, ist er sehr vorsichtig gewesen, wozu er gute untadelhafte Ursachen gehabt haben mag. Gekannt hat er sie gewiß, aber um nicht anstößig zu werden, ist er sie vermuthlich übergangen. Ich hätte wohl gewünscht, daß er nicht so sehr behutsam dabey verfahren wäre, denn es giebt, wie Hr. N. selbst wissen wird, sehr verschrieene theologische Bücher, die der Geistliche eben am ersten lesen sollte, weil sie dann gerade der rechte Mann lieset, der sie am besten beurtheilen und nutzen kann. Wenn ein litterarisches Werk von der Art, wie die Predigerbibliothek, sie nicht zur Kenntniß der jungen Theologen bringt, so wird der Forschungsgeist und die Freymüthigkeit im Denken und Urtheilen über theologische Wahrheit oder theologischen Irrthum bey künftigen Geistlichen dadurch aufgehalten. Allenfalls hätte ja ein gutes, aber als ketzerisch berüchtigtes Buch, mit einer kleinen Warnungsanzeige begleitet werden können.

Die Schriften, deren in dem ersten Theil Meldung geschicht, sind in drey Fächer, und unter jedem Fache wieder in verschiedene Klassen, die Klassen in mehrere Abtheilungen, die Abtheilungen abermals in Abschnitte gebracht. Es wird nicht nöthig seyn, den ganzen Inhalt abzuschreiben, also will ich nur der Hauptfächer und einiger Klassen gedenken. I. Fach. **Schriften, welche eine allgemeine Uebersicht menschlicher Kenntnisse — insonderheit zur theologischen Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß Anleitung geben.** II. Fach. **Bücher, welche bey der Auslegung der Bibel zu brauchen sind. 1. Klasse. Vom Kanon des A. und N. Testaments. 2. Einleitungen zum biblischen Studium. 3. Schriften über die Kritik der Bibel. 4. Ausgaben der Bibel, nach dem Grundtext und Uebersetzungen. 5. Hülfsmittel zur Auslegung der heiligen Schrift.** Unter der Abtheilung: **Ueber die biblische Zeitrechnung,** vermisset Rec. Chronologie de l'histoire sainte etc. par Alphonse des Vignoles. à Berlin 1738. 4. II Tom. 6. **Bücher, welche eine Anweisung zur rechten Art, die heilige**

lige Schrift zu erklären, geben. Unter den allgemeinen Anweisungen zur biblischen Hermenevtik hätte wohl auch Philosophia S. Scripturae interpres. Eleutheropoli. 1666. 4. oder die Semlersche Ausgabe von 1776, in der einige Aufsätze des Verf. berichtiget werden, einen Platz verdient. Unter den Wörterbüchern fehlet Abrahami Trommii concordantiae graecae versionis vulgo dictae LXX. interpretum. Amstelod. 1718. Fol. II Tomi, welches Buch für den Ausleger des A. und N. Testaments doch sehr wichtig ist. 7. **Die brauchbarsten Ausleger der heil. Schrift; Uebersetzungen, Paraphrasen, Commentarien.** Des Projet d'une nouvelle version francoise de la Bible par Mr. Charles le Cene. à Amsterdam 1741. fol. ist bey den französischen Uebersetzungen nicht gedacht. Des **Grotius** geschiehet unter den Commentarien über die ganze Bibel Erwähnung, aber nicht des **Daniel Brenius**, dessen Opera theologica. Amstelod. 1666. fol vortreffliche Anmerkungen über die biblischen Bücher zur richtigen Erklärung vieler Schriftsteller enthalten. Wiewohl **Brenius** ist ein Socinianer, und deren exegetische Werke sind sämmtlich übergangen. Ich stelle mir vor, daß Hr. N. den Werth, den sie in vieler Absicht wirklich haben, wohl kennt, aber sich nicht getrauet hat, ihnen auch nur den kleinsten Werth beyzulegen. Ich hätte sie in seiner Stelle wenigstens genannt, und nach meiner Ueberzeugung gesagt, was sie geleistet und nicht geleistet hätten, wie und wozu der Geistliche auch da, wo sie irren, solche brauchen könne. Wenn die jungen Theologen nur einseitig gewisse Schriften und Ausleger der Bibel lesen, so kommen sie in ihrer Erkenntniß nicht gar weit. Man sollte sie gewöhnen, alles zu prüfen, und das Gute zu behalten. Aus Behutsamkeit ist auch vermuthlich in der 3. Abth. dieser 7ten Klasse **Damms Uebersetzung des neuen Testaments unsers Herrn Jesu Christi, mit Anmerkungen in drey Theilen.** 1765. in 4. nicht genannt, wiewohl **Bahrdts neuester Offenbarungen Gottes** gedacht wird. **Damm** hat nicht mit so viel Geschmack, als **Bahrdt**, übersetzt. Sein Deutsch läßt sich nicht lesen. Er wird auch dadurch widrig, daß er ohne Unterlaß grobe Ausfälle auf orthodoxe Theologen und Bibelausleger thut. Aber seine Uebersetzung ist gewiß nicht unbedeutend, vielmehr in Ansehung des Wortverstandes sehr richtig, und aus seinen Anmerkungen kann der junge Gottesgelehrte, als künftiger Exeget, wirklich vieles lernen. Wer sagt, daß **Damm** ein bloßer Deist gewesen, und als Deist das N. Testament über-

übersetzt, paraphrasirt, ausgelegt habe, muß es nie angesehen haben, sonst hätte er auf jedem Blatte das Gegentheil gefunden. — Auch habe ich in dieser Abtheilung des Georgii Bulli harmonia apostolica etc. Londini. 1670. 4. nicht gefunden.

III. Fach. Bücher, welche die natürliche und geoffenbarte Religion enthalten. 1. Klasse. Schriften über die natürliche Religion. 2. Schriften über die geoffenbarte Religion. Solche ältere oder neuere Bücher, in denen das Christenthum auf seine einfachen, wesentlichen Grundsätze zurückgeleitet worden, sind gar nicht angeführt. Es wäre doch gut gewesen, wenn Hr. N. sie zur Kenntniß derer, denen seine Predigerbibliothek bestimmt ist, auch gebracht hätte. 3. Schriften über die heidnische, jüdische und mahomedanischen Religion. Hier fehlt Herbert de Cherbury de religione gentilium. Amstelaedami 1700. 8. Vielleicht ist Hr. N. bey einer neuen Auflage des nützlichen Buchs, das seiner litterarischen Kenntniß Ehre macht, weniger bedenklich, auch solche Bücher zu empfehlen, die einen innern Werth haben, wenn sie gleich bey gewissen Leuten nicht in dem besten Ruf stehen. Ich bin versichert, die Brauchbarkeit und der Nutzen dieser Predigerbibliothek würde dadurch vermehrt werden. Ich wollte ihm manche andere, bloß dem Titel nach, in den Anmerkungen angeführte Schriften und Dissertationen, die er selbst für nicht mehr wichtig erklärt, dafür schenken. So weit der erste Theil.

In dem zweyten Theil folgen im IV. Fach Schriften, welche die christliche Glaubens- und Sittenlehre zugleich abhandeln. 1. Akroamatische Bücher. Das vortreffliche Buch: De fide et officiis christianorum liber. Authore Thoma Burneto. London 1728, welches mehr, als alle Systeme von unsern Caloven, Quenstedten, Wyttenbachen werth ist, ist nicht angeführt. Des Osterods und Volkelius wird bey den Socinianern gedacht. Unter den Remonstranten vermisse ich den Curcelläus, dessen institutio theologica doch den vornehmsten Theil seiner opera theologica ausmacht. 2. Schriften, welche die populäre Theologie enthalten, und solche, die beym Volksunterricht in der Religion zu brauchen sind. — V. Fach. Schriften, welche die Dogmatik und Polemik enthalten, wo auch einiger irenischen und Toleranzschriften Erwähnung geschieht. — VI. Fach. Bücher über die christliche Sittenlehre, nebst den casuistischen und asketischen

tischen — VII. Fach. Schriften zur Geschichte der Religion und besonders des Christenthums gehörig.

Fb.

Des heiligen Kirchenlehrers, Aurelius Augustinus, Bischofes zu Hippon, Bekenntnisse in dreyzehn Büchern. Aus dem lateinischen übersetzt von P. Fridericus von Jesu, barfüßigem Carmeliter der Baierischen Provinz. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, Rieger, 1783. 602 S. in 8.

Freylich sollte vor allen Dingen erst untersucht werden, ob denn auch, und für wen eigentlich Augustini Confessiones übersetzt werden müssen? Den Gelehrten ist dieses Buch zur Kenntniß der Denkungsart und des Lebens seines Verfassers, unentbehrlich. Wenn gleich der bußfertigfromme Ton, in welchem sich Augustin darinne vor Gott anklagt und demüthigt, kein so sicheres Hülfsmittel für seine Geschichte abgiebt, als eine ungekünstelte Erzählung, und eine eben so wenig rednerische, aber dem ohngeachtet aufrichtige Beurtheilung seiner selbst, gewesen seyn würde; so dient doch auch diese besondere Einkleidung, den Charakter des Mannes zu vollenden. Dabey muß man es aber auch in seinem originellen Latein lesen, das überhaupt auf die Kirchenlatinität aller nachfolgenden Jahrhunderte unbeschreiblich viel gewürkt hat, und in welchem unzählige Stellen entweder gefallen, oder doch erträglich vorkommen, die in einer Uebersetzung fast unausstehlich sind. Ein anderes hingegen ist es, wenn man diese Schrift unsern heutigen Christen als eine erbauliche Anleitung zur Selbsterkenntniß und Prüfung ihres Lebens, in ihrer Landessprache übergeben wollte. Da, fürchten wir, würde man seine Absicht beynahe gänzlich verfehlen. Denn eine ziemliche Anzahl allgemein lehrreicher oder rührender Stellen ausgenommen, ist das Ganze eben so fehlerhaft, als gut gemeynt. Es ist ungemein viel Deklamatorisches, Affektation und Uebertriebenes, eine oft mystische Mönchsmoral, übel angebrachter Witz, der vornemlich von Wortspielen überströmt, sogar eine Reihe abstrakter Untersuchungen, u. dgl. m. darinne. Hauptsächlich schweift der Verf. in den drey letzten Büchern, in allegorische Deutungen über den Anfang des ersten Buchs Mose, in Fragen über die Natur der

Zeit

Zeit, über die erste Materie, und ähnliche Dinge aus, die seinen Scharfsinn beweisen sollen, aber für uns mehr Beweise seiner schriftstellerischtheologischen Schwäche sind, und vollends als Ingredienzien eines Erbauungsbuchs ganz und gar keinen Werth haben.

Unterdessen der P. Fridericus von Jesu ist einmal überzeugt, daß dieses Buch ein Muster der Nachahmung für die Christen sey, und was den Inhalt der drey letzten Bücher betrifft, so gesteht er zwar, sie wären sehr hart zu fassen; aber, setzt er hinzu: dies fasset nicht jedermann; wer es fassen kann, der fasse es. (Matth. XIX. v. 11.) Nun so wollen wir denn auch mit ihm darüber nicht streiten. Die meisten Christen seiner Kirche werden gewiß mit diesem Buche wenig oder gar nichts anfangen können. Denn selbst die gedachten Stellen abgerechnet, auch der oben genannten Schwierigkeiten der ganzen Vorstellungsart und des Ausdrucks nicht zu gedenken, gehören mancherley Kenntnisse von dem Zustande der Zeiten Augustins, der damaligen Sitten, Kirchengebräuche, Ketzereyen und Sekten, auch seiner eignen Lebensumstände dazu, um dieses Buch durchgehends zu verstehen. Aber die R. Kath. Geistlichen werden es schon eher fassen und nützen. Denn da noch viele derselben in Schriften und Predigten nichts lieber und häufiger anführen, als Stellen aus dem heil. Augustinus, dem heil. Ambrosius, dem heil. Hieronymus u. s. w. so ist ihnen durch diese Uebersetzung allerdings ein Dienst geschehen. In dieser Absicht aber wäre zu wünschen, daß der Uebersetzer seiner Sprache kundiger gewesen wäre. Er schreibt oft unrein, holpericht, wörtlich getreu, und dadurch dunkler als das Original selbst. Man urtheile aus einer einzigen Stelle, (dergleichen es aber sehr viele giebt,) S. 518. B. XII. XXV. Hauptstück. „Dunkelheit des Buchs der Erschaffung. „(Genesis) Wenn er (Moses) aber sagt, er hat das nicht „gemeynet, was du sagest, sondern was ich sage, und leugnet „doch nicht, daß beydes wahr sey, was wir beyde sagen: so „bitte ich dich, o Leben der Armen, mein Gott, in dessen Schooß „keine Widersprechung ist, laß die Milderungen in mein Herz „regnen, daß ich solche Leute geduldig übertrage, die mir sol„ches nicht sagen, weil sie gottselig sind, und in dem Herzen „deines Dieners gesehen haben, was sie sagen; sondern weil sie „hoffärtig sind, und die Meynung des Moses nicht erkennet, „sondern die ihrige lieben, nicht weil sie wahr, sondern weil sie „ihre ist: denn sonst würden sie eine andere wahre Meynung

„nung eben also lieben; gleichwie auch ich liebe, was sie sagen, „wenn sie die Wahrheit sagen, nicht weil sie die ihre ist, son„dern weil es wahr ist, und also weil es wahr ist, und nicht „mehr ihrer ist." Leider ist auch nicht einmal der Sinn des Verf. überall getroffen, wie z. E. die letzten Worte: et ideo iam nec ipsorum est, quia verum est, hätten übersetzt werden müssen: und eben deswegen ist es auch nicht mehr die ihrige (Meynung,) weil es Wahrheit ist. Im Grunde war wohl nicht viel daran gelegen, ob das frostige Wortspiel richtig übersetzt wurde, oder nicht; aber in der Uebersetzung des Hrn. Paters klingt es doch gar zu armselig.

Ez.

Unterhaltungen am Sonntage, für den Verstand und das Herz des Christen. Eine Wochenschrift, zur Beförderung der Religion, der Tugend und guter Sitten, in Riga und Liefland, von Chr. A. L. Dingelstädt, Kaiserl. Ober-Consistorial-Assessor, auch Pastor primarius. — — Riga 1782. 408 S. in 8.

Da dergleichen Schriften keine Auszüge leiden, so müssen wir uns nur auf eine kurze Anzeige einschränken, mit der Versicherung, daß der gegenwärtige zweyte Jahrgang, (auf dessen Titel sich der Hr. Verf. nun genannt hat,) wegen der zweckmäßigen Einrichtung, und überall darin sichtbaren guten Auswahl, eben die Empfehlung verdient, als der erste, welchen wir in dieser Allg. d. Bibliothek bereits angezeigt haben: worauf wir uns füglich beziehen. Das beygefügte Subscribentenverzeichniß dient zum Beweis, daß beyde Jahrgänge dieses sehr brauchbaren Erbauungsbuches mit Beyfall sind in Liefland aufgenommen worden. Auch in Deutschland wird es gewiß Leser finden.

Petersburgische Sammlung gottesdienstlicher Lieder, für die öffentliche und häusliche Andacht evangelischer Gemeinen. Petersburg, bey Schnorr. 1783. Ohne Register und Gebete. 938 Seiten in gr. 8.

Dieses

Dieses Gesangbuch gehört unstreitig zu den besten, welche bisher im Druck erschienen sind. Die Auswahl gereicht den Besorgern, nämlich den dortigen Predigern, Grot, Wolff, Reinbott, und Herold, so lange er noch lebte, zur Ehre. Es enthält überhaupt 750 theils neue, theils alte, aber durchaus verbesserte Gesänge; alte ungeänderte hat Recens. gar nicht darunter bemerkt, sondern vielmehr gefunden, daß auch in den eingerückten neuen hin und wieder kleine Aenderungen angebracht sind. Das Register giebt zugleich eine Anzeige, von wem jedes Lied verfasset, oder aus welcher Sammlung dasselbe entlehnt ist. Viele haben den Pastor Grot zum Verfasser. Der Druck ist selbst für alte schwache Augen sehr leserlich; doch erklären die Herausgeber in der Vorrede, daß auch eine Ausgabe mit kleinerm Druck, die wohlfeiler seyn soll, bereits unter der Presse ist.

Neues Rigisches Gesangbuch, nebst einem vollständigen Gebetbuche. Riga 1782. überhaupt 956 Seiten in 8.

Die Herausgabe gereicht theils dem Rigischen Rath wegen der Veranstaltung, theils den Besorgern wegen ihres bewiesenen guten Geschmacks und der weisen Auswahl zur Ehre. Letztere haben die Sammlungen der neuesten und besten Lieder genutzt; zwar auch alte beybehalten, aber meistentheils geändert und verbessert. Zuweilen findet man darin ein altes Lied zweymal, nemlich sowohl ungeändert als geändert: welches in Hinsicht auf die Gesinnungen des großen Haufens, welcher gern am Alten klebt, keinen Tadel verdient. Die Einrichtung mag wohl nicht nach jedermanns Wunsch ausgefallen seyn; doch muß man auch die Foderungen nicht aufs höchste treiben, zumal wenn man die bestimmenden Localumstände nicht kennt. Es ist schon genug, daß man das alte elende rigische Gesangbuch, womit die Andacht eine lange Zeit gequält wurde, durch ein besseres verdrängt, und dieses, wie eine erhaltene Nachricht versichert, im ganzen Herzogthum Liefland ohne Widerrede allgemein angenommen hat.

Jst.

Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit. Fünftes und Sechstes Bändchen. Leipzig bey Crusius. 1782. in 8. Siebentes und Achtes Bändchen. 1783. Eb. das.

Um nichts besser, eher noch schlechter, als die schon angezeigten ersten Theile. Der Verfasser und Herausgeber scheint es recht darauf angelegt zu haben, der gesunden Vernunft Hohn zu sprechen, und alles zu sagen und zu sammlen, was nur zur Ausbreitung eines fanatischen Christenthums förderlich seyn kann. Statt einer ausführlichen Beurtheilung setzen wir blos ein paar ausgezogene Stellen hieher, die eine prosaisch, die andere poetisch: doch mit der Versicherung, daß sie noch lange die schlimmsten nicht sind. Beyde stehen im siebenten Bändchen. S. 112. finden wir den Anfang einer Betrachtung **über das innere geistliche Triebrad des geistlichen Lebens, dessen Nothwendigkeit, Ursprung, Fortgang und Vollendung.** Aus dieser zeichnen wir folgende Stellen aus: „Es ist ein elendes jämmerliches Ding um ein sogenanntes Christenthum, wobey das rechte Leben aus Gott fehlt, wobey kein Feuer des Glaubens und der Liebe im Herzen brennt, wobey kein Zusammenhang, kein freundschaftlicher Zusammenfluß der Seele mit dem Mittler zwischen der Gottheit und den Menschen sich findet. — Ein solcher Zustand kann an Jämmerlichkeit und Unausstehlichkeit vor Christo und seinen Christen nur von einem einzigen noch übertroffen werden, nämlich von demjenigen, wenn man das alles vorgiebt zu haben, und doch nicht hat. Das ist vollends der Gipfel der Reise, ausgespien zu werden aus Christi Munde. Schweigt von Dingen, die ihr nicht kennt, ihr geistlichen Schwätzer — tändelt mit dem nicht, der euer Herr und Richter ist. Wollt ihr ja etwas thun, so demüthiget euch unter die Klasse der Hurer, Ehebrecher, Diebe, Mörder, Trunkenbolde, tief herunter u. s. f. — Aber um die kraftleeren, ausgetrockneten **Kopfchristen** sieht es auch erbärmlich aus. — Im Inwendigen muß ein Leben seyn, eine Kraftquelle. — Das Licht muß im Herzen seyn angezündet worden, davon die symbolischen Bücher reden, und es das Licht des Glaubens nennen. — Im Inwendigen muß also ein Leben seyn, eine Thätigkeit, ein Feuer, und dieses Leben, dieses Feuer muß, welches die Hauptsache ist, von oben herstammen, durch die

Wahr-

Wahrheiten des göttlichen Worts vom Geist des Lebens gewirkt seyn. Sonst ist es fremdes Feuer, und darf nicht vor den Herrn kommen. — Der erste Schritt zum Leben aus Gott ist die Empfindung: ach, ich habe es nicht! ich bin so geistlich todt! ich sehe mit meinen Glaubensaugen Jesum nicht; ich sehe den König nicht in seiner Schöne u. s. f. — Also, wer geistlich leben und gute Tage sehen will, der gehe in sein Kämmerlein, und falle vor dem nieder, der alle geistlich todte lebendig machen kann und will, und spreche in Einfalt des Herzens (ja wohl, in wirklicher Einfalt des Verstandes und Herzens): o Herr Jesu, ich bin so geistlich todt, hilf mir doch! mache doch, daß ein Leben in mein Herz kommt — sprich zu mir, du sollst leben; ja zu mir sprich, du sollst leben u. s. f. " — In diesem Ton geht dies geistlich mystische Geschwätz noch weiter fort, ohne daß jedoch die Sache selbst, was nämlich geistlich Leben sey u. s. f. deutlich erklärt würde. Daraus soll denn der unwissende Christ lernen, was wahres Christenthum sey, und wie er dazu gelangen könne. Doch Vernünftige bedürfen unserer Anmerkungen nicht, und die Schwärmer lesen sie nicht. Also die andere Probe von ein Paar Liedern, welche, wie es scheint, erst neu ausgearbeitet sind. Das Erste steht S. 156. und handelt von der Vaterliebe Gottes. Wir setzen nur folgende Strophen daraus her:

Du liebevolles Vaterherz,
Wer kann dich recht erkennen?
Niemand, als dem bey Jesu Schmerz
Das Herz anfängt zu brennen;
Nur der darf, Vater, dich anbeten eigentlich,
Für den soll auch dies Lied allein,
Das weist du, Herr, gemeynet seyn.

Die Welt hast du von Ewigkeit
Also, also geliebet,
Daß man dir selten in der Zeit
Darinnen Glauben giebet;
Das thut, wer durch den Geist ein Neugeborner heißt,
Und wer dich in dem Sohne sieht,
Wer zu ihm, als Versöhner, flieht.

Aus deinem Schooß kam Elgibbor,
Der Herr, der alle Welten

Aus Nichts durch Allmacht ruft hervor,
In diese Welt herab, und endlich gar ins Grab;
Dafür lobt zu der Menschen Chor
Und steigt mit Engel Lob empor.

Weg aus dem Herzen fremde Ding,
Seyd von mir schön gegrüßet,
Ihr seyd mir jetzt viel zu gering,
Weil mein Herz den genießet,
Der aus dem Heiland strahlt, der sich in ihm abmalt,
Und dessen Lieb sich nicht verträgt,
Mit dem, was in die Welt einschlägt.

Nun ich beschließ dies schlechte Lied
In Demuth und im Staube;
Was mein Herz stets zum Himmel zieht,
Das heißt der wahre Glaube.
In dem erhalte mich, ich bitt mit Thränen dich,
Du lieber werther heilger Geist,
Der Jesum Christum mir anpreist.

Das andere Lied ist auf die Geburt Jesu gemacht, und nur drey Verse lang; daher wir es ganz abschreiben wollen.

Erstes Kind, erstes Kind, das Maria heunt' gebar,
Und das in dem finstern Stalle
Herrscher aller Welten war,
Du hast mich erlöst vom Falle,
Dein Blut tilget aller Menschen Sünd,
Erstes Kind, erstes Kind!

Jesulein, Jesulein, o du überhelle Sonn,
Was bist du uns armen Sündern,
Unsre einge Herzenswonn;
Und besonders deinen Kindern,
Bist du mehr, als tausend Sonnen seyn,
Jesulein —

Höchster Schatz, komm doch in mein Herz hinein,
Das ohn dich nicht mehr kann leben!
Ja, du sollst ganz meine seyn,
Und ich will mich dir ganz geben.
Komm, es ist in meinem Herzen Platz,
Höchster Schatz! —

Solche

Solche Lieder werden zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gedichtet, und zur Beförderung ächter Gottseligkeit öffentlich mitgetheilt. Man kauft und lieset die Beyträge, darinn sie stehen. Dagegen raset der vornehme und geringe Pöbel noch immer gegen manche herrliche neue Gesangbücher, in welchen nicht nur eine reine Poesie, sondern auch vernünftige christliche Vorstellungen herrschen. Welche sonderbare kontrastirende Erscheinungen!

Heinrich Gottlieb Zerrenners Natur- und Ackerpredigten, oder Natur und Ackerbau, als eine Anleitung zur Gottseligkeit, ganz für Landleute. Magdeburg in der Scheidhauerschen Buchhandlung. 1783. 1 Alph. 6½ Bogen in gr. 8.

Der Titel will uns nicht recht gefallen. Warum hat der Verf. nicht lieber statt des zweydeutigen Ausdrucks „Natur- und Ackerpredigten" gesetzt: Predigten über die Natur und den Ackerbau? und warum nicht statt des folgenden: Anleitung zur Gottseligkeit, aus Betrachtung der Natur und des Ackerbaues? Dies wäre doch verständlicher und richtiger gewesen. Doch der Titel ist Nebensache: wir kommen zum Inhalt selbst. Hier haben wir viel Ursache, mit dem Verf. zufrieden zu seyn. Noch hat unsers Wissens niemand vor ihm so etwas Zweckmäßiges über diese Materien geliefert. Denn daß sich über Natur und Ackerbau von einem Prediger öffentlich reden lasse; daß dies besonders von Landgemeinen am nöthigsten sey; daß solches auch auf eine Art geschehen könne, die zugleich zur Erweckung religiöser Empfindungen dienlich ist: dies alles glauben wir von Herzen, und billigen eben daher dasjenige sehr, was der Verf. hierüber zu seiner Rechtfertigung in der Vorrede sagt. Es ist z. E. sehr wahr, was daselbst S. 13 angeführet wird, „daß dem an einfache und nahrhafte Speise gewöhnten Landmann noch bisweilen zu viel Komponirtes, Künstliches, und wirklich allzu Schönes und Aesthetisches aufgetragen werde, welches zwar für Andere von feinerm und gebildetem Geschmack sehr herrlich, nahrhaft und zweckmäßig seyn würde; nur für diesen nicht u. s. f." Ferner ists wahr, wenn S. 15 u. ff. geklagt wird, „daß der mitten in der Natur lebende Landmann gleichwol in der

größten Unbekanntschaft mit der Natur stehe — daß er viel von den Schönheiten derselben sehe, und doch wenig dabey denke — daß ihm die Naturbegebenheiten lauter Geheimnisse und unmittelbare Wirkungen der Allmacht bleiben, durch deren Betrachtung er mehr zu einer knechtischen Furcht vor der Gottheit, als zum kindlichen Vertrauen und Gehorsam angetrieben werde; indem ihm die wohlthätigen Folgen derselben gerade am wenigsten bekannt sind u. s. f." Endlich ist auch nicht zu leugnen, daß nach S. 18 ein großer Theil des Aberglaubens, der so vorzüglich unter den Landleuten herrscht, aus ihrer Unbekanntschaft mit der Natur seinen Ursprung und Nahrung erhalte. Und wie schädlich dieser Aberglaube sey, wie vielen Einfluß er auf die Verehrung Gottes, auf das sittliche, bürgerliche und häusliche Leben der Menschen habe; das liegt so klar am Tage, und der Verf. hat es so gut gezeigt, daß man selbst am Aberglauben krank liegen muß, wenn man ihm nicht beypflichten will. Auch sind die Einwendungen, welche gegen die Aufklärung des Landmanns überhaupt, und gegen die Betrachtungen der Natur in Predigten insbesondere gemacht werden, von gar keiner Bedeutung. Es kommt alles darauf an, wie man dabey zu Werke geht; durch welche Mittel man aufklären will, und wie man besonders Natur und Religion im Volksunterrichte mit einander verbindet. Daß in dieser Methode wirklich noch oft gefehlet werde, lehrt die Erfahrung. Daß es z. E. unschicklich seyn würde, die Kanzel blos zu einem Lehrstuhl der Naturwissenschaften zu machen, und Bibel und eigentlichen Religionsunterricht zurück zu setzen; das begreift jeder, der nur mit dem ganzen großen Zweck des Lehramtes bekannt ist. Wir haben daher die Erklärung des Verf. über diesen Punkt mit Vergnügen gelesen. Um einiger seiner Amtsbrüder willen, die so gern lieblos richten, oder gar verketzern, wollen wir doch einige Stellen daraus hersetzen. „Ich gestehe es," heißt es S. 23. „daß Besserung und Frömmigkeit durch nichts leichter und glücklicher bewirket werde, als durch die simple, plane Christuslehre und die Bibel. Dank, Dank unserm gütigen Gott für diese schriftliche Belehrungen! — O diese Bibelwahrheiten müssen ja immer fleißig getrieben werden — allen, allen, auch dem Landmann — auch die eigenthümlichen Christenthumslehren. Ich selbst predige sehr vielmal über die Bibel, ehe ich einmal über natürliche Wahrheiten predige. Aber hat denn der liebe Gott nur Ein Buch den Menschen gegeben,

gegeben, daraus sie ihn sollen kennen lernen — ist nicht auch die Natur ein solches großes Buch — nicht noch älter, als selbst das geschriebene Wort? — Also denk ich: die Bibel damit verbunden, so wirds recht seyn u. s. f. " — Dies alles führt der Verfasser noch weiter aus. Und nun erzählt er uns auch, wie er mit seinen Vorträgen abzuwechseln pflege; wie er diese Natur- und Ackerpredigten nicht unmittelbar nach einander her gehalten, sondern sich vielmehr nach Zeit und Umständen gerichtet habe. Besonders pflegt er die in der Woche fälligen Betstunden, imgleichen die in seiner Gegend üblichen Hagelfeyertage zu solchen Betrachtungen über die Natur anzuwenden u. s. f. — Gegen dies Verfahren des Verf. wissen wir so wenig etwas einzuwenden, daß wir es vielmehr für Pflicht halten, solches zu rühmen und zur Nachahmung zu empfehlen. Nur müssen wir jedem Landprediger, der es nachahmen will, wohlmeynend rathen, sich erst sorgfältig zu prüfen, ob er auch die dazu erforderlichen Naturgaben und erworbene Kenntnisse besitze. Wer nicht selbst ein Freund und Kenner der Natur ist; wer nicht die Sachen, welche er seinen Zuhörern vortragen will, selbst deutlich durchschaut, und das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu unterscheiden weiß; wer endlich nicht Sprache und Ton völlig in seiner Gewalt hat, und sich faßlich, und doch zugleich anständig auszudrücken, und bald herabzulassen und bald wieder zu erheben weiß: der wage es ja nicht, solche Natur- und Ackerpredigten zu halten, oder auch nur den Ton, in welchem Hr. Jerrenner redet, nachzuahmen; indem er sonst in großer Gefahr steht, seines Zwecks zu verfehlen, ins Pöbelhafte herabzufallen, und sich selbst lächerlich zu machen. Wir halten diese Warnung an gegenwärtiger Stelle für höchst nöthig, da es gewiß an fähigen und unfähigen Nachahmern nicht fehlen wird.

Doch wir müssen nun auch aus dem Inhalte dieser Predigten näher zeigen, ob und wie es unserm Verf. in seinem Unternehmen geglückt sey. Zuförderst zeichnen wir die abgehandelten Materien oder Hauptsätze hier aus. Es sind in allen sechzehn Predigten. 1) Vom Ackerbau überhaupt, als einem sehr ehrenwerthen und Gott gefälligen Geschäffte. 2) Vom Ackerbau insbesondere, als einer Anleitung zur Gottseligkeit. 3) Vom Ackerland und Erdboden. 4) Vom Pflügen, Säen und Bestellen des Ackers. 5) Das fertig bestellte Feld als eine Anleitung zur Gottseligkeit. 6) Von der

Sonne und Wärme. 7) Vom Regen und Thau. 8) Vom Schnee. 9) Von Kälte und Frost. 10) Vom Gewitter. 11) Vom Hagel. 12) Vom Winde. 13) Einige schöne und gute Gedanken frommer und gutgesinnter Landleute am Erndtefeste. 14) Vom lieben Brod. 15) Vom Aberglauben der Landleute beym Ackerbau. 16) Von einigen guten und bösen Ackerleuten, deren in der heiligen Schrift Erwähnung geschieht. — Bey jeder Predigt ist ein biblischer Text zum Grunde gelegt: nur bey der letztern sind mehrere Beyspiele zusammengestellt und nach einander erklärt. Vier Predigten, nämlich die **achte, neunte, eilfte** und **funfzehnte**, sind nicht vom Verfasser, sondern von seinem Freunde, dem benachbarten Prediger **Hahnzog** zu Welschleben. Sie stimmen jedoch im Ton und Ausführung ziemlich mit des Verf. eignen Arbeiten überein. Im Allgemeinen zu urtheilen, so sind sie alle gut gerathen, und der Ton ist mehrentheils so getroffen, wie er unserer Einsicht nach für Landleute gestimmet seyn muß. Es ließ sich dies auch schon im voraus erwarten, da der Verf. seine Geschicklichkeit in diesem Stücke bereits in seiner ohnlängst edirten **Sammlung von Landpredigten** gezeigt hat. Nur selten haben wir gefunden, daß der Ernst und Anstand, welcher dem Kanzelvortrag bey jeder Gelegenheit eigen verbleiben muß, durch satyrische Einfälle und etwas zu platte Ausdrücke verletzt worden wäre. Auch sind die schwerern Ausdrücke aus der Bücher- und gelehrten Sprache mehrentheils vermieden, oder doch sogleich durch andere bekanntere erläutert worden. Doch fehlts nicht ganz an unbequemen, uneigentlichen, und zugleich unverständlichen Ausdrücken. So wollen uns z. E. in der achten Predigt, S. 194, folgende Stellen nicht gefallen: „auch dem Schnee sollten wir gleichsam **zuhören**, der uns die Größe Gottes verkündiget — Heut soll uns der Schnee gleichsam **eine Leiter** seyn, auf der wir zu Gott hinansteigen, u. s. f. “ — Eben so ist auch Ton und Sprache in den Anfangsgebeten öfters zu studirt, und für den Landmann zu rednerisch. Wir wissen wohl, daß es sehr schwer ist, in öffentlichen Gebeten den rechten natürlichen kindlichen Ton zu treffen: aber passend und nöthig bleibt derselbe doch gewiß. — Der Uebergang von Gegenständen der Natur zu geistlichen Betrachtungen ist zwar öfters gut getroffen, doch auch zuweilen zu gesucht und unnatürlich. Wenn z. E. in der achten Predigt vom Schnee gesagt wird, daß er den Erdboden schütze und erwärme; so ist

dies

dies nicht nur richtig, sondern es ließ sich auch daraus manches zur Verherrlichung des Schöpfers herleiten. Wenn aber der Verf. nun damit die schützende und erwärmende Kraft des göttlichen Wortes, welche uns vor den Versuchungen des Lasters verwahre, und unsre Herzen zur Gottes- und Nächstenliebe erwärme, in Vergleichung setzt; wenn er bald darauf in die Worte ausbricht: „O mein lieber Vater im Himmel, wenn dein wohlthuender Schnee die Erde „bedeckt; so will ich deine liebe Bibel in die Hand nehmen, „und mich des Seegens freuen, den du auch für mich darinn „gelegt hast u. s. f.“ so fühlt jeder Kenner leicht das Uebertriebene und Unnatürliche in dieser ganzen Vergleichung. Solche weit hergeholte Nutzanwendungen erreichen ihren Zweck nicht, und geben noch dazu denkenden Köpfen, wenn sie zumal schon wider die Religion eingenommen sind, zum Spotte Gelegenheit. Ueberhaupt gehört viel gesunde Beurtheilungskraft dazu, wenn man in solchen Vergleichungen zwischen natürlichen Dingen und geistlichen Sachen glücklich seyn will. Ein lebhafter Witz findet leicht Aehnlichkeiten, wo der ruhig untersuchende Verstand keine entdeckt, oder wo er doch in der Anwendung ganz anders zu Werke gehen wird. Wir wünschten daher sehr, daß dergleichen Stellen bey einer neuen Auflage derselben, oder bey Ausgabe einer neuen Sammlung, künftig nicht wieder vorkommen mögten.

Noch eine andere Erinnerung können wir nicht zurück lassen, so ungern wir auch diesen Predigten durch unsern Tadel nachtheilig werden wollten. So sehr wirs nämlich billigen, daß der Verf. seine Landleute mit der Natur bekannt zu machen sucht: so glauben wir doch, daß dieser Unterricht blos auf dasjenige eingeschränkt werden müsse, was der unbelesene und ungeübte Landmann nicht nur wirklich fassen, sondern was er auch nun zu seinem wahren Nutzen, das ist, zur bessern Einrichtung seines Betragens gegen Gott und den Nächsten, anwenden kann. Was blos die Neugier reizt, was ihm gar ein Anlaß zum unnützen Räsonniren werden (und wer weiß nicht, wie gern der Bauer über Dinge, die außer seinem Horizont liegen, räsonnirt, und wie leicht er seine eigentlichen Geschäffte vergißt, wenn er sich gelehrter als seines Gleichen fühlt?) oder doch sehr bald mißverstanden werden kann: das muß billig aus diesem Unterrichte ganz zurück bleiben. Diese Grenzen nun hat unser Verfasser, wie uns dünkt, nicht immer

gehörig in seinen Vorträgen in Acht genommen. Zum Beyspiel nennen wir nur die sechste und zehnte Predigt. In der erstern wird viel zu ausführlich und gelehrt über unser Sonnensystem geredet, und eben das geschieht in der andern, in Absicht des Entstehens der Gewitter und anderer Lufterscheinungen. Wozu nutzt es dem Bauer, daß er die Bahnen der Planeten, die Berechnung ihres Umlaufs um die Sonne, und die Gründe für das Stillstehen dieser letztern kennet? Was soll es ihm helfen, wenn ihm von der Natur der Dünste und der Luft, oder von den wunderbaren Wirkungen der elektrischen Materie vorgeprediget wird? Theils wird er diese Sachen nicht fassen, oder nicht glauben, weil ihm die dazu nöthigen Vorerkenntnisse fehlen, und weil die Kanzel der Ort nicht ist, wo man schwere Materien dieser Art durch Versuche deutlich machen kann. Theils wird die Erreichung des eigentlichen Hauptzwecks, der doch ohnstreitig in christlicher Belehrung und in Erweckung religiöser Empfindungen besteht, eher dadurch gehindert, als befördert. Jeder, der die Natur der Seele kennt, weiß ja, wie sehr die Gedanken durch neue und auffallende Gegenstände angezogen oder auch zerstreuet werden. Und da der sinnliche Mensch ohnedas so wenig zu geistlichen Betrachtungen aufgelegt zu seyn pfleget: so hat ein Prediger um so mehr Ursach, bey dergleichen Gegenständen aufs behutsamste zu verfahren, um nicht die Aufmerksamkeit durch Nebendinge unvermerkt von der Hauptsache abzulenken. Er behält ja immer noch bey Betrachtung der Natur brauchbare Materien genug, welche sich aufs erbaulichste anwenden lassen; ohne daß er nöthig hätte, die den Fähigkeiten des Landmannes und dem Kanzelvortrage angemessene Schranken zu überschreiten. Wie viel Wahres, Gemeinfaßliches und Ermunterndes läßt sich nicht von den großen und wohlthätigen Wirkungen der Sonne sagen? und wie viel in eben dieser Absicht über die Gewitter und andere Naturbegebenheiten? — Doch, wir trauen es den guten Einsichten und der Rechtschaffenheit des Verf. völlig zu, daß er durch weiteres Nachdenken und Beobachtung diese Schranken immer richtiger treffen, und also auch seinen sehr lobenswerthen Bemühungen einen noch größern Werth und Nutzen verschaffen werde. In dieser Zuversicht übergehen wir manches, was hier noch zur weitern Erläuterung unserer Gedanken zu sagen gewesen wäre.

Schlüßlich

Schlüßlich zeigen wir noch an, daß der Verf. in der Vorrede Hoffnung macht, in Verbindung mit dem bereits erwähnten Herrn Pred. Hahnzog eine Vorlesepostille, d. i. eine Sammlung von Predigten über die gewöhnlichen Texte, welche bey Abwesenheit des Predigers zum Vorlesen auf dem Lande dienen könnte, recht eigentlich zu diesem Zweck auszuarbeiten. Wir stimmen ihm bey, daß ein recht passendes Werk dieser Art noch nicht vorhanden sey. Und da er bereits gezeiget hat, wie gut er die Bedürfnisse des Landmannes kenne, und wie vorzüglich er den Ton der rechten Landpredigten zu treffen wisse: so ermuntern wir ihn, dies Versprechen nicht unerfüllet zu lassen.

Kg.

Handbuch in katechetischer Form für Lehrer, die aufklären wollen und dürfen, von Friedrich Eberhard von Rochow. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1783. 8. 4½ Bogen.

In dem Vorberichte sagt der Verf. es schiene die Parthey derer zu siegen, die den Nutzen der allgemeinen Aufklärung behauptete; dies habe auch nicht anders seyn können, denn aus unrichtigen Begriffen entständen unrichtige Grundsätze, und aus diesen unrechtmäßige Handlungen, dies seyen aber Fehler des Unterrichts und Mängel genugsamer Aufklärung bey Jungen und Alten.

Eigentlich war wohl der Streit nicht über Aufklärung an und für sich selbst, sondern über das Verhältniß der Aufklärung gegen den Staat, oder um mich deutlicher auszudrücken, so war zunächst die Frage diese: Wenn die in nähere Anregung gebrachte Aufklärung ihren natürlichen Gang fortgienge, ob nicht dabey einige Verhältnisse des Staats nach der itzigen Einrichtung leiden würden, oder wenn sie das nicht sollten, nach dem vorhandenen Lichte, welches die Aufklärung angesteckt habe, abgeändert werden müßten, um die Erziehung des Jünglings mit der Regierungsform in Gemeinschaft und Uebereinstimmung zu bringen. Das Letzte, meynte man, stände nicht zu erwarten, folglich würde auch noch die Aufklärung für die verschiedenen Stände zu beschränken seyn. Wir dürfen uns nicht näher in das Detail hiervon einlassen, und

fügen

fügen nur noch hinzu, daß die Akten in dieser Angelegenheit noch nicht als geschlossen anzusehen sind, und vor der Hand so noch nicht angesehen werden dürften: dazu ist unser Zeitalter noch nicht geschickt. Indessen ist und bleibt es immer Pflicht, im Verhältniß unsrer Kräfte mit dem daseyenden Lichte zu wirken, und unser Verf. ist einer der edlen Menschenfreunde, der dies auf eine vorzügliche Weise gethan, und auf solche Angelegenheiten und Wahrheiten seine Aufmerksamkeit gewandt hat, die über kurz oder lang ihren Nutzen noch mehr haben werden. Von S. 6. kömmt der Verf. auf das Wie, oder auf die Mittel der Aufklärung. Die Leserey unsrer Modeschriften, meynt er, erreiche den Endzweck der Aufklärung weder extensiv, noch intensiv, denn, sagt er, sie wirken

1) nicht früh genug, und bey den meisten Menschen.
2) sie sind nicht nach einem Zweck und gemeinnützigen Plan geschrieben.
3) sie drehen sich um die Axe gewisser minder gemeinnützigen Erkenntnisse.
4) sie verbreiten Hang zum Ungewöhnlichen und Sonderbaren, und hindern den frohen Genuß des gewöhnlichen Lebens.
5) sie befördern wohl eher die Lesesucht, als die nützliche Wißbegierde.
6) führen also zu einem gewissen Müßiggange, nicht aber zu gemeinnütziger Thätigkeit.

Die Erziehungsmanier, die ihres Gleichen nicht in der Geschichte hat, ist fast allgemein geworden, und doch so wenig Erfolg, selbst bey denen, die das größte Aufheben zu machen pflegen, so wenig zur Verbesserung der Menschheit geschehen! Das ist zum Theil wahr, indessen sind und bleiben Schriften über Erziehung voritzt das einzige Mittel zur Aufklärung; es wird immer mehr geforscht und untersucht, und am Ende wird uns etwas mehr Kälte und Ruhe auf den Fleck bringen, wo für die Bedürfnisse unsres Zeitalters am besten gesorgt wird. Daß die bisherigen Schriften der Sache nicht genügen, darüber sind wir mit dem Verf. völlig einstimmig; der Fehler liegt, wie er sehr richtig sagt, in den Schriften selbst, aber auch liegt er zum Theil tiefer, als daß er so leicht gehoben werden könnte. Die Erziehungsart muß an und für sich selbst so verschieden seyn, als es die verschiedenen Arten der Regierung sind, und als es der verschiedene Bedarf der verschiedenen Stände des Staats erfodert, um sie weise und zufrieden

zufrieden zu machen, und ruhig zu erhalten. Hier ist es, wo die Sache schlechterdings erst aufs Reine gebracht werden muß, ehe wir uns sichern und bleibenden Nutzen versprechen können. Aber anstatt darauf zu denken, bleiben unsere Erziehungsschriften meistens beym Alten stehen, sammlen aus alten und neuen Erziehern Vorschriften, so daß sie darauf nicht gehörig Rucksicht nehmen, ob gerade das auch für uns gehöre, und in der Ausübung uns nützlich seyn werde.

Wenn dies zuvor berichtiget ist, denn bedarf es noch der Darzwischenkunft so mancher Umstände, die der erleuchtete Verf. vor Augen gehabt zu haben scheinet, wenn er auf dem Titel auf diejenigen Rücksicht genommen hat, welche aufklären wollen und dürfen. Mit Vermeidung alles Partikularismus beziehet sich demnach diese Schrift auf **Lehrzweck, Lehrmittel, Lehrordnung,** und **Lehrart,** als ein Ganzes mit dem Lehrzwecke, durch deren Zusammenfügung Aufklärung und gesunder Menschenverstand erfolge, und der Verf. trägt das, was zur Erziehung allgemein gehöret, mit philosophischer Ordnung in katechetischer Form vor, und verdient die Beherzigung eines jeden, dem die Verbesserung der öffentlichen Erziehung am Herzen liegt.

Kommunionbuch von Joh. August Hermes, Consistorialrath — zu Quedlinburg. Berlin, bey Himburg 1783. 13 B. 8.

Können wir mit Recht den gebildetern Lesern empfehlen, da der Verf. das h. Abendmahl aus dem Gesichtspunkte betrachtet dargestellet hat, wo es bey solchen Lesern nothwendig gewinnen muß. Für diese sind Einrichtung, Wendungen und Ausdruck schicklich, dagegen aber bey andern, die nicht mit den nöthigen Vorerkenntnissen versehen sind, die Bekanntschaft mit einigen Einwürfen Zweifel erregen würde, woran sie sonst nicht gedacht hätten.

U.

Systematisches Verzeichniß derjenigen theologischen Schriften und Bücher, deren Kenntniß allgemein nöthig und nützlich ist. Entworfen von Carl August

gust Gottlieb Keil, der Weltweisheit Magister und Privatlehrer auf der Universität zu Leipz. Stendal bey Franzen und Große. 1784. 247 Oktavseiten.

Der Herr Magister zeigt in der Vorrede die Ursachen an, die ihn bewogen, dies Buch, zum Behuf seiner Vorlesungen zu schreiben, nämlich, weil er das ohnehin beschwerliche Diktiren bey Büchertiteln gedoppelt trüglich gehalten, und aus den schon vorhandenen Büchern dieser Art keins herausfinden können, das in aller Absicht bequem gewesen wäre. Nösselts vortreffliche Anweisung zur theologischen Bücherkenntniß sey zu kostbar. (Wer aber solche allernöthigste Schriften nicht anschaffen kann, müßte wohl nicht studiren. Der Handwerker muß sich seine Instrumente auch anschaffen. Recensent glaubt aber, daß aus andern Gründen das Nösselrsche Buch etwas unbequem sey.) Das Millersche Handbuch habe die Unvollkommenheit, daß es die Titel nicht genau genug angiebt. (Daß solches zu Irrungen Anlas gebe, ist unleugbar) Es bleibe also nichts übrig, als Herrn Niemeyers Entwurf einer Predigerbibliothek. Diese würde der Verf. gewählt haben, wenn nicht bereits alle Exemplare vergriffen worden, mithin sey nichts übrig geblieben, als die eigene Besorgung einer neuen Ausgabe.

Der Verfasser wünscht nun Urtheile zu vernehmen, in wie fern man seinen Plan für gut oder fehlerhaft halte, und welcher Verbesserung er bedürfe, auch, in wie fern einzelne Schriften ihren Platz mit Recht oder Unrecht behaupten. Recensent giebt der zweckmäßigen Ordnung seinen Beyfall, und würde am Plane überhaupt nichts erhebliches ändern, wenn nur die, nach dem Urtheile der besten Kritiker, nützlichen Schriften von den schlechtern, ja zuweilen ganz schlechten, abgesondert worden, und es dem angehenden Theologen, der keinen mündlichen Vortrag mit der Lesung des Buches verbinden, sich folglich ganz nicht belehren kann, wie der Werth und Gehalt der Bücher beschaffen sey, nicht so unthunlich geworden, die Schrift zu nützen. Der unkundige Jüngling muß blind ausgreifen, und immer wagen, was er bekommen werde. Die Vermischung ist groß, und alle Bücher anzuschaffen, ist zu viel verlangt. Möchte der Herr Magister irgend auf eine Weise künftig dem abhelfen. Vielleicht ent-

entschuldigt Er sich mit der unendlichen Verschiedenheit gelehrter Urtheile, und dem Unangenehmen des Vorgreifens. Aber — im mündlichen Vortrage muß doch auch vorgegriffen werden, und wer hört nicht gern den Meister in seiner Kunst urtheilen, wenn auch zehn Pfuscher ihn überschreyen. In Absicht des materiellen Inhalts können wir den Platz der Schriften, der ihnen angewiesen, nicht tadeln, aber der innere Werth ist zu mannigfaltig, von einigen so schlecht, daß man in unsern Zeiten ihrer kaum gedenken darf.

Mags doch der junge Theologe immer ignoriren, daß Heumann ein paar Bogen von der reformirten Lehre übers heil. Abendmahl herausgegeben; mag er doch Pontoppidans Kraft der Wahrheit, ein sehr unnützes Buch, immer ungelesen lassen. Zwar scheidet der Jüngling sich künftig in seinem Urtheile eines Theils gewiß von uns, wirds aber doch Dank wissen, daß er durch Fingerzeige zurechte gewiesen worden. Freylich trifft dies nur die Lesung des Buchs. Die Freygebigkeit des Verf. in der Anzeige der litterarischen Werke ist noch am ersten zu verzeihen. Uebrigens hat es des Recensenten völligen Beyfall, daß der Verf. in der exegetischen Theologie die Quellen aller Religionen, und ihre Benutzung angeführt. Schlecht genug, daß das bisher bey der kritischen Theologie immer versäumt worden. Es ist schimpflich und lächerlich, wenn ein Theologe kein einziges fremdes Religionssystem kennt, daraus ihm doch manches Fünkchen aufsteigen könnte. Die vorgeschlagenen Predigten bezeugen des Verf. guten Geschmack. Die Weltweisheit, in so fern sie natürliche Theologie lehrt, ist gar zu schlecht bedacht, und doch ist dieser Theil der theologischen Wissenschaft so wichtig. Aus dieser Ursache könnte man sagen, das ganze aufgeführte Gebäude des Verf. habe keinen Grund. Unter den theoretischen Schriften über einzelne Materien vermissen wir Balguys gerechtfertigte göttliche Güte, herausgegeben von Eberhardt. Auszüge lassen sich nicht liefern. Der Druckfehler sollten in einem Lesebuche nicht so viel seyn. Seite 83 heißt der Autor Perschke. Seite 132 Hagelmaier u. s. w.

Bm.

Sechs Predigten gegen Despotismus, Dummheit, Aberglauben, Ungerechtigkeit, Untreue und Müssiggang;

ſiggang; herausgegeben von A. Freyh. v. K. Frankfurt, 1783.

In dieſen Predigten herrſchet durchaus ein gerader Wahrheit und Gerechtigkeit liebender deutſcher Biederſinn. Von dieſer Seite betrachtet, werden ſie alſo auch immer Empfehlung verdienen, wenn gleich die häufige Anführung bibliſcher Stellen, und eine gewiſſe Einförmigkeit in den Wendungen vielleicht weniger gefallen möchte.

P.

Des Verfaſſers der wöchentlichen Beyträge zur Beförderung der ächten Gottſeligkeit, Anmerkungen über die Sonn- und Feſttagsevangelia für Liebhaber Jeſu. Erſtes Bändchen. Leipzig, bey Cruſius. 1783. 10 Bogen in 8.

Nicht Predigten, nicht Erklärungen und gelehrte Commentare, auch nicht Umſchreibungen, oder neue Ueberſetzungen, ſoll man hier ſuchen, ſondern bloße Anmerkungen. Aber für wen? der Gelehrte bedarf ihrer nicht, ihm thun ſie auch keine Genüge. Für Ungelehrte ſcheint das Buch auch nicht beſtimmt zu ſeyn, wegen der darinn vorkommenden gelehrten Ausdrücke, als Hypoſtaſis S. 8, Monogenes S. 71 u. dgl. und die matte, weitſchweifige, oft ſonderbare, Schreibart verſpricht weder wahre Erbauung, noch lehrreiche Unterhaltung. Zum Beweis mag die Stelle S. 140 dienen: „Die Menſchen verwunderten ſich, und ſprachen. Das iſt die gewöhnliche Folge. Doch verwundern ſie ſich zuweilen auch nicht einmal. Hier war es gar auffallend, ſie mußten ſich wundern. Sie hatten das doch nicht gedacht, ſonſt hätten ſie ſich nicht ſo verwundert. Was iſt das für ein Mann? Ich antworte: das ſpricht kein Mund des Seraphs aus. Was iſt das für ein Mann? Ich antworte: der ganz ſchwach und entkräftet ſein Creuz ſelbſt nach Golgatha tragen, und auf dieſer Anhöhe gekreuziget werden wird. Was iſt das für ein Mann? Ich antworte: es iſt der rechte Mann. —" Auch ſtößt man auf ſchiefe Auslegungen, als da der Feind, welcher Afterweitzen ſäete, Matth. 13, für den Satan erkläret wird, daher S. 146 der Ausruf: „Schreckliche Saat des Satans!

tans! Also Satan ist es, der die Menschen verführt." Eben so wenig ist es zu billigen, daß der Verf. nach Vorbildern und Deutungen jaget, wo keine sind. So heißt es S. 83 von der Beschneidung: „Gott deutete dadurch auf allerhand wichtige Wahrheiten, davon man in der heil. Schrift verschiedene Spuren findet; er deutete dadurch auf das Verderben der Menschen, auch auf das Leid und die Schmerzen, welche aus der Sünde entstehen; auf die Versöhnung der Menschen durch Blutvergießen, indem sogleich bey dieser Aufnahme in den Bund Gottes Blut vergossen wurde." Um des Himmels willen, in welcher Bibel stehen diese Deutungen von der Beschneidung? Am allerwenigsten werden die affektirt scheinenden Stellen gefallen, z. B. S. 71: „Er (Jesus) hat seine Hütte unter uns aufgeschlagen, unter den Menschen gewohnt; er lebte dreyßig Jahr, fürwahr." Ueber die 30 Jahre sagt Rec. nichts. Die angeführten Stellen mögen überhaupt zu einer kurzen Anzeige, und zum Beweis unsers Urtheils, hinlänglich seyn.

Das kleine biblische Erbauungsbuch, oder die biblischen Historien, mit erklärenden kurzen Andachten und Gebeten — — von D. G. F. Seiler. Zwote Ausgabe. Erlangen, in der Bibelanstalt, 1782. Beyde Theile zusammen 38 Bogen in 8.

Einrichtung und Werth dieses Buches sind bekannt. Im zweyten Theile hat der Verf. für gut befunden, einige Verbesserungen und Vermehrungen anzubringen. Der am Ende beygefügte abgekürzte Jesus Sirach, oder die Auswahl der lehrreichsten und nützlichsten Stellen aus demselben, wird manches Gute bey Kindern stiften. Inzwischen glaubt Rec. daß alle dergleichen Bücher, und aus dem Zusammenhange gerissene biblische Erzählungen, nur unter der Hand eines vernünftigen Anführers recht brauchbar werden, weil sie sonst leicht Misdeutungen veranlassen können. Hätte der Verf. Muße gefunden, das ganze Werk mit forschendem Auge sorgfältig durchzugehen, so würde er vielleicht jetzt manches geändert und mehr berichtiget haben.

B.

Christliche Vorträge und Unterhaltungen vermischten Inhalts. Ein Lesebuch für Christen. Von Joh. Jackob *) Stolz, reform. Pred. zu Offenbach am Mayn. Frankfurt, bey Eßlinger 1783. 19½ Bogen in 8.

Zuerst sieben Kanzelreden, Auslöschen des Geistes 1 Theß. 5, 19; Scharfrichten Andrer, Scharfrichten Sein selbst Matth. 7, 1—5; göttliche Festsetzung des Weltgerichtstages Ap. G. 17, 31; Verlassung Jesu am Kreuze, Matth. 27, 45. 46; Lobpreisung Gottes für die Auferweckung Jesus Messias **) 1 Petr. 1, 3. 4; Unbesorgtheit für zeitliche Erhaltung, Matth. 6, 31—33; Lauheit, Off. Joh. 3, 14—21; nebst dem Fragm. eines Gesprächs, S. 1—146. Hernach drey Unterhaltungen mit zwey jungen Töchtern, a) vor der ersten Communion, b) nach dem Tode ihrer Frau Mutter, c) Rückblick auf die erste Communion und den Verlust der Mutter S. 149—224. Endlich Fragmente aus einigen Predigten, aus einer Abhandlung für „geübtere" Leser, und aus einer Sammlung vermischter Reflexionen beym Lesen des N. T., auch für „geübtere" Leser S. 227—Ende.

Viele unsrer Leser kennen wohl schon den Verfasser als einen der ersten und treuesten Jünger des Herrn Lavater. Und diejenigen, die dieses noch nicht wissen, können es daraus lernen, daß gleich auf dem ersten Bogen S. 8. von „außerordentlicher" Gebetserhörung, und S. 15 von „glücklichsten" Gebeten, S. 229 vom „Glauben an die Person unsers Herrn Jesu Christi, als dem größten Glücke", S. 231 von der „Sehnsucht nach seiner Offenbarung" die Rede ist, und so an mehrern Orten das Lavatersche Christenthum vorgetragen wird.

Allerdings mangelt es in diesem Buche nicht an richtigen Lehren und gesunden Vorschriften, Ermahnungen und Rath-

*) So schreibt der Verf. stets, was bisher Jakob geschrieben worden.

**) Die Auferweckung Jesus Messias! Andre würden gesagt haben, Jesu, des Messias, oder lieber Jesu Christi. Aber die Jünglinge von Lavaters Secte finden dieses allzugemein, unterscheiden sich gern — sey es auch durch fehlerhaftes Deutsch.

Rathschlägen Allein theils sind sie allzuoft wiederholet; theils wird ihre Nutzbarkeit betrachtlich vermindert durch die (nicht sparsame) Zumischung Lavaterscher Meynungen. als welche dem Neutestamentischen Unterrichte gerade zuwiderlaufen, den ausgemachtesten Vernunft- und Erfahrungssätzen schnurstracks widerstreiten, und höchst mißdeutig sind. Hieher dünkt uns unter andern zu gehören, was S. 243—245 über Sündenvergebung gesagt wird. Wir können es unmöglich abschreiben, und wollen nur Folgendes darüber anmerken. Gott nimmt bey seinem Urtheil über einen Menschen keine Rücksicht auf die Leistungen, das Thun oder Leiden eines Dritten. Aber auch durch alles Erlassen äußerer Strafen, und das Zuwenden des göttlichen Wohlgefallens (geschehe dieses nun blos in Hinsicht auf die Reue des umkehrenden Sünders, oder um eines Dritten willen) kann doch der (durch sein voriges lasterhaftes Leben bey demselben verursachte) Abgang an Sinnesgüte und Glückseligkeit auf keine Weise ersetzet werden, und wird nicht ersetzet. — Auch kommen andre Vorstellungen vor, die wir nicht billigen können, weil sie uns der Würde der Religion nicht angemessen zu seyn dünken; z. E. S. 87. „Je mehr der Herr dir auflegen kann, (:) je (desto) mehr Vergütung kann er dir mit Gerechtigkeit geben, je (desto) herrlicher kann er dich einst belohnen, und dabey selbst an den Teufel, der alle Thaten Gottes belauret, appelliren, ob du diese Vergeltung nicht verdienest." S. 143. „Wer küßt nicht die scharfe Ruthe des Herrn, der auf das härteste Wort, das einen tödten sollte, das Wort der Liebe folgen läßt: wen ich liebe, den strafe und züchtige Ich, — und daran noch nicht genug hat, sondern noch mit der schmachtenden Zärtlichkeit eines Freundes, der gern bey uns wäre, und Nachtherberge hätte, vor der Thüre steht und anklopft, und wenn wir Seine Stimme hören und Ihm aufthun, mit unserm Brod und Wein vorlieb nehmen, mit uns auf Einen (Eine) Bank sich setzen will!" Daß ähnliche Vorstellungen in der Apokalypse (Kap. 3) stehen, rechfertigt den Gebrauch, namentlich aber solche Erweiterungen derselben in unsern Tagen nicht. Und was sagen unsre Leser zu dem, was der Verf. über die (noch dazu untergeschobne) Stelle Joh. 8, 3—11. S. 281 schreibt: „Der Gott Israels selbst (hier stand Er freylich im strengsten Inkognito vor den Priestern) der doch auf Ehebruch Steinigung gesetzt hatte, exequirt in diesem einzelnen

 Falle

Falle sein Gesetz nicht, da Er doch förmlich über sein Gesetz gefragt wird, und es selbst interpretiren sollte." Der Gott Israels im strengsten Inkognito! Möchte doch der Verfasser und möchten mehrere Lehrer der Religion, namentlich aus der Lavaterschen Schule, immer vor Augen haben, was Jesus einst seinen Jüngern (Marc. 9, 50) empfohlen, habt Salz bey euch. — Daß Petrus und seine Freunde aus redlicher Wahrheitsliebe in Jesu Jüngerschaft sich begeben haben, wie S. 125 angenommen wird, stimmt mit den Aeußerungen dieser Männer Matth 19, 27. Marc. 9, 34 f. Luc. 22, 24 f. 24, 21 f. Apost. Gesch. 1, 6 und andern Umständen nicht überein. Erst später gaben sie ihre jüdischen Vorurtheile auf, verwechselten sie ihre selbstsüchtigen Absichten und Erwartungen von Mitherrschaft in Jesu (vermeyntem) weltlichen Reiche mit richtigern Gedanken, menschenfreundlichern Entwürfen, edlern Hoffnungen.

Der Vortrag ist an vielen Orten leicht, fließend und lebhaft. Aber der Ausdruck ist hie und da niedrig, als S. 28 „Andern ihr Urtheil, ihre Sentenz machen"; S. 32 „daß der und der Mensch unverbesserlich sey, nicht mehr herumgeholt werden könne"; S. 39 „wo man sich viel über Andre in seinen Urtheilen hermacht". Auch ist die Sprache in manchen Stellen höchst unrein; der ihn stören oder genieren könnte" S. 15; Ataschement S. 135 (man pflegt sonst Attachement zu schreiben); Generosität S. 139; Exzesse S. 137; ecklatanten, publicken S. 260. 261; an „minuties und Kleinigkeiten hängt"; er „drückt und geniert bey jedem tête-à-tête" S. 261. 262; Schickaneur S. 282; „weisen Sie jeden — mit souveräner Verachtung ab" S. 198; „seinem verlornen Fond nachsehen" S. 262; „Fülle ist der esprit des Evangeliums" S. 281; kombiniert S. 290; u. a. m. Die meisten dieser ausländischen Wörter hätten mit gleichbedeutenden deutschen ganz bequem vertauschet werden können. Wollte aber der Verfasser jene doch brauchen: warum schrieb er sie nicht so, wie sie im Lateinischen, Französischen 2c. geschrieben werden? Warum Inkognito, Exzesse, Schickaneur, ecklatanten? Warum auch Konzert, Kur, Kredit, Kommunion u. s. w. Schnitzer gegen die Grammatik sind uns hin und wieder aufgestoßen, als S. 96 der Todte „auferstand"; er „auferstand" und zeigte sich S. 165; „Paulus der Erfüllte mit dem heil. Geiste, schrieb" 2c. S. 16; „den erfülltesten von

der

der Herrlichkeit Gottes" S. 165; ungespiesen anstatt ungespeiset, S. 114; gespiesen und gekleidet S. 121; wegen dem Mangel S. 263 An Helvetianismen gebrichts ebenfalls nicht, ab seiner Rede erschrecken, S. 35; das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen. S. 203; geäufnet S. 250.

Der Verfasser hat seinem Buche ein ziemlich genaues Register angehängt. Der Recensent würde es ohne das mindeste Mißvergnügen entbehrt haben, und höchst wahrscheinlich Mehrere mit ihm. Bey andern ungleich brauchbarern Schriften, auch aus diesem Fache, hätten wir dergleichen Hülfsmittel aber sehr gewünschet.

Qz.

Christian Gottfried Struensee's neue Uebersetzung der Psalmen, Sprüche Salomon's und Klaggesänge Jeremiä nach dem ebräischen Text, mit Zuziehung der griechischen Version herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Heinrich Ernst Güte. Halle, Waisenhaus 1783. 8. ohne die Vorrede 402 Seiten.

Die Vorrede macht dem Herzen des Herausgebers Ehre und segnet das Andenken des Verfassers, der unter gelehrten, verdienten und fleißigen Männern einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine Uebersetzungen alttestamentlicher Bücher und eines Theils des N. T. sind bekannt und von entschiedenem Werth, wenn ich auch nicht, wie G. aus Liebe für seinen Lehrer, glauben kann, daß sie zu den geschmackvollsten gehören, und durch guten starken poetischen Ausdruck dem Original sehr nahe kommen. Die gegenwärtigen sind ganz im Geschmack der erstern. Schon lange hatte St. daran gearbeitet; aber immer wollte er mehr Feinheit anbringen, und ihnen noch mehr exegetischen Werth geben. Darüber starb er, und hinterließ seine Uebersetzung bis zum 143sten Psalm rein abgeschrieben und zum Druck umgearbeitet. Vom 48sten Psalm bis zum 143sten waren die Varianten gesammelt, ob er gleich auch durch ein Sternchen bey den ersten 44 Psalmen, in der Uebersetzung bemerkt hatte, wo eine Variantenanmerkung kommen sollte. Da nun Hr. M.

G. aufgefodert wurde, die Ausgabe zu besorgen, so ergänzte er die letztern 8 Psalmen der ersten Handschrift, und änderte nur ein paar Stellen, von denen er gewiß wußte, daß sie der sel. Uebersetzer selbst würde geändert haben. Er sammelte die Varianten zu Psalm 1—47 und zu Psalm 143—150, und setzte zu den Struenseeischen noch einiges, doch in Parenthesen. In den 142 Psalmen ist die beschriebene Uebersetzung von St. getreu geliefert, seine Anmerkungen sind mit Zahlen, und die Göttreischen mit Buchstaben bezeichnet. Zuweilen hat sich der Herausgeber in den Anmerkungen eine andere Uebersetzung erlaubt, manche Ausdrücke zu erklären gesucht, und besonders bey den Psalmen, die er für Messianisch hält, seine Gründe angegeben.

Bey den Sprüchen Salomo's und Jeremiä Klaggesängen fand G. mehr Schwierigkeiten. Beydes war Uebersetzung vom Jahre 1775 und 1776 ohne Anmerkungen, doch waren auch hier im Text Sternchen, wo sich eine auffallende Variante finden sollte. Doch fand G. die Uebersetzung (noch nach Döderlein) so gut, daß er es nicht wagen wollte, ein Paar Stellen ausgenommen, das mindeste zu ändern. Die sämmtlichen Anmerkungen zu den Salomo'schen Sprüchen sind vom Herausgeber, so wie auch die Varianten in den Stellen, wo in der Abschrift ein Sternchen war.

Dies ist es, was laut der Vorrede, Uebersetzer und Herausgeber leisten wollten. Und nun einige Bemerkungen über den Werth des Ganzen. Wozu die Menge deutscher Uebersetzungen, wenn sie keine andere Bestimmung haben, als etwa noch ein Vehikel zur Aufnahme neuer, oft sehr sparsam, nicht selten nur halb wahren, häufig ganz falsch angebrachten Erklärungen zu werden? Wenn die Uebersetzung nicht etwas Eigenes hat, wenn sie sich nicht auszeichnet durch einen gewissen Schwung, und dem Original — nicht blos in einzelnen Stellen — auch im Ganzen nahe kömmt; wenn sie nicht einen Mann von eigentlichem Uebersetzerberuf zum Verfasser hat, und neue Wendungen, ihre eigene Sprache wählt, und einen, dem gewöhnlichen Uebersetzer unbekannten Gang nimmt; wenn sie sich nicht, wie Wielands Uebersetzung der Horazischen Briefe unter ihren Schwestern auszeichnet; was gewinnt das Publikum? — Nichts, als einige Erklärungen mehr. Zuerst ein Beyspiel von einem mittel-

mäßigen

mäßigen Liede — und zu dieser Gattung gehört doch ein beträchtlicher Theil dieser Sammlung — Verschiedene Uebersetzungen vom **hundertsten** Psalm.

Michaelis

Ein Lobpsalm. Bringe Jehoven Freuden-Geschrey du ganze Erde! Mit Fröhlichkeit vollbringet seine Gottesdienste und kommet mit Frohlocken vor sein Angesicht: erkennet, daß Jehovah allein Gott ist! Er hat uns gemacht, sein sind wir, sein Volk und eine Heerde, die er weidet. Gehet mit Dank zu seinen Thoren ein, und mit Lobliedern in seine Vorhöfe. Danket ihm, segnet seinen Namen, denn Jehovah ist gütig, seine Gnade währet ewig, und seine Wahrheit vom Geschlecht zu Geschlecht.

Knapp

Ein Danklied zum Saitenspiel. Jauchze Jehoven alle Welt! Dient Jehoven mit Freuden! erscheint mit Frohlocken vor ihm. Erkennet es! Jehovah ist Gott! er unser Schöpfer, wir sein Eigenthum, sein Volk! die Heerde seiner Weide! Geht ein in seine Thore mit Dankgesängen, mit Lobliedern in seine Vorhöfe. Danket und lobet Ihn! Gnädig ist Jehovah, ewig währt seine Güte und seine Treue durch aller Zeiten Zeit!

Struensee

Lobpsalm. (Warum ohne den deutschen Artikel?) Singe Jehovah, laut gesammter Erdboden. (wie matt!) Dient dem Jehovah mit Freuden! kommt zu ihm mit Jauchzen. Erkennet es, daß Gott Jehovah ist. Der hat uns gemacht, nicht wir — Wir sind sein Volk und eine Heerde, die er weidet. Kommt zu seinen Thoren mit Lobgesang — Zu seinen Vorhöfen, so, daß ihr ihn preiset. (wie schleppend!) Singet ihm und preiset seinem Namen. Denn Jehovah ist gütig! Ewig währet seine Gnade, und durch alle Geschlechte seine Güte!

Verliert nicht St. neben **Knapp**? und verliert er nicht selbst neben unsers **Luthers**?

Jauchzet dem Herrn alle Welt
Dienet dem Herrn mit Freuden,
Kommet vor sein Angesicht mit Frohlocken.

Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst, zu seinem Volk, zu Schafen seiner Weide.
Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken,
Zu seinen Vorhöfen mit Loben. Danket ihm, lobet seinen Namen!
Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig, und seine Wahrheit für und für!

Aber selbst bey wichtigen Gesängen, wo der Uebersetzer mehr für den Gehalt und Werth des Ganzen arbeiten, neue Aussichten dem Exegeten geben, und neue Berichtigungen für den Kritiker anbringen kann, find' ich hier wenig erhebliches. Zum Beyspiel der hundert und zehende Psalm, was hat er von St. im Ganzen gewonnen! Wäre es nicht besser, Anmerkungen über einzelne Stellen im Geschmack der trefflichen Arnaldischen Beyträge zur Exegetik und Kritik des A. T. zu liefern, und wenn der Verf. ja glaubt, Uebersetzerberuf zu haben, einzelne Gesänge ganz zu übersetzen und zu ändern, blos neue Winke für den Kritiker und Exegeten zu geben, als das Gesagte noch einmal, und nicht selten schlechter, zu sagen. Eine Bemerkung, die mir die neuern Erscheinungen gewisser Uebersetzungsprodukte, die außer den Hebraismen kein Merkmal haben, daß sie laut der Aufschriften, aus dem Hebräischen übersetzt sind, abnöthigen, ohne nur entfernt die Verdienste des sel. Mannes kränken zu wollen. Zur Probe, was Exegese, Kritik und Sprache gewinne, und wie wenig diese St. Uebersetzung Anspruch auf eigentlichen Geschmack mache, und sich durch gute starke Ausdrücke dem Original nähere, will ich nur einige Bemerkungen über die sogenannten Messianischen Psalmen ausheben und beurtheilen. Sie sind: (beynahe alle sehr dogmatisch überschrieben) der 2. 16. David führt den Heiland in seiner Niedrigkeit betend ein. 22. Gebet des Erlösers in seinem schweren Leiden. 40. Von der Erlösung durch den Heiland. 41. Von der Glückseligkeit derer, denen der Heiland in seiner Niedrigkeit gefällt, dessen Leiden beschrieben werden. — So ist doch nicht die Grundidee ganz gefaßt und gut deutsch angegeben! — 45. Gesang von dem hochgelobten König, seiner Herrlichkeit und der Herrlichkeit seiner Braut, d. i. der Seinigen. Ganz sonderbar ist der 68ste Psalm überschrieben: Anbetung Gottes über die neutestamentische Gnade. Vielleicht

also

also auch messianisch? 69. Von dem verdienstlichen Leiden des Erlösers. 76. Friedevolle Haushaltung Gottes im Neuen Bunde. — Sehr neu, aber nicht sehr wahr! — 87. Ausbreitung des Evangelii. 88. Von den großen Leiden des Erlösers. 102. Gebet des Erlösers in seinem schweren Leiden und tiefen Erniedrigung. 110. Vom Messias. Eine gedachte Theorie über die messianischen Psalmen läßt sich schwer nach dieser Auswahl, oder eigentlicher nach dieser Mischung von messianischen und nichtmessianischen Gesängen voraussetzen, und diese scheint doch vor dem Aufsuchen, selbst nach den Grundsätzen des Verfassers und Herausgebers, nothwendig zu seyn. Es ist eine eigene Sache, den Gesichtspunkt zu fassen, aus dem jene wichtigen Gesänge müssen erkannt und beurtheilt werden; aber offenbar ist in der Angabe der Gründe gefehlt. (Vom Gefühl, das in vielen Fällen entscheiden muß, und richtig entscheiden kann, wenn es Kennergefühl, ist hier kein Wort.) So z. B. Ps. 2, 2. wider Jehoven und seinen König die Anmerkung: David kann das nicht seyn. Nationen, große Völker haben sich gegen ihn empört, aber nicht wider ihn, als ihren König. (Aber dies sagt doch auch nicht der Dichter, und wie? wenn die Erdenkönige, die Großen im Reiche wären, die David nicht huldigten?) V. 6. hört die Sanction (undeutsch und ohne Gewinn für den Sinn) Ps. 16, 3. an den Heiligen in seiner Erde thut er Wunder, d. i. an seinen rechtschaffenen Verehrern beweiset er sich herrlich noch im Tode, (nach dieser Lesart erwart' ich den Gedanken, an den Heiligen seines Landes, d. i. an ächten Israeliten, verherrlicht sich Gott. Eine kritische Kleinigkeit muß noch gerügt werden. Durchaus in der Sammlung verschiedener Lesarten werden LXX Vulg. und Arab. als verschiedene Zeugen angesehen, da doch die letztern nach den ersten geformt sind.) V. 5 wird erklärt: ich kann sie nicht für die Meinigen erklären, (nicht richtiger, auch nicht ihren Namen will ich nennen?) Wie matt der Schluß: Mit Annehmlichkeiten ist deine Rechte immer gefüllt. Im 22sten Psalm, wo ganz vorzüglich Stärke herrschen sollte, Sprache der Leidenschaft und des Schmerz, ist alles Prosa: Du hörest mein starkes Rufen nicht, gleichwohl bist du der Untadelhafte. — Er hat dem Jehovah alles anheim gestellt — er errette ihn nun, da er seinen Wohlgefallen an ihm gehabt haben soll — ein ganzer Haufe Bösewichter

hat sich um mich herum gemacht. Ein Saame wird ihm dienen u. s. w. In den Anmerkungen vermisse ich V. 17 die wahrscheinlich richtigere Punktation כַּלְבִּים Jäger, θηρευταις nach Aquil. und Sym. κυνηγεταις nach einem andern Griechen. Hieron. venatores, auch unten V. 21 מיד כַּלְבּ für das unschickliche von der Hand des Hundes. Ps. 40, 3 nichts von dem schweren הירן. V. 5 würde die Anmerkung: die da glauben keinen Heiland nöthig zu haben, sind Lugner, Joh. 2, 22 besser vertauscht worden seyn mit der Erklärung des Worts דבר. V. 10. Gerechtigkeit ist offenbar hier nach dem folgenden Liebe oder Religion, Wahrheit das δικαιοσυνην σου der LXX, wie unten V. 11 hätte angemerkt zu werden verdient. Ps. 41, 4. Zunächst hat wohl David den Psalm geschrieben, da er vor Absalom floh — Aus Joh. 13, 18 folgt, daß die Schicksale des Messias mit den Davidischen Aehnlichkeit hätten. (Und gesetzt, diese Stelle ließe eine Aehnlichkeit zu, darf ich dann gleich so gerade zu sagen: also handelt der Psalm von der Glückseligkeit derer, denen der Heiland, dessen Leiden beschrieben werden, in seiner Niedrigkeit gefällt? Aber ist denn nicht bey dem Gebrauch der Stelle Joh. 13, 18 zu dieser Absicht der Fehler auffallend, vor dem der Logiker warnt? ist dies kein circulus in demonstrando? und wie passen denn auf den Messias die Stellen V. 3. 4. 5?) Psalm 45. fällt zuerst, wie bey mehrern Psalmen, die Uebersetzung auf „den Vollender". In einer ausführlichen Anmerkung beweiset der Herausgeber, daß dieser Psalm nicht ein Hochzeitlied seyn könne, „weil kaum zu glauben sey, daß eine solche Ode unter die gottesdienstlichen Gesänge wäre aufgenommen worden. (Hier hat G. vergessen, einen Blick in die Geschichte dieser Sammlung zu werfen, und sich der sogenannten Fluchpsalmen zu erinnern, die keine gottesdienstlichen Gesänge sind) wenigstens finde sich in der Bibel kein ähnlicher Fall." (Aber ich dächte, der Kenner fände einen sehr ähnlichen Fall im Hohen Liede). Er nimmt vielmehr an, daß hier ein König besungen werde, der seine Regierung antrete, oder nach einem glorreichen Siege triumphire. — Dies ist sehr gut auseinander gesetzt. — Aber wozu die Anmerkung, daß das Glück im Reiche des Messias in Bilder gehüllt werde? V. 6. Messias Waffen sind seine Lehre: V. 7. Kann das von einem irdischen König gesagt werden?

(Hier

(Hier erwartet' ich die Antwort von G. „Ja! wie ich sage, unüberwindlichster Kaiser in Prosa, so darf ich noch vielmehr beym morgenländischen Dichter diesen Ausdruck anwendbar auf einen König finden." So viel ist daran gelegen, die Psalmen im Geiste der hebräischen Poesie zu lesen!) Wozu dies alles, wenn erst erwiesen werden soll, daß dieser Psalm vom Messias müsse erklärt werden? Auch hier sind Stellen: **Königstöchter gehen in deinen Kostbarkeiten — Die ganze Herrlichkeit der Königstochter ist zwar was Inwendiges, doch ist ihr Kleid von Goldstücken,** die sehr auffallen. Ps. 68. Wahr ist es, daß in diesem Gesange der fromme Wunsch angebracht ist, daß sich die Erkenntniß des wahren Gottes immer allgemeiner verbreiten möge. Aber berechtiget dieser Gedanke den Leser, die Zeiten des N. T. hier zu finden, und die Grundidee: Anbetung Gottes über die N. Testamentliche Gnade? Darf nun der Verf. V. 5 „ebnet ihm den Weg, der in den Wüsten daher kommt," erklären: „unter heidnischen ungläubigen Nationen sein Evangelium verkündigen läßt?" Die Uebersetzung hat wieder ihre Fehler. **Das Gefängniß gefangen führen,** — wie undeutsch, und **zerschmettern den krausen Kopf desjenigen, der in seinen Sünden fortgeht.** Wie schleppend! Neues von Wichtigkeit fand ich nicht. Ps. 69. Daß einzelne Stellen im N. T. auf Christum konnten angewendet werden, befremdet nicht; aber das ist ein Räthsel, wie der Gesang ursprünglich dem Messias gewidmet seyn soll, wenn auch der 6te Vers übersetzt wird: Gott, du kennest meine Thorheit, und meine Sünden sind dir nicht verborgen! Hätte der Verf. statt der unbefriedigenden Anmerkung: er ward für uns zur Sünde gemacht! „übersetzt: Gott! wär' ich Sünder, du würdest es wissen, dir wäre nicht verborgen meine Missethat! Im 70sten Psalm Gottes Haushaltung im N. T. zu finden, ist wirklich — schwer. Der Verf. macht zum 4ten V. die Anmerkung: So wird die Haushaltung Gottes von allen Propheten besungen, und so findet er, was er sucht. (Aber da dieses Buch doch eigentlich mehr für den Nichtkenner, für den Schüler, bestimmt ist: so wäre hier ein Wink des Herausgebers sehr gut angebracht, ähnliche Fehler in der Angabe des Grundgedankens zu vermeiden.) Der 87ste Psalm handelt offenbar von Proselyten der jüdischen Kirche. Wahrscheinlich fällt er in die Periode kurz nach dem babylonischen Exil. — Aber Ausbreitung des Evangelii

nicht

möcht' ich wohl doch nicht diese Kenntniß Gottes nennen. Der Gedanke ist: auch der Heyde wird den wahren Gott verehren. Die Geschichte der damaligen Zeiten hat Beyspiele genug von der Verbreitung dieser Gotteserkenntniß. Aber dies ist noch nicht Evangelium! und aus welchen Gründen wird der 88ste Psalm so zuversichtlich von des Erlösers Leiden erklärt? — „ich stelle mir, sagt der Verf. kaum als möglich vor, daß ein Christ den Psalm lesen, und ihn von Jemand anders, als dem Heiland, verstehen kann." Der Herausgeber hätte das Beleidigende dieses Machtspruchs fühlen und mildern sollen! Der Rec. liest auch als Christ diesen Psalm, und begreift nicht, wie der Geschichte Jesu der 4. 6. 9. u. 19te Vers angepaßt werden kann. Wie konnte Jesus, der unter seinem Kreuze Maria und Johannes sah, klagen: Meinen Liebhaber und Freund (besser Vertraute und Freund) hast du von mir entfernt, und meine Bekannten sind verschwunden. Daß Männer von Gelehrsamkeit so fühlen können! Ganz nach diesem Gefühl ist auch der 102te Ps. messianisch. Es ist unangenehm, einem sonst so verdienten Manne so oft zu widersprechen; aber der Herausgeber hätte erinnern sollen, daß Behutsamkeit, Scharfsinn und genaue Untersuchung aller Charaktere des Messias, ihrer Anwendung, Bestimmung u. s. w. das Gefühl des Exegeten für oder gegen Messianische Weissagungen bestimmen müssen. Jemehr der Recens. über die verschiedenen Theorien der Messianischen Weissagungen nachdenkt, desto weniger empfiehlt sich ihm das Detail, die Anspielung auf die besondere Lebens- und Todesumstände Jesu, die mit dem großen Plan seiner Sendung nicht wesentlich zusammenhängen. Der große Gedanke: nicht bloß Israeliten, auch andere Nationen werden den wahren Gott anbeten, ist die Basis, und es ist nicht Blasphemie, in der Geschichte der Muhammedanischen Religion einen Theil dieser Verheissungen erfüllt zu sehen, die durch Jesum aufs vollkommenste ist erfüllet worden. Ein Wink, nicht für den Kenner, sondern blos für Exegeten, die bey solchen prophetischen Aussichten allein an das Evangelium, und wohl gar an die Geschichte der Reformation denken, ohne zu beherzigen, daß Götzendienst und Muhammeds Religion eben so gut einander können entgegen gesetzt werden, als Götzendienst und Christenthum. Oder war z. B. Muhammeds Religion nicht im Plan Gottes? — Zum 110ten Ps. hat der Herausgeber eine sehr gute Anmer-

kung

kung gemacht, und die Gründe kurz angegeben, warum dieser Gesang vom Messias müsse verstanden werden. (Nur bey den Stellen des N. T. wünscht' ich eine Anmerkung mehr. Diese: Es werden hier nicht einzelne Stellen aus dem Gesang erborgt, und nach einer bekannten Ideenassociation auf Christum angewandt; sondern die Grundidee des Gesangs selbst als ein Beweis für den Satz: **Jesus ist der Messias**, genützt. Urtheile ich recht, so ist dies der wichtigste Bestimmungsgrund, in diesem Gesang an den **Messias** zu denken. Bey der Erklärung einzelner Stellen vermiß' ich besonders für den minder geübtern Exegeten einige Bemerkungen, z. B. etwas zur Erläuterung des ungewöhnlichen מטה ישלח מציון und zu נרבת im 3ten V. Neu, wenigstens mir neu — ist die Uebersetzung: sie sind **Kinder des Lichts** (מרחם משחר) in der Anmerkung: **aus dem Leibe der Morgenröthe**; (aber da müßte wohl im Hebr. מרחם השחר stehen). **Zahlreich wie der Thau** nach der Anmerkung: bey der Lesart, welche ich übersetzt habe, müßte punktirt werden יְלָדֶיךָ und טל לך würde fehlen (aber in der Uebersetzung ist doch טל ausgedruckt, und diese Lesart gewählt כְּטַל יְלָדֶיךָ). Noch schlägt G. die Punktation מֵרֶחֶם vor: **Vor der Morgenröthe** (d. i. ehe der Morgen der Welt anbrach) **hab' ich dich, den Geliebten, gebohren.** (Der Gedanke wäre des Dichters würdig; aber die Sprache will eine andere **Wortordnung**, — welche? — weiß G. selbst.) V. 4. **Wie Melchizedek** (Melchisedek) in der Anmerkung: also nicht von Aarons Familie, nicht dem levitischen Gesetz verpflichtet. Sollte ein Sohn Davids Priester werden, so mußte durch ihn Aarons Priesterthum und das levitische Gesetz abgeschafft werden. Das trifft beym Messias zu. (Aber warum nichts von dem schweren על דברתי und von Ebr. 6, 20. 7, 3. nach welchen Stellen (wo Paulus nach der LXX anführt, also Hn. G. Erklärung des ungewöhnlichen על דברתי wählt) die Parallel zwischen **Melchisedek** und dem **Messias** einen andern Zweck hat, und beweist, er (der Messias) ist כהן לעולם). Der Sinn des letzten Ausdrucks ist offenbar verfehlt. „Daher geht er so hoch daher," soll eben so viel seyn, als: **daher gelingt es ihm, soviel Gutes auszurichten.** (Die Redensart ירים ראש bedeutet: **er triumphirt, er siegt.**) Unter den eigenen Erklärungen fand ich diese: Ps. 10, 1. לעתות **manchmal** (ohne Sprachgebrauch); 17, 5 ergänzt er

er תִּתְמֹךְ: du erhältst meinen Gang in deinem Geleise. Ps. 53, 6 liest St. חנף für חנך (ohne kritische Zeugen, und unwahrscheinlich die leichtere für die schwerere Lesart.) Psalm 114, 2 sieht St. das letzte ה in יהודה als Paragogikum an: Da war Juda sein Heiligthum. 115, 9 sehr richtig בְּטַח. Ps. 127, 2. „Wenn ihr euer Brod mit Kummer esset, so stellt den, der ihn hasset (שָׂנֵא) seinem Geliebten dar. (Hart, und auch bey der Anmerkung: „der sieht es ein, daß der, so sich mit Sorgen quälet, ein unseliger Mensch ist“ nicht sehr deutlich.) 138, 1 אלהים ein verehrungswürdiges Wesen. „Vor dir, dem anbetungswürdigen Wesen, will ich dir singen, (wird die gewöhnliche Uebersetzung „ich will vor Fürsten singen“ nicht verdrungen?) Auch die Hypallage V. 2. „denn du bist immer noch mehr, als was von dir bezeugt ist“ nimmt sich nicht gut aus. 144, 12. 13. 14. „Die Lesarten der LXX (Vulg. Hieronym. 2 Arab.) und des Syr. geben hier den leichtesten Sinn, und passen zu der Konstruktion אשר im Anfang des 12ten V. vergl. mit אשר im 11ten V. vortrefflich.“ (Wenn sie passen können) Noch ist mir die Aufschrift des 51sten Psalms aufgefallen: Bußgebet Davids, nach der er sich mit Bathseba abgegeben, und das alte Sela. Die Sprüche Salomo's sind eben sehr wenig geschmackvoll, bündig, und dem Original gemäß übersetzt. So z. B. Kap. 1, 4. Der Einfältige wird gescheuter werden. V. 7. Furcht des Jehovah, statt Religion. V. 23. Werdet ihr umkehren, und euch von mir sagen lassen. 2, 14. Wenn sie verkehrte böse Dinge machen können. V. 17 und den Bund ihres Gottes vergessen hat, (warum Bund für Gesetz? und giebt nicht der Parallelismus dem ברית אלהיה eine weit schicklichere Bedeutung, ganz entsprechend dem אלוף נעוריה (Ehebündniß.) 3, 3. Gnade und Wahrheit (wahres Glück) wird dir nie entstehen. V. 8. Ein erquickender Trank für deine Gebeine (Erquickung für deinen Körper). V. 9. Ehre Jehoven von (mit) deinem Vermögen. V. 30. Wenn er dir nichts zu nahe gethan hat. V. 32. Der krumme Mensch (der Tückische). 10, 6. Das Maul der Gottlosen bedeckt ihn (den Gerechten) mit Elend. V. 7. Der Name des Gottlosen fault, (erweckt Ekel, wird stinkend). 11, 21. Der Böse, wenn er sich auch mit andern verkoppelt; (nach dem Griech. ο χειρι χειρα εμβαλων, der Sinn ist ganz verfehlt). Ein schlechter Mann, (ein Dürftigen

tiger, von niederer Erziehung, vom Pöbel) V. 10. Der Gerechte merkt auf das Verlangen seines Vieh; der Gottlose hat kein Mitleiden, (statt: für sein Vieh sorgt der Edle; der Frevler ist auch bey seinem Mitleid grausam) V. 23. Der kluge Mann krahmt mit seiner Einsicht nicht. 13, 10. Ein böser Mensch (רע nach den LXX) erregt durch seinen Stolz Zänkereyen. (רק die schwerere Lesart giebt einen passendern Sinn: Leere, d. i. Unwissenheit mit Stolz, erregt Zank). V. 12. Ein Baum des Lebens (für Arzney, stärkende, heilende Früchte) V. 15. Ein guter Verstand macht beliebt; der Weg des Treulosen ist rauh. (ohne treffenden Nachsatz. Passender: gute Gesinnungen machen beliebt; Umgang mit Frevlern hart.) 14, 1. Ein jedes weises Frauenzimmer bauet ihr Haus. (ganz falsch: Frauenklugheit hilft dem Haus auf — Thorheit reißt es nieder) V. 30. Wenn das Herz geheilet ist, empfindet es auch der Körper; kriklich (zänkisch) seyn, machet die Knochen faulen. (für: Leben des Körpers ist ein gesundes Herz, Leidenschaft verzehrt ihn). V. 32. Opfert St. den großen Gedanken: der Tugendhafte ist auch im Tode getrost, der Lesart der LXX τῃ εαυτȣ οσιοτητι בתמו „der Gerechte findet eine Stütze in seiner Redlichkeit“ auf. Eben so verfehlt St. aus Liebe für die Alexandr. Uebersetz. den trefflichen Gegensatz des 33. V. Der Weise schweigt, der Thor spricht laut! und übersetzt: Weisheit ruhet in dem Herzen der Verständigen, in dem Herzen der Narren ist sie nicht sichtbar. (ȣ διαγινωσκεται) Noch unglücklicher ändert St. חֶסֶר in חָסֵר, Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, und Sünde machet Nationen schmelzen. (Ist doch צדקה Religion und חסר das Gegentheil Abgötterey ganz passend! Warum fand der Herausgeber nicht das mindeste zu ändern? —) Kap. 16, 3. גל leitet St. mit der LXX φανιζει von גלה ab, und punktirt גַּל entdecke. (Wirklich sehr passend!) Sehr gut hat St. mit dem bekannten: Der Mensch denkts, Gott lenkts, den 9ten V. ausgedrückt. V. 28. Ein verkehrter Mensch (der Falsche) richtet Zwist an; der gute Freund bringt den Aufgebrachten fort, (entfernt ihn). Sehr glücklich! G. sagt in der Anmerk. „Der Uebersetzer hat statt נרגן sehr schön gelesen ורגז“ (Er hätte nach dem Chald. die 2 Königsb. Handschr. und den 602 Cod. bey Kennikot für diese sehr wahrscheinlich ursprüngliche Lesart anführen können.) Kap. 19, 27. Ein Sohn,

Sohn, der aufhört ꝛc. (nach der LXX חֲדַל בֵּן für das masorethische חדל בני ohne zu beherzigen, daß der Hebräer sagen müßte (בן חֲדַל) 21, 12. für לבית nach der LXX לבות. 22, 8. ist sehr gut übersetzt: jung gewohnt, alt gethan; aber unrichtig der 17te V. Schicke dein Herz an, Kenntnisse zu erwerben לבך תשית לדעתי heißt: sey aufmerksam auf meine Lehre. 25, 2 übersetzt St. im Imperativ: Ehre Gott, plaudere nichts aus, ehre den König, und lerne die Sachen (Handlungen) richtig erkennen. Eben so neu ist die Uebersetzung des 27sten V. So ist nicht gut, einen, der gute Sachen erfunden hat, (חֹקֶר כְּבֹדָם) zu sehr ehren. 26, 10. Man ist immer ein geplagter Mensch, wenn man einen Narren und (oder) einen Bösewicht dinget. Die Stelle ist schwer, der Kenner urtheile über den Werth meiner Uebersetzung: **Ob du Thoren miethest oder Frevler, beydes** (כל) **ist ein Pfeil, der verwundet.** Ganz im Geschmack des Bildes der vorhergehenden Sentenz: **Immer nimmt die Sache eine unglückliche Wendung, wenn sie der Thor oder der Bösewicht besorgt. Bey diesem aus Bosheit, bey jenem aus Unverstand.**) Aeusserst schleppend ist der 18te V. übersetzt: so ein Spaaß das ist, wenn ꝛc. **so ein Spaaß ist das**, wenn ꝛc. Die schwere Stelle Kap. 27, 16 ist übersetzt: Wer die (eine zänkische Frau) bewahren will, will den Wind bewahren, und das Oel mit der Hand fassen. S. glaubt, St. verwandele יקרא in יִקְרַח, aber dann gewinnt diese Erklärung nicht. (Die Bedeutung, arcte tenuit, die auch **Simonis** bey קרא angiebt, liegt zum Grunde). Beleidigend, auch für ein morgenländisches Ohr, ist der Anfang des 28sten Kap. Der Gerechte — er ist getrost, wie ein zottigter Löwe. S. 344 steht durch einen Druckfehler: Wer seine Sünden **bedeckt**, dem **wirds wohl** geben. Eine sehr verunglückte Sentenz ist, nach St. Uebersetzung der 20ste V. **Man sey nur gläubig**, (und das hat der Verf. mit Schwabacher drucken lassen) so wirds an Segen nicht fehlen, und der Herausgeber macht noch die Anmerkung 1 Tim. 6, 10. Traurig! wenn so ein Glaube geprediget wird. Aber **Luther** hat doch wahrer übersetzt: Ein treuer Mann hat viel Segen! Eben so wenig empfiehlt sich die Umänderung des Worts חסר in חסר V. 22. und אחרי in ארחי V. 23. Die Konjektur רהר für רחר V. 25 ist ganz gegen den Sinn dieser Stelle. Ganz in diesem Geschmacke

Konjektu-

konjekturirt St. Kap. 29, 10 forte pro ישרים h. l. רשעים legendum. Kap. 30, 3 ist die Anmerk.: nämlich einer göttlichen Offenbarung bin ich gewürdigt, sehr am unrechten Orte. Eine drollichte Uebersetzung des 8. V. Windigkeit und Lügen (statt Abgötterey) entferne von mir. Kap. 31, 1. Ein göttlicher Ausspruch für einen König (für למואל mit der LXX מאל למלך ganz unhebräisch). V. 19. Sie beschäftigen sich mit würdigen, nützlichen Dingen (mit den LXX ἐπὶ τὰ συμφέροντα. Wirklich kann St. Beyspiel vor Mißbrauch der LXX warnen!) Beweise genug, daß der Herausgeber einen Michaelis, vorzüglich Döderlein und Arnoldi, noch mehr hätte zu Rathe ziehen, und dem Ausdruck eines Uebersetzers mehr Wahrheit, Würde und Bestimmung geben sollen. Die Uebersetzung der Klaggesänge Jeremiä hat eben so viele Mängel und Gebrechen, als die beyden erstern. Kap. 1, 1 היתה למס gar nicht übersetzt. V. 14 wird punktirt עַל für על um meiner Missethat willen. 3, 65 lege מְגִנַּת (sehr richtig! Mehrere Kodd. bey Kennicott (worunter auch die 2 Königsb. ist, ohnerachtet in Lilienthals Vergleichung nichts davon vorkommt) lesen מגינת). Börmels Anmerkungen und Uebersetzung hat der Herausgeber nicht genutzt.

Piv.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Reichsritterschaftliches Magazin, herausgegeben von Johann Mader. Zweyter Band. Frankfurt und Leipzig 1783. 2 Alph. 1 Bogen in 8.

Die Absicht des Verf. bey dieser Sammlung haben wir bey Gelegenheit des 1sten Bandes (Anh. zum 37 — 52. B. S. 1142) angeführet. Die im 2ten Bande befindlichen zum Theil noch nicht gedruckten und größtentheils interessanten Stücke sind: 1) Fr. A. Fuchs Beyträge zu der Frage: ob den reichsadlichen Mitgliedern ein eignes von dem I. Collect. des Corporis unterschiedenes Steuerrecht gebühre? 2) Mosers Beyträge zur ältesten Geschichte der Reichsritterschaft in Schwaben,

Franken und am Rhein bis auf K. Maximilian I. — Wir sehen nicht ab, warum diese Abhandlung aus einer in aller Publicisten Händen befindlichen Sammlung hier wieder abgedruckt ist. — 3) Freyh. von Hohenfeld Bedenken: Ob ein Lehnmann seinem Lehnherrn in Kriegszeiten seine Lehndienste — zu leisten schuldig sey? 4) D. Schobers Bedenken, die ritterschaftlichen Lehndienste betreffend. 5) Datts Gedanken: warum die Schwäbische Ritterschaft in die Conjunctur mit den Erz- und Domstiftern nicht consentiren könne. 6) Vergleich zwischen Nürnberg und dem R. Ritterkanton an der Baunach; die Errichtung der Baunachschen Ritterkanzley in diese Stadt betreffend, vom 29. Dec. 1778. 7) R. Ritterschaftliches Attestat in puncto simultaneae investiturae. Ulm d. 1. April 1696. 8) *Salzmann* Dissertatio; de immunitate a vectigalibus immediatorum Imperii Nobilium, Argentor. 1748. 9) Vergleichsreceß zwischen dem Stift Fulda und der Buchischen R. Ritterschaft. Fulda den 5. Oct. 1700. 10) G. Fr. Harprechts Gutachten, das Successionsrecht in das Ritterguth Knöringen betreffend. Tübingen, d. 29. Juny 1729. 11) Kaiserl. Confirmationsurkunde über den zwischen Churpfalz und der R. Ritterschaft in Schwaben, Kantons Craichau am 12. Nov. 1779 getroffenen Vergleich, die Chaussee betreffend. 12) und 13) Gründe für die R. Ritterschaftlichen Privatsteuern aus Processeschriften in S. der Tannischen Unterthanen wider ihre Herrschaft. 14) Gründe, daß der Markgrafschaft Burgau Insassen — keine Landsassen, sondern, nebst ihren Gütern, allezeit Reichsunmittelbar gewesen und noch sind. 15) Gründe, worauf es bey Beurtheilung der R. Ritterschaftlich-Rhön-Warra- und Buchischen Irrungen anzukommen scheint. 16) *H. Sondinger* Diss. de Nobili immediato cum persona rustica nuptias contrahente; Nobilitate sua et feudis ante iam habitis, secundum iura Germ. in perpetuum privato. Bamb. 1755. 17—20) Verzeichniß aller Rhön-Warraischen Ritterhauptleute, Ritterräthe, Ausschüsse, Truchenmeister und Kassirer. 21) Verzeichniß der R. Ritterschaftlich-Fränkischen Direktorialconsulenten. 22) Verzeichniß der Rhön-Warraischen Consulenten, Syndicen, Secretarien, Registratoren und Kanzellisten. 23) Fortsetzung der kaiserl. Rescripte in Charitativ Subsidien Marsch Quartier und dergleichen Sachen. 24) *de Selchow* Exercit. de Matrimonio Nobilis cum vili et turpi persona, praesertim rustica. 25) Vermischte Nachrichten: wo auch die in Ansehung

hung derer bey der Regierung der Kantonen angestellten Personen vorgefallene Veränderungen angezeigt werden.

Aechte Grundsätze der ganzen Kirchenrechtsgelehrsamkeit. Nach einer neuen, zusammenhängenden und faßlichen Lehrart abgehandelt von Robert Curalt, des Cisterzienserordens Priester. Aus dem Lateinischen übersetzt von A. Kreil. Wien, bey von Kurzbeck. 1782. 1 Alphab. 9¼ Bogen. Zweyter Theil. 1 Alph. ¼ Bogen in 8.

Der Verfasser, welcher in der Vorrede den protestantischen Rechtsgelehrten Schuld giebt, daß sie die katholische Religion als dem Staate nachtheilig, verschmäheten, will, um sie sowohl als solche Gelehrten seiner Kirche, welche das von alten Irrthümern gereinigte katholische Kirchenrecht als gefährlich vorstellen, eines bessern belehren, und sowohl die Wahrheit als Vortrefflichkeit der Grundsätze dieses Kirchenrechts darthun. Er gesteht zwar, daß er nichts sage, worinnen er nicht Vorgänger habe, aber seine Lehrart sey neu: da er aus unumstößlichen Grundsätzen natürliche Folgen herleite. — Neu ist nun wohl diese Lehrart nicht. Im ersten Theil soll aus dem Grundsatze, daß alle Schlüsselgewalt unmittelbar der ganzen vereinigten Kirche ertheilt worden, dessen höchstem und unfehlbarem Richterstuhle alle einzelne Kirchenvorsteher unterworfen sind, die ganze Lehre von der geistlichen Hierarchie hergeleitet werden; und im 2ten Theil wird aus dem, daß die Kirchengewalt ganz geistlich, und von der weltlichen abgesondert sey, gefolgert, welche Rechte der Kirche und dem Staat in Absicht der Personen, Sachen und Handlungen zustehen. Sonderbar genung ist es, daß der gleich zuerst vom Verf. festgesetzte allgemeine Grundsatz, den er als ein ausgemachtes Axiom zu beweisen gar nicht für nöthig hält, ob er gleich nur aus wenigen Perioden besteht, mehrere offenbare Irrthümer in sich faßt. „Er lautet so: „Die Kirche ist, vermöge göttlicher Anordnung, eine ungleiche Gesellschaft, welche aus der geistlich obrigkeitlichen Klasse derer, welche zu befehlen, und aus den Klassen derer, welche Folge zu leisten haben, bestehet.“ — Die ganze im ersten Theile darauf gebaute Untersuchung der Frage: wem die Kirchengewalt zustehe? stimmt da-

mit, was Febronius von den Rechten der Bischöfe und Päpste lehrt, größtentheils, auch selbst in Ansehung der geführten Beweise, überein; so daß man hier die Erfindungskraft des Verf. eben nicht loben darf. Im 2ten Theil wird das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt, theils überhaupt, theils auch in Ansehung einzelner Gegenstände, und zwar größtentheils nach den sogenannten bessern katholischen Grundsätzen bestimmt, ohne daß man jedoch auf etwas stößt, was nicht von andern Kirchenrechtslehrern gelehret worden wäre.

I. L. E. Püttmanni de Nuptiis Senum Commentario. Halae imp. Gebaueri 1782. 3 Bogen in 8.

In dieser mit vielen Flosteln ausgezierten und mit Schriftstellen mancherley Art durchwebten Abhandlung, worinnen zuerst die ältern Verordnungen des römischen Rechtes über die Unzuläßigkeit der Ehen alter Leute, und dann die von Justinian deshalb gemachte Veränderung angeführt wird, will der Verf. zeigen, daß dergleichen Ehen für den Staat schädlich, und dahero nicht zu billigen wären. Und da müssen dann einige Dutzend Stellen aus Dichtern und Prosaisten, griechischen, lateinischen und französischen, beweisen, woran Niemand zweifelt, und was jeder Mensch, der nur ein wenig Erfahrung hat, weiß, daß es eine mißliche Sache um solche Ehen sey, und daß die Endzwecke derselben schwerlich erreicht werden. Daraus schließt denn der Verf., daß, wenn er etwas zu sagen hätte, er solche Ehen verbieten würde. Daraus möchte nur vielleicht mancher Leser weiter schließen, daß es sehr gut sey, daß er keine Gesetze zu machen habe! Weil die Einschränkung der Freyheit der Unterthanen, ihren Privatzustand nach ihrem Willkühr einzurichten, ein weit größeres Uebel ist, als das Uebel, was aus solchen ohnedem seltenen und oft in mancherley Betracht heilsamen Ehen entstehen kann. Als Anhang sind beygefügt einige lateinische und französische Gedichte, wodurch dergleichen Ehen lächerlich gemacht werden, und ein Verzeichniß aller Schriften des Verfassers.

Cb.

Abhand-

Abhandlung von der Criminalgesetzgebung. Eine von der ökonomischen Gesellschaft in Bern gekrönte Preisschrift des Herrn Hans Ernst von Globig, im Churfürstlich Sächsischen geheimen Cabinet- und Herrn Johann Georg Huster, Churfürstlich Sächsischen geheimen und Finanzsecretarius in Dresden. Zürich 1783. 440 S. in 4.

Wir dürfen es wohl voraussetzen, daß jeder unserer Leser, welcher einigen Antheil an dem für die Menschheit so interessanten Gegenstand dieser Abhandlung nimmt, sie, die unter 46 Rivalinnen den Preis davon getragen hat, weil keine derselben wenigere Irrthümer, und mehr Wahrheit enthält, begierig gelesen haben wird; dennoch achten wir uns für verbunden, von dem Inhalt desselben, so kurz als möglich, das Wichtigste anzuzeigen, und einige wenige Bemerkungen mit einzustreuen. Wir hoffen, daß diese und andere Abhandlungen deutscher Verfasser die großentheils ungegründete Verehrung des Beccaria vermindern werden, welche wir auch an diesen Verf., z. B. S. 264 wahrnehmen, welche ihm weder wegen neuer Erfindungen, noch wegen Gründlichkeit seiner Abhandlungen gebührt, sondern bloß durch den ungefähren Zufall, daß seine Schriften diese Materien in neue Bewegung gebracht haben, entstanden ist.

Die Verfasser wollen nach dem Eingang überhaupt einen Grundriß peinlicher Gesetze, wie sie in einer ganz neu entstehenden Republik Statt finden könnten, mittheilen, ohne die Regierungsform und Gesetze einzelner Staaten anzufechten, und nach einigen vorläufigen Anmerkungen über die peinliche Gesetzgebung überhaupt, zerfällt ihre Abhandlung, nach Anleitung der Preisfrage, in drey Theile. 1) Von den Verbrechen, und den ihnen angemessenen Strafen. 2) Von der Natur und Stärke der Beweisthümer und der Vermuthungen 3) Von der Art, vermittelst der Criminalprocedur, dergestalt dazu zu gelangen, daß die Gelindigkeit des Verhörs und der Strafen mit der Gewißheit einer schleunigen und exemplarischen Strafe vereiniget werde, und die bürgerliche Gesellschaft die größte mögliche Sicherheit finde, mit der größten möglichen Ehrfurcht für die Freyheit vereinbart.

In dem Eingang wird vornehmlich der Grundsatz angefochten, daß die Gesetzgebende Gewalt aus der freywilligen Uebertragung der in die Gesellschaft tretenden Glieder entstanden seye, und unsere Gesetze werden vielmehr der Noth, welche öfters eine gewisse Anordnung erfordert, der Grausamkeit, dem Eigennutz, und der Absicht, eine gewisse Regierungsform zu befestigen, zugeschrieben; wir glauben aber, daß hier die V. zu ungerecht gegen das Menschengeschlecht seyen, daß die meisten Gesetze, besonders über Verbrechen und Strafen, der Sorge für Wohl und Sicherheit des Staats ihren Ursprung zu danken haben: die vielen Mängel derselben aber nicht sowohl schlechten Absichten, sondern vielmehr der Unachtsamkeit auf Gesetzgebung, der Unwissenheit und irrigen Begriffen von Religion und andern Dingen zuzuschreiben seyen. In den vorläufigen Bemerkungen handeln die Verf. von andern Vorbeugungsmitteln der Verbrechen, unter welchen vornehmlich eine gute Erziehung, Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, Belohnung moralischer und politischer Tugenden, gute Policeyverordnungen, Religion, gute Gesetzgebung und gerechte Ausübung der Gesetze angepriesen werden. S. 26. kommen die gewöhnlichen Klagen über die Aufnahme des römischen Rechts vor; wenn wir die schlechte gesetzliche Verfassung Deutschlands in damaligen Zeiten voraussetzen, so war die Aufnahme des römischen Rechts gut und vernünftig; ob aber eben dieses von der fortdaurenden Beybehaltung des römischen Rechts behauptet werden könne, wäre eine andere Frage.

Im 1sten Abschn. des 1sten Theils von Verbrechen überhaupt, nehmen die Verf. diese Gradation an. Die größten Verbrechen sind die Staatsverbrechen, die Beleidigung einer Person ist wichtiger, als Beleidigung der Güter; jene ist in der Regel wichtiger, wenn sie das Leben, oder Gesundheit und Vollkommenheit des Körpers, als wenn sie Freyheit oder Ehre raubte. In dem 2ten Abschnitt, von den Strafen und deren Verhältniß gegen die Verbrechen überhaupt, ist der Hauptgrundsatz dieser, daß die Strafe, um gerecht und dem Verbrechen angemessen zu seyn nothwendig, nämlich für eine der Gesellschaft schädliche Handlung die gelindeste Strafe unter denen seyn müsse, welche den Schaden abwenden kann; daher bey Festsetzung einer Strafe der Schade so genau als möglich abgemessen werden müsse. Wir hätten hier gerne genauer bestimmt gesehen, was die Verf. unter Schaden verstehen; denn es können Verbrechen

brechen begangen werden, welche für sich allein keinen Schaden verursachen, z. B. falsches Münzen, wenn die Münze nicht ausgegeben worden; ganz unrichtig aber dünkt uns, wenn die V. den Schadenersatz auch zu einer Hauptabsicht der Strafe machen; der Verbrecher ist zwar jenen immer schuldig, aber neben der Strafe, so daß er beydes zugleich abtragen muß, und jede dieser Verbindlichkeiten hat ihre eigne Absicht und Quelle. Die Hauptabsicht der Strafe ist vielmehr, wie auch die Verfasser angeben, Abschröckung anderer von ähnlichen, und also Verhütung künftiger Verbrechen, und dieser müssen alle andere, übrigens gute Nebenabsichten der Strafe, z. B. Besserung des Verbrechers nachstehen. Die Erfordernisse einer abschröckenden Strafe werden sehr genau und größtentheils richtig angegeben; nur wenn die Verf. erfordern, daß die Strafe so viel möglich Wiedervergeltung des zugefügten Schadens seyn solle, und der Verbrecher gerade an dem gestraft werden müsse, wodurch er andern Schaden zugefügt, so können wir ihnen nicht beystimmen; vielmehr glauben wir, um den Endzweck der Abschröckung bestmöglichst zu erreichen, sollte der Verbrecher zuerst wo möglich an der Leidenschaft angegriffen werden, welche ihn zu Begehung des Verbrechens verleitet hat, z. B. ein aus Wollust begangenes Verbrechen mit körperlicher Züchtigung, ein aus Geiz begangenes Verbrechen mit Geldstrafe, ein aus Faulheit begangenes Verbrechen mit Arbeit. Wir können unsre Meynung nicht deutlicher, als durch das Beyspiel vom Diebstahl erläutern. Die Verf. bestrafen ihn mit Geld, nach dem Verhältniß der gestohlnen Sache; mit Bezahlung des dreyfachen, sechsfachen und achtfachen Werths; in den wenigen Fällen, da ein reicher Mann aus Geiz einen Diebstahl begeht, wollen wir dieses gelten lassen; allein bey weitem die meisten Diebstähle werden von armen, liederlichen Müssiggängern begangen, nicht um Schätze zu sammlen, sondern um ohne beschwerliche Arbeit gut leben zu können; diese werden durch Geldstrafen sicherlich nicht abgeschröckt; und einen solchen, wenn er die Geldstrafe bezahlen kann, wird sie so wenig bessern und von Begehung weiterer Diebstähle abhalten, daß sie ihn vielleicht eher, um das Abgehende wieder zu ersetzen, zu neuen Diebstählen anreizt. Die Todesstrafen werden, unerachtet die Verf. dem Beccaria in seinen Gründen nicht überall beystimmen, mißgebilligt, ausgenommen wenn bey des Verbrechers Leben dem Staat ein unvermeidlicher Schade zu befürchten wäre, und der zu befürchtende Schade gröser ist, als der

 Verlust

Verlust, welchen der Staat durch Hinrichtung eines Bürgers leidet. (Sollten nicht diese Ausnahmen die Todesstrafe bey schweren Verbrechen schon an sich rechtfertigen!) Leibesstrafen, wenn sie nicht dem Leben gefährlich sind, oder den Menschen verstümmeln, werden gebilligt, und hierzu die Stock- und Ruthen- oder Peitschenschläge auf den Rücken oder Fußsohlen vorgeschlagen; verstümmelnde Strafen, z. B. Augenausstechen, werden nur im Fall der Wiedervergeltung gebilligt. Unter den Strafen, welche die Freyheit einschränken, ist die wichtigste die Knechtschaft, oder Gefängniß mit Arbeiten verbunden, welches an einem öffentlichen Platz, nur mit Gittern vermacht, allen Vorübergehenden zum Beyspiel dienen solle. (So vorzüglich jedoch diese Strafe ist, so ist gewiß, daß bey Einrichtung und Haltung solcher Gefängnisse, wie schon unsere Zuchthäuser zeigen, eine Menge unerwarteter Schwierigkeiten sich ergeben werden, daher eine ausführlichere Vorschrift von der Einrichtung derselben, z. B. von Essen, Trinken, Schlafen, der Art und Zeit der Arbeiten, Einrichtung der Zimmer, Aufsicht, Krankenpflege, Gottesdienst u. dergl. erst solchen Vorschlägen einen großen Werth verschaffen kann.) Verbannung an einen gewissen Ort findet nur Statt, wo Gefängniß oder Knechtschaft zu hart seyn würde; Landesverweisung mehr in Policeyvergehungen als bey Verbrechen. Schandstrafen, von welchen unterschiedene Grade angegeben werden, wegen Verbrechen, welche die Ehre beleidigen; Geldstrafen wegen Entwendungen und andern Beschädigungen am Vermögen.

Der dritte Abschnitt des ersten Theils handelt von den Umständen, welche die Verbrechen und Strafen ändern. Die Veränderung der Strafe soll so wenig als möglich dem Richter überlassen, sondern mit möglichster Genauigkeit sollen Schärfungs- und Milderungsgründe im Gesetz bestimmt werden. Wegen besonderer Verletzung moralischer Pflichten, z. B. der Kinder gegen die Eltern, wegen höhern Grades der Bosheit, heimlicher oder gewaltsamer Ausführung, Wiederholung und Häufung der Verbrechen, wird die Strafe um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ erhöht. Im Fall einer groben Nachläßigkeit wird die Strafe bis auf $\frac{1}{4}$ gemildert; im Fall einer geringern Fahrläßigkeit wird sie in gelinde Züchtigung verwandelt. Es werden hierauf ferner die bekannten Fälle angeführt, in welchen alle Strafe wegfällt; der Vorschlag der Verf. in Ansehung des Alters ist sehr einleuchtend, daß bis ins 7te Jahr die Vergehung

als

als Zufall, bis ins 10te Jahr als geringe, bis ins 14te Jahr als grobe Nachläßigkeit angesehen wird. Der Taub- und Stummgebohrne wird nur wegen Verbrechen, welche ohne Unterricht eingesehen werden können, oder in welchen er den erforderlichen Unterricht genossen, aber auch da nur mit der Hälfte bestraft. Wegen eines Angriffs auf die Ehre, ist es nicht erlaubt, den Angreifer zu tödten, doch soll an denen Orten, wo das Vorurtheil, daß die Injurien des Adels und der Offiziere unauslöschlich seyn, nicht ausgerottet werden kann, auch in diesem Fall die Nothwehr erlaubt seyn. Einen Dieb zu tödten, wird dem Bestohlnen nur alsdann erlaubt, wenn er auf keine andere Art sein Vermögen retten kann, und durch seinen Verlust auf immer oder auf lange Zeit der Annehmlichkeiten des Lebens beraubt wird, oder wenn der Dieb, da ihm der Bestohlne das Gestohlne abnehmen, und ihn in seine Gewalt bringen will, gefährlichen Widerstand thut. Hierauf folgen die Milderungsgründe, z. B. wer einen groben Verbrecher entleibt, dem wird nach Verschiedenheit der Fälle $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ der Strafe nachgelassen; Reue vor der That befreyt von aller Strafe; Reue in der That, oder gleich nachher, mildert $\frac{1}{2}$ der Strafe. Wenn mehrere mit einander ein Verbrechen begehen, werden nach der Regel alle mit der ordentlichen Strafe belegt; nur wenn der Thäter allzuviele sind, trifft dieselbe allein die Anführer, und die übrigen leiden die Strafe der groben Nachläßigkeit. Die Verjährung bewirkt nach den Verf. nur eine Vermuthung, daß das Verbrechen vergessen sey, und der Thäter sich gebessert habe, welche also den Beweis des Gegentheils zulaßt; bey den schlimmsten Verbrechen, welche sehr ruchtbar werden, erfordert sie 15 Jahre; bey gleich großen, aber heimlichen, oder minder großen Verbrechen, welche eben so ruchtbar werden, 10; und bey minder großen nicht ruchtbaren Verbrechen 5 Jahre; wenn die Besserung fehlt, aber das Verbrechen vergessen ist, so wird nur $\frac{1}{4}$, im umgekehrten Fall aber $\frac{3}{4}$ der Strafe nachgelassen; eine Viertelsverjährung zieht eine Milderung der Strafe zu $\frac{1}{4}$ u. s. f. mit sich. Begnadigung soll niemals vom Regenten, sondern nur vom ganzen Volk geschehen können. Von der Abolition haben sich die Verf. nicht richtig ausgedrückt, wenn sie S. 158 dahin den Fall rechnen, da ein Unschuldiger oder nicht ganz Ueberführter verdammt worden; sowohl nach dem römischen Recht, als nach dem heutigen Sprachgebrauch, setzt die Abolition voraus, daß der Proceß noch nicht zu Ende, also keine Verdammung geschehen seye.

Der 4te Abschnitt des ersten Theils handelt von Verbrechen und deren Strafen insbesondere, wovon wir nur einiges Merkwürdiges auszeichnen wollen. Hochverrath, als das schwerste Verbrechen, wird mit der größten Strafe belegt, nämlich mit ewiger Knechtschaft, in welcher der Thäter wöchentlich mit Ruthen gestrichen wird, an Händen und Füßen mit Ketten gebunden, und im Eisen um den Hals die schwerste Arbeit verrichten soll; denn so wird Ermordung des Regenten bestraft, nur die Hälfte der Züchtigung nachgelassen; aber allein die Fälle, wenn einer sich oder einen andern zum Tyrannen aufwirft, oder den Staat in des Feinds Hände liefert, heißen Hochverrath; die übrige alle beleidigte Majestät, welche verschiedentlich bestraft wird; Vergehungen und Aufruhr wider die Obrigkeit aber sollten von den Verf. nicht hieher gerechnet werden; eben so wenig das Falschmünzen, bey welchem zwar ein dem Regenten zustehendes Recht ausgeübt wird, der Thäter jedoch niemals die Absicht hat, es sich anzumaßen, und die Majestät zu beleidigen. Das Falschmünzen wird nach der Regel mit ewiger Knechtschaft; wenn nur wenige und geringe Münze gemacht worden, mit 20jähriger; wenn noch keine falsche Münze ausgegeben worden, mit 10jähriger Knechtschaft, und eben so das Beschneiden ächter, und das wissentliche Ausgeben falscher Münzen bestraft. Die Strafe des vorsätzlichen Todschlags ist ewige Knechtschaft mit einer körperlichen Strafe von Stock- oder Ruthenschlägen, oder mit Lebensgefährlicher Arbeit verbunden; der Thäter hat zwar immer die Vermuthung des bösen Vorsatzes wider sich; kann er aber den Mangel desselben beweisen, so darf er, wenn er gleich wie z. B. ein Medicaster in einer unerlaubten Handlung begriffen war, nicht wegen des so genannten ungeraden Vorsatzes, als ein vorsätzlicher Todschläger bestraft werden. Grausamkeit, Gewinnsucht, Heimlichkeit, und Verletzung moralischer Pflichten, z. B. der Eltern, Kinder, Ehegatten ziehen eine Erhöhung der Strafe nach sich; dem Kindermord aber vorzubeugen, wird Aufhebung der Schande und Strafe des unehlichen Beyschlafs, Errichtung von Findelhäusern und ähnlichen Anstalten vorgeschlagen, (Vorschläge, die wir schon mehrmals gemißbilliget haben). Aussetzung der Kinder wird als Todschlag bestraft; wenn das Kind so ausgesetzt worden, daß es wahrscheinlich umkommen mußte; wenn es vorsichtig ausgesetzt worden, mit der Strafe der groben Nachlässigkeit, ohne Rücksicht, ob das Kind im ersten Fall sein Leben gerettet, oder im andern Fall verlohren habe; Kinder-

ab-

abtreiben wird ohne Rücksicht der Zeit, mit ½ der Strafe des Mords belegt; Selbstmord wird nicht bestraft; Verletzungen des Körpers werden mit Leibesstrafen nach Verschiedenheit der Fälle gebüßt; wenn sie aber mit Verstümmlungen verbunden sind, mit Wiedervergeltung, oder wenn diese nicht anschlagen kann, mit 10jähriger Knechtschaft, und Stock- oder Ruthenschlägen bestraft. Menschenraub wird, nebst Entschädigung der entführten Person, in den meisten Fällen mit 10jähriger Knechtschaft bestraft; einem entführten ledigen Frauenzimmer muß der Entführer zur Entschädigung den sechsten Theil seines Vermögens abtreten. Die Strafe der unter Personen gleichen Stands vorgefallenen Injurien besteht darin, daß der Beleidiger sich vom Beleidigten an eben demselben Ort, und unter dergleichen Umständen, im Beyseyn der Richter und derjenigen, welche den Schimpf mit angesehen oder angehört haben, oder einer gleichen Anzahl Zeugen die Injurie wieder geben läßt, und selbst, wenn der Injuriant seinen Namen verschwiegen, und z. B. einen Zeddel angeheftet, soll der Richter einen Zeddel daneben kleben, und den Injurianten eben so gerichtlich beschimpfen; diese Strafe scheint uns, besonders in dem letztern Fall, etwas Unschickliches und Anstößiges zu haben, und wenn nicht gerade die Injurie eben so auf den Injurianten, wie auf den Beleidigten paßt, welches gewiß sehr selten der Fall ist, und zugleich in einer Rede oder Handlung, z. B. einer Ohrfeige besteht, so muß sie immer sehr ungereimt und lächerlich ausfallen; besser wird die Privatgenugthuung, welche in einer Ehrenerklärung oder Abbitte besteht, von der Strafe abgesondert, welche immer in einer andern Art von Schandstrafe bestehen kann; wenn ferner in dem Fall eines vorgeworfenen wirklichen Verbrechens die Viertelsstrafe des letzteren, und wenn der Injuriant seinen Namen verschwiegen hat, die halbe Strafe desselben erkannt wird, so scheint bey dieser Unterscheidung der bekannte Irrthum zum Grunde zu liegen, als ob zum Wesen des Pasquills die Verschweigung des Namens erforderlich wäre, welcher gewiß in der Natur der Sache lediglich keinen Grund hat. Alle Entwendungen oder Verfälschungen, welche aus Haabsucht geschehen, werden mit Geld nach Verhältniß des entwendeten Guts bestraft; wir haben schon oben unsern wichtigsten Zweifel dawider angeführt; es wird aber auch öfters diese Strafe unmöglich seyn; wie will man z. B. denjenigen, der Maaß und Gewicht verfälscht, mit achtfachem Ersatz bestrafen? Räuberey wird bald mit 15, bald mit 10jähriger Knecht-

Knechtschaft sammt Schlägen bestraft. Unter die fleischlichen Verbrechen werden allein Ehebruch, Vielweiberey und Nothzucht; alle übrige aber nur unter die Policeyvergehungen gerechnet. Der Ehebruch wird, weil er Ehre und Eigenthum beleidigt, (also auf die Verletzung der zum Wohl des Staats nothwendigen Anstalt der Ehe wird keine Rücksicht genommen,) ohne Unterschied, ob der Mann oder die Frau die Ehe gebrochen, (und doch ist nach beyden obigen Rücksichten der Ehebruch des Mannes weniger sträflich,) mit 10jähriger Beraubung der Freyheit und einem schändlichen Zeichen bestraft, und der unschuldige Ehegatte kann die Ehescheidung, und alles, was er einst vom Schuldigen geerbt hätte, fodern; im doppelten Ehebruch wird Strafe und Genugthuung verdoppelt: am wenigsten können wir dem beypflichten, daß wenn der beleidigte Ehegatte nicht klagt, der Richter den Ehebruch nicht untersuchen darf; daß also, wenn beyde Eheleute einig sind, sie ungestraft die Ehe brechen dürfen. Nothzucht wird mit 10jähriger Knechtschaft, mit Stock- und Ruthenschlägen verbunden, bestraft, der Thäter muß auch lebenslänglich ein Schandzeichen tragen, und der Genothzüchtigten den vierten Theil seines Vermögens abtreten. Die Policey züchtigt nur, sie straft nicht, und das höchste, was sie thun kann, ist Verweisung aus dem Lande; Beleidigung der Sitten belegt sie mit lächerlichen Schandstrafen, den Wucherer mit Geldstrafen, besonders dem Verlust seines Kapitals. Unter die nach aller Völker Uebereinstimmung schändliche Unanständigkeiten (nicht also zu den Verbrechen) werden die übrigen fleischlichen Vergehungen, als unehelicher Beyschlaf, Hurerey, Verkupplung, Sodomie und Blutschande gerechnet, und ersterer gar nicht, die übrigen alle aber höchstens nur mit Landesverweisung bestraft; allein so sehr wir überzeugt sind, daß unsre Karolina und andere Gesetze viel zu grausam gegen die Fleischesverbrechen gewüthet haben, so dünkt uns doch auf der andern Seite, daß die Verf. auf den großen Nachtheil, welchen der Staat von wollüstigen Sitten und unordentlicher Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts leidet, zu wenig Rücksicht genommen. Vor die Policey gehören auch alle Beleidigungen der Sitten, und Verletzungen guter Ordnungen. Beleidigung der im Staat eingeführten Religion ist ein Verbrechen, und wird sogar in dem Fall, wenn jemand wider die Religion des Staats predigt, und damit einen Theil des Volks wider den andern aufbringt, wie Ermordung des Regenten bestraft. Uebrigens darf

jeder

jeder für sich glauben, was er will, und daher werden Gotteslästerung, (diese verletzt doch die im Staat eingeführte Religion, beleidigt also den Staat, und kann nicht nur ein Policeyvergehen seyn,) Häresie, Apostasie und dergl. nicht bestraft; Verletzungen der Religionsgebräuche ziehen nur Kirchenstrafen oder Censuren nach sich.

Der zweyte Theil handelt in 10 Abschnitten von Beweis und Indiciis, welche Lehre mit vielem Scharfsinn aus den ersten Grundsätzen hergeleitet ist. Eine sehr gute Beobachtung ist es, daß bey mehreren übereinstimmenden Indiciis jede Uebereinstimmung des einen mit dem andern, wieder ein neues Indicium ausmacht. Eine hinlängliche Gewisheit bekommen wir, wenn wir entweder so viele Gründe vor uns haben, einen gewissen Satz anzunehmen, daß uns das Gegentheil, ob es gleich an und für sich möglich, dennoch unter den vorliegenden Umständen als undenklich vorkömmt, oder wenn wir wahrnehmen, daß wir bey weiter fortgesetzter Untersuchung immer mehr Gründe der Wahrscheinlichkeit entdecken würden; und eine solche Gewisheit kann nicht nur durch den im strengen Verstand sogenannten Beweis, sondern auch durch Indicium erhalten werden. Bey der Lehre von Zeugen wird mancher als ein untüchtiger Zeuge ganz verworfen, der es nach unserm Ermessen nicht ist. Nur Wahnsinnige, und z. B. Blinde in Sachen, die gesehen werden, sind ganz untüchtige Zeugen; alle andere aber, als zum Beweis Freunde, Feinde, Verwandte, selbst Bestochene, ehrlose Personen und Kinder können, wenn ihre Aussagen sonst wahrscheinlich sind, und mit andern Indicien übereinstimmen, zur Gewißheit und Ueberzeugung des Richters etwas beytragen, und müssen also, wo es an andern Beweisen fehlt, immer abgehört werden; so verstehen vernünftige Criminalisten die Regel, daß in heimlichen Verbrechen auch untüchtige Zeugen zugelassen werden. Am wenigsten können wir den Verf. beystimmen, wenn sie die Dienstbothen als untüchtige Zeugen ganz verwerfen, und nicht einmal abhören lassen wollen, weil sie gewöhnlich großen Haß oder große Liebe zu ihrer Dienstherrschaft haben. Wie sehr würde der Beweis in peinlichen Sachen erschwert werden, wenn schon vermuthliche Leidenschaft ein hinreichender Grund wäre, einen Zeugen ganz auszuschliessen! und gewiß ist es eine wichtige Sache, ein grosses Verbre-

chen wegen Mangel des Beweises ungestraft zu lassen, welches die abschröckende Kraft der Strafgesetze sehr schwächen muß; ganz natürlich aber ist es, daß wenn ein untüchtiger Zeuge abgehört wird, seine Aussage niemals so viel, als die eines untadelhaften Zeugen beweisen kann; und der Satz der V. ist ganz richtig: Je schwerer ein Verbrechen ist, desto unwahrscheinlicher ist es; desto mehr muß es also bewiesen werden, und desto weniger läßt sich auf die Aussage untüchtiger Zeugen bauen. Im 6ten Abschnitt von den in peinlichen Fällen vorkommenden Indiciis legen die Verf. die Einleitung derselben in communia und propria, remota und proxima nach der Karolina zum Grund, von welchen wir nur dieses bemerken, daß nach den Verf. aus dem gebrauchten Instrument nur alsdann auf den vorsätzlichen Mord gefolgert werden kann, wenn es entweder dazu verfertiget worden, oder dessen simpler, ungekünstelter, ohne besonderes Nachdenken gemachter Gebrauch den Tod verursacht. Bey der Lehre von Indiciis überhaupt, hätten wir gewünscht, daß die Verf. auch auf die Indicia für die Unschuld mehr Aufmerksamkeit verwandt, und den Richter zu deren Beobachtung nachdrücklicher, als es geschehen, angewiesen hätten. Der beste und vollständigste Beweis ist das vor seinem Gericht geschehene eigene Geständniß des Angeschuldigten; es beweist aber nur seine That; in Beziehung auf das Corpus delicti aber kann er nur als Zeuge angesehen, folglich muß, ehe die gesetzliche Strafe erkannt wird, das Corpus delicti auch anderswoher bewiesen werden. Ein vollständiger Beweis kann auch durch zwey übereinstimmende untadelhafte Zeugen oder durch einen u. ein halbbeweisendes Indicium, oder durch zwey halbbeweisende Indicia entstehen; von dem letztern führen die V. einige Beyspiele an, wo wir aber bey dem zweyten Fall noch großes Bedenken tragen würden, den Beweis für vollständig anzunehmen. Im Fall eines unvollkommenen Beweises findet weder Tortur noch Reinigungseid Statt; es kann aber auch keine Strafe erkannt werden; sondern der Beschuldigte soll, wenn er nicht bis zum halben Beweis beschwert ist, oder eine ihn völlig befreyende Ausflucht hat, oder mehr als halb bewiesen hat, nach Verfluß der zum Untersuchungsproceß bestimmten Frist, auf freyen Fuß gestellt; wenn er aber bis zum halben Beweis oder darüber beschwert ist, oder eine ihn ganz befreyende Einrede weniger als halb bewiesen hat, so lange als die halbe Zeit der Verjährung des Verbrechens währt, in einem gelinden Arrest beybehalten, sodann aber freygelassen

wer-

werden, und in beyden Fällen kann, wegen neu entstehender Indicien, die Untersuchung von neuem angefangen, und dabey die vorigen Indicien wieder in Berechnung genommen werden; wo man vollständigen Beweis hat, ist das Geständniß nicht nöthig. Der Beweis für den Angeschuldigten wird mehr begünstigt, als der wider ihn; für ihn sollen ohne Unterschied alle Zeugen, welche er oder sein Defensor vorschlägt, abgehört werden, und Zeugen, welche sonst unzulaßig und unvollkommen sind, verdienen mehr Glauben für, als wider ihn; jedoch ist auch diese Begünstigung nicht zu weit zum Schaden des Staats auszudehnen.

Der dritte Theil endlich handelt in sechszehn Abschnitten von der Verfahrungsart in peinlichen Sachen, wovon wir nur das Merkwürdigste noch auszeichnen wollen. Die so genannte Patrimonialgerichtsbarkeit, als ein immerwährendes Hinderniß einer guten Justiz, ist abzuschaffen. In jeder Provinz, wenigstens in jedem Bezirk von 100 Quadratmeilen, wird ein besonderes, aus sechs Personen bestehendes Gericht bestellt, dessen Beysitzer einander im Range gleich sind, das Direktorium mit einander wechseln, und, um keine Sporteln nöthig zu haben, von Staatseinkunften besoldet werden, so wie auch statt der Gerichtsbedienten Soldaten, welche ebenfalls keine Sporteln bekommen, bestellt werden; die Richter müssen ehrliche, rechtschaffene, verstandige, wiewohl ungelehrte Männer, nicht unter 20 und nicht über 70 Jahre alt seyn. Diese Gerichte sind einem höhern Tribunal, welches sie jahrlich revidirt, unterworfen; bey jeder Untersuchung sind zwey ordentliche Richter, welchen zwey außerordentliche vom Stand des Angeklagten, und zwey vom Stand des Klägers beygesetzt werden. Die Gerichte werden öffentlich gehalten, und es darf nicht nur der Beleidigte oder jeder Bürger anklagen, sondern auch der Richter ohne Anklage die Untersuchung vornehmen; der Ankläger muß wegen der Wiedervergeltung und Entschädigung Sicherheit leisten. Wegen jedes auch entfernten Indicii kann der Richter die Untersuchung anfangen, und einen Bürger vorfodern, auch sogleich, wenn er den Verdacht nicht ablehnen kann, seine Freyheit gelind einschranken. Wenn gleich der Verbrecher entflohen, und nicht mehr herbeyzubringen ist, muß doch die Untersuchung wider ihn fortgesetzt, und das Verbrechen in das helleste Licht gesetzt, der abwesende Verbrecher aber darf nicht für überführt geachtet werden; daher wird der Achtsproceß

proceß verworfen; nur wenn der Beschuldigte nach geführter Vertheidigung kurz vor dem Urthel entlauft, kann die Strafe, so weit sie seine Güter und Ehre betrifft, wider ihn, oder wenn er zurückkömmt, an ihm selbst vollzogen werden. Wenn das Verbrechen körperliche Strafe oder Knechtschaft nach sich zieht, die Strafe ungewiß ist, oder der Beschuldigte in geringem Verbrechen keinen Bürgen stellen kann, so wird er in Verhaft genommen, welcher aber auch bey dem gröbsten Verbrechen, wenn nicht vom Anhang des Beschuldigten Gefahr zu befürchten ist, gelind seyn muß. Die Freystätten sind abzuschaffen. Der Beschuldigte behält, so lange er noch nicht verurtheilt ist, alle seine Rechte, Würden und Ehrenstellen, und letztere werden zwar während seines Verhafts von andern verwaltet, aber nach geendigter Untersuchung, wann er frey gesprochen wird, ihm wieder gegeben. Um die aus dem articulirten Verhör nach der gemeinen Meynung entstehende Schande aufzuheben, soll jeder Beschuldigte, auch in den geringsten Verbrechen, sogleich auf Artikel vernommen, und kein summarisches Verhör mehr angestellt, das articulische aber kann mehrmal, so oft sich neue Indicia ergeben, wiederholt werden; der Angeschuldigte aber, welcher nach vorgängiger Warnung die Antwort hartnäckig verweigert, soll für überführt gehalten werden; die Zeugen sollen, ohne vorläufiges summarisches Verhör (wir zweifeln aber, ob ohne dieses im Untersuchungsproceß der Richter im Stande sey, Artikel auf die Zeugen zu entwerfen,) nachdem sie zu Verfertigung der Fragstücke dem Angeschuldigten bekannt gemacht worden, auf Artikel, in Abwesenheit des Angeschuldigten, aber öffentlich und abgesondert verhört, nach geschehener Aussage aber erst beeidigt werden. (Unserer Empfindung nach muß die Beeidigung, welcher das Verhör unmittelbar nachfolgt, weit mehr Eindruck machen, als wenn sie nachfolgt; was ein Zeuge einmal ausgesagt hat, und unbeeidigt nimmt ers nicht so genau, das widerruft er nicht leicht; aber wenn er unmittelbar nach dem Eid abgehört wird, wird er desselben sicherlich immer eingedenk seyn). Die Zeugen bekommen keine Reis- und Zehrungskosten, können aber, wenn sie die Antwort verweigern, durch das härteste Gefängniß gezwungen werden. Dem Angeschuldigten wird seine Vertheidigung nicht erst nach angestellter Untersuchung, sondern gleich bey Anfang, und so oft er neue Gründe hat, gestattet, und dem Defensor wird die Einsicht aller Acten, und so oft er will, Privatunterredung mit seinem Clienten erlaubt; es sind aber zwey beständige öffentlich

besol-

besoldete Defensoren aufgestellt, an welche jedoch der Angeschuldigte nicht so gebunden ist, daß er nicht sich selbst vertheydigen, oder einen andern Defensor annehmen könnte. Nach geendigter Untersuchung, wozu ein Monat bestimmt ist, müssen die Acten an das höhere Tribunal geschickt werden, welches aus 24 Mitgliedern und 6 Senaten besteht; ein Senat faßt die Urthel ab, welchem zwey Beysitzer vom Stand des Verbrechers, und zwey vom Stand des Beleidigten zugesetzt werden, alle Mitglieder des Senats müssen die Acten lesen, das Urtel wird von ihnen an das Untergericht zurückgesandt, so bald als möglich vollzogen, und so der ganze Proceß in sechs Wochen zu Ende gebracht.

So gewiß wir überzeugt sind, daß bey der Ausführung dieser und anderer Vorschläge noch manche unerwartete Schwierigkeiten sich äußern, und viele gar nicht ausführbar seyn werden, so lassen uns doch die mancherley vortrefflichen Beyträge zur Criminalgesetzgebung von diesen und andern Verf. hoffen, daß endlich ihre gesegnete Wirkung auch in unserm Vaterlande nicht ausbleiben werde.

Ueber die Rechte des Menschen vor seiner Geburt. Gottfried Heinrich Mauchart, Herzoglich Würtembergischer Kanzeley- und Hofgerichtsadvocat. Frankfurt und Leipzig 1782. 135 S. 8.

Dieser neue Schriftsteller giebt mit dieser Abhandlung eine Probe, welche ziemlich gut gerathen ist, und Aufmunterung verdient. Zuerst wird der allgemeine rechtliche Grundsatz vorangeschickt, daß Embryonen in Ansehung der zu ihrem Vortheil eingeführten Rechte für gebohren angesehen werden, nicht aber zum Vortheil eines Dritten. Die schwangere Mutter hat wegen ihrer viele Vortheile, sie ist von Leibs- und Lebensstrafen, Tortur und Territion, von Fasten, von der gewaltsamen in Jus Vocation befreyt; die ungereimte Wildvogelische Meynung, als ob jeder Eigenthümer verbunden wäre, einer schwangern Frau das, an was sie gelüstet, zu verkaufen, und ihr in jedem Fall ein Losungs- und Vorkaufsrecht zustünde, hätte zwar keine Widerlegung, doch eine Bemerkung, daß sie unrichtig seye, verdient; daß das Verbrechen der untergeschobenen Geburt nicht verjährt werde, ist nicht, wie der V. §. 7.

behauptet, eine Auszeichnung, sondern fließt aus der Natur des Verbrechens, weil es fortgesetzt wird, so lange die Vergehung nicht bekannt gemacht wird. Im §. 8 ff. werden die Erfordernisse des Embryonenrechts aufgestellt, daß er lebendig, nicht monstros geboren werde, und die Zeit seiner Geburt mit der Zeit des Anfalls eines Rechts übereinstimme; letzteres ist nicht immer nothwendig, z. B. in Rücksicht des vom Vater seinen Kindern im Testament gegebenen Vormunds. Hierauf folgen die Wirkungen des Embryonenrechts nach der Ordnung des Rechts der Personen, des Rechts der Dinge, und der Rechtsmittel: bey dem erstern wird die herrische und natürliche Gewalt abgehandelt, der Embryo erhält alle Familienrechte, Adel, Bürgerrecht, den vom Vater seinen Kindern gegebenen Vormund, u. s. w. Sodann wird von den Verbrechen, welche an Embryonen begangen werden, vornehmlich von Kinderabtreiben gehandelt; hiebey wäre zu bemerken gewesen, daß es nach dem römischen Recht vornehmlich nur wegen der einem Ehemann dadurch wiederfahrnen Injurie gestraft würde, daß nach neuern vernünftigen Grundsätzen das Kind im Mutterleib in Rücksicht auf Strafe erst alsdann für lebend angenommen wird, wenn es in dem Zustand war, daß es schon außer Mutterleib sein Leben hätte fortsetzen können. An der Mutter wird es nicht härter bestraft, als an andern, nach den Worten der Karolinischen HGO.: eine Frau, so sie es auch an ihr selbst thäte, soll u. s. w.; ferner vom Diebstahl einer schwangern Sclavin, von Injurien, wenn z. B. die Mutter eine Hure, und er ein Bankert geschimpft wird; bey dem Recht der Dinge wird angeführt, daß ein Embryo Eigenthum, Besitz, Dienstbarkeits- und Pfandrechte erwerben könne, aber der Grund, aus welchem der Embryo einer Sclavin nicht zu den Früchten gehörte, wird unrichtig angegeben. Im §. 33 und ff. wird von der Erbfolge des Embryo mit und ohne Testament gehandelt; er kann zum Erben ein— und— nachgesetzt, enterbt, es können ihm Vermächtnisse und Schenkungen von Todes wegen verschafft werden; ist er enterbt, so kann er, weil keine rechtmäßige Ursache der Enterbung bey ihm vorfallen kann, das Testament als pflichtwidrig anfechten, und unrichtig behauptet der V. daß er zu seinem Vortheil nach der l. 16. D. de posth. et lib. enterbt werden könne. Zur Intestaterbfolge wird er ohne Unterschied zugelassen. Durch seinen Vater oder Vormund kann der Embryo gültige Verträge schließen, und andere sich, oder sich andern verbinden. Allgemeine Rechtsmittel hat er nur alsdann, wenn

wenn er wirklich lebend geboren ist; aber noch vorher hat er diese, daß er von andern Besitzern einer Erbschaft Caution fordern, oder seine schwangere Mutter in den Besitz der Erbschaft eingesetzt werden kann. Meistens hat der V. eine reine deutsche Sprache; nur das obtorto collo in ius vocari durch an der Gurgel genommen, und vor den Richter hingeschleppt werden, übersetzt wird, ist uns aufgefallen. Der Mangel des V. an guter Literatur ist merklich.

Philosophische Betrachtungen über den Ursprung des gesellschaftlichen Lebens zu Verbesserung der peinlichen Gesetzgebung. Aus dem Französischen des Advocat de la Croi. Nürnberg. 1783. 336 S. in 8.

Das Original dieses Werks, welches noch nicht geendigt ist, kommt in Paris Heftweise unter dem Titel: Reflexions philosophiques sur l'origine de la Civilisation, et sur le moyen, de remedier aux abus, qu'elle entraine, seit 1778 heraus, und hat an Hr. Link in Altorf einen guten Uebersetzer bekommen, welcher es auch mit einigen wenigen, aber brauchbaren Bemerkungen versehen hat. Es enthält ohne zusammenhängenden Plan in 24 Kapiteln zerstreute Betrachtungen über unterschiedene Gegenstände, welche größten Theils zur Criminalgesetzgebung gehören, wie unsere Leser aus nachfolgenden Ueberschriften der Kapitel ersehen. 1. Von den Verbrechen überhaupt, und deren Entstehung. 2. und 3. Von den Strafen, und was denselben vorher gehen soll. 4. Von Gefängnissen. 5. Von Anklagen. 6. Von der Subornation. 7. Von der Folter. 8. Von den Richtern. 9. Von Staatsgefängnissen. 10. Von der Entwendung fremder Güter im allgemeinen betrachtet. 11. Vom Hausdiebstahl. 12. Allgemeine Betrachtungen. 13. Von der Nothwendigkeit, der angeklagten Unschuld unter manchen Umständen die Freyheit zu nehmen. 14. Bestätigung dessen, was in dem zweyten Kapitel über die Abhörungsart der Beschuldigten gesagt worden. 15. Von den Pflichten eines Ehemanns. 16. Vom Peculat. 17. Von Banquerutten. 18. Von infamirenden Strafen. 19. Von körperlichen Strafen. 20 Von den Irrthümern der Gerechtigkeit. 21. Von der Nothwendigkeit, peinliche Sa-

chen vor das öffentliche Gericht zu bringen, ein Vorrecht angesessener Personen. 22. Bestätigung von dem, was in dem vorigen Kapitel gesagt worden, ein neuer Irrthum der Gerechtigkeit. 23. Von dem Gesetz, welches Kinder von 14 Jahren zu den Galeeren verurtheilt, und die Armuth schärfer als den Betrug straft. 24. Von den Stören.

Angenehmer und lebhafter Vortrag, mit sehr interessanten Fällen untermengt, dergleichen sich S. 30. 31. 42. 71. 94. 106. 107. 137. 185. 191 und 397. finden, Eifer für das Wohl der Menschheit und seiner Nation, und zartes Gefühl von Recht und Unrecht, haben dem Verf. bey seinen Landsleuten schon so vielen Ruhm und Beyfall erworben, daß ihm während der Herausgabe seines Werks das seltene, aber gewiß für einen gutdenkenden Schriftsteller höchstschätzbare Glück wiederfahren ist, manche seiner Vorschläge, z. E. die Abschaffung der Folter, die Erneuerung des Verbots der Hazardspiele und andere (S 325) ins Werk gesetzt zu sehen. Uebrigens können wir, nach sorgfältiger Durchlesung dieses Werks versichern, daß es an Gründlichkeit manchen deutschen Schriften über ähnliche Gegenstände weit nachstehen muß, und wir weit mehr Declamation und empfindsame Schilderungen, als tief durchgedachte feste Grundsätze gefunden haben, und öfters den V. seine Schwatzhaftigkeit so irre führt, daß er andere Materien abhandelt, als man nach der Ueberschrift der Kapitel vermuthen sollte. Die am besten gerathene sind ohne Zweifel die von der Subornation, und die von Staatsgefängnissen.

Im.

Opuscula iuridica ex Observationibus miscellaneis Batavis in unum Volumen collecta. Recensuit. praefatus est et animadversiones nonnullas adiecit *I. L. Püttmannus* — Halae imp. Gebaueri. 1782. 12 Bog. in 8.

Aus denen beyden Sammlungen, die unter dem Titel: Miscellaneae Observationes in auctores veteres et recentiores, zu Amsterdam 1730 bis 1739; und 1740 bis 1751 herausgekommen sind, hat P. 5 Abhandlungen hier zusammendrucken lassen, und hin und wieder Anmerkungen beygefügt. 1) Observationes ad loca quaedam Pandectarum. 2) *Gerhardi Noodtii* Liber quartus Probabilium iuris civilis

Christ-

Christfridi Waechteri Notis vindicatus. 3) H. L. I. D. P. B. Suspicio de emendando Tacito Annal. Lib. XI. c. 22. et Sententia Pomponii in l. 2. §. 22 et 25. D. de O. I. atque Vlpiani in l. un. pr. D. de Off. Quaest. 4) *Gul. Ott. Reitzii* Annotationes Sporades. 5) *Gul. Otto Reitz* Super Institutionum Iustinianearum editione Parisina et Mss. duobus altero Gottorpiensi altero Dorvilliano. Diesen sind noch zwey Abhandlungen aus den Act. Erudit. Lips. angefügt: a) *Christfridi Waechteri* notae postumae ad *Gerhardi Noodt* Librum IV. Probabilium Iuris civilis. b) Elogium *Christfridi Waechteri*, ICti Dresdensis. In der Vorrede schilt der V. im zierlichen Latein auf diejenigen, die nicht eifrige Verehrer des römischen Rechts sind, oder wohl gar sich beykommen lassen, an dessen Abschaffung zu denken.

Eg.

Magazin der Gesetzgebung, besonders in den Königl. Preußischen Staaten. Zweyter Band. Liegnitz, in der Siegertischen Buchhandlung. 1782. 1 Alph. 11½ Bogen in 8.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils (B. 51. St. 1.) die verschiedenen Arten von hier gesammelten Aufsätzen, die unter vier besondere Rubriken gebracht sind, angegeben, und unser Urtheil darüber gesagt, nach welchem freylich durch dieses Buch weder die Gesetzgebung gewinnen, noch ein Gesetzgeber sonderlich belehrt werden kann. Von diesem Bande nimmt den größten Theil eine Abhandlung ein, die unter dem Titel: **Kommentar über Beccarias Werk**, in 26 Abschnitten zwar manches Gute über Verbrechen und Strafen enthält, aber wo auch meist bekannte Ideen, vermischt mit manchen unbestimmten, halb wahren oder nichtssagenden Sätzen, und eben nicht in der besten Ordnung vorgetragen werden. Wie aber diese Abhandlung zu dem Titel: Kommentar über Beccaria kömmt, das haben wir nicht errathen können. Diesem folgt das **Leben des Herrn von Montesquiou**, von welchem wir aber nicht sehen, zu welchem Behuf es in einem Magazin der Gesetzgebung aufgenommen wird. Ferner: Ueber das kanonische Recht. Viel alltägliches und zum Theil falsches, welches größtentheils die Unterwürfigkeit der Kirche u. der Geistlichen unter dem weltlichen Regenten zum Zweck hat, ohne daß man jedoch

etwas Neues darüber gesagt findet. **Andreas des Touches in Siam; Pythagoras in Indien;** zwey Mährchen, die nicht viel sagen wollen. **Ueber Fideicommisse.** Ohne in diese Materie tief hineinzugehen, wird bloß obenhin gezeigt, daß die Fideicommisse in der gehörigen Einschränkung dem Staate nicht schädlich sind. **Versuch über den Gebrauch von Belohnungen und Prämien.** Einige der hier geäußerten Gedanken, in wie ferne nämlich die Prämien in Ehre oder Gewinn bestehen können, und auf welche Arten von Geschäften die einen oder die andern zu setzen, auch wie sie einzurichten, verdienen Aufmerksamkeit. Allein in solchen Dingen kömmt das meiste auf locale und andere individuelle Umstände an. **Gebrauch der Sense bey der Getraideerndte, London,** zwey Anecdoten. **Ueber die Mittel, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen.** Der Vorschlag geht lediglich auf Errichtung einer Akademie oder Gesellschaft der Künste. **Von den Englischen Strafgesetzen gegen die Römischkatholischen in London.** Eine kurze Geschichte der seit dem 16ten Jahrhundert in Beziehung auf die katholische und protestantische Kirche in Engelland vorgefallenen Begebenheiten. **Von dem politischen Verhältniß der verschiedenen Stände.** Ungleichheit der Stände sey unvermeidlich und nöthig, und jeder nach seinem Werth zu schätzen: dies ist der hier ausgeführte bekannte Gedanke, ohne daß er eben von neuen Seiten betrachtet wird. **Von dem großen Gerichtsbuch in Engelland,** von dessen Entstehung nebst Erklärung einiger darinnen vorkommenden Wörter aus der mittlern Latinität. **Circulare der Niederösterreichischen Regierung, welches das jüngsthin publicirte Toleranzedikt in Extenso erkläret.** Ist bekannt. **Erklärung des Königs von Frankreich, wegen Abschaffung der vorläufigen peinlichen Fragen vom 20. August 1780.** Gleichfalls bekannt. **Von den Juden.** Das, was in Ansehung derselben im Oesterreichischen neuerlich verordnet worden ist. **Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen und Mähren.** Das diesfallsige Edikt vom 1. November 1781. **Rechte, welche mit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen und Mähren verbunden sind.** Gleichfalls ein Edikt von eben dem Dato. **Gesetz wider die Banquerutte.** Ein darauf sich beziehender Vorschlag des Irrländischen Parlaments. Recensionen sind zweye; und unter der Rubrik; Miscellaneen, ein Gedichtgen

über

über den Schlendrian beygefügt. Außer dem mittelmäßigen und zum Theil schlechten Gehalt der Abhandlungen, sind dieselben auch größtentheils so beschaffen, daß man nicht weis, wie sie zu der Ehre kommen, in ein Magazin der Gesetzgebung aufgenommen zu werden, oder was sie für eine Beziehung auf die preußische Staaten haben sollen.

Dz.

3. Arzneygelahrheit.

Wienerische Beyträge zur praktischen Arzneykunde, Wundarzneykunst und Geburtshülfe, herausgegeben von Joseph Mohrenheim. Zweyter Band. Dessau und Leipzig. 1783.

Der erste Band erschien im Jahr 1781. Dieser Band enthält schätzbare Abhandlungen. Die erste handelt von dem Krampfhusten aus den Vorlesungen des Herrn Maximilian Stoll. Wir empfehlen praktischen Aerzten diese Abhandlung. Der Krampfhusten kann in sehr verschiedenen Ursachen seinen Grund haben, und zu jeder Gattung des Husten kann das Aeußere eines Krampfhusten sich gesellen. Sollte es aber nicht eine besondere Gattung eines Krampfhusten geben, welche nur Kinder befällt, wenigstens selten Erwachsene, sich durch eigene Kennzeichen vor andern Gattungen auszeichnet, und von welcher sich hoffen läßt, daß man die Ursache derselben entdecken, und wenn gleich nicht durch ein Specificum, dennoch durch eine näher bestimmte Klasse von Arzeneymitteln zu bezwingen lernen werde? Bis jetzt wird freylich bald dieses, bald jenes Mittel versucht, und der Arzt bleibet ungewiß, ob er oder die Natur allein die Krankheit gehoben habe. Es ist hier nicht der Ort, wo Recensent sich ausführlich erklären kann. Es scheint ihm aber das Uebel seine ersten Verheerungen in dem Magen anzurichten, und ein vom Krampfhusten der Kinder fast unzertrennliches Symptom des Heißhungers scheint dies zu bekräftigen. Der Magen und die übrigen Dauungswerkzeuge sind bekanntlich bey Kindern die Quelle ihrer meisten Krankheiten, und die Sympathie zwischen dem Magen

und der Brust können Anhäufungen des Blutes in den Lungen, vermehrte Absonderung des Schleimes, und daher das Keuchen hervorbringen, noch ehe die Krankheit in die Paroxismen des Hustens ausbricht. Eben das Symptom des Heißhungers führte Recensenten auf den Gedanken, ob nicht der Zunder der Krankheit durch Säure dämpfende Mittel bezwungen werden könne, und er hatte bey einer im Jahr 1785. herrschenden Epidemie das Vergnügen zu sehen, daß seine Muthmaaßungen wohl nicht ganz ungegründet seyn konnten, da neben Brech- und Krampfstillenden Mitteln, Laugensalze die Krankheit abzukürzen schienen, und die Paroxismen seltener machten. Würde Recensent richtig beobachtet haben, und auch andere Aerzte seine Muthmaaßungen bestätigen; so ließe sich von dem Gebrauch der Ochsengalle großer Nutzen bey der Heilung dieser durch ihre Folgen so verheerenden Krankheit hoffen. — Die zweyte Abhandlung enthält Bemerkungen von dem Scharlachfieber vom Herrn Joseph von Plenciz, wodurch die Nothwendigkeit der Brechmittel in diesem Fieber bestätiget wird. In der letzten Krankengeschichte starb die Kranke wegen versäumten Gebrauches der Brechmittel, und der muthwillig angestellten Aderlässe. — 3. Heilart einer epidemischen Ruhr im Jahr 1779 vom Hr. Leopold von Auenbrugger. Die Natur der Krankheit ist gut bestimmt; auch die Indication, den Zunder der Krankheit einzuwickeln, und der Entzündung vorzubeugen und entgegen zu arbeiten. Warum aber der Verf. nicht daran dachte, den Zunder durch Brechwurzel, Rhabarbar, oder Tamarinden auszuführen, begreifen wir nicht. Der weiße Friesel war doch wohl die Folge dieser vernachläßigten Indication. Cessante causa, cessat effectus. — 4. Abhandlung vom Faulfieber vom Hrn. Thomas Franz Closset. Eine sehr lehrreiche praktische Abhandlung. — 5. Allerley Bemerkungen vom Hrn. Plenk. a. Ueber dem Gebrauch der Salzsäure im bösen Kopfgrind. Die Krankheit wurde drey Wochen lang mit der Plenkischen Quecksilberauflösung und dem Extrakt des Schierlings, von jedem zehn Gran, Morgens und Abends zu nehmen, und einem Waschwasser aus Nieseswurz und dem ätzenden Quecksilbersublimat behandelt. Nach drey Wochen kam die Krankheit wieder, wurde nach obiger Methode in drey Wochen von neuem geheilt. Verschwand aber nur auf zwey Monate. Nun half nach einem sechs Wochen langen Gebrauch folgendes Mittel, dessen Wirksamkeit andere Erfahrungen ebenfalls bestätigten. ℞. unguenti al-

thaeae

thaeae ʒß unguent. iuniper. ℥ii Spiritus salis acidi ℥ß m. — b) Bemerkung über die Heilung einer sechsmonatlichen Heiserkeit, die durch eine Infusion der peruvianischen Rinde, dem Fallkraut und Schußwasser zugesetzt, geheilt wurde. — e. Ueber die Heilung einer Lähmung der untern Gliedmaßen. Potts Methode that einige Dienste, das meiste aber der Gebrauch der kalten Bäder. — f) Bemerkungen über die Heilung eines jäh entstandenen Nasenpolyppen. Der Polyp füllte die ganze Nase, und blutete bey jeder Berührung; das anhaltend angebrachte Thedensche Schußwasser stillte das Bluten, verkleinerte den Polypen, der nun mit einer angelegten Schlinge nach und nach abgebunden wurde. Der Kranke bekam vor der Entstehung des Polypen häufig Warzen an Händen und dem Gesicht. — 6. Hr. Wenzels Trnka von Krozowitz Abhandlung von den Lungensteinen. Eine sehr vollständige und lehrreiche Abhandlung. — 7. Von dem Hrn. Herausgeber selbst, Geschichte einer Verbeinerung des Herzens, der Schlagadern und anderer weichen Theile. Ferner eine Beobachtung von einem galligtem Schlagfluße nebst der Leichenöffnung. — Endlich Geschichte eines mit einer Gedärmenentzündung vergesellschafteten Durchfalles, und einer brandigten Ohrendrüsengeschwulst sammt der Leichenöffnung. 8. Hrn. Maximilian Stolls Geschichte einer Wassersucht des Herzbeutels, einer Magenentzündung und einer Darmentzündung, sammt der Leichenöffnung. —

Der zweyte Abschnitt des Buches enthält Beyträge zur Wundarzeneykunst, worunter einige Beobachtungen über einige Augenkrankheiten vom Hrn. George Prochaska unsere Aufmerksamkeit rege gemacht haben. Ein Schulmeister hatte auf dem linken Auge einen grauen Staar. Die Kapsel desselben platzte nach einem heftigen Erbrechen, und die Linse fiel in die vordere Kammer. Man durchschnitte die Hornhaut, aber die Linse folgte weder dem gewöhnlichen Drucke, noch auch dem Zuge des Löffels; sondern sprang bey einer Seitenbewegung des Augapfels in die hintere Kammer zurück. Bey einem wiederholten Drucke floß die in ein Wasser aufgelöste Glasfeuchtigkeit aus, und die Linse zog sich in die Tiefe des Auges zurück. Man stand nun von der Operation ab, der Augapfel füllte sich nun wieder, und die Linse trat in ihre vorige Stellung zurück. In einem andern Falle folgte die Linse dem Drucke aufs Auge ebenfalls nicht, aber wohl die im Wasser aufgelöste Glas-

feuchtigkeit. Das Wasser schmeckte salzig. Der Kranke hatte zugleich den schwarzen Staar, und diese Beobachtung bewies, daß die bey dem schwarzen Staar gewöhnliche Härte des Auges in diesem Falle der Anspannung der Häute durchs Wasser zuzuschreiben war, obgleich dieselbe nicht als die Ursach des schwarzen Staars angesehen werden konnte, sondern vielmehr die Schärfe der Feuchtigkeiten des Auges.

Ein Nachstaar, der sich an den Rand des Sehelochs angesetzt hatte, schmerzte außerordentlich, als derselbe mit der Staarnadel davon getrennt werden sollte. Der Verf. leitet diesen Nachstaar von der verlängerten Netzhaut her. Wir wagen es nicht, dieser Muthmaaßung beyzutreten. — Zu diesem Abschnitte gehört ferner noch eine Bemerkung von einem Beinfraße des Unterkiefers. Das Schadhafte würde durch Callus ersetzt, der Kranke konnte seine Kinnlade wie vorher gebrauchen, Instrumente blasen, und harte Körper zerbeißen. — Noch eine Bemerkung über eine Absonderung der Vorfüße bey einer Weibsperson durch den kalten Brand von Hrn. M. Eichler. — Endlich Beobachtung einiger seltener Schußwunden von dem Hrn. Regimentswundarzt Mitterbacher.

Der dritte Abschnitt begreift Beyträge zur Geburtshülfe, worunter die Abhandlung des Herausgebers von der Schaambeintrennung der merkwürdigste ist, und die Fälle auseinander setzt, in welchen entweder der Kaiserschnitt oder die Schaambeintrennung zu wählen ist. Auf der hiezu gehörigen Kupfertafel sind die zur Operation nöthigen Werkzeuge abgebildet, als ein Skalpel, eine Säge für den Fall einer Verbeinerung der Schaambeinknorpel, ein stählernes oben etwas gebogenes Plättchen, auf welchem der Schnitt geführt wird, damit der Blasenhals und die Urinröhre nicht verletzt werde, eine Scheere mit stumpfen Spitzen und einer Feder zum Abkneipen der Splitter von den getrennten Schaambeinen. Zugleich das durch Knöpfchen zur Seite von dem Herausgeber verbesserte Levretsche Perforatorium.

Den Beschluß machen Beobachtungen verschiedener medicinischer Seltenheiten. Wir würden doch nicht so oft auf gedoppelte Oberarmsschlagadern, oder Schenkelschlagadern rathen, wie der Verf.; aber wohl aus den zahlreichen Anastomosen Gründe gegen die Absetzung der Gliedmaaßen in Fällen verletzter Schlagadern hernehmen. Da der Herausgeber dieser Beyträ-

ge nach St. Petersburg als Professor der Anatomie berufen worden ist, so hoft der Recens. es werde dadurch die Fortsetzung dieses nützlichen Werks nicht unterbrochen werden.

Fm.

Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, mit den wichtigsten neuern anatomischen Entdeckungen bereichert, nebst physiologischen Erläuterungen von J. C. A. Mayer. Für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie. Berlin, bey Decker. 1783. 8. I. B. ein Alphabet stark. II. B. noch vier Bogen stärker.

Deutlichkeit im Vortrag, Richtigkeit in der Beschreibung, Bestimmtheit im Ausdruck und Vollständigkeit bleiben immer wesentliche Vorzüge eines Handbuchs; sie haben wir auch in diesem gefunden. Der Verf. hat eine Vorrede vom Nutzen der Zergliederungskunst, eine kurze Litterargeschichte der Wissenschaft, die Eintheilung und die allgemeinen Decken des Leibes, vorangeschickt, die Kunstwörter erklärt, und, was die deutsche betrifft, eine glückliche Wahl getroffen. Bey der Beschreibung der Knochen und Bänder, (denn nur von diesen handeln die beyden vor uns liegende Bände) hat er auch Rücksicht auf den Unterschied genommen, den Alter und Geschlecht machen, bey streitigen Meynungen, mit kluger Einsicht gewählt, und zuweilen auch (doch lange nicht so oft, als es mancher Leser wünschen dürfte) Vergleichungen mit dem Knochengerüste der Thiere angestellt: dazu hat ihn vornehmlich die Meynung eines Moscati veranlaßt, den er hier zu widerlegen sucht. Auch findet man in diesem Werke einen Mann, der schon selbst beobachtet, und über die Folgerungen aus seinen Wahrnehmungen nachgedacht hat. Vesal soll das Gelübd, in das gelobte Land zu reisen, nur als einen Vorwand gebraucht haben, um vom spanischen Hofe hinwegzukommen. B. S. Albinus wird mit Recht gerühmt, daß er in seinem Alter gegen keinen seiner Zuhörer mit seinen Praeparatis zurückhaltend war. Hallers Verdienste. Maas, Gewicht, Farbe des menschlichen Körpers und seiner Theile in verschiedenen Altern, Geschlechtern, Völkern, Himmelsstrichen. Ein noch zu Anfang dieses Jahrhunderts lebender Prof. Schack, zu Greifswalde, der 400 Pfund wog.

Phy-

Physiognomik. Das Oberhäutchen vegetire nur. Auch in der Neumark hat der V. Weichselzöpfe gesehen; sie können ohne allen Schmerzen abgeschnitten werden. Das Eindringen des Markes in die Knochen geschehe nicht durch eigene Gefäße; der Schädel erhalte seine innere Gestalt, indem er sich bey seiner Bildung dem Gehirn, das er genau umgeben soll, anpasse, nicht bloß Clima und Nahrungsmittel bestimmen die kleine Abänderungen derselben.

Auch auf dem Schlachtfelde bey Kunnersdorf könne man die Schedel verschiedener Nationen erkennen. Der V. besitzt einen Kopf, wo an der rechten Seite der Thränenknochen fehlt, und von einem in dieser Gegend an dem Nasenfortsatze des Oberkiefers angewachsenen weit stärkern Knochenstücke ersetzt wird. Ob die Lebensart der Mutter seinen so starken Einfluß auf die schnellere oder langsamere Erhärtung der Knochen bey dem ungebohrnen Kinde habe, zweifeln wir doch; ein Frauenzimmer von 18 Jahren tödtete sich, als sie eine große Haarnadel aus dem Haarputze durch ihre noch unverknöcherte Fontanell in das Gehirn sties. Eltern können sich sehr freuen, wenn ihre Kinder nicht so früh zahnen, und erst in der zweyten Hälfte des ersten Jahres damit anfangen. Auch der V. hat Leute von 70 — 80 Jahren neue Zähne bekommen sehen. In weiblichen, besonders jüngern Körpern seyen die Knorpel und Bänder, welche die Schaamknochen unter sich vereinigen, allerdings nachgebender.

Für diejenigen, die nicht Gelegenheit haben, die Zergliederungskunst in der Natur zu studieren, hat der V., um ihnen den Gebrauch seines Werks zu erleichtern, und die Gegenstände anschaulich zu machen, angefangen, in gleichem Verlag und Jahre

Anatomische Kupfertafeln, nebst dazu gehörigen Erläuterungen 4.

herauszugeben. Wir haben gegenwärtig das erste Heft vor uns, welches acht Kupfertafeln, die allgemeinen Decken, Knochen, und die vorzüglichsten dazu gehörigen Bänder vorstellend, in sich begreift; die Kupfer sind meistens nach der Natur, einige wenige nach Weitbrecht gezeichnet, und der Absicht des Werks sehr anpassend.

Hl.

I. G.

J. G. Walter Tabulae nervorum thoracis et abdominis. Iussu Academiae Regiae Scientiarum Berolinensis. Berlin, bey Decker 1783. gr. Regalfolio.

Wieder ein Werk des deutschen Fleißes, das sowohl von Seiten des Zergliederers, als von Seiten des Zeichners und Kupferstechers, sich mit jedem Produkte unserer Nachbarn in dem gleichen Fache messen kann. Es sind acht Kupferplatten, vier mit Licht und Schatten, ohne Zahlen und Buchstaben, vier andere blos mit Linien gezeichnet, aber mit Buchstaben und Zahlen, welche in dem beygefügten Texte kurz aber deutlich erkläret werden. Die erste Platte stellt die Zweige des phrenischen Nerven, die sich in der Brust verbreiten, und denjenigen, der in den Unterleib geht, den Ursprung des Intercostalnerven (so wie die zwote Abbildung auf dieser Platte das Ende) von den Rücken- Lenden- und Kreuznerven, seinem Lauf durch die Brust und den Unterleib, und die Zweige, die er durch beyde Hölen verbreitet; und endlich die Nerven des heiligen Beins, von welchem die Nerven der innern und äußern Zeugungstheile und das Nervengewebe des Unterleibes (plexus hypogastricus) entspringen; die zweyte Platte die Art und Lage der Nervenknoten des Bauchs (gangl. coeliac.) die Vereinigung des Intercostalnerven mit den Zweigen, welche vom phrenischen in den Unterleib auslaufen, den Ursprung des Nervengewebes im obern Theile des Gekröses, und die davon nach den dünnen Gedärmen sowohl, als nach dem blinden und Grimmdarme ausgehenden Aeste, die Nervengewebe, die sich über die Nieren, über die Saamengefäße, über den untern Theil des Gekröses, und überhaupt über den Unterleib verbreiten; die dritte Platte das achte Nervenpaar, zur rechten Seite die Vereinigung seiner Zweige mit den Zweigen des linken Nerven und des Intercostalnerven, seinen Lauf und Durchgang in den Unterleib, und die Nerven, die davon auf Magen, Milz und die große Gekrösdrüse ausgehen, das Nervengewebe des linken Lungenflügels, den ganzen Lauf des Intercostalnerven in der Brust und im Unterleibe, auf der linken Seite die Knoten, die er in der letzten Höhle macht, seine Vereinigung mit dem linken, und die Zweige, die er am Magen, Milz, Leber, an die große Gekrösdrüse, und den Zwölffingerdarm abgiebt, und den Ur-

sprung

sprung des Nervengewebes im obern Theil des Gekröses; endlich die vierte Platte den Zusammenfluß der Zweige des Intercostal- und des achten Nerven, die Nerven, welche Leber, Gallenblase, Magen, Zwölffingerdarm, die große Gekrösdrüse und das größere Netz von beyden erhalten. Alle Nerven sind bis an ihr sichtbares Ende verfolgt, und in der Zeichnung die Theile nicht nur deutlich ausgedrückt, zu welchen sie gehen, sondern auch ihre Lage, so viel es immer die Natur der Sache zuließ, unversehrt gelassen, die ganze Kette des Intercostalnerven auseinander gesetzt, und die Vereinigung seiner Zweige unter sich und mit den Zweigen anderer Nervenstämme vollkommener, als bis iezt von irgend einem andern Zergliederer geschehen, angeführt und ausgedrückt. In dem kurzen Vorbericht erzählt und schätzt der Verf. was vor ihm in dieser Sache geschehen ist, und beschreibt dann einige Handgriffe, die ihm zu Erreichung seines Endzwecks beförderlich waren.

Ib.

D. Mathias Saxtorph Umriß der Geburtshülfe für Wehmütter, mit Genehmigung und vielen Vermehrungen des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von Karl Franz Schröder. Koppenhagen und Leipzig. 1783. 8. 200 Seiten.

Diese Uebersetzung ist als eine zweite Ausgabe des dänischen Originals vom Herrn Saxtorph anzusehen, und ist wegen der Vermehrungen, die das Original von seinem berühmten Verf. erhalten hat, ein für Hebammen nützlicher Unterricht. Wir bemerken indessen bey dieser Gelegenheit, daß wir oft wünschen, das Ende der Periode bald zu überleben, in welcher so viele wirklich noch unerfahrne, und nicht hinlänglich geübte Geburtshelfer die Welt mit Lehrbüchern, Umrissen, Unterrichten, Katechismen über die Geburtshülfe heimsuchen. Wer in seiner Büchersammlung die Schriften über die Geburtshülfe von den Vätern dieser Wissenschaft an bis auf den heutigen Tag aufgestellt, gelesen hat, und nun findet, daß sich seine Kenntnisse, die er aus den wenigen klassischen Schriftstellern erlernte, aus den übrigen um nichts wesentliches vermehrt habe, wenigstens in gar keinem Verhältnisse mit der Menge der Schriften,

ten, dem Zeitverluste und Kostenaufwande stehe, vereiniget sich gewiß mit dem Wunsche des Recensenten.

Auswahl der besten Aufsätze und Beobachtungen für Wundärzte. Aus italienischen Zeitschriften. Erstes Stück. Mit einem Kupfer. Leipzig, 1783. in der Weygandschen Buchhandlung. 264 Seiten in 8.

Deutschen Wundärzten kann diese Sammlung sehr nützlich werden. Die medicinische Litteratur der Italiener verdient ihrer wichtigen Produkte wegen die Aufmerksamkeit der Deutschen, und um so mehr, da deutsche Litteratur in Italien gekannt, geschätzt und studirt wird.

Ff.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Siebenter Band. Viertes Stück. 1782. von S. 580—756. ohne das Register über den ganzen Band.

Enthält aus den Vlißingischen Denkschriften Dünkler von der heilsamen Kraft des mit destillirten Oelen verbundenen Salmiakgeistes gegen eine Art des schwarzen Staars oder einen Anfang dieser Krankheit. Sie entstand bey den Arbeitern in den Eisenhämmern wahrscheinlich vom Feuer. Der Verf. hat mehr als 20 Personen durch dieses Mittel geholfen, und unter diesen waren einige schon so blind, daß sie nur tappend herum gehen konnten. Man hätte wünschen mögen zu erfahren, wie lange diese Personen ihre Krankheit schon gehabt, da derjenige nicht sogleich den schwarzen Staar hat, der von einem hellen Lichte geblendet ist. Bey dem chronischen schwarzen Staar hat der Verf. noch keine Versuche gemacht; — desto schlimmer! gerade bey unheilbaren oder schwer zu heilenden Uebeln sollte man Versuche machen, nicht bey leichten. Ebenderselbe von einem phosphorischen Lichte, das von menschlichen Ausdünstungen entstand. Auch: von einer gewissen Art Taubheit, und Heilung eines Kropfs durch Schierling,

aber

aber auch nicht in wie vieler Zeit. Wichtiger ist in diesem Stücke: **Doublet Abhandlung über die Zufälle und Behandlung der venerischen Krankheit bey neugebohrnen Kindern**, wovon das Original 1781 herausgekommen ist. Der Verf. hat die Aufsicht über das kürzlich errichtete Hospital für solche unglückliche Kinder, das unter dem Namen von Hospice de santé bekannt ist, und erwirbt sich also große Erfahrung. Er beschreibt die Zeichen der Seuche, (die sich vorzüglich am Munde, an Augen, und Zeugungstheilen zu äußern pflegen) sehr genau. Die venerische Augenentzündung scheint bey Kindern die Stelle des Trippers zu vertreten, denn der Tripper selbst sey selten, S. 615. (er hätte sagen sollen: unerhört, ein merkwürdiges Argument für die Duncan-Todensche Theorie! doch der Verf. ist erst seit 1781 bey diesem Hospitale, und es muß ihm also noch vieles unbekannt seyn; was ein mit einem Tripper behafteter Vater für Kinder zeuge, und daß diese von den venerischen auch sich ganz unterscheiden. — Zu Gunsten jener Theorie auch, konnte er also auch noch nicht wissen.) Die Augenentzündung sey nicht gefährlich S. 617. Die Methode, diese Kinder in diesem Hospitale zu heilen, ist, daß man den Säugammen, (denn alle die hier aufgenommenen Findlinge haben eine venerische Säugamme, und andere Kinder behalten ihre Mütter) die Quecksilbersalbe einreibt, womit den 12ten Tag nach der Niederkunft angefangen, und damit das Baden verbunden wird. Die Wirkung dieses Mittels war bey denen schwächer, welche zwey Kinder säugten, es muß also wohl ein Theil des Quecksilbers in den Säugling übergehen, und die Genesung beweiset es auch. Man steigt bis 4 Unzen. Was Millet oder Magnet bey diesen Kindern sey, sehr umständlich. S. 638. Aber ohngeachtet dieser vortrefflichen Anstalt ist die Sterblichkeit doch noch fürchterlich, die Anzahl aller daselbst gebohrnen und aufgenommenen beläuft sich auf 170, von diesen sind noch 41 am Leben. S. 649. Der Verf. macht sich aber große Hoffnung zu einem bessern Erfolge, weil nun kein Mangel an Säugammen mehr da ist. **Bemerkungen über die Behandlungsart der Wasserscheu durch den Bruder Claude Duchoisel** S. 651. ist freylich nicht neu, aber bekannte große Wahrheiten, und wichtige Entdeckungen können nicht oft genug wiederholet werden, und der Aufsatz verdient also als ein solcher in dieser Sammlung wohl aufgehoben zu werden, zumal da die kleine Schrift selten ist. Thouvenels

fortge-

fortgesetzte Abbandlung über die verschiedenen Arten der Luft. S. 676. Aber von Portals Beobachtungen über die Wirkung der mephitischen Luft, welche hier eingerückt sind, hatten wir ja bereits eine eigene Uebersetzung!

Magazin für die gerichtliche Arzneykunde und medicinische Polizey. Stendal, 1782. Franz und Große. in 8.

Wir haben 4 Stücke davon vor uns, darinn die Seitenzahlen schon bis 1038 fortlaufen. Erst war Herr **Uden** allein Redacteur, jetzt, da er in Spandau mit einem Gehalte angesetzt ist, hat sich Hr. **Pyl** mit ihm vereiniget. 1) **Ueber die Melancholie.** Sie sey eine Schwäche des Gemüths, entsprungen aus einem fehlerhaften Zustande des Körpers, wobey die Seele von gewissen äußern Gegenständen so gerühret wird, daß es ihr unmöglich wird, den daraus entstandenen Vorstellungen zu widerstehen, daß sie sich nicht davon losmachen, noch sie mit Gründen zu bekämpfen vermag; — es sey immer eine gewisse Muthlosigkeit dabey, obgleich die Kranken zur Wuth gebracht werden können S. 61. So wenig uns jene Definition, das Gemüth und die Seele rc. gefallen, so gut sind doch einige Reflexionen, die vom Nachdenken des Verf. zeugen. Aber die Exempel aus Schauspielen entlehnt? warum nicht aus dem Buche der Natur, aus Hospitälern, Tollhäusern? Die zerstöhrte Gesundheit sey der erste Keim der Melancholie S. 72. Die Seele ist krank, heiße, sie habe keine tüchtige Organe zu ihrem Gebrauche, und alles, was das gemeinschaftliche Sensorium des gesunden Zustandes beraubet, gehöre unter die Ursachen der Melancholie. Ueberhaupt ist dieser Aufsatz fast so gut geschrieben, als ein französischer Roman, größtentheils aus dem **Lorry**, aber freylich auch eben so viel Unverdautes — blos hingeworfene Gedanken. 2) **Ueber den Kindermord.** 3) **Daß es nöthig sey, nach einem Todtschlage die Wunde durch Aerzte besichtigen zu lassen.** 4) **Von dem Religionsschwärmer Rosenfeld.** 5) **Von den Quellen bey Brunkan.** 6) **Recensionen.**

Im 2ten Stücke wird der Aufsatz über die Melancholie fortgesetzt. S. 347 soll die Tarantul die Leute noch hypochondrisch machen. Das dürften nun freylich wohl 1783 wenig Leser mehr glauben. Eben daselbst heißt es auch: **Alles, was die Nerven reizet und zusammenziehet, erzeugt eine Nervenkrankheit, und seine anhaltende Reize die Melancholie, bis es neue Stärke gewinnet, sich äußerst vermehret, und nun erst seine eigenthümlichen Symptomen hervorbringet.** Man hätte wünschen mögen, daß der Verf. dergleichen von seinem französischen Schriftsteller abgeschriebenes Gewäsch von seinen eignen Reflexionen durch gewisse Zeichen unterschieden hätte. Hier und da stößt man auf neue Ideen, die eine weitere Ausführung, ein blos deutsches Gewand, verdient hätten, da überhaupt über diesen Gegenstand so wenig Vollständiges vorhanden ist. 2) **Von den Formalien der schriftlichen Geschäffte eines preußischen Physikus.** Sehr lehrreich für einen anfangenden Arzt oder Physikus, für den dies Magazin ohnehin größtentheils bestimmt ist. 3) **Meiers zu Hannover Leichenöffnung eines auf den Kopf geschlagenen,** die aus dem Baldingerischen Magazine entlehnet, und so ziemlich im alten Geschmacke geschrieben ist. 4) **Von Quetschungen.** Dienet in der gerichtlichen Arzneykunst zur Unterscheidung von ähnlichen Erscheinungen, und ist gewiß lesenswürdiger, als der Titel verspricht. Bey dieser Gelegenheit S. 396 sehr interessante Reflexionen über die Bestimmung der Zeit, in welcher eine Verletzung für tödtlich erkläret wird. Fast sollten wir behaupten, daß sich die in diesem Magazine mit einem F. unterzeichneten Aufsätze vor andern durch Styl und Ordnung der Gedanken auszeichneten. 5) **Ueber die Unzulänglichkeit aller Vorbauungs- und Vorkehrungsanstalten gegen die Hornviehseuche.** Gut geschrieben. 6) **Daß die Unterbindung der Nabelschnur eines neugebohrnen Kindes nicht durchaus nothwendig sey.** Eine hallische Dissertation von 1773, die aber durch ihr Alter nichts von ihrem innern Werthe verlohren hat, und hier also einen Platz verdiente. 7. 8) **Tabellen der in Berlin von 1779—1780 verstorbenen Kranken nach den Krankheiten, so wie sie in den wöchentlichen Listen aufgeführet worden.** Sie sind für den Arzt wegen des nicht bestimmten Alters, und wegen der allzugemeinen Rubriken von Krankheiten weniger unterrichtend, als für den Politiker, der dar-

aus ersieht, daß Berlin vielleicht die einzige große Stadt ist, wo mehr gebohren werden, als sterben. 9) Recensionen die wir übergehen müssen.

Drittes Stück enthält 1) die Fortsetzung über die **Melancholie.** 2) **Camper über die wahre Ursache der Viehseuche,** eine Abhandlung, die zwar schon in den Schriften der Naturforschenden Freunde zu Berlin gedruckt steht, weil ihr da der Preis zuerkannt wurde, aber wegen ihrer Wichtigkeit doch auch hier einen Abdruck verdiente. So ist auch 3) **über die Bevölkerung von Frankreich** aus dem **Mohean** genommen. 4) **Gutachten einer medicinischen Fakultät über ein ermordetes neugebohrnes Kind, pragmatisch erzählet und erörtert.** Ein trauriger Beweis, daß es in gerichtlichen Fällen auch medicinische Chicanen gebe, die aber weit fürchterlicher als die juristischen sind. Einem Kinde, dem der Hals abgeschnitten worden, sey dies erst nach dessen Tode wiederfahren. Man sollte sich bemühen, die Fakultät, welche hier ein so sichtbar falsches Urtheil gefället hat, recht laut namhaft zu machen, damit man in ähnlichen Gelegenheiten sie nicht wieder bemühete, ein Urtheil zu fällen, und ihre Stärke in Chicanen zu zeigen. 5) **Nachricht von dem neu errichteten Gesundheitskollegio für Schwedisch Pommern und Rügen.** 6) **Gutachten des Königl. Obersanitätskollegii zu Berlin, die Einimpfung der Hornviehseuche betreffend.** Ihm scheint selbige, nach verschiedenen angegebenen Gründen, theils sehr bedenklich, theils ganz unanwendbar, und eher ab- als anzurathen. 7) **Von den Formalien der schriftlichen Geschäffte eines preußischen Physikus;** eine Fortsetzung aus dem vorigen Stücke, für die preußischen allerdings sehr brauchbar, aber sonst zu local, um Ausländer zu interessiren. 8) **Recensionen.**

Viertes Stück. 1) **Dr. Weiß Beantwortung der Frage über das Anstecken der Viehseuche.** 2) *Hospice de Charité*, ist eine genaue Beschreibung dieses neulich zu Paris von Mad. Necker angelegten Hospitals, zu dessen näheren Kenntniß wir außer dieser Beschreibung, dem neugierigen Leser noch Hunczovsky Beobachtungen über die Spitäler S. 103 empfehlen können. 3) **Gutachten des Kriminalsenats zu Berlin, über die Bestrafung einer Kindermörderin.** 4) **Rechtliches Erkenntniß in Sachen**

eines von seinem Vater nicht erkannten Sohnes wider den Vater. 5) In wie ferne sind von Medicinalpersonen begangene Kunstfehler mit gerichtlicher Strafe zu belegen? Ist der Anfang eines gut geschriebenen Aufsatzes, der auf die Fortsetzung neugierig macht. 6) Prüfungsprotocoll einer Hebamme. 7) Instruktion für die Provinzialkollegia medica, wornach sie sich bey dem mit den Apothekern und Chirurgis in kleinen Städten ꝛc. vorzunehmenden Examine über innerliche Kuren, richten sollen. 8) Schema eines Visitationsprotocolls einer Apotheke. Alle diese letztern Abhandlungen sind für den Leser, dem dies Magazin eigentlich geöffnet wird, sehr instructif. 9) Auszug des Artikels: Hure, aus dem Krünitz. 10) J. P. Frank von Eröffnung schwangerer Weiber, welche gestorben sind, und von Rettung ihrer Leibesfrüchte. Gründlich und eine Zierde dieses Magazins. Ueberhaupt sieht man den Verfassern an, daß sie sich äußerst bemühen, gemeinnützige, und vorzüglich in ihr Fach einschlagende Dinge zu sammlen. Wir versprechen daher den Lesern so viel Nutzen daraus, als den Verfassern viele Leser, zumal wenn sie mehr sammlen, als selbst Aufsätze liefern. Es ist dieses Magazin so wie das Scherfische Archiv, beydes so vortrefflich angelegt, daß ohne Zweifel die gerichtliche Arzneykunde und medicinische Polizey bald merklich dadurch gewinnen, und Aufklärung erhalten müssen. In der That hatte aber auch nicht leicht ein Feld der Arzneywissenschaft dringender eine Bearbeitung nöthig; man kann also die Verfasser dieses Magazins und Archivs nicht genug zur Anfüllung ermuntern, damit die Dürftigen daraus herneh men mögen.

Eben so reichhaltig ist der Inhalt des ersten Stücks vom 2ten Bande, den wir so eben erhalten. Um die Neugierde der Leser zu reizen, oder zu befriedigen, dürfen wir die wichtigsten — nicht alle Aufsätze daraus nur anzeigen. 1) Cothenius über die Nothwendigkeit einer Vieharzneyschule. 2) Geschichte und Verfassung des Medicinalwesens in den königlichen preußischen Landen; ist eigentlich nur eine Beschreibung der Medicinalkollegien und dazu gehörigen Personen, deren Einrichtung gewiß auch als nachahmungswürdig außer jenen Ländern durch dieses Magazin bekannt zu werden verdiente. Vogels (zu Ratzeburg) Bemerkungen, Gedanken und Vorschläge zur Rettung

Ertrun-

Ertrunkener, aus dem Baldingerischen Magazine schon bekannt. Der Herausgeber klagt, daß in Berlin, bey den besten Anstalten, doch nur sehr wenige gerettet werden. S. 78. Tout comme chès nous! aber der Grund scheint uns nicht in der Wahl der Mittel, sondern in der Anwendung derselben zu liegen, dabey man oft mehr Schwierigkeiten findet, als man bey dem auf der Studirstube entworfenen Plane sich vorstellet, wo man nicht selbst das Geschäffte getrieben hat, oder Augenzeuge gewesen ist. Dem Rec. hat es vorzüglich immer an thätigen Händen gefehlet, die gehörige Hülfe zu leisten, die die unnützen Zuschauer selten gerne dazu darbieten. Plan des Petersburgischen Stadthospitals für Arme und Unheilbare. Von dem neu errichteten medicinisch-chirurgischen Institute zu Zürich. Von einem sich krank stellenden Arrestanten. Ob eine Schrootgießerey in der Nähe schädlich seyn könne? ein bejahendes Gutachten. Dieses Stück ist 192 Seiten stark.

At.

Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Siebentes Stück. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1783. 200 kl. Octavseiten.

Derer in diesem Stücke befindlichen Abhandlungen sind 11, lauter lesenswürdige und sehr unterhaltende Aufsätze. Die Einrichtung dieser Bibl. verstattet nicht, die Titel davon hier anzuzeigen.

Mk.

Abhandlung über die beste Form der Schuhe, von Petrus Camper. Aus dem Französ. Mit Kupf. Berlin und Stettin bey Nicolai. 1783. kl. 8. 108 Seiten.

Peter Camper's Abhandlung über den besten Schuh. Aus dem Holländ. übers. von Joseph Franz Edlen von Jacquin. Wien, bey Wappler. 1782. gr. 8. 56 Seiten.

Was doch ein Kenner nicht alles auf eine gute und nützliche Art von Dingen, die eigentlich außer seiner Sphäre liegen, sagen kann, wenn er nur will! Um den Klagen abzuhelfen, als ob kein neuer Stoff zu medicinischen Abhandlungen und Streitschriften vorhanden sey, schrieb Camper diese kleine, aber interessante Schrift. In sieben Hauptstücken handelt der Verf. **von dem Fuß und Beingestelle des Fußes, von dem Ball des Fußes, und vom Gange, von den Eigenschaften des Schuhes, von dem besten Schuh, und von den Gebrechen, die aus schlechten Schuhen entstehen**, wovon die Hauptsache dahin ausgeht: alle Schuhe, die dem Gange nicht angemessen sind, sind fehlerhaft. Ein sehr anpassender und sitzend angezogener Schuh muß den Fuß sehr drücken, die Sohle wird kürzer, wenn wir hurtig gehen, folglich muß das Maaß um 1 Zoll länger seyn, als der Fuß. Es ist löblich, für jeden Fuß einen besondern Schuh zu schneiden. Unmöglich kann der nämliche Schuh auf beyde Füße passen, noch das Wechseln den Fehler der Sohle verbessern, folglich dadurch die Zehe verdorben, und zu einem fertigen Gange unbrauchbar werden. Der Fehler der Klopffüße ist unheilbar. Die Schnalle soll weder zu hoch, noch zu tief, sondern auf dem Ort des Fußrückens sitzen, wo das dreyeckigte Band die Sehnen an die Fußbeine anbindet. Die neumodischen Schnallen nützen nichts. Die Schuhe der Kinder müssen nirgends drücken. Der beste Schuh muß keine zu schmale, eher zu breite, Sohle haben, und vorne ganz rund seyn, um den Zehen mehr Raum zu verschaffen, die Spitze etwas aufgestülpt seyn, (doch nicht etwa nach Art der Schlittschuhe?) der Absatz niedrig seyn, und tief unter die Ferse gehen, um den Schwerpunkt zu unterstützen. An die Spitzen muß ein steifes Leder kommen, und das Oberleder weich seyn. — Die Krankheiten sind bekannt, und diese Lehrsätze dem Baue des Fußes angemessen.

Die erstere Uebersetzung scheint, so viel sich ohne Original muthmaßen läßt, getreu, aber mehr nach französischem Geschmack, verfertigt zu seyn; (ein Fehler, der dem Franzosen, nicht dem Deutschen, zur Last fällt) hingegen die letztere mehr den holländischen Gang zu haben, hier und da aber einige österreichische Provinzialausdrücke und Wendungen zu verrathen. Das Kupfer giebt verschiedene Arten der Beingestelle an.

Petr.

Petr. Io. Vastapani, Taurinens. Med. Coll. Soc. de China China in synochis putribus animadversiones. Argent. apud Koenig. 1783. 8. pagg. 162.

Keine Vorrede sagt, wie diese Schrift nach Deutschland gekommen sey: allein es ist ein bloßer Nachdruck der Turiner Ausgabe von 1779. und des Verf. Absicht war, den Gebrauch der Fieberrinde in Faulfiebern sehr einzuschränken. In 29 §§ sagt er alles, was er auf dem Herzen hat. Die nächste Ursache des faulichten Synochus ist in einer mit Schärfe verbundenen Zähigkeit der Säfte zu suchen, und diese wieder phlogistisch-rhevmatisch oder septisch, folglich kann die Rinde hier nichts nützen, höchstens nach vorgangigen Absührungen. Dazu ein Heer Zeugen aus dem vorigen und jetzigen Jahrhunderte. Sogar die specifische antiseptische Kraft trügt, und der Pringlische Versuch beweist nichts; denn durch die Fieberrinde wird der faulende Stoff nicht verbessert, das Lungengeschwür und daher entstandene hektische Fieber nicht gemindert. Alle Zeugnisse der Aerzte beweisen nichts, und beym Gebrauch ist auf die Ursachen, Zufälle, Jahreszeiten und Witterungen genau Acht zu haben. In 15 Krankheitsgeschichten wird erwiesen, daß die Rinde das Tertianfieber in ein schlimmes hitziges Fieber verwandelt, in den Faulfiebern nicht frommet, dagegen säuerliche Arzneyen und Blasenpflaster mehr ausrichten, und in 8 Korollarien alles kurz zusammengefaßt. — Dem Himmel sey Dank, daß Deutschlands bessere Aerzte nicht erst von diesem Welschen lernen dürfen, wo und wenn die Rinde statt hat! Wir könnten dem Verf. noch manches zur guten Belehrung mittheilen, wenn er nur die A. D. B. läse. Uebrigens kann dies sauber gedruckte Werklein dienen, die Reihe der Gegner der Fieberrinde vollständig zu machen.

Barth. Eustachii, Med. ac Phil. (warum nicht seinen ehemaligen Stand angezeigt?) Libellus de multitudine sive plethora. Ed. tertia. Argentorat. ap. Koenig. 1783. 8. 138 Seiten.

Eustach gehört unter die bessern Schriftsteller der Vorzeit, die zwar ihren Galen verehren, aber auch ohne Bedenken von ihm abgehen. Diese kleine Schrift ist ein Beweis davon, und daher eines besondern Abdrucks nicht ganz unwürdig: denn bekanntlich steht sie, als Anhang, in dem seltenen Onomastico Erotiani, das neuerlichst Hr. Franz in Leipzig wieder abdrucken ließ. Immer bleibt sie ein guter Beytrag zu diesem Kapitel der allgemeinen Krankheitslehre, wobey der Verf. den vom Hrn. von Haller bezweifelten Satz von der Empfindlichkeit der Gefäße schon durchgegangen, und dadurch hinlänglich gezeigt hat, daß unsere meisten hochgerühmten Entdeckungen meistentheils schon wörtlich und bestimmt in den Werken der ältern Aerzte stecken, die, leider! itzt wenig Edle kennen. Doch dürfte der Wunsch sehr nöthig seyn, daß die künftigen Herausgeber ähnlicher Schriften einige Berichtigungen und Zusätze nicht vergäßen, und dadurch den Anfänger, für den sie vorzüglich bestimmt sind, vor etwanigem Irrthum verwahrten. Ein Vorwurf, dessen sich der ungenannte Herausgeber des Eustach ebenfalls schuldig gemacht hat.

Theod. Pet. Caels, Coll. Med. Bruxell. Soc. Ratio occurrendi morbis a mineralium abusu produci solitis. Acc. *Lucas Dorascentius* de usu chalybis atque mercurii in obstructione curanda. Romae ap. Sabeundi 1783. Argent. ap. Koenig. 8. 134 pagg.

Vermuthlich ein Nachdruck, sonst aber ein brauchbares Werkchen, um mit einem Blicke die Mineralgifte zu übersehen, und die vornehmsten Mittel zu finden. Der Verf. hat die Gifte nach den Buchstaben geordnet, zuerst das Metall beschrieben, und dann die gewöhnlichen Arzneyen beygefügt. 1) Aurum, Sol chymicorum. Wird heut zu Tage selten genommen. Brech- und Purgirmittel, verdünnende, einwickelnde, einsaugende Arzneyen, und alkalinische Salze sind Gegengifte des mit Scheidewasser aufgelöseten Goldes. 2) Argentum. Luna chymicorum. Die Schädlichkeit des mit Salpetergeist aufgelösten Silbers mindern verdünnende und einwickelnde Mittel, besonders Venetianische Seife, mit Wasser verdünnte

te alkalische Salze und einsaugende Erden. 3) Cuprum. Venus chymicorum. Zuerst Warnung vor den Kupfergefäßen. Dasselbe dämpfen warm Wasser, Schleime, Milch, Oel, Butter mit einsaugenden Erden, Bähungen, Salben und warme Bäder, das mit einem alkalischen Salze aufgelöste Kupfer aber Oel und Mandelöl ohne Erdmittel, das Zittern nimmt ein Schwefelbad weg. 4) Ferrum. Mars chymicorum. Hier die obigen Mittel; gegen ganze Stücken verschluckten Eisens nützen Säuren. 5) Plumbum. Saturnus chymicorum. — Eingetröpfeltes rectificirtes Vitriolöl macht den mit Bley gefälschten Wein trübe und milchigt, und schlägt das Bley zu Boden. Beym vermuthlichen Successionspulver ist sympathetisches Pulver oder chemisches Abdampfen anzurathen, und mit Bleyweiß gemischtes Brodt mit schwarzem Fluß zu mischen. Nach dem Genuß frommen Brech- und Purgirmittel, in den langwierigen Schmerzen venetianische Seife, mit Weinsteinsalz und Rhabarbar versetzt, Klystire und Bäder. 6) Argentum vivum. Mercurius chymicorum. Hier werden die Mittel gegen den Sublimat, Merkurialdünste ꝛc. angegeben. 7) Antimonium. Stibium striatum Linn. Oelichte und schleimigte Dinge behagen, so wie bey der Spießglasbutter und Rauch flüchtige alkalinische Geister und warme Wasserdünste. 8) Arsenicum. Die besten Mittel sind Wasser, Oel und Schleim, Milch, Kastoröl, Bäder, Dämpfe, und wenn der Arsenik bereits im Blute ist, so hilft vorzüglich das wesentliche Anisöl, wovon 1 Scrup. mit Eydotter, arabischem Gummi und Eibischsyrup auf einmal gegeben wird. 9) Acida mineralia. 10) Sales alcalini fixi, minerales. Alles bekannte Gegenmittel. 11) Lapides calcarei et terrae calcareae. Gegen bekommenen Kalch nützt Milch und Oel, gegen Kalchdünste frische Luft, Begießen mit kaltem Wasser und Essig vor der Nase. 12) Lapides gypsi et terreae gypseae. Dagegen Meerzwiebelsaft, wenn der Gyps im Magen sitzt, und Essigdampf, wenn er die Lunge belästigt. 13) Sulphur vulgare s. commune. 14) Zincum. Die nämlichen Mittel, wie beym Grünspan. — Nun folgen Cautelae quaedam fossoribus aliisque nociva fossilia tractantibus maxime necessariae, die bekannt, aber richtig sind, und des Dorascentii Brief an den Herrn von Haller de usu chalybis atque mercurii in obstructione curanda. Der Verf. bemühet sich zu zeigen, daß der Stahl Verstopfungen hebe, vergißt aber die Art zu bestim-

men, wo er heilsam seyn kann, und sagt vom Quecksilber fast gar nichts.

Hr.

Johann Christian Anton Thedens — Unterricht für die Unterwundärzte bey Armeen, besonders bey dem Königl. Preußischen Artilleriekorps. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin bey Nicolai 1782. 1 Alph. in 8.

Der Mangel an Exemplaren der vorigen Auflage und ein Nachdruck trieben den verdienten erfahrungsreichen Herrn Generalchirurgus zu dieser dritten Auflage an. Der Verf. sagt in der Vorrede, das Buch sey, im Ganzen genommen, dasselbe geblieben, was es nach seiner ersten Einrichtung war, doch habe er vieles darinn berichtiget, und ihm so viele Zusätze gegeben, daß diese Ausgabe viele Vorzüge vor den beyden erstern besitze; mehr daran zu thun, erlaubten dem geschäfftevollen Greis weder seine überhäuften Arbeiten, noch die Kürze der Zeit. Schon eine flüchtige Vergleichung zeigt deutlich, daß diese neue Auflage manchen Vorzug vor den vorigen habe, und das Publikum ist dem lobenswürdigen Eifer des Verf. für die Vervollkommung und Ausbreitung seiner Kunst, gewiß vielen Dank schuldig, daß er die Hand noch einmal an diese nützliche Schrift gelegt, alle gegründete Anmerkungen der Recensenten der beyden erstern Auflagen so bescheiden genützt, und aus seinem Reichthum an Erfahrungen manche Vermehrung beygebracht hat. Eine umständliche Anzeige der Verbesserungen und Vermehrungen dieser dritten Auflage würde uns zu weit führen, und gehört eigentlich für ein Journal, das besonders für die Schriften der Wundarzneykunst bestimmt ist. Ein billiger Richter wird die Unmöglichkeit zugestehen, auf so wenigen Bogen alles das zu sagen, was ein angehender Wundarzt aus der Zergliederungskunst, der Physiologie, Pathologie, Therapie, Chirurgie und medicinischen Materie wissen sollte; da aber der Verf. diese Schrift nur zu einem Leitfaden bestimmt hat, wonach ein Lehrer seine Zöglinge in der Kriegswundarzneykunst unterrichten kann, so darf man ihr, wenn man gerecht seyn will, dennoch die Reichhaltigkeit nicht absprechen, denn wenn der Lehrer nach diesem

diesem Unterricht jeden darinn gegebenen Wink nutzt und weiter ausführt, so wird seinem aufmerksamen und fleißigen Schüler nichts mangeln, was ihm zu wissen nöthig ist.

Kb.

Der Maywurm, ein Mittel wider den tollen Hundsbiß, gegen Einwürfe vertheidigt und durch einige Beobachtungen bestätigt von Christian Samuel Ungnad, Dr. Creis- und Stadtphysikus zu Züllichau. Züllichau, in der Waisenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. 1783.

Die Absicht des Verf. ist das bekannte Mittel von Maywürmern wider den tollen Hundsbiß zu vertheidigen. Er nimmt besonders die Parthie des Berliner medicinischen Collegiums wider die Einwürfe, welche Hr. Frize unter dem Namen Ehrenfried gemacht hat. Wir müssen aber gestehen, daß er die Sache der Maywürmer besser, als jene des Collegiums vertheidiget hat. Das Collegium hat das Arzneymittel als spezifisch dem Landvolke angerühmt, sagt er, ohne eigne Erfahrung, blos damit der Landmann aus Zutrauen aufs Collegium das Mittel brauche, und also das Collegium erst auf diese Art Erfahrungen sammlen könne. Für das Mittel aus Maywürmern führt der Verf. eigne Erfahrungen an. Am Ende kommen Beobachtungen vom Hrn. Fritsch. Der Verf. räsonnirt verschiedenes über die Maywürmer, ihre Wirkungsart, über die Krankheit, ihrer Entstehung, Heilart. Das Mittel aus Maywürmern half erst, wenn es heftige Wirkungen bey Menschen machte, worauf sich die Leute bald wieder besser befanden. Unser Verf muthmaßet also von dessen Wirkungsart folgendes: „Der Gift des tollen Hundsbisses wirket „in der ganzen Zubereitung der Wuth ordentlich, er erregt „in den A. V. p. 73 bis unwirksam gemacht.“ Er hat dieses nach Nugents Hypothese und aus Analogie der Ansteckung des Pockengiftes geschlossen. Die Wasserscheu besteht, nach seinen Beobachtungen, mehr in dem Unvermögen zu schlingen, als einem Abscheu vorm Wasser.

Thomas

Thomas Foe, d. A. K. D. Abhandlung von den Gallensteinen, nebst James Maclurgus, d. A. K. D. Versuchen mit der menschlichen Galle, und dessen Bemerkungen über die galligten Absonderungen. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. in 8.

Eine ausführliche Geschichte der Gallensteine, eines von jenen Werken, die freylich für unsre Zeit, wo es der Bücher und Geschäfften mehr giebt, viel zu ausführlich sind. In der weitläuftigen Vorrede geht der Verf. alle ihm bekannte Schriftsteller durch, die nur was von Gallensteinen geschrieben haben, kömmt endlich auf sich, giebt Rechenschaft von jedem Hauptstücke seines Werkes, fällt manchmal in Weitschichtigkeit über alltägliche Dinge, Quacksalbereyen u. dgl. Von jenen Beobachtungen, die man von Gallensteinen in den Vandermondischen Sammlungen liest, geschieht gar keine Erwähnung. Hierauf folgt die Einleitung, wo manches Gutes gesagt wird, welches aber eigentlich nicht hieher gehört, bis es endlich heißt, daß die Zufälle von Gallensteinen oft verkannt werden. **Erstes Hauptstück von der Galle.** Es werden hier von den Eigenschaften der Galle, ihrem Nutzen und Schaden ziemlich bekannte, hier und da auch unrichtige Dinge gesagt. Endlich von ihrer Eigenschaft zu stocken, zu gerinnen und Gallensteine zu bilden; von den Ursachen, welche hiezu beytragen. Gallensteine sind häufiger bey Weibern, als Männern. Von den Schriftstellern werden als Ursachen angeführt, das viele Sitzen, Zusammendrücken des Unterleibes, wenn der Magen voll ist, Gemüthsbewegungen, geistige Getränke, welche Ursachen aber nicht hinreichen. **II. Von der Entstehung und Eigenschaften der Gallensteine.** Sie gehen aus dem Körper durch den Stuhlgang, durch Erbrechen und Geschwüre. Ihr Sitz ist meistens in der Gallenblase, im Lebergallengang, und dessen kleinen Aesten, im Gange der Gallenblase, auch in der Substanz der Leber. Der Verfasser glaubt, daß die Gallensteine auf ähnliche Art erzeuget werden, wie die Steine in den Nieren und der Urinblase, oder wie andere kreidenartige Konkretionen. Beyderley Steine sind auch beysammen. Wenn einmal das Blut Disposition

zur

zur Erzeugung der Steine hat, so kann die Absetzung erdiger Theile sehr leicht in der Leber geschehen. Die Gallensteine bestehen also aus Erde nebst Galle in verschiedenem Verhältnisse. Blaßgefärbte Steine kommen am öftersten vor, sind meistens bey blasser Galle. Verschiedene Eigenschaften der Gallensteine, Versuche zu ihrer Auflösung. Sehr weitläuftig über die Verschiedenheit der Figur, Farbe und Anzahl der Gallensteine, mitunter von Darmsteinen. III. **Von den Kennzeichen der Gallensteine.** S. 120. Empfindung, wenn sie durch den Gallengang gehen 134. IV. **Von den Folgen.** Sie rühren von dem Mangel der Galle im Zwölffingerdarm, von dem Druck oder Reiz der Steine. V. **Heilart.** Sie ist leichter, als jene bey Nierensteinen. Gallensteine sind oft Ursache der Gelbsucht, gehen sie nun ab, so vergeht die Gelbsucht, etwa just zur Zeit, wo ein unbedeutendes Mittel gegeben wurde, woher denn manche elende Mittel einen Ruf bey Gelbsuchten erhalten haben. Die Heilart besteht darinn, die Steine fortzuschaffen, die Zufälle zu lindern, die Neigung des Körpers zu fernerer Erzeugung zu bessern, Erleichterung zu schaffen, wenn die Steine nicht können fortgeschaffet werden. Die Mittel sind Aderlassen, welches zuweilen nöthig ist, Brechen, Purgiren, Seewasser, Clystiere, äußerliche Bähungen, Mohnsaft beym Brechen, Kräuter, Gras, Molken, Mineralwässer u. s. w. Am Ende folgt eine Rekapitulation der gewöhnlichen Heilmethode. Bey Brechmitteln, Purgirmitteln schweifet, wie bey den meisten übrigen, der Verfasser wieder aus. Erzählt uns die Wirkung des Brechens, die Umstände, wobey es nicht geschehen soll, welches herkömmliche durch Erfahrung meistens widerlegte Contra indicantia sind. Es ist ein Unheil für die Leser, wenn sich der Schriftsteller einmal vornimmt, alles zu sagen, was kann, nicht just was sollte gesagt werden. Leider ist dieses heutiges Tages gar oft der Fall.

James Maclurg, d. Arz. K. D. Versuche mit der menschlichen Galle, und Bemerkungen über die gallichte Absonderung.

Scharfsinn, Genauigkeit, Stof für den Denker, herrschet in gegenwärtiger Abhandlung. Zuerst von Boerhaavens Lieblingsideen alles seifenartig zu machen, so wie er's auch von

der

der Galle behauptete. Die Galle ist eine braunschleimige Feuchtigkeit, die einen süßlich bittern Geschmack hat. Wenn sie aus der Blase genommen wird, hat sie einen etwas garstigen Geruch; nach einiger Zeit nimmt sie einen stärkern zuckerartigen nicht unangenehmen Geruch an. Wenn sich nach und nach Fäulniß annähert, wird dieser Geruch geändert; er wird wie faule Eier, und endlich ganz unerträglich. Galle vermischet sich ganz und gar mit kaltem und warmem Wasser, nicht mit Oel. Die Versuche des Verf. haben überhaupt dieses vorzügliche, daß sie mit menschlicher Galle angestellet sind. Galle mit mineralischen Säuren giebt eine grüne Farbe, die der Verf. vom Brennbaren der Galle leitet. Von der Wirkung der Säure auf das Brennbare geschieht es auch, daß die Galle ihre Bitterkeit verlieret. Galle mit Pflanzensäure gerinnt, und zeugt gelbe Farbe: der geronnene Klumpen bleibt bitter. Mineralische mit Wasser verdünnte Säure wirkt so wie Pflanzensäure; andere Versuche beziehen sich auf die Absonderung, den Ursprung, die Wirkung, und Ausartung der Galle; wohin dann auch die Erzeugung der Gallensteine gehöret. Alles ist der Aufmerksamkeit des praktischen und denkenden Arztes würdig.

Z.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Kent, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, bey Hilscher. 1782.

Der Stoff ist aus den Zeiten der Kreuzzüge genommen, Rittergeschichten, Rittermaximen und Ritterthaten vollauf.

Kamala, Kents ehmalige Geliebte wider die Ordensregel, und Malli, die Frucht ihrer beyderseitigen Liebe, geben zwar zu weichen Auftritten Anlaß, sind aber zugleich die Ursache des Raufens, Mordens und Brennens.

Bruno, ein deutscher Ritter, hat Malli mit Gewalt entführt, und hält ihre Mutter Kamala schon gefangen. Kent, der seine Kamala, nach einer Abwesenheit von 18 Jahren, aufsuchet, findet, rettet, und heyrathet Malli, weil sie ihm ihre Liebe so nahe leget, und ihn damit verstricket.

Kent

Kent trifft Kamala den Tag nach seiner Heyrath in einem Walde von Bruno an einem Felsen geschmiedet im Elende an, zerbricht ihre Ketten, und erfährt von ihr, daß Malli, ihre beyderseitige Tochter, lebe und auf dem nahen Schlosse wohne.

Bey Kent steigen sofort die Greuel der Blutschande auf, verbrennen sein Gehirn, und da Kamala bey ihrer Entdeckung bleibt, so erwürgt er sie; und nun geht das Morden von allen Seiten an.

In der That sind starke und rührende Auftritte im Stück; sollte es aber je möglich seyn, dasselbe aufs Theater zu bringen; so ist zu rathen, Kents letzte Worte wegzulassen, oder abzuändern; sie löschen dem Leser oder Zuschauer alle vorher gefaßten Gefühle mit einem Striche aus.

Mg.

Nouveau Théatre Allemand, par Mr. *Friedel*, Professeur en survivance des Pages de la grande Ecurie du Roi. à Paris, 1782. *Vol. I.* pp. 321. *Vol. II.* pp. 328. *Vol. III.* pp. 336. *Vol. IV.* pp. 328. *Vol. V.* 1783. pp. 320. *Vol. VI.* pp. 368. *Vol. VII.* pp. 306. gr. 8.

Unsern meisten Lesern wird diese Unternehmung des Herrn Prof. Friedel schon aus den vor zwey Jahren geschehenen Ankündigungen desselben, deren die umständlichste im Deutschen Merkur befindlich war, bekannt seyn, und sie werden sich erinnern, daß er mit Uebersetzung des Edelknaben vom Hrn. Engel einen Versuch machte, den wir auch zu seiner Zeit in unsrer Bibliothek angezeigt haben. Bisher sind uns von diesem Werke nur die ersten sieben Bände bekannt, deren jeder auf einem besondern Schmutztitel die Absicht und Einrichtung des ganzen Unternehmens näher anzeigt. Der Titel nämlich heißt: Nouveau Théatre Allemand, ou Recueil des Pieces qui ont paru avec succès sur les théatres des Capitales de l'Allemagne; und auf der Rückseite desselben steht die Nachricht, daß vom 1sten Januar 1782 an gerechnet, alle Vierteljahre ein Band dieses Werkes erscheinen, und das Ganze aus zwölf Bänden bestehen solle.

Vor

Vor dem ersten Bande steht eine kurze Geschichte des deutschen Theaters, die, wenigstens den Materialien nach, aus der im Gothaischen Theaterkalender befindlichen, und jährlich mit Zusätzen wiederholten, Geschichte unsrer vaterländischen Bühne genommen zu seyn scheint, wozu aber auch die Schmidtische Chronologie des deutschen Theaters das Ihrige hergegeben hat. Wir wollen uns also bey derselben nicht verweilen, sondern nur anmerken, daß Hr. F. am Schlusse dieser Geschichte einige Worte über sein Vorhaben hinzusetzt, die Franzosen mit den besten dramatischen Stücken der Deutschen durch Uebersetzungen bekannt zu machen. Besonders erkläret er, es sey gar nicht seine Absicht, die hier gelieferten Schauspiele für lauter Meisterstücke und Muster ihrer Art auszugeben. Bey der Gelegenheit gedenkt er auch der bekannten Hindernisse eines blühendern und schnellern Fortganges unsrer Schaubühne, und glaubt, daß bey Erwägung dieser Hindernisse unser wirkliche bisherige Fortgang jeden Kenner in Erstaunen setzen müsse. Das meiste Verdienst schreibt er unsern Schauspieldichtern in der Gattung des bürgerlichen Trauerspiels zu, welches ihnen besser, als das heroische, geglückt sey; und glaubt, unser Theater halte das Mittel zwischen dem französischen und englischen, indem es jenem in der Beobachtung der drey Einheiten, und diesem in der starken, männlichen Charakterzeichnung, und in dem kraftvollen Ausdruck der Leidenschaften nahe komme. „Ueberhaupt, sagt er, stellt das „deutsche Trauerspiel stärkere Handlungen, schrecklichere Ge„mälde dar, läßt sich mehr in Zergliederung und Entfaltung „einzelner Umstände ein, als das französische Trauerspiel, dem „Nationalgeschmack zufolge, thun kann und darf. Der Deut„sche will den Helden aus dem Grunde kennen, dessen Un„glück und Tugend ihn interessiren, will die Triebfedern sei„ner großen Handlungen, die Ursache seines Unglücks, seines „Betragens, und seiner Gesinnungen kennen. In dieser Ab„sicht verlangt er in seiner Seele zu lesen, verfolgt mit seinen „Blicken den Gang seiner Leidenschaften, und läßt sichs nicht „verdrießen, sich bey den kleinsten Zügen zu verweilen, wenn „sie ihm darüber mehr Licht geben können. Bey der Freyheit, „die folglich der Dichter hat, eine Menge von Vorfällen auf „die Bühne zu bringen, die der Zuschauer sonst nur durch Er„zählung erfährt, muß nothwendig das Interesse lebhafter, „die Handlung vielfacher, und die Rollen der Vertrauten „müssen dabey sehr unnütz, oder doch sehr kurz werden. Der

„Anblick

„Anblick und die Gegenwart der Personen in jenen schrecklichen Situationen, wo sie ein Raub des Schicksals und der „Leidenschaften sind; macht auf die Zuschauer stärkern Eindruck, und setzt sie mehr in Stand, alle Züge des Gemäldes „aufzufassen, wenn es ihnen vor Augen ist, als wenn man „ihnen davon eine oft matte und langweilige Beschreibung „macht."

Die in den vor uns liegenden sieben Bänden übersetzten Schauspiele sind folgende: B. I. **Emilia Galotti. Clavigo.** B. II. **Julius von Tarent. Der Graf von Olsbach. Menzikoff.** B. III. **Atreus und Thyest. Ertappt, Ertappt! Stella.** B. IV. **Agnes Bernauerinn. Der Minister. Der Mann nach der Uhr.** B. V. **Diego und Leonore. Die neue Emma.** B. VI. **Der Gasthof. Der deutsche Hausvater.** B. VII. **Nathan der Weise. Philotas.** — Vor den meisten Stücken steht eine kurze historische Nachricht von den Lebensumständen und übrigen Schriften der Verfasser.

Herr Friedel scheint uns allerdings der Mann zu seyn, der zur Ausführung dieses an sich gewiß schwierigen Unternehmens Beruf und Geschicklichkeit besitzt. Er ist beyder Sprachen mächtig genug; und schon die angeführte Stelle seiner Einleitung ist ein Beweis, daß er den Gesichtspunkt, aus welchem man den Charakter der deutschen Schaubühne, besonders der tragischen, betrachten muß, zwar etwas zu allgemein, aber doch sehr treffend und richtig gefaßt hat. Ueber die von ihm getroffene Auswahl der übersetzten Schauspiele ließe sich vielleicht einiges erinnern; indeß wird man unter ihnen doch eher einige minder vortreffliche Stücke für entbehrlich halten, als bessere und vortrefflichere vermissen; und der Zuschnitt war nun einmal, vielleicht etwas zu freygebig, auf zwölf Bände gemacht. Daß bey der Uebersetzung die besten Schauspiele gerade am meisten eingebüßt haben, ist wohl ganz natürlich, und benimmt dem Werthe der Uebersetzung im Ganzen nichts, da doch die Anzahl glücklich getroffener Stellen die Zahl der verfehlten, oft auch des vollen Ausdrucks in der französischen Sprache nicht ganz fähigen, Stellen sehr übersteigt. Alle vor uns liegende sieben Bände mit den Originalen zu vergleichen, und unsere dabey gemachten Erinnerungen dem Leser mitzutheilen, wäre ohne Zweifel für ihn und uns zu weitläuftig und ermüdend. Es sey also genug, diese Vergleichung und Prüfung bey den zwey vorzüglichsten

Stücken angestellt zu haben, und das Resultat davon unsern Lesern mitzutheilen. Auch schränken wir uns dabey nur auf die einer Erinnerung bedürfenden Stellen ein, ohne die wirklich weit zahlreichern, in welchen uns die Uebersetzung völlig befriedigte, einzeln auszuzeichnen.

Emilia Galotti. Der herrliche Dialog ist, wie man weiß, nicht das kleinste Verdienst dieses ersten Meisterstücks unsrer tragischen Bühne; und es war allerdings schwer, oft vielleicht unmöglich, das Gedrungene und Körnichte desselben ins Französische zu übertragen. Daher in der Uebersetzung oft viel Wortaufwand, wo im Original wenig, aber in diesem wenigen desto mehr, gesagt wird. Man sehe davon gleich eine ziemlich auffallende Probe zu Anfange der zweyten Scene, wo der Prinz zu dem Maler Conti (der hier, wir wissen nicht warum, Conta heißt,) von der Pflicht des Künstlers, arbeiten zu wollen, sagt: „Ich meyne nicht vieles, sondern „viel; ein weniges; aber mit Fleiß.“ Dieß wird übersetzt: Vous ne saisissez point ma pensée; je ne prétends point qu'un artiste doive faire beaucoup d'ouvrages; mais travailler avec beaucoup d'application. Peu de morceaux, mais bien soignés. — Minder verzeihlich und nachtheiliger für den Sinn ist eine bald nachher in eben dieser Scene vorkommende Umschreibung, oder vielmehr Abänderung folgender Worte des Prinzen: „Nachher ist sie (Emilie) mir nur „an heiliger Stätte wieder vorgekommen, wo das Angaffen „sich weniger ziemt.“ Depuis ce tems je ne l'ai revu *que dans ces asyles sacrés, où la beauté s'embellit encore en faisant à l'Eternel l'hommage de ses charmes, et où l'oeil profane et trop curieux est forcé de la respecter.* — S. 100 ist durch die Uebersetzung: Un libertin, qui admire, *qui* convoite . . . . der Sinn einer schönen Stelle ganz verfehlt: „Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt.“ — Die Rede der Claudia, S. 103: Il n'est pas toujours en notre pouvoir d'implorer dignement les graces du ciel. Mais *il suffit de les desirer pour les obtenir*; ist weit nachdrücklicher im Deutschen: „Die Gabe zu beten ist nicht im„mer in unsrer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, „auch beten.“ Und nun wie herrlich treffend Emiliens Antwort: „Und sündigen wollen, auch sündigen!“ Wie matt dagegen, so ausgedrückt: Il suffit aussi de la volonté de faire le mal, pour être jugé! — „Die Furcht hat ihren besondern Sinn,“ sagt Claudia in der Folge zu ihrer Tochter,

ter, weit stärker und schöner, als: c'est le effet naturel de la peur. — So verliert auch das nachdrückliche: „Rede, will ich!" des Prinzen an Marinelli (Akt. IV. Sc. 1) durch die Verlängerung: Je vous ordonne de vous expliquer; m'entendez vous? — Wenn am Schluß der folgenden Scene Marinelli von der Orsina sagt: „Ich fürchte, ich „fürchte, sie ist nicht zu ihrer besten Stunde ausgefahren;" so muß Hr. F. das nicht verstanden, oder sehr flüchtig angesehen haben, um zu übersetzen: Je redoute cette femme. — Fast eben das ist der Fall mit der Rede der Orsina selbst im nächstfolgenden Auftritte, wo sie von dem Frauenzimmer sagt: „Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den „gestrengen Herrn der Schöpfung bey guter Laune zu erhal„ten!" Tout ce qu'elle doit faire, c'est de rire, pour tenir toujours *son sérénissime Maitre* en belle humeur. — Gegen die Worte Orsina's von Emilien: „Sie wird nun „erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! „Das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang es dauert!" verliert die Uebersetzung ungemein: Que les jours vont être beaux pour elle! Elle les coulera quelque tems dans l'ivresse des plaisirs. — Und vollends ihre schreckliche Frage an Odoardo: „Wirkt es, Alter! wirkt es?" ist hier ganz verdunstet: Sens-tu maintenant, bon vieillard, combien le coup est affreux? — So auch am Schluß eben dieser Scene: Ha! quel plaisir d'assouvir une vengeance si long-tems meritée! stat des Ausrufs: „Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte — —" Und in der fünften Scene des letzten Akts, wo Odoardo im Begriff ist, den Prinzen zu erstechen, und durch seine sanfte Anrede wieder entwaffnet, die Hand leer ohne Dolch wieder herauszieht, wie weit treffender sind da die wenigen Worte: „Das sprach sein Engel!" als die vielen: C'est son Ange tutélaire, qui dans ce moment a parlé par sa bouche! —

Nathan der Weise. Unstreitig war dies Schauspiel unter allen, die Hr. F. wählte, am schwersten zu übersetzen, sowohl seines Inhalts, als seiner Einkleidung wegen. Jener ist durchaus philosophisch, und das Dramatische ist bloß Form des didaktischen Stoffs, wie Herr Engel am Schlusse des ersten Bandes seiner Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten sehr richtig bemerkt hat. Aber die Einkleidung giebt diesem Stoffe unendlich viel Reiz; der Dialog ist so schön, so ausdruckvoll und treffend; dabey aber

hat er auch so viel Originales und Eigenthümliches, daß er in jeder andern Sprache ungemein verlieren muß. Die Versifikation des Stücks machte dem Uebersetzer vielleicht desto weniger zu schaffen, je mehr Lessing sich bemüht hat, alles Poetische und Deklamatorische darinn zu vermeiden, und sie dem leichten Gange des prosaischen Dialogen soviel möglich zu nähern. Dennoch vermißt man schon dies poetische Kleid, dem Ganzen so angemessen, so meisterhaft angelegt, in der Uebersetzung ungern; und manche ganz deutsche, sehr körnichte Wendungen und Redensarten ließen sich durchaus nicht beybehalten. Je mehr wir diese mannichfaltigen Schwierigkeiten erwägen, desto mehr Lob müssen wir dieser im Ganzen wirklich sehr verdienstvollen Uebersetzung wiederfahren lassen. Verschiedene Stellen haben wir indessen angemerkt, worinn der Sinn des Originals entweder verfehlt, oder doch zu wenig befriedigend ausgedrückt ist. So ist gleich Akt. I. Sc. 2. ein sehr treffendes Bild, vermuthlich aus Besorgniß, es werde dem französischen Geschmacke nicht fein genug dünken, ganz übergangen. Nathan sagt:

— — — Der Topf
Von Eisen will mit einer silbern Zange
Gern aus der Glut gehoben seyn, um selbst
Ein Topf von Silber sich zu dünken.

Dafür steht in der Uebersetzung bloß: On n'éleve souvent les autres que pour s'élever soi-meme! — Eben das war ohne Zweifel auch die Ursache der Umänderung folgender Stelle in der nächsten Scene:

Es taugt nun freylich nichts,
Wenn Fürsten Geyer unter Aesern sind.
Doch sind sie Aeser unter Geyern, taugts
Noch zehnmal weniger.

Die Uebersetzung: Il est bien affreux, il est vrai, qu'un Prince dévore la substance de ses sujets; mais il est plus affreux encore qu'un bon prince en soit dévoré. Man sieht nicht einmal recht, worauf das *en* gehen soll, ob auf sujets oder substance. — Noch ungerner vermissen wir in der vierten Scene dieses ersten Aufzugs folgende schöne Rede Nathans in der Uebersetzung ganz, nachdem er die Daja auf ihren Ausruf: Er läßt sich wieder sehen! „gefragt „hat: Wer, Daja, wer?“ und sie bloß mit „Er! er!“ antwortet:

Er?

Er? er? — Wenn läßt sich der nicht sehn? — — Ja so!
Nur euer Er heißt er! — Das sollt er nicht,
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Schlimm, wenn hier, wie wir fast fürchten, auch der Uebersetzer nicht wußte, von wem in der ersten dieser drey Zeilen die Rede war. — Akt II. Sc. 5 sagt Nathan von dem Tempelherrn:

Die Schale kann nur bitter seyn; der Kern
Ists sicher nicht.

Im Französischen steht gerade das Gegentheil: Le noyau seul est amer; le fruit ne l'est pas. — Akt III. Sc. 1, sind Recha's Worte:

Was wird dann
In meiner Brust an dessen Stelle treten,
Die schon verlernt, ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen?

nicht richtig getroffen: Quoi donc le remplacera dans ce coeur, *qui déja, sans un desir plus fort que tous les autres desirs, auroit oublié à palpiter?* — Auch folgende Stelle, Sc. 2:

Tempelherren
Die müssen einmal nun so handeln; müssen
Wie etwas besser zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Wasser, hohlen.

ist zugleich unrichtig und matt übersetzt: C'est le devoir des Templiers d'agir ainsi. *Un peu plus instruits que leurs chiens*, ils *plongent* dans les flammes, comme dans les flots. — Es ist von übler Wirkung, daß Saladin am Schlusse des fünften Auftritts nicht, wie im Original, die Entscheidung auflegt, welche von den drey Religionen, der jüdischen, türkischen und christlichen, sondern nur, welche von den beyden ersten, die wahre sey? Man sieht wohl die Bedenklichkeit ein, die diese Aendrung veranlaßte; aber nun ist die Allegorie mit den drey Söhnen und den drey Ringen nicht so treffend mehr. — So ist auch in der Erzählung von diesen Ringen das Französische: Cette pierre avoit des grandes vertus! sehr unbestimmt und allgemein, und eben dadurch auch weit minder passend, als das Deutsche:

Er (der Stein) hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug.

Hier, wie bey andern Stellen dieser Scene, scheint der Ue-
bers. aus einer oft kaum zu erklärenden Bedenklichkeit sich Aen-
derungen und Abkürzungen zur Pflicht gemacht zu haben. —
Am Schlusse der ersten Scene des vierten Aufzuges sind fol-
gende Worte des Klosterbruders:

Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen; und ich habe ja
Mich Einer Sorge nur gelobt.

In der Uebersetzung verfehlt: Celui qui sait beaucoup, a
beaucoup de soin; *et je me suis epargné ces soins là.* —
Und S. 4. ist die glückliche Anspielung auf die vorhergehen-
de Rede Saladin's ganz in der Antwort des Tempelherrn
weggelassen:

Sonst wärst du wohl auch schwerlich, der du bist:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

In der Uebersetzung steht bloß: Sans cela, serois-tu aussi
grand que tu es? — Wenn (Akt V. Sc. 5) der Tem-
pelherr zu Nathan sagt:

Und so fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Messer an die Kehle
Zu setzen;

so heißt das nur, er wollte ihn recht ins Gedränge bringen;
nicht wie im Französischen steht: je resolus de vous enfon-
cer un poignard dans le coeur. — Eben so verfehlt ist in
eben dieser Scene der Sinn der Worte des Tempelherrn vom
Patriarchen:

Das dank' ihm — — wer für mehr ihm danken wird!

Uebers. Que le – – – que le ciel l'en remercie! Oder
sollte auch das Milderung seyn? — S. 7. ist wieder in
der Rede Saladin's zu seiner Schwester eine nachtheilige
Abkürzung:

Was brauchst du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Beyzeiten sich nach einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!

Für das Letztere steht hier bloß: Il faut donc chercher un
autre appui, tandis qu'il en est tems encore! In der
letzten Scene ist das, was der Uebers. den Saladin sagen
läßt: Un bien-fait à usure n'est point un bienfait, nicht
der völlige Sinn seiner Worte:

Wer so auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt sie zurück.

Daß

Daß übrigens in dieser zu Paris unter öffentlicher Censur gedruckten Uebersetzung von Nathan dem Weisen manche zu freymüthig oder gar religionswidrig scheinende Stellen dieses Schauspiels weggelassen sind, ist ganz begreiflich; wenn wir gleich nicht sagen können, ob diese Weglassung von Hrn. F. selbst, oder von dem Censor veranstaltet ist. Die Approbation dieses letztern finden wir bloß vor dem ersten Bande; sie erstreckt sich aber schon auf die ganze Sammlung, welches freylich auffällt, da die ganze Arbeit doch im J. 1781 gewiß noch nicht vollendet seyn konnte. Der Uebers. hat indeß die gelassenen Lücken nicht unbemerkt gelassen, sondern den verhältnißmäßigen Platz derselben mit bloßen Punkten ausgefüllt. Die erste dieser Lücken finden wir gleich im zweyten Auftritte des ersten Aufzuges, in der Rede Nathans über die Wunder, wovon nur der Anfang geblieben ist, worauf sich freylich dann Daja's Frage nicht recht passet. — Akt II. Sc. 1. ist die Stelle des Originals S. 67 weggelassen: „Du kennst die Christen nicht, u. s. f." bis zu Ende dieser Rede Sittah's. Auch hier ist nun Saladins Antwort nicht recht schicklich. — Weniger begreiflich aber, und gewiß durch Mißverstand von der einen oder andern Seite veranlaßt, ist die Lücke nach den Worten Saladins Sc. 3. worinn er sagt, Nathan habe seinen Reichthum, wenn er ihn aus Gräbern habe, gewiß nicht aus Salomons oder Davids Gräbern, und hinzugesetzt: „Narren lagen da begraben!" Auch Sittah's Zusatz: „Oder Bösewichter!" ist weggeblieben. — Dem ungeachtet ist doch manches stehen geblieben, dessen volle Beziehung dem Censor vielleicht minder sichtbar oder ergründlich war.

Bk.

Johann Martin Millers Gedichte. Ulm, bey Wohler, 1783. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Aus den Musenalmanachen, Taschenbüchern, und andern poetischen Sammlungen, auch aus den in seine Romane, besonders den Siegwart, eingeschalteten poetischen Stücken, kennt man den Verfasser dieser Sammlung als einen glücklichen lyrischen Dichter, besonders in der sanftern, gefälligen Gattung des Liedes, und im Ausdruck wohlwollender und sympathetischer Empfindung. Nicht sowohl die Aufforderung

seiner Freunde, als die Drohung eines Unbekannten, seine Gedichte zu sammeln und herauszugeben, veranlaßte ihn, sich selbst dazu zu entschließen. In dem Vorberichte redet er über den Werth seiner Gedichte sehr bescheiden, und erinnert, daß er manches der ältern Gedichte bloß wegen des Leichten und Jugendlichen in der Empfindung beybehalten, übrigens aber durchgehends gefeilt und verändert habe. Mehr als funfzig Gedichte sind hier zum erstenmal abgedruckt, und im Register mit einem Zeichen bemerkt. Auch ist über jedes einzelne Stück die Jahrszahl der Verfertigung angeführt. Schon in den ersten Gedichten des Verf. ist alle die Leichtigkeit und Natur der Sprache und des Versbaues, die uns zwar nicht sein einziges, aber doch bey weitem sein vornehmstes poetisches Talent zu seyn scheint. Nur schlimm, daß diese Leichtigkeit so gern zur unbeschränkten Vervielfältigung und Wiederholung gangbarer und gar zu nahe liegender Ideen, Bilder und Ausdrücke hinreißt; und das ist auch wohl bey Hrn. M. nicht selten der Fall. In vielen seiner Stücke ist eine gewisse Monotonie der Empfindungen und Vorstellungen, die durchaus ohne Wirkung und Eindruck bleibt. Man findet alles ganz hübsch und lieblich und artig; aber da ist so wenig, was uns frappirt, was unsre Seele merklich rührt, was unsre Theilnehmung auffodert und hinreißt. Dies Einförmige fällt freylich am stärksten auf, wenn man mehrere Stücke dieser Sammlung nach einander liest; und da dies die Bestimmung von Liedersammlungen eben nicht ist, so versuchten wirs, um dem Verf. nicht Unrecht zu thun, einzelne Stücke zu verschiednen Zeiten, in verschiednen Launen zu lesen. Aber auch auf diese Art war's nicht viel besser, und der Zustand unsers Gemüths bey ihrer Lesung war höchstens nur ganz behaglich, ohne daß wir weiter zu lesen große Lust hatten. Manche unter diesen Liedern möchten auch wohl für den Moment und ihre nächste Bestimmung ganz gut und zweckmäßig gewesen seyn; aber fürs Publikum haben sie nicht soviel anziehendes. So sind z. B. die beyden Lieder S. 101 und 103, in deren ersten Hr. Voß den Verf. anredet:

Mein allerliebster Miller,
Wer hat dich Ton und Triller
So silberrein gelehrt? u. s. f.

worauf denn Hr. M. erwiedert:

Mich

Mich Johann Martin Miller
Hat Liederton und Triller
Mama Natur gelehrt; u. s. f.

Der feinen Delikatesse nicht zu gedenken, die im Schlusse dieser beyden Lieder, und in dem Anerbieten jedes Dichters liegt, den andern von seinem Mädchen mit zwanzig Küssen für seinen Unterricht bezahlen zu lassen, wiewohl mit der Bedingung: „wenn er sittsam ist;“ und der Gegenhöflichkeit des andern, ihn, wenn ihm einst Daphne günstig wird, von dieser mit einem brünstigen Kuß ihres Mundes belohnen zu lassen! — Und dann das Minnegeklingel, besonders in den Liedern vom J. 1772 kommt ietzt, da selbst unsre Schönen und Süßlinge seiner satt sind, zu spät. Hr. M. sagt zwar im Register, es sey bey dergleichen Minneliedern seine und seiner Freunde Absicht gewesen, zum Studium der alten Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern, und sie auf wahre Simplicität und auf verschiedene alte gute Wörter aufmerksam zu machen; aber wir zweifeln sehr, daß sie diese Absicht erreicht haben, und durch die Wahl dieses Mittels haben erreichen können. Wer mit der Poesie der sogenannten Minnesänger nur einigermaßen bekannt ist, ihre Manier und Sprache nur einigermaßen studirt hat, dem wird die große Verschiedenheit des Charakters und innern Gehalts der Muster und der Nachahmungen dergestalt einleuchten, daß er diese letztern eher für Mittel halten wird, den Werth jener alten Gedichte herabzuwürdigen, und von ihrem Studium zurück zu schrecken. Vielleicht sagt indeß Hr. M. auch hier: „Welche Absicht wird nicht von einem Recensenten verkannt!“ — Auch in den Nonneliedern, die Nr. 107, 119, 120, 123, u. s. f. stehen, bleibt uns die Mischung verliebter Empfindungen und andächtiger Ergießung, die oft Schwärmerey wird, immer noch anstößig, weil sie hier offenbar übertrieben, und nicht mit jener weisen Schonung und meisterhaften Delikatesse behandelt ist, die man in Pope's Briefe der Eloise mit Recht bewundert. Nur ein paar Strophen unsers Verf. zur Probe;

Hinweg, o Bild! entweihe nicht
Die Gottgeweihte Stelle!
Hinweg aus meinem Angesicht!
Entfleuch aus dieser Zelle!

Ach Jesus Christus! Immerdar
Muß ich's vor Augen sehen!
Im Chor, am heiligen Altar
Seh' ich ihn vor mir stehen!

Entfleuch um Gottes Willen doch!
Ich darf dich ja nicht lieben!
Wie kannst du meine Seele noch,
O Wilhelm, so betrüben?

Ach Jesus! sieh, u. s. f.

Als ein Anhang sind dieser Sammlung zwey prosaische Stücke des Verfassers, nämlich ein Kindergespräch, **der Kirschbaum**, und sein schon bekannter Aufsatz über Hölty's Charakter beygefügt. Daß der Herausgeber des **Kinderfreundes**, für den jenes Gespräch bestimmt war, es nicht einrückte, geschah vielleicht deswegen, weil er die Charakterisirung der beyden dialogirenden Kinder und des sie belehrenden Vaters, nicht ganz angemessen fand. Der entschlossene kleine Wagehals, Karl, interessirt gewiß mehrere, als der zagende fromme Fritz, den der Vater hernach in die Laube nimmt, um mit ihm zu **beten**, und ihm dafür **Johannisbeeren und Kirschen** verspricht.

Nach allen diesen Erinnerungen wäre es jedoch ungerecht, wenn wir das viele Gute und Beyfallswürdige in diesen Gedichten verkennen und übergehen wollten. Vielmehr wollen wir die Stücke anzeigen, die uns von allen am meisten gefallen haben, und vielleicht mehrern Lesern die vorzüglichsten scheinen werden. Sie stehen S. 33, 43, 53, 60, 127, 174, 176, 181, 208, 224, 269, 303, 306, 316, 374. Ueberhaupt ist schon das überall hervorleuchtende sanfte und menschenfreundliche Gefühl des Verf. und die Freyheit seiner Gedichte von allem Unsittlichen und Anstößigen, auch sein kunstloser, natürlicher Ausdruck, ohne Zwang und überspannte Ziererey, Verdienst und Empfehlung für ihn; und daß er mehr viel, als vielerley, schrieb, daß er in wenigen Gedichten nur wahre dichterische Fülle und lebendige Darstellungskraft äußert, war gewiß hauptsächlich nur eine Folge seiner großen Leichtigkeit im Versificiren, und der ihm eignen Stimmung des Temperaments, als Schreibseligkeit und Hang zur Reimerey. Ohne ihn dadurch irgend herabzuwürdigen, glauben wir, daß er (es versteht sich, ohne alle Rücksicht auf den morali-

schen

schen Charakter, von dem wir natürlicher Weise hier ganz abstrahiren) in Rücksicht auf sein poetisches Talent, eben den Rang unter unsern heutigen Dichtern verdiene, den Günther unter den Dichtern zu Anfange des itzigen Jahrhunderts hätte. Die Vergleichung kann auffallen; wir getrauten uns aber, durch mancherley einzelne Züge ihre Richtigkeit ins Licht zu setzen. Auch würde diese Vergleichung sehr ehrenvoll für Hrn. Miller ausfallen.

Gr.

---

5. Romanen.

Der Pfarrer Müller und seine Kinder. Eine vaterländische Familengeschichte. Erster Theil. 19 Bogen. Zweyter Theil. 20 Bogen. Gera, bey Beckmann, 1783 in 8.

Bey der großen Menge elender Romane, womit Deutschland von Messe zu Messe überschwemmt wird, bringt man ein gewisses Mißtrauen zu jedem neuen Roman mit. Der gegenwärtige verdient eben nicht, unter dem großen Haufen schlechterer Produkte dieser Art übersehen zu werden, und hat vielmehr von Seiten der Schreibart, der guten Grundsätze, der Mannichfaltigkeit, Richtigkeit und Auszeichnung der Charaktere, treffender Schilderungen mancher Falten des menschlichen Herzens und des Gangs der Chikane im bürgerlichen Leben viel vorzügliches. Der Pfarrer Müller, der seine eigne Lebensgeschichte erst im Verfolg des Buchs nachholet, hat vier Söhne und zwo Töchter. Der älteste Sohn wird als Hofmeister wegen Verlobung mit der Fräulein des Hauses beschimpft und unglücklich, und reizt dadurch den Bruder derselben, Simon van der Hardt, einen verhärteten Bösewicht, zur Rache und zum Werkzeug der meisten Unglücksfälle des Müllerschen Hauses. Er streut, nach einem fast zu künstlich angelegten Plan der Bosheit, Saamen des Unfriedens in die Ehe der ältern Tochter, Aemilien Lindenfeld, und macht sie unglücklich; und läßt ihre jüngere Schwester, Helene, entführen.

führen. Ein anderer Sohn wird von der Universität weg in die Hände der Werber gelockt, denen er zwar durch eine zweyfache Mordthat entgeht, aber dagegen bey Verbergung in dem Wald in eine Spitzbubenbande geräth, und als ein solcher in der Nähe des Vaters ergriffen wird; der dritte Sohn verläßt wegen eines Fehltritts die Universität, und kömmt als Soldat nach Amerika; der vierte wird auf der Universität ein Freydenker, doch aber — Professor, und endlich durch die Liebe eines Frauenzimmers, die aber vor der Hochzeit stirbt, zurück gebracht. Hiervon nehmen nun sonderlich die Begebenheiten der zwo Schwestern, in eine Menge anderer Vorfälle mit dem Müllerschen Hause bekannter Personen eingeflochten, den größten Theil des Buchs ein. Es besteht ganz in einer Reihe von Briefen, nicht aber einer Jeder, die dasjenige, was eine zusammenhängende Geschichte seyn könnte, in fortgesetzten Briefen erzählt: sondern jeder, der im erzählenden Roman eine handelnde Person seyn würde, schreibt seinen eignen Brief an seinen eignen Freund — wie wenn man gesammlete Briefe verschiedener gleichzeitiger Personen, gleichsam als Urkunden für einen künftigen Geschichtschreiber herausgeben wollte. Da nun aber zwischen diesen Briefen die verbindende und ausfüllende Hand des erzählenden Schriftstellers fehlt: so erwächst dadurch oft, zumal wegen der Menge vorher unbekannter Personen, von denen oder an die geschrieben wird, eine gewisse Dunkelheit, die bald vorher, bald in der Folge aufgekläret werden muß. Doch verschafft auch dagegen die glückliche Anpassung des verschiedenen Briefstyls auf die verschiedenen Charaktere der Schreibenden eine angenehme Abwechselung. Einige Briefe, z. B. die von der Aemilie Lindenfeld, ihrer Schwester und Mutter, von dem Baron Lilienthal, Fried. Redlichin, und einige andere, kann man schön nennen. Billig aber hätte wegen der verwirrenden Menge unbekannter Namen eine Nomenclatur derselben, zum Nachschlagen, angehängt werden sollen, wo es nicht etwa noch bey dem letzten Theil des Buches geschieht. Bergen können wir übrigens nicht, daß uns einige Erdichtungen etwas unnatürlich und abentheuerlich vorkommen: auch scheint uns der Verf. unter Verwickelungen und Auflösungen nicht sehr gewählt zu haben. Seine Personen werden plötzlich krank, genesen oder sterben, wie es nöthig ist: Mißverständnisse, Feuersbrünste, Wetterschläge, Entführungen, Aufstoßungen auf Räuberbanden u. dgl. kommen alle mehr als einmal vor.

Wozu

wozu soll der Zusatz: vaterländische Geschichte, da der Verf. sein Vaterland nicht nennt? und daß die Geschichte wahr sey, wird er uns doch auch dadurch nicht überreden wollen! Sollte es so viel als eine deutsche Geschichte seyn, so zeigte dies ohnedem schon der Name Müller an.

Pk.

Leben, Schicksale und Verfolgungen des Prior Hartungus, oder geheime Philosophie und Karakteristik des Mönchswesens, herausgegeben von Peter Adolph Winkopp, ehemaligem Benediktinermönche im St. Peterskloster in Erfurt. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. Erster Theil. 240 Seiten. Zweyter Theil. 406 Seiten. 8.

Biographie eines Mönchs, oder die Begebenheiten des Paters Hyacinths. Ohne Anzeige des Druckortes. 1782. 384 S. 8.

Beyde Schriften kommen in Ansehung des Inhalts, des Ganges und der Anordnung der Geschichte, einander ziemlich nahe. Klostergeschichten und Mönchswesen gehören unter den litterarischen Modekram, davon itzt viel geredt und geschrieben wird, daher leicht zu erachten ist, daß die Romanschreiber einen so gangbaren Artikel nicht unbenutzt lassen werden, wie denn jede Messe davon reiche Ausbeute giebt. Die Art, wie man über das Klosterwesen itzt zu denken pflegt, giebt den Aufschluß, warum die Klostergeschichten überhaupt einander in der Hauptsache gleichen müssen, und also die angezeigten auch sich so ähnlich sind. Der Prior Hartungus, und der Pater Hyacinth, kommen beyde ohne Trieb und innern Beruf ins Kloster, werden überredet, das Gelübde abzulegen, lernen mit der Zeit die ganze Litaney der Mängel und Gebrechen der klösterlichen Verfassung kennen, Stolz, Neid, Mißgunst, Gleisnerey, Despotismus, Dummheit, Bosheit, Kabale der Obern und Ordensbrüder, daraus entspringt Mißmuth, und endlich Ueberdruß des Klosterlebens; oder vielmehr, weil die ehrwürdigen Herren beyderseits lieben, und diese Leidenschaft einmal das Uebergewicht

gewichte hat, so ist ihnen die Clausur ein unerträgliches Joch, sie empfinden nun erst die Klostergebrechen, um den Hang, in die Welt zurückzukehren, dadurch zu beschönigen, sie werden Sonderlinge im Kloster, und ziehen sich dadurch manche unangenehme Begegnung von ihren Obern und Mitbrüdern zu. Beyden gelingt es, das Kloster zu verlassen, Hartungus entweicht und wird ein Protestant, Pater Hyacinth aber wird durch mächtigen Vorspruch seiner Gelübde von Rom aus entbunden, und beyde werden, nach einer Menge Abentheuer und überstandenen Schwürigkeiten, mit ihren Geliebten verbunden. Die Liebesintriguen in der Biographie des Pater Hyacinths ist feiner angelegt, und mehr im Mönchskostum ausgeführt, als des Prior Hartungus.

Die erstgenannte Geschichte hat auch vor der letztern das zum voraus, daß sie da endet, wo ein Liebesroman enden soll, nämlich mit der Heurath. Der Verf. des Hartungus aber begleitet seinen Exprior, nachdem er ihn verheyrathet hat, noch durch eine Menge Begebenheiten ohne alles Interesse und Anmuth, bis zum Grabe; dabey holt er zu Anfange jedes Kapitels so weit aus, und tummelt sich auf den Gemeinplatzen so weidlich herum, daß die Erzählung dadurch gar langweilig wird, zu geschweigen daß die Geschichte mit so wilder Einbildungskraft bearbeitet ist, daß die Wahrscheinlichkeit dadurch wegfällt. Wo hat wohl je ein Mönch im Angesicht seines Klosters ein ordentliches Serail für sich angelegt, und die Mittel gehabt, es auf seine Kosten zu unterhalten, wie hier der Wollüstling, Pater Karl genannt, ohne daß man im Kloster davon etwas gewittert hätte?

Wenn Herr Winkopp, wie er zu verstehen giebt, seinen Roman bereits im Kloster zu Erfurt ausgearbeitet hat, so war das eine Beschäftigung, die mit seinem damaligen Beruf freylich eben nicht in Verbindung stand. Uebrigens halten wir beyde Geschichten für nichts weiter als für Spiele der Phantasie, nach dem jetzigen Zeitgeschmack, ohne die Absicht zu vermuthen, daß die Verfasser einen besondern Groll und Haß gegen die Ordensgeistlichkeit dadurch zu Tage legen wollen; oder Hr. W. sich einer Undankbarkeit gegen das Peterskloster in Erfurt, wie ihn der V. folgendes Traktats:

Send-

Sendschreiben an Herrn P. A. Winkopp, sonsten Frater Maurus, Benediktiner im Peterkloster zu Erfurt. 1782. 8.

hat bezüchtigen wollen, durch diese allgemeine Schilderung der Klostergebrechen schuldig gemacht habe. Wir sehen aus diesem Schreiben, was uns sonst schon bewußt war, daß der Mönchsgeist auch rachgierig ist.

Qf.

Leben und Thaten des Doktor Pillpul Klystropfius, der Glückliche genannt. I. II. Theil. Leipzig, 1783.

Pillpul Klystropfius wurde von Amnika, dem Weibe eines reichen geizigen Kaufmanns Zerberus, durch Zuthun des Doktor Blase gebohren, und zum Arzte bestimmt. Stichblatt, ein altmodischer biederer Mann, sein Pathe, übernahm seine erste Erziehung. Sein Hofmeister war ein Baccalaureus, der rechtschaffen aber pedantisch und auf seine Ordnung eigensinnig versessen war. Von diesem kömmt er in das Gymnasium zu Ilfeld; auf dem Wege dahin sieht er Marie, ein junges Bauermädchen, das den Tod ihrer Mutter beweint, welches er tröstet. Von Ilfeld kam er auf eine Akademie, war sehr fleißig, und promovirte als Doktor der Arzneykunst mit ausnehmendem Beyfall. Auf seiner Reise nach Hause sah er Marien in sehr übeln Glücksumständen, versprach ihr, sie zu heyrathen, sobald er Versorgung hätte, unterhielt sie aber an einem fremden Orte. Er zog damals eine Erbschaft von 50000 Thalern, verlor sie aber sehr bald wieder durch Bankerotte. Zerberus verstieß ihn, denn Zerberus war geizig, unser Dokter aber freygebig und milde. In diesen übeln Umständen nimmt ihn Dokt. Blase in sein Haus auf, und übergiebt ihm seine Kranken. Durch Wiederherstellung einer jungen reichen kranken Wittwe machte er sich den größten Namen in der Stadt. Die Wittwe verliebte sich in ihn. Niemand wollte sich einem andern Arzte anvertrauen als dem Doct. Pillpull Klystropfius, bis endlich durch Kabalen seiner boshaften Schwester und der andern Aerzte, der rechtschaffene mitleidige Mann seinen guten Namen verliert, und von Zerberus enterbt

enterbt wird. Aus Verdruß will er die Stadt verlassen; die Wittwe, welche bis zum Sterben in ihn verliebt ist, deren Liebe er aber wegen Marien nicht annehmen kann, sucht ihn vergebens zurückzuhalten.

IIter Theil.

Die Wittwe entschließt sich endlich selbst mit dem Doktor zu reisen, Marien aufzusuchen, um zu erfahren, wer am meisten von beyden durch den Verlust des Doktors leiden würde. Beyde sind die liebenswürdigsten Geschöpfe, beyde ausnehmend verliebt, beyde werden Freundinnen zusammen. Jede faßt den heldenmüthigen Entschluß, ihren Liebhaber der andern abzutreten; der Doktor liebt beyde. Er heyrathet endlich die Wittwe, erhält ein großes Vermögen, und Ruhm in der Stadt, worinnen er lebt. Nach der Zeit grämt sich der Doktor, seine Marie verlassen zu haben: auch Maria wird melancholisch, und die Wittwe härmt sich über beyde. Die Wittwe stirbt, Marie ward wahnsinnig, kömmt von Zeit zu Zeit wieder zu sich, und heyrathet den Doktor. Durch Prozesse kommt er um alles Vermögen, und geräth in die übelsten Umstände, bis ihm Dokt. Blase zu Hülfe kömmt. Seine Marie kömmt nieder, der Doktor aber zehrt wegen der zeither ausgestandnen Unglücksfälle ab, und stirbt.

Selten wird heutiges Tages ein Roman erscheinen, besonders von den komischen, wo nicht etwas von Tristram, und etwas von Candid hergelehnet ist. Selten sind es Begebenheiten, die uns sehr interessiren. Und welcher Nutzen kömmt endlich aus der ganzen Lektüre, da man unterdessen wenigstens etwas bessers lesen können?

B.

Der kleine Cäsar, nach dem Englischen des Coventry. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1782. Erstes Buch 270 S. Zweytes Buch 340 S. 8.

Laut der poetischen Dedikation an Hn. Prof. Ramler in Berlin, wurde der Herausgeber, der sich in der Vorrede Jünger unterschreibt, von dem Dichter aufgemuntert, diesen englischen Roman in Deutschland bekannter zu machen als er bisher war. Coventrys

reys satirische Laune, die mehr schäckerhaft als beißend ist, scheint für alle Zeiten zu passen, und seit den vier und dreyßig Jahren, da das Buch zum erstenmal in England erschien, hat der Geschmack der Leser in dieser Gattung des Vortrags so wenig Abänderung erlitten, daß die Entschuldigung des Herausgebers, ein verjährtes Produkt wieder ins Publikum einzuführen, beynahe überflüßig scheint. Der kleine Cäsar ist ein niedlicher Bologneser, oder Löwenhund, dessen Hundebiographie der Verf. mit der Geschichte seiner Besitzer artig verwebt hat. Eigentlich ist der Hund nur das Vehikel eine Menge Charaktere und Scenen des menschlichen Lebens, die sich ohne Umständlichkeit außerdem nicht wohl zusammenpassen ließen, dadurch in ein Ganzes zu vereinigen und unter sich zu verbinden. Der Uebersetzer hat, um das Buch nach dem jetzigen Zeitgeschmacke noch mehr zu bequemen, viele Stellen umgearbeitet, und mit Anspielung auf die gegenwärtigen Zeiten und Sitten seiner Uebersetzung ein modernes Ansehen zu geben sich beflissen, und so ist sie immer besser als ein deutsches Original ohne Originalität. Uebrigens dienen vier herrlich charakterisirte Kupfer von Chodowiecki, und ein Titelkupfer von Geyser, die auch besonders verkauft werden, dem Buche zu einer vortheilhaftern Empfehlung als die günstigste Recension.

Oz.

---

6. Weltweisheit.

Der Naturmensch, oder Geschichte des Hai Ebn Joktan. Ein morgenländischer Roman des Abu Dschafar Ebn Tofail. Aus dem Arabischen übersetzt von Joh. Gottfried Eichhorn, Prof. zu Jena. Berlin und Stettin bey Nicolai. 1783. 15½ Bogen in kl. 8.

Der arabische Verf. dieses philosophischen Romans, der von einem seiner Söhne, Abu Dschafar, von einem andern aber auch Abu Becr heißt, lebte gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Spanien, und war ein Zeitgenosse seines Lands-

Landsmanns Averroes. In dem Buch, dessen Uebersetzung wir hier ankündigen, hatte er die Absicht, unter dem Beyspiel eines seit der Erwachung seiner Vernunft von aller menschlichen Gesellschaft entfernt gewesenen Menschen zu zeigen, wie ohngefähr ein Mensch, ohne alle fremde Beyhülfe, durch eigne Speculationen, von einer Kenntniß zur andern, bis zu der Idee von Gott sich erheben könne. Die Person seines Helden, den er zu dieser Absicht braucht, hat er nicht selbst erdichtet, sondern von einem andern arabischen Schriftsteller, Ebn Sina (oder Avicenna) entlehnt. Den arabischen Text dieses Romans, sammt einer lateinischen Version, gab zuerst Eduard Pocock 1671 zu Oxford heraus: worauf kurz darauf verschiedne englische, und 1726 aus dem Englischen eine deutsche Uebersetzung erfolgte. Dieses von mehr als einer Seite merkwürdige Product hat dem Hrn. H. E. aus gutem Grund einer neuen, dem Original getreuen und doch lesbaren Uebersetzung würdig gehalten, und sie auch so geliefert, daß er sich dem Dank seiner Leser versprechen kann.

Wer unter dem Buch einen eigentlichen Roman, etwan einen arabischen Robinson, der durch eine Reihe wunderbarer und anziehender Begebenheiten eines einsam aufgewachsenen Menschen, der der eigne Erfinder seiner Bequemlichkeiten und Bedürfnisse werden mußte, und überhaupt durch Wahrheit und Schicklichkeit der Erdichtung unterhalten soll — wer so was erwartet, oder allein erwartet, muß das Buch gar nicht in die Hände nehmen. Geschichte ist gar nicht der Zweck des Verf., und seinen Erdichtungen einen gefälligen Anstrich von Wahrscheinlichkeit, oder einen ästhetischen dichterischen Werth zu geben, oder die Räsonnements seines Naturmenschen, (woraus eigentlich das ganze Buch besteht,) in Geschichte einzukleiden, ist überhaupt seine Sache gar nicht. Selbst das Vorgeben zu Anfang des Buchs, daß Joktan auf der Insel, wo er durch ein Reh gefunden und gesäugt worden, aus der Erde gebohren worden sey, ist bey weitem nicht mit der Täuschung vorgetragen worden, womit selbst ältere Philosophen die Möglichkeit der Entstehung eines Menschen durch die Fermentation gelehrt haben. Und wie ein unter Thieren aufgewachsener Mensch, der außer der Stimme eines Rehes keinen Ton verstehen lernte, zu der Fähigkeit, solche Schlußreihen zu bilden, habe gelangen können, da überhaupt ohne menschliche Sprache, keine allgemeinen metaphysischen Begriffe möglich sind?

diesem

diesem Einwurff zu begegnen, ist dem Verf. gar nicht beygefallen. Die Absicht des Arabers scheint hingegen blos gewesen zu seyn, ein Buch zusammen zu setzen, in welches er, ohne des systematischen Zusammenhangs zu bedürfen, die Masse der damals gangbaren Aristotelisch-arabischen Metaphysik, Physik, Physiologie, Pnevmatologie und Astronomie, und philosophischen Hypothesen hineinweben könnte. Und aus diesem Gesichtspunct ist das Buch zwar nicht für den Leser zum Zeitvertreibe, aber für den Philosophen und philosophischen Geschichtsforscher interessant und lesenswerth.

Durch den Tod seines Mutterrehes auf die Ursache des Todes thierischer Körper aufmerksam gemacht, öffnet unser Naturmensch todte und lebendige Thiere, um zu finden, was dasjenige sey, dessen Entweichung aus dem Thierkörper dessen Tod und darauf folgende Fäulniß verursache. Da sah er einmal aus der Höhle des Herzens einen Dampf heraussteigen, und schloß nun daraus, daß es einen allen Thierarten gemeinschaftlichen Geist gebe, den er auch die Thierseele nennt, der den thierischen Körper belebe, und durch die Nerven, die den Geist aus den Zellen des Gehirns bezögen, bewege (— Ein Sprung von einer Bedeutung des Worts auf die andre) und was allen Thieren gemeinschaftlich zukomme, sey eine Eigenschaft dieses Geistes. Eben so nahm er bey dem Gewächsreich eine Pflanzenseele, und bey den übrigen unorganischen Körpern dasjenige an, was man Natur nenne. Jedoch diese drey Arten von Körpern kämen in der Ausdehnung überein, machten daher eine Einheit oder einzige Substanz aus, die eines wirkenden freyen Wesens bedürfe. Und weil überdem ein Körper, wenn aus ihm Handlungen hervorgiengen, die aus seinem Wesen nicht hätten entspringen können, so lange er seine erste Form gehabt habe, eine andere Form angenommen haben müsse, so schloß er daraus auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen Urhebers, der selbst unkörperlich seyn müsse. Hieraus folgerte er denn die Unkörperlichkeit seines eignen Wesens, weil etwas Körperliches jenes nothwendige von allen körperlichen Eigenschaften freye Wesen leicht habe entdecken können. Aus der ordentlichen Bewegung und dem Glanz der Sterne schloß er, daß auch in ihnen, wie bey ihm, ein unkörperliches Wesen wohne, das von dem nothwendigen Wesen eine noch nähere Kenntniß haben könne als er, deswegen er sie denn, um selbst vollkommen zu werden, durch außerordentliche Reinlichkeit und zirkelförmige Bewegungen, nachzu-

ahmen suchte. Er genießt darauf eine Entzückung und verfällt auf allerhand körperliche Büßungen und Versenkungen in sich selbst, wodurch er, auf gut satirisch, seinem erkannten höchsten Wesen zu gefallen sucht. Jedoch dahin, und wie er noch in seinem Alter durch einen andern, in die geheime Kenntniß dieses Wesens eingeweihten, diese Insel aufsuchenden Eremiten, die menschliche Sprache lernt, dann in einem andern Land Proselyten seiner geheimen Lehre zu machen sucht, und da ihm dieses nicht gelingt, in seine vorige Einsamkeit zurückkehrt, dahin wollen wir dem V. nicht folgen.

Daß ein philosophischer Dichter unsrer Zeit seinen Naturmenschen auf einem andern und vielleicht kürzern Weg durch eine andere Schlußreihe und ohne Verirrungen zur Erkenntniß von Gott würde geführt haben, ist eine jedem Leser leicht zu machende Bemerkung. Daß aber der Hr. Uebers. dieses, so wie die oben gerügten Fehler in der Dichtung der eignen Bemerkung des Lesers überlassen, und folglich nicht durch Noten zu Berichtigung wissenschaftlicher Sätze, und zu Rügung der Fehler in den Schlüßen und gegen die Täuschung vorgegriffen hat, billigen wir gar sehr. Doch glauben wir auch, daß zuweilen eine Anmerkung zur Erläuterung der Prämissen und der darauf gebauten Schlusse des Arabers, aus der Geschichte der Philosophie genommen, sehr an ihrer Stelle gewesen seyn würde.

Pk.

Entwurf von den göttlichen Absichten bey Erschaffung und Regierung dieser Welt, nach Anleitung der natürlichen, Mosaischen und christlichen Religion, durch Philipp Ludwig Statius Müller. Frankf. und Leipzig 1783. in 8. 191 Seiten.

Wir erwarteten genaue philosophische Auseinandersetzung dieser Lehre, worin auf die wichtigsten Meynungen der Philosophen Rücksicht genommen, und nach richtiger Methode das Zuverläßigste bestimmt wäre; finden aber dafür Wiederholung des Bekannten in Gedankenleerer, zuweilen nonsensikalischer, nicht einmal grammatisch richtiger Deklamation. Die Vorrede hebt mit einer Menge Fragen an, welche alle auf den einzigen Gedanken hinauslaufen, daß uns eingeschränkten

Erdbewohnern nicht möglich ist, Gottes Absichten zu erforschen. Darauf wird geantwortet, allerdings kann man aus einzelnen Ereignissen auf den Zweck des Ganzen schließen. Das wußte man so schon; vielmehr kam es darauf an, zu zeigen, daß wir dazu Fakta genug, und hinlängliche Grundsätze a priori haben. Die Abhandlung selbst hebt mit einem Beweise an, daß Gott, vermöge seiner Eigenschaften, Schöpfer werden mußte. Er lautet so: sich in einem ewigen Nichts zu befinden, allein, und Niemanden denn sich selbst gegenwärtig zu seyn, die höchste Kraft zu besitzen und nichts zu wirken, weise zu seyn und nichts zu verordnen, im ewigen Verstande nur lauter Begriffe und keine Würklichkeiten zu fassen, ein Beherrscher ohne Unterthanen, ein ewiger König ohne Welt zu seyn, das reimt sich mit der Majestät der Gottheit nicht zusammen! Hier sieht man nicht, ob die Schöpfung darum erfolgte, weil sie in Rücksicht auf Gott geometrisch nothwendig; oder weil sie seinen moralischen Eigenschaften gemäß war. Gott schuf doch, nach dem Verf., nicht von Ewigkeit her, er konnte also seyn, ohne Beherrscher zu seyn, ohne zu wirken. Man sieht, daß noch ganz andere Entwickelungen der Begriffe erfordert werden, ehe man zum Schlußsatze gelangen kann. Nonsensikalisch klingt der Ausruf in der Vorrede: o süßer Vorschmack froher Ewigkeit, wenn die schnellen Schwingen unsrer Gedanken in tiefster Ehrfurcht den geoffenbarten Bezirk göttlicher Handlungen durchwandern, und um die Vollkommenheiten des ewigen Verstandes in einem größern Kreise vor Augen stellen! Die Schwingen wandern doch wohl nicht, und wer hat je ehrfurchtsvolle Schwingen gesehen? Gegen die Sprachrichtigkeit ist der Ausdruck: sind theologische und moralische Betrachtungen in solche Höhe gestiegen?

Dr.

Ueber den Aberglauben bey Ertrunkenen. Eine Zuschrift an die Halloren und Fischer zu Halle. Nebst einer Nachschrift an die Vorsteher von Bürger- und Landschulen, von August Hermann Niemeyer, Professor der Theologie. Halle 1782. 8. 7 Bogen.

Die Halloren und Fischer in Halle sollen einen Aberglauben haben, an gewissen Tagen, besonders am Johannistage, einen ins Wasser gefallenen nicht retten, wenigstens nicht vor Sonnenuntergang ihm zu Hülfe kommen zu wollen, weil sonst ein gewisser Wassergeist, den der Aberglaube Nix heißt, sie sonst das ganze Jahr schabernacken, ihnen in ihrem Gewerbe hinderlich seyn, und sie wohl selbst in persönliche Gefahr setzen würde, denn der Nix wolle sein Recht haben. So schädlich jeder Aberglaube ist, so würde doch, der, wegen seines eckelhaften Styls vielleicht mit Recht vergeßne weyland Apotheker Schmidt in Zwickau seine so betitelte Rockenphilosophie noch auf manchen Band haben ausdehnen können, wenn aller Aberglaube besonders angegriffen werden sollte. Da es aber bey dem Gegenwärtigen auf Erhaltung manches Menschens Leben ankommt, so müssen wir es, Namens des ganzen Publikums, dem Verfasser Dank wissen, daß er ihn in diesen Bogen besonders angegriffen, und durch populären Styl, Herablassung und faßliche Gründe zu entkräften, und gar zu vertilgen gesucht hat. Er verfolgt ihn in die geheimsten Schlupfwinkel, und zeigt auf die eindringendste Art die Ungereimtheit einer Meynung, welche noch vielleicht aus der Mythologie der Slaven herrührt. Der Anhang setzt die allgemeine Klage wegen Vernachläßigung der Erziehung in gehöriges Licht, worüber nun gewiß nicht zu oft gesprochen und geschrieben werden kann; denn ein jeder vernünftiger Mann wird bey sich selbst abnehmen, daß, ohnerachtet er das Lächerliche dieser oder jener Einbildung deutlich einsieht, er sich doch bey gewissen Gelegenheiten derselben nicht erwehren kann, wenn ihm jugendliche und mit der Muttermilch eingesogne Vorurtheile im Gehirne herum wühlen. Soll der Aberglaube völlig ausgerottet werden, so muß in der Jugend dazu der Anfang gemacht werden, und diesen wohlthätigen Meynung entspricht diese Nachschrift vollkommen.

Rz.

---

7. Ma-

7. Mathematik.

Ioan. Georg. Büsch, Math. Prof. Hamburg. Tractatus duo optici argumenti, cum figuris. Hamburgi apud Bohnium. 1783. 9 Bogen Octav. 1 Kupfer.

Diese Abhandlungen sind allen europäischen Akademien der Wissenschaften gewidmet.

1) Observata nova in refractione horizontali et inde nata mira imaginum reflexione. Die Beobachtung bestehet darin, daß Gegenstände, die jenseits einer ansehnlichen Wasserfläche, oder auch einer andern Ebene liegen, wenn man sie aus einem niedrigen Augenpuncte betrachtet, nicht nur von der jenseitigen sichtbaren Gränze der Ebene abgesondert erscheinen, sondern auch auf dem leeren Zwischenraum sich verkehrt abspiegeln. Der Verf. hat, von seinen Jünglingsjahren her bis jezt, sehr oft Gelegenheit gehabt, sie zu wiederholen: er erzählt diese Gelegenheiten umständlich, und giebt eine Erklärung des Phänomens. In die Umstände der Beobachtung, also in die Sache selbst, getrauen wir uns nicht einen Zweifel zu setzen; bey der Erklärung begreifen wir auch, wie durch größere Refraction der untern Luft die Größe unsers Gesichtskreises sich erweitern könne; aber daß dieses, so zu reden, durch einen Sprung, mit Uebergehung der näher liegenden Regionen geschehen könne, das ist uns unbegreiflich. Was sollte die, zwischen den getrennt erscheinenden Gegenständen liegenden Theile der Erdoberfläche verhindern, ihr Licht eben so durch die vermehrte Refraction unserm Auge zuzusenden, wie es die näher liegenden und wie es die entferntern thun? Der Zusammenhang der Bilder scheinet uns hier eben so nothwendig, als der Zusammenhang der Körper selbst. Was etwa geschehen könnte, wäre das, daß sich die Bilder verzögen, das ist, anders gestaltet wären, als sie die geradlinigte Optik liefert. Gedenken wir uns z. B. einen in seine Grade, Minuten u. s. f. getheilten größten Kreis der Erde als Gegenstand, und unser Aug in dessen Ebene: so können wir uns nicht überreden, daß es irgend einer Luftrefraction möglich seyn werde, uns nähere Theilungspuncte unsichtbar zu lassen, und entferntere sichtbar zu machen. Wir entschlössen uns lieber, diejenigen, die wir nicht

sehen wollten, geradezu mit einer Lage Nebel oder anderer Dünste zu bedecken, und auf diesem Nebel die entferntern, aus ihm hervorragenden, sich spiegeln zu lassen. Wunderlich muß es sich treffen, daß Recens. bereits vor 18 Jahren eine ähnliche Beobachtung gemacht, und sich selbe damals eben so wie der Verf. erklärt hat. Er wollte aus dem am Strande der See gelegenen Wirthshause zu Schevelingen die Sonne in der See untergehen sehen; sie gieng aber hinter einem unsichtbaren Horizonte unter, ehe sie den sichtbaren erreichte (das war genau ein Schiff in der Luft, ohne sichtbares Wasser). Ein Schiff, das er in der Sonnenscheibe zu sehen gehoft hatte, senkte sich, zwischen ihr und dem Horizonte, ganz deutlich in die See. Hier dachte er auch an zwey Lichtstrahlen, den einen vom sichtbaren Horizonte, den andern, stärker gebrochen, vom obern verschwindenden Sonnenrande her: zwischen beyden einen Winkel oder Hiatus, wo das Bild der See, vom sichtbaren bis zum unsichtbaren Horizont, hingehörte. Aber er fand es bald natürlicher, der anscheinenden Heiterkeit der Luft ohngeachtet, eine Lage Dünste über die See auszubreiten. Daß sich die Sonne darauf gespiegelt habe, getrauet er sich nicht zu behaupten: wenigstens schien sie, beym Untergang, sich in zwey immer kleiner und kleiner werdende Abschnitte zusammen zu ziehen. Fast so wie des Verf. Mond. Er bediente sich dabey einer dreyschuhigen Fernröhre.

II) Observata quaedam ex oculorum rara irritabilitate nata. Diese Beobachtungen betreffen erstlich die so genannten mouches volantes; ferner die, viele Minuten lang, in geschlossenen oder auch offnen Augen fortdaurende Nachempfindung der Bilder von vorher gesehenen Gegenständen (hierbey eine metaphysische Digression, und ein Ausfall auf die Materialisten): endlich die Umstände, unter denen der Verf. die hinter dem Netzhäutchen befindlichen Blutgefäße seines eigenen Auges, sich sichtbar machen kann. Der Verf. glaubt, daß die letzte Beobachtung noch Niemand gemacht habe; allein wir wissen, daß es eine von denen ist, die der Prof. Meister, in der vom Verf. angezogenen Abhandlung, vor 20 und mehr Jahren, der Göttingischen Societät übergeben hat. Haller hat ihrer aus dieser Schrift in seiner Physiologie Erwähnung gethan; und aus ihm ein anderer Verfasser, dessen wir uns nicht sogleich erinnern. Auch das fortdaurende Erscheinen der Gegenstände, nachdem man das Aug schon geraume Zeit geschlossen hat, beschreibt Prof. Meister in obiger noch ungedruckten

ten Abhandlung umständlich. Die mouches volantes hält er nun nicht mehr für Blutkügelchen, sondern für Valvuln in lymphatischen Gefäßen. (Göttingisches Magazin 1. Jahrgang, 4. St. VII.) Ng.

Astronomisches Jahrbuch für 1785. — von J. E. Bode. — Berlin 1782; beym Verf. und Dessau in der Buchhandl. der Gelehrten. 236 Octavs. 3 Kupfertaf.

Die Beschaffenheit des Kalenders ist schon aus der Nachricht vom vorigen Jahre bekannt. An seiner Mühe, in Vergleichung mit den Ephemeriden, die die Akademie herausgab, erspart Hr. B. wohl nichts beträchtliches, eigentlich nur etwas an Druckerkosten, um wohlfeiler geben zu können, was er selbst verlegen muß, und vielleicht nicht mit der Aufmunterung, die Deutschland ihm schuldig wäre. Die Sammlung enthält 27 Aufsätze; nur von einigen etwas als Probe. 2. Vom Hrn. Insp. Köhler Beobachtungen kleiner Sterne beym Arctur, einige mit dem größern verglichen; wie seine Unterlagen zu größern Fernröhren, und seine parallactische Maschine vorgerichtet sind. Ein Mikrometer, eigentlich Hadleys Seeoctant, zu Messung kleiner Winkel eingerichtet. 7. Von ebendemselben Beobachtungen des zweyten Kometen 1781; und der Sonnenfinsterniß d. 17. Oct. dieses J. 8. Hr. O. CR. Silberschlag Beobachtung eben der Sonnenfinsterniß; Hr. Bode hat keine eigentliche Beobachtung anstellen können. 9. Hr. Gr. Schaffgotsch, K. K. Kammerherr zu Prag, berechnet den Vorübergang Merkurs vor der Sonnenscheibe 12. Nov. 82 für den Prager Meridian, der 2 M. 45 S. in Zeit östlicher gesetzt wird, als der Berliner. 11. Von Hr. Pr. Röhel geogr. Lage von Greifswalde, die in den Berliner Tafeln angegebne Länge sey zuverlässig zu klein. Bis auf genauere Untersuchungen könne man die Länge 31 Gr. 13 M. 41 S. setzen. Erinnerungen bey Hrn. Hells Methode, die Polhöhe zu bestimmen. Vorzüglich ist bey ihm, daß die fehlerhafte Eintheilung des Quadranten auf das Resultat keinen Einfluß hat, und die Verbesserung wegen der Strahlenbrechung unnöthig wird: Aber noch bleibt die Unvollkommenheit, welche ein Mikrometer bey einem Seerohre von 2 F. mit sich führt, und die aus der unrichtigen Stellung des Quadranten in einerley Höhe erwachsen kann, die dazu bey Nachtzeit, beym Scheine eines Lichtes geschehen

 muß.

muß. Hr. R. getraut sich hiebey nicht für einen Irrthum von einer halben Minute zu stehen, dazu kommt noch, daß vielleicht die Abweichungen der Fixsterne, die man braucht, nicht gleich genau bestimmt sind. Gleichwohl hält Hr. Pr. R. sich genöthigt, in Ermangelung besserer Werkzeuge dieses Verfahren zu brauchen, und glaubte, wenn auch die Resultate über eine ganze Minute von einander abgiengen, würde doch das Mittel der Wahrheit nahe kommen. So hat Hr. R. die Greifswalder Polhöhe so gut er konnte, 54 Gr. 6 M. 4 S. gefunden. Er hat nachdem Hrn. Silberschlags Uranometer bekommen, welches seinen völligen Beyfall hat, aber noch kann er keine Stelle finden, wo es auch außer der Mittagsfläche zu brauchen wäre. Noch giebt Hr. R. Formeln aus der gemessenen Weite des Mondes von der Sonne die wahre zu finden. Unterschiedene Aufsätze, betreffen den neuen Planeten. Zuletzt stehen aus einem Schreiben Hrn. Pr. Hindenburg in Leipzig an Hrn. Bernoulli, einige Bemerkungen über Planisphärien, die den Himmel zur Zeit der Alten vorstellen sollten, wie Hr. Bode nachdem in s. Gestirnen geliefert hat. Hr. H. wünscht die Zeit Alexanders des Großen zu wählen. Zu Dresden befindet sich eine Himmelskugel mit andern Figuren, als die gewöhnliche, und arabischer Schrift, die Hr. Niebuhr für ganz ächt soll erklärt haben. Hr. Insp. Köhler hat Hr. Boden eine Abbildung davon übersandt, die derselbe bekannt machen wird.

Astronomisches Jahrbuch für 1786., von J. E. Bode. — Berlin, 1783. beym Verfasser, und Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten, 260 Octavseiten, 2 Kupfertafeln.

Nur Einiges aus den 25. Aufsätzen der Sammlung. 1. Hr. Bode über die Erleuchtung und Erscheinung des Saturnreichs, vom Saturn aus betrachtet. Man hat, als eine Absicht davon angegeben, den Saturn, wegen dessen Entfernung von der Sonne zu erleuchten. Hr. B. findet diesem Gedanken zuwider, der Ring gebe dem Saturn nicht so viele Erleuchtung, als man anfangs vermuthen sollte, falle ihm vielmehr zum Theil hinderlich, großen Strichen auf Saturns Oberfläche komme der Ring nie zu Gesichte, und gerade denen, die seinen nächtlichen Schein am meisten bedürfen, im Saturn zeige sich der

der Ring ganz anders, sowohl bey Tage als bey Nacht am Himmel, als desselben Anblick durch unsere Ferngläser erwarten läßt u. s. w. Zur Ausführung hiervon, nimmt er an, oder macht es eigentlich wahrscheinlich, Saturn drehe sich um eine Axe, die auf des Rings Ebene senkrecht steht. 2. Hr. Prof. Klügel giebt eine genaue Formul zum Einschalten bey der Berechnung des Mondelaufes. 3. Hrn. Schröter, Kön. Oberamtmann zu Lilienthal bey Bremen, Anweisung zur genauen Verfertigung einer künstlichen Himmels- oder Erdkugel. Eigentlich die Verfertigung des Gerippes der Kugel, und dessen Bedeckung mit einem dicken Kitt von gebrannter, ganz fein gestossener Kreide, die im gekochten, etwas dicken Leimwasser, bis zur gehörigen Consistenz warm durchgearbeitet worden. Nachdem die Kugel recht rund gebildet war, überzog Herr Schröter mit Charten, die die Hrn. de la Lande und Bonne herausgegeben haben, sehr vorsichtig, weil die Charten nicht für Geld zu haben sind, und für jede Kugel nur ein einziges Exemplar durch Gelegenheit erhalten war. 6. Hr. Hennert giebt kurze Formeln für parabolische Bahn und wahre Anomalie der Kometen. 7. Hr. P. Firlmillner giebt Kremsmünster in Zeit 3 M. 7 bis 8 S. östlicher als Berlin, und 47 M. 8 S. östlicher als Paris. 10. Eine Tafel für die scheinbare Neigung der Sonnenaxe, und was damit zusammenhängt, statt der 23 Sonnentafel in den Berlin. astr. Taf. I. Th. 11. Werthe der jährlichen Veränderungen der Elemente der Planetenbahnen, aus einer Abhandl. Hrn. de la Grange. 18. Ueber die Lichtveränderung des Algol. Hr. Bode glaubt, sie rühre von zufälligen Ursachen her, weil sie sonst eher wäre bemerkt worden. 24. Hr. Herschel hat in einer Abh. d. K. S. zu London gezeigt, daß unser Sonnensystem sehr wahrscheinlich eine Bewegung gegen λ des Hrn. Kules habe. 25. Hr. Prevost hat eine Fortrückung unsers Sonnensystems aus Mayers Tafel über die Bewegung der Fixsterne hergeleitet, wovon hier aus einer Abhandlung, die er der K. Ak. zu Berlin vorgelesen, Nachricht ertheilt wird.

Beschreibung und Gebrauch einer auf den Horizont von Berlin entworfenen neuen Weltcharte — — von J. E. Bode — — Berlin, Nicolai, 1783. 177 Octavs.

Die

Die zugehörigen Charten sind stereographische Projectionen bey den Halbkugeln; auf den Horizont von Berlin, der Durchmesser bis an die äußersten Umkreise 16 pariser Zoll, die, in welcher der Nordpol ist, hat begreiflich Berlin im Mittelpunkt, die andere Berlins Gegenfüsser. Der bekannten Beschaffenheit dieser Proportion gemäß, stellt sich, was zunächst um Berlin liegt, der wahren Verhältniß, auf der Kugel am gemässesten dar, also ohne merkliche Abweichung ganz Deutschland, und was sonst nach allen Weltgegenden zunächst um Berlin liegt. Da alles sehr bewohnte Länder sind, so ließen sich mit sehr kleinen Schriften nur einige der vornehmsten Oerter nennen, politische Gränzen gar nicht umständlich angeben, die überhaupt verschwinden, wenn man auf einmal die Hälfte des Punktes übersieht, den Völker mit Schwert und Feuer unter sich theilen. Die Gebürge sind fleißig angedeutet. Hr. Gürsch; hat an Deutlichkeit und Sauberkeit des so mühsamen Stiches allen möglichen Fleiß gewiesen. Auf der nordlichen oder obern Halbkugel sieht man ganz Europa, Afrika, das feste Land von Asien, und einen Theil von Amerika. Der Berlinische Horizont geht unter dem Vorgeb. der guten Hoffnung durch Sumatra, die philippin. Inseln, Californien, Südamerika, von dem das Aeußerste, was innerhalb seiner fällt, Rio Janeiro ist, wo der Wendekreis des Steinbocks Südamerika schneidet. Innerhalb des Horizonts der Gegenfüsser, fallen also die Südländer, wo die neuen Entdeckungen mit den Jahrzahlen angegeben sind, auch die Eisberge, welche Cook hinderten, in die südliche kalte Zone weiter einzudringen. Hr. B. hat sich überall der neuesten und besten Hülfsmittel bedienet, wenn solche nicht allemal genau übereinstimmen, hat er sich freylich helfen müssen, wie sich jeder kritische Verzeichner von Charten in solchen Fällen helfen muß, ihm ist der Mangel der Hülfsmittel nicht zuzurechnen. Cap Circoncision ist weggeblieben, da Cook es nicht finden können, es kann wenigstens nicht da seyn, wo es bisher hingesetzt worden, wie Hr. le Monnier gezeigt hat. Jede Projection zeigt Meridiane von 5 zu 5 Graden, deren erste 20 Grade westwärts Paris, auf deren Kleinkreise, wo diese Meridiane auftreffen sind zugleich Unterschiede des Mittages vom Berliner, von 5 zu 5 Minuten Zeit, abgetheilt. Andere Abtheilungen in den äußern Umkreisen geben Morgen- und Abendweiten, und Weltgegenden von B. Ein Maaßstab in Kupfer gestochen, den man aufschrauben, und wenn die Charten auf Pappe gezogen sind, anbringen kann,

daß

daß er sich um den Mittelpunkt drehen läßt, giebt der Oerter Lagen gegen Berlin und Entfernungen davon. (Der Rec. gesteht, daß er von diesem, freylich althergebrachten Aufpappen und Umdrehen nicht viel hält. Man kann ja alles das viel bequemer, richtiger und sauberer mit Anlegung eines Linials und Zirkels bewerkstelligen.) Aequator, und seine vier Parallelkreise sind verzeichnet, aber die Ekliptik nicht, welches man leicht auf andere Arten ersetzt, der Dämmerungsgränzirkel schließt um jeden Pol den Raum der Erde ein, wo sich im Sommer noch Dämmerung zeigt, der Dämmerungszirkel giebt Anfang und Ende der Dämmerung zu Berlin an, Erleuchtungsgränzen zeigen, wie weit die Erde am Anfange jeder Jahrszeit, am Berliner Mittage oder Mitternacht erleuchtet wird. In der Beschreibung lehrt Hr. B. sehr deutlich den mannichfaltigen Gebrauch dieser Planisphäre, und fügt 18 berechnete Tafeln bey, die auch ohne die Charten zu mancherley dienlich sind. Z. E. Länge, Abw. Rectasc. u. s. w. der Sonne von drey zu drey Tagen, für 1782; in andern Jahren mit kleinen Fehlern zu brauchen. (Allemal viel besser, als der sonst gewöhnliche immerwährende Kalender auf dem Horizont der Weltkugeln. Höhe, Azimuth und parallactischer Winkel der Sonne für jede 5 Grad ihrer Länge, von halben zu halben Stunden, für Berliner Polhöhe berechnet. Nach der Länge gerichtet, weil sich solche gleichförmiger ändert, als die Abweichung, welche Tage die Sonne jeden Grad Abweichung erreicht. Halbe Tagebogen für unterschiedene Pohlhöhen. Meilenvergleichungen. Kugelviere als zwischen Bogen und Winkel der Meridiane von 5 Graden, in geograph. Quadratmeilen, von Hrn. Klügel berechnet. Längen und Breiten mehrerer Oerter. Entfernungen von Berlin, und Lagen dagegen, für Oerter, deren geographische Lage gegeben ist. Der mannichfaltige Unterricht, den Hr. B. mit so viel Leichtigkeit ertheilt, wird ohne Zweifel vieles beytragen, erst nur historische Kenntnisse der mathematischen Geographie zu verbreiten, dann auch Neigung zu gründlichen Einsichten zu erregen.

M.

---

8. Natur-

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Die neuesten Entdeckungen in der Chemie. Gesammlet von D. Lorenz Crell — Siebenter Theil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. in 8. 270 Seiten.

In dem Vorberichte zu diesem siebenten Theile äußert der Hr. V. R. seinen schon gewohnten warmen Eifer für die Aufnahme der Scheidekunst und seinen Patriotismus, auf eine seinem Herzen Ehre machende Weise — Recensent vereinigt seine Bitten und Wünsche mit denenjenigen des Hrn. Herausgebers, dieses so äußerst gemeinnützigen Journals, in der gewissen Ueberzeugung, daß es den deutschen Scheidekünstlern etwas leichtes wäre, über ihre Nachbarn hervorzuragen, wenn einige davon etwas mehr gemeinnützige Betriebsamkeit hätten, und mehr patriotische Eifersucht gegen den regen Fleiß benachbarter Nationen zeigen wollten! Zu diesem Theile findet der Leser nur neun eigenthümliche neue Abhandlungen als 1) über das Verhältniß des Weingeistes gegen den Zink, vom Hrn. Prof. Succow zu Lautern: Derselbe fand, daß der Weingeist den Zink in seiner metallischen Gestalt auflöse; und die Auflösung läßt ein weißes Pulver fallen. 2) Ueber das Verhältniß einiger Säuren gegen die fixen alkalischen Salze, in Absicht des Sättigungspunktes — von dem unermüdeten Hrn. Wiegleb. Die Resultate davon sind: 1) daß das mineralische Alkali von den drey Mineralsäuren (Vitriol- Salpeter- und Salzsäure) mehr zur Sättigung brauche, als das vegetabilische Alkali; 2) daß beyde fixe alkalische Salze am meisten von der Salpetersäure, vor den übrigen beyden Säuren, zur Sättigung benöthiget sey; 3) daß bey beyden fixen alkalischen Salzen ein etwas geringeres Gewichte von der Vitriolsäure, im concentrirtesten Zustande, zur Sättigung erfordert werde; 4) daß beyde alkalische Salze von der Salzsäure am wenigsten zum Sättigungspunkte brauchen u. s. w. Zu desto besserer Uebersicht hat Hr. W. eine Tabelle beygefügt. 3) Die Versüssung der Salzsäure, durch die Versetzung mit Braunstein, von J. G. H. 4) Verfertigung des Salmiaks ohne Sublimation, auf die möglichste wohlfeilste Art im Großen; inglei-

chen

chen des Wundersalzes und des Sedlizer Salzes, vom Hrn. Gren. — Der Hr. V. glaubt, daß das mehreste verkaufliche Sedlizersalz nur Wundersalz sey, welchem eine andere Gestalt durch gestörte Crystallisation gegeben worden. 5) Erweiß, daß das Eisen nicht das einzige Metall sey, welches der Magnet in seiner Reinigkeit an sich ziehet, sondern daß er auch diese anziehende Kraft, gegen das Metall des allerreinsten blaufärbenden Cobaltkönigs äußere, vom Hrn. Faktor Kohl bey der Fürstenberger Fabrike. 6) Einige Versuche und Beobachtungen über die Weinsteinsäure, ihre Versüssung mit Alkohol; und ob sie im Stande ist, mit demselben eine Napthe zu bilden, von Hrn. Hermbstädt — ist ein Aufsatz, welcher viel Scharfsinn, chemische Einsicht und Belesenheit des Verfassers verräth. 7) Versuche mit dem Mistelharze (Viscum alb. L.) des Hrn. Tilebein. Der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, dieses Harz dem Caouthuc oder elastischen Harze (warum chinesischen Harze?) näher zu bringen, welches wahrlich allen Dank verdient. 8) Kürzere Bereitungsart der Salpeternaphte, von eben dem Verf. von 30 Loth Weingeist, 18 Loth Salpetergeist erhielt derselbe 21 Loth der besten, subtilesten, und von allen Säuren befreyeten Napthe. 9) Ueber die Salznaphte, von ebendemselben. Dann: 10) Auszüge aus Briefen, von Hrn. Westrumb, Gren, Ilsemann u. s. w. Die Auszüge aus den Abhandlungen der Akadem. der Wissensch. sind aus den Memoir. de l'acad. de Paris vom Jahr 1777. theils der Schwedischen von 1779., ingleichen der Haarlemer Gesellsch. der Wissensch. Th. 16. Diesen folgen, wie gewöhnlich, Anzeigen chemischer Schriften. — Recensenten wundert es doch, des Hrn. Mönchs Bemerkungen über einige einfache und zusammengesetzte Arzneymittel rc. hier als eine schätzbare Schrift aufgestellt zu sehen. — Taschenbuch für Scheidekünstler erhält hier das verdiente Lob, ingleichen Hrn. Höpfners Abh. vom Brechweinstein. Des Hrn. Prof. Fuchs in Jena Dissert. de oleo ricini ist in der That zu sanft behandelt worden — Dergleichen Wische müßten von rechtswegen in einem solchen Journale, wie gegenwärtiges ist, gar nicht einmal angezeigt werden, denn die dissert. ist wahre Schulknabenarbeit — man denke sich einen Mann, der die Aechtheit eines Oels erforschen will, und hat es nicht einmal selbst gepreßt, sondern gekauft. Unter den Vorschlägen: über die Gegenwart des Weingeistes vor der weinhaften Gährung, u. s. w.

DW.

Geogra-

Geographische Geschichte des Menschen, und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere, mit einer hiezu gehörigen Zoologischen Weltcharte, von E. A. W. Zimmermann. Leipzig, bey Weygand, 8vo. Dritter Band. 1783. 18 Bogen stark, ohne die mit eigenen Seitenzahlen versehene Erklärung der Charte von 2 Bogen.

In der Vorrede sagt der Verfasser; „Der Theil meiner lateinischen rc. ältern Arbeit, welcher dieser jetzigen entspricht, hat mir mehr als eine Kritik zugezogen. Sie haben „mich alle billig behandelt, und ich danke nicht nur öffentlich „dafür, sondern ich habe, so viel an mir ist, Zweifel und Belehrungen benutzt; und so hat diese neue Arbeit gewiß viel vor „der erstern voraus. Außerdem aber, daß alle Theile hier weit „genauer und ordentlicher vorgetragen sind, finden sich einige „ganz neue, vorhin fehlende Materien. Genauer ist die Vergleichung der Temperatur und Bevölkerung des Meeres; die „Bestimmung der bekannten und unbekannten Länder; die Untersuchung über das innere Afrika; die Prüfung verschiedener „Systeme, die Geschichte unserer Erde betreffend; die Angabe der Temperatur der Länder, vermöge der Natur der Thiere, „oder einer lebendigen Thermometerscale. Völlig neu, und „wie ich glaube, nicht ohne alles Verdienst ist die Vergleichung „der Bevölkerung der verschiedenen Welttheile, eben wie die „Anwendung der Zoologie auf Menschengeschichte;" und: „Man kann nun erstlich sehen, wozu das Ganze abzweckte, „nämlich nicht etwan blos jede Maus, jede Wieselart ins Register der Natur einzutragen, und in dieser Absicht ihre Zähne „aufzuzählen. Denn so brauchbar ein solches Verzeichniß, in „Rücksicht der Naturhistorie auch ist, und ich darf mir schmeicheln, von den Quadrupeden, (im zweyten Theile,) das Vollständigste geliefert zu haben, so war dies dennoch nicht meine „Hauptabsicht. Mir kam es vielmehr darauf an, überall „weise Ordnung in der Vertheilung der Thiere aufzusuchen; „überall eine dem Menschen vortheilhafte Einrichtung zu finden; aus der Zoologie auf die Temperatur der Länder zu „schließen, auf den ehemaligen Zusammenhang derselben zurückzugehen, endlich zu untersuchen, was Zoologie für Beyträge zu der Geschichte des Menschen selbst liefern könne."

Wir

Wir setzen des Verf. eigene Worte hieher: weil sie am richtigsten bestimmen, was er in diesem neuen Bande des vortrefflichen Werkes geliefert hat, und wollen nur aus dem, an wichtigen, mit philosophischem Geiste angestellten Untersuchungen reichen Inhalte, nach den einzelnen Abschnitten noch etwas ausheben.

Zuerst sucht der Verf. die überwiegende Menge belebter Geschöpfe, insbesondere der Thierarten, über die leblose, durch Berechnungen der größten Naturforscher darzuthun; daß sich der in Schwefelwassern doch unleugbar enthaltene Schwefel durch keine Kunst daraus darstellen lasse, ist zu allgemein gesagt; daß Thon durch Erhärtung (und vielleicht auch unbemerkte Abscheidung einzelner Bestandtheile) zu Kiesel wird, beweist noch nicht, daß sich ein wesentlich verschiedenes Mineral in das andere verwandele; überhaupt ist es bey den Mineralien schwerer genau zu bestimmen, was eigentlich Art ist, und so lange unmöglich ihre Arten zu berechnen, so gerne wir auch zugeben, daß ihre Mannichfaltigkeit weit geringer ist, als bey den Pflanzen und Thieren; die Menge noch unbekannter Pflanzenarten nimmt der Verfasser über 150000 an, dann wendet er die Zoologie auf die Geschichte der Erde an; das Meer enthalte wegen seines weit größern Umfangs und unergründlichen Tiefe eine weit größere Menge Thiere, als das trockene Land; daß die Pflanzen des Meers fast alle Thierpflanzen seyen, möchten wir nicht behaupten; die Meergräser, Conserven, Ullen, sind es gewiß nicht, und daß es die Meerschwämme sind, ist noch nicht gegen allen Widerspruch erwiesen; die Anzahl aller Thierarten auf dem Lande, im Meere und in der Luft berechnet der Verf. zu 7,000,000. Daß die Anzahl aller lebenden Wesen der verschiedenen Erdstriche unter einander aus dem Verhältnisse der Grade der Hitze und der Feuchtigkeit zusammengesetzt sey, zeigt der Verfasser aus einer Menge von Beobachtungen. Das Meer hingegen ist durchaus mit unzählbaren Thieren besetzt, weil seine Bewohner nicht so viel von Veränderungen in Wärme und Kälte zu leiden haben; daher binden sie sich auch nicht so sehr, wie die meisten Landthiere, an eine gewisse Breite und Länge in Absicht auf ihren Aufenthalt. Allgemeine Vertheilung der vierfüßigen Thiere über die Erde. Vergleichung ihrer bekannten und unbekannten Theile. Summa der wahrscheinlich noch zu entdeckenden Thierarten, vornehmlich der vierfüßigen; es gebe mehr als sechs noch unbekannte gegen fünf

bekannte; die meisten unbesuchten Erdstriche liegen unter einem wärmern, fruchtbarern Himmel; Darstellung aller bekannten vierfüßigen Landthiere, nach ihrer Verbreitung über die fünf Welttheile. Die Bevölkerung von Europa seye nur ⅙, die von Asien ⅓, die von Amerika ½ der Bevölkerung von Afrika, das überhaupt alle übrigen Welttheile an Größe und Merkwürdigkeit den noch zu hoffenden Entdeckungen, in Ansehung des Thierreichs, übertreffe. Die neue Welt zähle verhältnißmäßig zu ihrem Inhalte mehr eigene Thierarten, als die alte. Hat diese Vertheilung der vierfüßigen Thiere gleich anfangs statt gefunden, oder sind sie alle gleichsam aus einem Mittelpunkte ausgegangen; der Verf. sucht das Erstere wahrscheinlich zu machen; gegen den Gedanken: daß anfangs nur ein Paar von jeder Art Thiere geschaffen worden; gegen Büffons Meynung von der Wanderung der Thiere nach den heißen Erdgürteln, wegen abnehmender Wärme, nach dieser Meynung müßten die Thiere, die sich nun in Südamerika finden, auch in Afrika, und in dem mittägigen Asien anzutreffen seyn, Elephanten und Flußpferde auch in Amerika. Ueber die Wanderungen der Thiere, besonders der vierfüßigen; ihre Ursachen sind natürlich, oder zufällig; unter die letzteren gehört ungewöhnlicher, oft plötzlicher Mangel an Nahrung, Veränderung des Climas in einem Lande, Gewalt der Ueberhandnehmung des Menschen, und Erdrevolutionen, von allen führt der Verfasser Beyspiele an. Aus der Aehnlichkeit der Thiere folge, daß Celan mit Koromandel, Spizbergen mit den Polarländern zusammengehangen habe, u. s. f. Schon 1667. behauptete Mylius, die Thiere der neuen Welt seyn nicht aus der alten hinübergekommen. Ein Einbruch des Meers von Morgen gegen Abend würde die Thiere der mitternächtlichen Länder von den Thieren der Mittagländer, nicht die Thiere der neuen Welt, von den Thieren der alten abgeschnitten haben: durch gewisse gewaltsame Erdrevolutionen könnten gewisse Thierarten ganz erloschen seyen. Die große inländische See, z. B. den Baikal, das kaspische Meer, den Aral leitet der Verfasser vom Meere ab, das hier noch nicht gänzlich zurückgetreten sey; und so erklärt er sich's, warum sich im ersten noch jetzt Robben aufhalten. Die Gegenwart unserer Hausthiere im Buckel Asiens in ihrem wilden Zustande, mache nur Bailly's Meynung wahrscheinlicher; Amerika sey von Asien aus, aber zu einer Zeit bevölkert worden, da der Mensch die Thiere noch nicht zahm zu machen wußte; der Asiate lernte dieses zuerst, und der Afrikaner weiß noch jetzt seinen Ele-

phan-

phanten nicht zu nützen. Nordamerika ist kälter, als Nordasien; und dieses kälter, als Europa in gleichen Breiten; das Elendthier lebet in Europa bis gegen 65°, in dem benachbarten Asien schon um einen Grad tiefer, und jenseits des Jenisey läuft seine nordliche Gränzlinie nur bis etwa über 61°, in Amerika tritt sie nirgends über den 53° der Breite hinaus; seine südliche Gränzlinie fängt bey 53° oder 54°, im Kasanischen geht sie schon bis gegen 52°, und läuft dann immer schiefer und südlicher bis zu 42° gegen Korea herab; hingegen fängt sie in Amerika schon unter 36° über Californien an; Europa war vormals älter als jetzt; Renn- und Elendthiere waren in Deutschland und Frankreich. Am Ende noch ein Verzeichniß neuer Thierarten aus Pennant, Büffon, de Pages, und Lepechin.

Auch die mit diesem Bande ausgegebene Charte ist beträchtlich verbessert; der Verfasser hat dabey Buachens Bergcharte, und die Danvillische, so wie die neuern Entdeckungen der Engländer und Russen, eines Pallas, Iskenichs u. a. genutzt; in der kurzen Erklärung findt man eine Anleitung, wie man sie gebrauchen muß, die übrigen Gründe ihrer Einrichtung, und eine Uebersetzung der vielen Abkürzungen, deren sich der Verfasser zu Ersparung des Raums in der Charte bedienen mußte. Auch die verschiedenen Menschenracen sind darauf angezeigt. Die Charte wird nebst der Erklärung auch besonders verkauft.

Ib.

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. Herausgegeben von dem Legationrath Lichtenberg, zu Gotha. Zweyten Bandes zweytes Stück, mit Kupfern. Gotha, 1783. kl. 8vo. 12½ Bogen und 3 Kupfertafeln.

Von der Nützlichkeit dieser angenehmen Schrift, die sich immer in ihrem wahren innerlichen Werthe erhält, ist schon bey ihrer ersten Erscheinung genug gesagt, auch hernach, vielleicht nicht ohne Grund, erinnert worden, daß sie zwar lauter gute, aber doch schon in andern eben so bekannten Schriften enthaltene Aufsätze liefere. In Ansehung dieser letzten Erinnerung konnten wir uns nun freylich schon bey diesem

Stücke noch keine Aenderung versprechen, hoffen aber doch das Beste in der Zukunft. Es geht uns wie den Liebhabern, die auch nicht das geringste Fleckchen an ihren Schönen leiden können. Unsere Leser werden also für diesesmal nur mit Anzeigung des Inhaltes in diesem Stücke zu frieden seyn. Nachrichten von neuen Beobachtungen, 1) über die Temperatur des Clima auf Maltha, oder über die Verschiedenheit der wahren und fühlbaren Wärme, von Deodat de Dolmieu. Ein Aufsatz, der dem Physiker überaus willkommen seyn muß, aber auch aller Menschen Beherzigung in Ansehung der Gesundheit verdient. 2) Ueber die Verschluckung der gemeinen und verschiedenen künstlichen Luftarten, von dem Grafen Marozzo. 3) Zusetzung der Salpeter- und fixen Luft, von demselben. 4) Polypenartige Insecten verursachen den Weinstein an den Zähnen. 5) Besondere Erzeugung einer Art Grille — war es auch wirklich eine? 6) Auffahrende Blitze von Ferris — neue Bestätigung alter Beobachtungen. — 7) Aehnlichkeit zwischen Wärme und Electricität in Ansehung der Erzeugung und Fortleitung. 8) Ein holznagendes Insect. 9) Ein Seewasser-Insect, der Actif. 10) Wirkung mephitischer und entzündbarer Luft auf Seidenwürmer. Neu erfundene und verbesserte Werkzeuge, 1) zu Bestimmung der Menge der fortgeleiteten electrischen Materie, von Achard. 2) Den Winkel an Crystallen zu messen. 3) Ein Erdbeben zu messen. 4) Verbesserung der Veraischen Wassermaschine. 5) Fliegendes Schießpulver, mit einem elektrischen Funken anzuzünden — der ehrliche Jacob Langenbuchen kannte es schon vorher. 6) Postschiff — sieht auf dem Papier gut aus. 7) Auzometer, oder die Vergrösserung entfernete Gegenstände durch dioptrische Fernröhre zu messen. Naturbegebenheiten und besondere Erscheinungen. Zu nähern Prünfung aufgestellte Muthmassungen. Anzeigen neuer Schriften. Todesfälle.

Rz.

Icones Plantarum medicinalium; Abbildungen von Arzenengewächsen; 6tes, 7tes und 8tes Funfzig, oder Tafel 251 — 400. gr. 8vo. illuminirt.

Wir haben zuletzt von diesem Werke in d. a. d. Bibl. B. 50. S. 504. die Fortsetzung erwähnt, und es scheint ziemlich viel Käu-

Käufer zu finden, wie es allerdings verdient. Wir wollen von diesen drey Heften einige Abbildungen etwas genauer durchgehen; der Herausgeber sagt in dem kurzen Vorbericht, daß ihm bey seiner Entfernung von botanischen Garten kein anderer Weg als die Mühe des Anpflanzens übrig geblieben sey, und wir wundern uns, daß es ihm so gut damit gelungen ist, ungeachtet nicht alle hier abgebildeten im Gewächshause mögen geblühet haben, und daher möchte die Anzeige, woher die Abbildungen genommen sind, nicht überflüßig seyn, z. E. von Anacardium, Theobroma, Tamarindus, Cinchona und einigen andern. Der Erstling von den selten blühenden Pflanzen aus der Cultur des Verfassers ist in diesen Theilen Taf. 254. Curcuma rotunda, die recht schön, d. i. deutlich und regelmäßig abgebildet und gut beschrieben ist, weil selbst Linné sie nicht blühend gesehen. Die Beschreibung nimmt 3 Seiten ein, und das mögen ähnliche Seltenheiten immerhin; sie verdienen es. Wir wissen die Schwierigkeiten sehr wohl, die es bey ausgemahlten Abbildungen aus der Naturgeschichte giebt, und machen es dem Herausgeber nicht zur Sünde, wenn entweder nicht in jedem Exemplare, oder bey jeder Pflanze die Farbe genau getroffen ist; aber, wie schon bey einer unserer Anzeigen bemerkt zu haben wir uns erinnern, die Farben sind überhaupt sehr stark und lebhaft, fast zu hoch bey den meisten. Doch wollen wir nur einige erwähnen, wo sie unrichtig sind, denn das ist Recensentenpflicht. So ist z. E. gleich die erste dieser Lagen, 251. Linum usitatissimum zu roth, fleischfarbig gemacht, oder geworden; denn wir wissen, daß Blau am schwersten zu machen, und selbst in der Natur am veränderlichsten (zum Uebergang ins Rothe) ist.

257. Gentiana lutea hat einen wichtigern Fehler: die Blumenkrone ist am Stamme als 6 blättrig abgebildet, da sie doch nur tief gespalten ist, und nur fünf Spalten hat, wie auch in der geöffneten, so wie im Text richtig angezeigt ist. 268. Gent. pneumonanthe ist desto besser.

261. Rumex alpinus. Rühmlich ist es, daß der Verfasser selbst anzeigt, daß die unter Nr. 23. mit diesem Namen abgebildete Pflanze R. obtusifolius sey, welches sich erst erkennen lassen, als beyde vollständig geblüht, obschon beyde unter dem Namen Münchsrhaberber verkauft werden.

 262. Die

262. Digitalis purpurea, die Krümmung der Staubfaden ist gut ausgedruckt.

267. Orchis moris. Hier hätten wir beym Text zu erinnern, daß aus dem Disp. Brunsvic. als Synonymon *Salap* gesetzt ist; denn obgleich die Wurzel für die ächte Salap substituirt werden kann: so gehört es doch nicht für diese Art.

301. Amygdalus communis. Die Kronenblätter sind verhältnißweise zum abgebildeten Zweig um ⅓ zu lang, auch zu weiß.

318. Rosmarinus officinalis; die Blumen sitzen hier blos am Ende der Zweige, sie sind aber an dessen ganzer Länge, ährenförmig im Ganzen, quirlförmig nach der Blüthart. (Inflorescentia spicato-verticillata.)

Bey dem 8ten Funfzig ist in den letzten 10 Pflanzen die Illumination, besonders beym Thymus alpinus weit schlechter, als bey den vorhergehenden, vielleicht von anderer Hand, vielleicht zu übereilt, um es zur Messe abzuliefern. Aber dies wünschten wir beydes nicht für die Zukunft, weil es Schade wäre, wenn das Werk sich nicht gleich bliebe.

Wir haben von denen, worüber wir unsere Meynung gesagt, nur die allgemeiner bekannten ausgesucht, ohne damit die übrigen zu tadeln oder zu loben. Weil aber die auswärtigen sich nicht immer finden, um sie zu vergleichen: so haben wir nur anfangs einige deren genannt, wovon wir die Quellen zu wissen wünschten. Noch haben wir kein deutsches Originalwerk, als dieses über die officinellen Pflanzen, (denn das Blackwellsche war bekanntlich ein englisches Original, und für mehrere Klassen, die es brauchen könnten, viel zu kostbar); und glücklicherweise ist die rechte Einrichtung gleich anfangs getroffen, daß nur das zur botanischen Kenntniß der Art gehörige im Text aufgenommen, und bis auf ein Paar kleine Fehler noch, im Kupferstich alles dahin gehörige angebracht ist; daher hoffen wir, daß immer mehrere sich es anschaffen, und dadurch Verfasser und Verleger bey guter Laune erhalten, und zur Fortsetzung ermuntern werden, zumal da der Preis wirklich sehr billig ist.

If.

9. Geschich,

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Parerga Historica. MDCCLXXXII. 4.

Bles mit diesen zwey Worten zeigt der Schmuztitel ein chronologisches Werk an, das dem ungenannten Hrn. Verfasser unglaubliche Arbeit und Mühe gemacht haben muß. Es ist die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit, und sehr scharfsinnigen Untersuchung. Der Hr. Verfasser hat davon nur wenig Exemplare drucken lassen, und die an auswärtige Gelehrte zum Geschenk versandt. Er hat seinen Namen nicht genannt, und will ihn auch nicht genannt haben, daher wir es für Pflicht halten, nach seiner Vorschrift zu handeln. Auch in der Vorrede findet man weder Ort noch Datum, wovon wir doch, gewisser Ursachen wegen Danzig anzeigen wollen, weil dieser Umstand selbst auf die scharfe und genau geprüfte Untersuchung der Nordischen Völker, besonders der Slavischen Bezug nimmt. Wie er seine mühsame Arbeit verstanden haben will, wollen wir mit seinen eigenen Worten aus der Vorrede anführen. Er schreibt: — Nec omnibus numeris perfectum Systema Historico Chronologicum integrum, sed quaedam modo Paralipomena quasi promitto; unde etiam Chronologiae technicae, ut alias moris est, nihil hic praefixi, cuius cupidos, praeter notiores fontes, ad recentissimos *Franckii* et *Waseri* labores ablego — nihilque aliud nunc fere do, quam aut ab aliis neglecta, aut minus recte, ut ego quidem sentio, tradita; aut etiam hinc inde dispersa, debito sibi loco reddita; aut demum ob connexionem cum aliis monstrandam necessaria, alias licet iam satis cognita. —" Woraus zugleich der gute und kernhafte lateinische Styl dieses Werks erhellet, weswegen ich noch seine Gedanken, wegen der Wahl des Titels beyfüge. — „De titulo huic libro suspendendo circumspicienti mihi, nec *ambitiosus Systematis*, nec *timidiusculus Coniecturarum* placuit satis, quorum alter *Dogmatismum* spirat, alter *Scepticismum* subolet, utrumque a me, tam ad certum scientiam, ubi haberi potest, aestimandam, quam ad dubitandum in loco, parato semper remotissimum. Elegi ergo Inscriptionem,

nem, moderatam sic ut mihi, laxam sic ut nec fautoribus, nec detrectatoribus prorsus possit displicere."

Auszüge aus diesem wichtigen chronologischen Werke wird wohl niemand leicht verlangen, (doch wollen wir Proben geben), und es ist auch unmöglich, gleich bey der ersten Durchlesung, die zum Theil scharfsinnigen Untersuchungen, und deren Resultate durchzudenken. Dieses Werk ist blos für den chronologischen Alterthumsforscher geschrieben, und dieser ist erst alsdenn im Stande, bey dem Gebrauch der neu aufgestellten Sätze, die Resultate mit völliger Gewisheit zu beurtheilen. Mit einem Worte, es ist ein unentbehrliches Werk für die zukünftigen Zeit- und Geschichtforscher, und in der Folge wird dessen großer Werth erstlich einleuchten.

Man wird es anfänglich nur blos als **Materialien** zur alten Zeitrechnung und zur alten Völkergeschichte ansehen, und selbst der Hr. Verf. will es aus gar zu großer Bescheidenheit auch nur dafür angeben; allein jeder Kenner wird es gleich übersehen, daß der Verf. nach einem ordentlichen chronologischen Plan gearbeitet, obwohl eigentlich nicht methodisch und schulmäßig, doch gewissermassen wird man den zweckmäßigen Zusammenhang der Zeitrechnung aller nordischen Völker von Asien und Europa nicht mißkennen, und dieses ist eigentlich der Endzweck des Hrn. Verfassers. Daß in diesem Werke sehr vieles auf Conjecturen beruhet, verstehet sich von selbst, weil von so entfernten Zeiten gewisse historische Data fehlen, und die Natur der Sache es so mit sich bringt. Es gehört indessen allerdings Muth genug dazu, wenn man sich an ein so trockenes und mageres Object waget, um so mehr muß man dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er diese mühsame Arbeit, die in vielen Stücken wahrlich ingratus labor zu nennen ist, übernommen, und sie mit so vieler Belesenheit und scharfsinniger Kritik ausgeführt hat.

Der erste Abschnitt fängt mit Erschaffung der Welt an, und geht bis auf die Babylonische Gefangenschaft, S. 1—17. unter der Rubrik: *Salomo;* siue Memorabilium Chronologiae sacrae Epocharum a condito hoc mundo ad captiuitatem Babylonicam constituendarum periculum. Von diesem ersten Abschnitt sagt der Verfasser mit Recht in der Vorrede: — Cum Historiae Sacrae Epochae *ad Olympiadum et Canonis Ptolemaici initium usque pro unico haud fallenti lumine haberi*, jure summo postulent, sine quo circa antiquissima tempora plane coecutimus. — — Er verwahrt

sich

sich gegen die strengen Theologen aber auch gleich hinter her, wenn er schreibt: — Praevideo quidem, me non ad genium seculi, ista mea professione, de S. Codici debita reverentia, philosophari. — Er mußte nothwendig von den Datis der Bibel abgehen, wenn er die Zeitrechnung nur wahrscheinlich angeben wollte. Dieses wird wohl schwerlich zum Wesentlichen der Religion gehören, doch könnte es einem Götze und Seines gleichen auffallend seyn.

Der zweyte Abschnitt ist betitelt: *Zoroaster; sive Originum variarum, chronologice, geographice, et genealogice illustratarum Specimen prius* — 17 — 364. Hierin ist die Völkergeschichte von dem Zeitpunkt, wo der erste Abschnitt aufhöret, fortgesetzet und bis zum Tode des Cyrus ausgeführet. Diese Ausarbeitung ist sehr reichhaltig, und der Fleiß sowohl in Belesenheit, als kritischer Beurtheilung ist auf allen Seiten sichtbar. Zuerst von den *Cimmeriis*, die von Gomer hergeleitet sind, und deren alten Wohnsitzen S. 20. u.s.w., hernach von den Celten und Galliern, und endlich von den Cimbern, den er zusammen von Gomer einerley Ursprung giebt, und auch S. 26. rc. sehr wahrscheinlich macht, daß die letzte Nation ursprünglich nicht unter die deutschen Völker zu rechnen sey, gegen die Meynungen des Eccards, Speners, Schöpflin, Möllers, und dieses beweiset er S. 28. auch aus Gründen von der Sprache hergenommen, die wirklich in so entfernten Sachen viel Beweiß geben. Ueberhaupt ist die Nachricht von diesem alten Volke mit vielem Scharfsinn bearbeitet, und in dem Objekt viel Neues entdecket. Daß aber die *Sigambri* dem Fluß *Siga* den Namen gegeben, S. 32. scheint dem Recensenten nicht wahrscheinlich, weil gewöhnlicher die Namen von großen Bergen, Flüssen, Seen rc. älter, als die Namen der Völker, die nachher sich erst an selbigen nieder gelassen.

Von den Bastarnen (auch ein Volk der Cimmeren,) S. 32.

Von diesem Hauptstamm des Gomers, bleibt (schon nach dem Moses) abgesondert: 1) Aschkenaz, so anfänglich Paphlagonien, Bithynien rc. bewohnet S. 33. u.s.w. von welchen die *Riphaei* am Borysthenes, *Arimphaei*, *Fenni etc.* und S. 48.: — tota orientalior *Europa borealis* haud alios antiquissimos habuit incolas, praeter Riphaeos. Ad Vistulam enim usque ipsos, *ante Venedorum aduentum*, se extendisse, suspiciones adsunt non contemnendae.

Hierher gehören ferner die S. 50 ꝛc. *Letti*, *Scirri*, (conf. p. 183. seq.) *Hirri etc.* S. 54 *Thogarma*, worunter die Armenier stecken. S. 55. *Gog*, *Magog*, wobey vorzüglich der *Abulghasi Boyadur Chanus* als der beste Schriftsteller empfohlen ist. Diese ganze Nachricht, so eigentlich die Tartaren, Mogoln ꝛc. betrifft, verdient vorzüglich geprüfet zu werden, besonders was S. 213. von den *Curdis*, *Alanis*, *Sauromatis etc.* ausgeführet ist; die ursprünglich auch *e gente Madai* (S. 61.) abstammen. S. 62. folgen die griechischen Völker, die Egyptier, die Mauren ꝛc. Doch wir können, ohne sehr weitläuftig zu werden, die reichhaltigen Materien von allen den Völkern, so der Verf. zu den *Riphateis* rechnet, nicht weiter verfolgen, wir wollen nur einzeln noch etliche wichtige Bemerkungen mittheilen. Z. B. S. 206. u. s. w. beweiset der gel. V. daß die Geten und Gothen ein Volk sind. Der Geschichtschreiber Jordanus war selbst ein Gothe. Und wenn gleich der Poet Claudianus die Gothen beständig Geten nennet, so ist dieses nur eine poetische Freyheit, die andern, wie *Rutilius*, *Corippus*, *Spartianus etc.* nennen sie Gothen. Ihre Wohnsitze und nachherige Geschichte sind S. 207. und so weiter ausgeführet. Die Nachrichten von den *Venedis*, *Budinis*, die ein Volk ausmachen, und in Preußen nach den Scyrren wohnten, sind vortrefflich, S. 215, u. s. w. Ob aber die Meynung, die der Verf. S. 260. von den Vindeliciern äußert, daß selbige nicht Deutschen, sondern Slavischen Ursprungs sind, allgemeinen Beyfall finden wird, daran zweifelt Recensent, desgleichen, daß das alte *Vindonissa* von den *Venedis* seine Benennung habe, indem es vielleicht wahrscheinlicher den Römern zuzuschreiben ist. Ganz neu ist die angebrachte Meynung S. 318. u. s. w. von den Hyperboreern, wovon schon Baier und Schöning Muthmassungen geäußert haben.

Der dritte Abschnitt ist rubricirt: *Odinus; siue Originum variarum chronologice, geographice et genealogice illustratarum Specimen posterius*, S. 365 — 612. In demselben findet man die wichtigsten Nachrichten von den alten deutschen Völkern, und den Slaven, die uns schon mehr interessiren, daher wir auch darüber weitläuftigere Auszüge mittheilen, und sie zum Theil beurtheilen wollen. Nach dem Abgang der Cimmern und Scythen, besetzten die Geten ihre Besitzungen S. 367. Sie sollen schon damals eine

Buch-

Buchstabenschrift gehabt, wenigstens die Kunst zu schreiben (scribendi peritiam) verstanden haben S. 373., wogegen geleugnet wird, daß die Runische Schrift vom Othin herrühre. Zamolxis scheint dem Verf. der Erste zu seyn, so aus Thracien den Geten die Buchstabenschrift mitgebracht, doch nur so weit sie bekannt gemacht, daß nun er und seine Nachfolger, allenfalls auch die Priester allein im Gebrauch derselben gewesen sind S. 375., bis nach Verlauf etlicher Jahrhunderte sie auch unter dem Volke gemein geworden ist. Oberdeutschland hat von den Marcomannen (Recensent glaubt eher von den Römern, wegen der vielen Bekanntschaft 2c. und zwar spät, im Iten und IIIten Jahrh.) die Buchstabenschrift, so diese von den Gothen bekommen, erhalten, und Niederdeutschland besonders, die alten Sachsen von den Scandinavieren und Nordmannen, wie der Verf. S. 376. glaubt. Die Sachsen, so nach Britannien übergiengen, hatten schon lange vorher die christliche Religion angenommen, wie die Scandinavier S. 376. Wichtig sind die Bemerkungen S. 378. 2c. über den *Odinum iuniorem etc.* und noch mehr über den Ausdruck der *Edda*, *Iotunhemia*, so eigentlich das Land der Gothen bedeutet S. 388., und *Wormius* (Monum. Danic. Lib. VI. p. 522 — 24.) mit seinen erdichteten Apostolis *Iotunhemiae* widerlegt ist, da der Verf. mit Recht S. 394. schreibt, daß — vera Gothorum antiqua terra — durch den Heil. Adelbert zum christlichen Glauben gebracht sey. Das Wort: *Odin* bedeutet noch jetzo in Rußischer und Slavischer Sprache so viel, wie — Vnicus — so allemal auf den einzigen Gott passend ist S. 396. Von der ersten Benennung der Stadt Danzig S. 402. -- *Gothiscanzia* Gothicum munimentum (Gjoethe-Schantz),) *Gdansk* von den Pohlen, so die Deutschen in Danzig umgeschmolzen haben. Ferner, wann und auf welche Art die Stadt gebauet, nicht von dem fingirten Herzog Subislao im XIIten Jahrhundert S. 406.

Von den Sueven will dem Verf. die Derivation des Namens von Schweifen (*vagari*) nicht gefallen, wie es auch an sich unwahrscheinlich ist, er leitet die Benennung also S. 439. von den *Suionen* her, die aus Scandinavien nach Deutschland gekommen, wie die Cimbern 2c. abgegangen, wo sie zuerst den *Chersonesum Cimbricam* occupirt, und sich hernach durch ganz Deutschland verbreitet. Mithin hält er die

die Suionen und Sueven für ein Volk, welches wohl eine schärfere Untersuchung, und noch mehr einen stärkern, überzeugenden Beweis erfordert, zumal dieser Satz um das Jahr vor Christus Geburt 113. angegeben ist. Die Cimbern verheeren um selbiges Jahr Gallien, gehen nach Spanien, und kommen ums Jahr 103. wieder nach Gallien zurück, und vereinigen sich mit den Teutonen, machen hernach, wie die Cimbern in den Jahren 102—101. Versuche in Italien, werden aber beiderseits übel zurückgewiesen S. 440. Von den Geten ums Jahr 82. S. 441. und ihrem Könige *Boerebista*, so die Macht der Nation so stark wiederhergestellt, daß sie den Römern furchtbar worden; *Diceneus* war sein starker Gehülfe.

Ariovistus soll schon ums Jahr 72. vor Ch. Geb. die Triboccer, Vangioner, und Nemeter subjugiret, und sein Reich so weit ausgebreitet haben, daß der Rhein die Gränze von seinem Reiche damals gewesen S. 444. Aber selbst J. Cäsar (Lib. IV. de B. G. cap. X.) setzt die Triboccer über den Rhein in Gallien. Die Suevi kamen aus Gallien wieder zurück, und bewohnten einen großen Strich von Deutschland — per omnem *Hercyniam silvam* a Rheni ripa vsque ad *Pannoniam*. — Rhätien bringt August unter Röm. Bothmäßigkeit, und setzt die Röm. Gränze durch Vindelicien, Norikum und Pannonien fest, aus welcher letzten Provinz er auch die Markomannen vertreibt S. 448. Diese letzten verjagen unter dem großen Marobod, den August zu Rom nicht zum Vortheil der Römer gebildet, die Gallischen Bojer, und ihr Land unter der Regierung dieses Fürsten sowohl, als auch nachher unter den Slaven behält den Namen *Bojohemia*. Auch die Quaden, Sueven, Senneonen, Lygier, und Gothen kamen zum Theil unter seiner Herrschaft S. 449., die bis an das Balthische Meer reichte. Hier sollen die Markomannen die Buchstabenschrift von den *Asgardicis* erhalten haben, wie der Hr. V. nochmals S. 453. erinnert, allein Recensent glaubt mit mehrerer Glaubwürdigkeit, daß die Markomannen durch ihren großen Fürsten den Marobod die Römische Buchstabenschrift erhalten haben, weil dieser durch seinen langen Aufenthalt in Rom die Röm. Sprache gelernet, selbst Briefe in derselben geschrieben, und wahrscheinlich auch in seinem Gefolge Römer nach Deutschland mitgenommen hat.

Wichtig ist die Anmerkung über die Franken, ihre ersten Wohnsitze, ihre Sprache, und über den *Codicem argenteum*, den

den man falsch dem Ulphilas beylegt, S. 458. Der Verfasser hat die Meynung des Leibniz angenommen, daß die Franken anfänglich am Balthischen Meere gewohnt, ferner sagt er, daß von der alten Fränkischen Sprache, die mehresten Spuren in der Niederländischen oder Holländischen Sprache zu finden, und daß in dieser alten Fränkischen Sprache, und nicht in der Möso-Gothischen, der *Codex Argenteus* geschrieben, und auch zuerst in den alten Fränkischen Landen — Verdae inter Ripuarios — gefunden sey. Diese Meynung hat schon *La Croze Th. Ep. Tom. III. p.* 89—94. geäußert, und dessen Zweifel aus dem Zeugnisse des Otfrieds scheint hier der Verf. glücklich gehoben zu haben, da Weißenburg (*Wizzanburgum*) in Alemannien lag, und die daselbst florirende Sprache, (die *Kero* uns besonders aufbehalten) mit der ächten alten Fränkischen Sprache unmöglich einerley seyn kann, weil die Alemannen aus verschiedenen deutschen Völkern bestanden, und Otfried damals Alemannien schon zu Franken (ad Franciam orientalem) rechnete, auch die Alemannen für wirkliche Franken hielte. Wenn man eine genaue Untersuchung anstellte zwischen der in dem Codice argenteo und der alt Fränkischen Sprache, so würde diese wichtige Bemerkung, die alle Attention verdienet, leicht zu entscheiden seyn.

Die Longobarden überwindet Tiberius, und der Rest begiebt sich unter den Schutz des Marobods ums 5te Jahr nach Christi Geburt, doch sowohl diese, als die Sennonen (die unter andern auch die Mark Brandenburg bewohnten) vereinigen sich mit den Cheruskern unter ihrem berühmten Heerführer, dem Arminius, und dieser entkräftet den Marobod ums J. C. 19. so, daß er zu den Römern seine Zuflucht nahm, und nachher zu Ravenna als ein Privatmann starb S. 461. Darauf von *Catualda*, dem Heerführer des Ueberrests der Marcomannen (den *Köler*, in Diss. 1736. zu einem König der Sachsen macht), und nach den vom *Vibillio* S. 462. Das alte Gothische Reich beherrschte um die Zeit (J. C. 20. *Ballderus*, noch mehr von demselben S. 464. und von ihren Nachbarn den Rugiern, Lemoviern, Aestiern, und andern an der Ostsee wohnenden Völkern S. 466. — von dem Bernstein und dem Handel mit selbigem S. 468. ꝛc. besonders von den Aestiern S. 467. ꝛc. und woher des Tacitus Angabe zu entschuldigen sey. S. 486. wird den Gothen und

Ein-

Einwohnern von Preußen die Kunst den Bernstein zu schleifsen, und in Figuren zu bilden (artem succini poliendi, formisve induendi) zugeschrieben, und zwar, daß sie solche von Phönicischen Colonien, die sich damals des Bernsteins wegen dort niedergelassen, gelernt haben. Wie sie denn auch noch jetzo vorzüglich zu Danzig, Königsberg und Stolpe getrieben wird. Die Ableitung des Volksnamen der Gepiden — von Gebieth (territorio) wird wohl schwerlich Beyfall finden, so wie die der Assipitten S. 495. und 496.

Die Longobarden besetzten nach Abgang der Gothen ums J. C. 122. Die Länder der Gothen an der Ostsee, wozu hernach die Winili, die vorher in der Jütischen Halbinsel gewohnet, und vermuthlich zu den Cimbern gehören, sich gesellet haben S. 498. rc. Der Marcomannische Krieg fieng ohngefähr ums J. C. 166. an, wozu fast alle deutsche Völker, auch sogar die Sarmaten, Rhoxolaner, Alanen das Ihrige beytrugen, um die Römer zu vertreiben S. 501. Die Longobarden waren schon ums J. 172. in Pannonien, und in den Gegenden der Wolga, und die Vandalen verließen auch damals ihre Wohnsitze in *Scoringa*, am Balthischen Meere, und fielen mit den Quaden und Sarmaten in Pannonien ein, wurden aber geschlagen, und giengen wieder zurück, wo sie — terram *Costoboccorum* occupirten, weil *Dio Lib. LV.* schreibt — Albim in Vandalicis montibus oriri — wo die *Costobocci* ohngefähr gewohnet haben S. 502.

Die Gothen occupiren das Niedere Mösien ums J. C. 242., wobey eine wichtige Bemerkung S. 505. gemacht ist, daß viele Schriftsteller, auch alte, wie *Procopius*, die Alanen (so beständig mit den Gothen associiret waren) für ein ursprünglich Gothisches Volk halten, aber fälschlich. Vorgedachter *Procopius* macht sogar die Gothen, Wandalen, Wisigothen und Gepiden, zu einem Sarmatischen Volke. Auf gleiche Art macht er die *Scirren*, weil sie mit den Gothen associirt, zu einem Gothischen Volke S. 505. Diese Bemerkung wird öfters bey den alten verbundenen Völkern zu gebrauchen seyn. Die Gothen, so bisher Römische Alliirten, verwüsten Mösien und Thracien ums Jahr 250. in den folgenden Jahren noch öfter, auch in der Folge Bithynien und ganz Asien, Griechenland bis ins J. 269. S. 508. Die K. *Claudius* und *Aurelianus* schlagen zwar einigemal die Gothen, allein sie mußten doch Dacien ihrer

Both-

Bothmäßigkeit überlassen, und später ums J. 274 besetzten sie auch Albanien, Bulgarien ꝛc. S. 512.

An der Stelle der Gothen, oder vielmehr mit den zurückgebliebenen Gothen (weil niemals die ganze Nation ausgewandert ist, und eigentlich die begüterten (ingenui) im Lande blieben) vereinigten sich verschiedene andere Colonien, und diese zusammen hießen *Vidiorarii* (*Iordanes* C. 5), ums J. 274. S. 513. Die Baiern, *Boii*, stammen nicht von den *Boiis Gallis*, sondern von den Marcomannen, und es ist bekannt, daß dieses Land beständig *Boiohemum* genennet ist, obwohl die Marcomannen es schon lange besessen hatten, und noch nachher. Die vorgedachten *Vidiorarii* hießen hernach *Varegi*, Wareger, damalige Einwohner von Preußen in der Gegend Danzig. S. 517. woraus mit nichten die *Wagri* herkommen, die ein Slavisches Volk sind.

Die Hunnen entkräften erstlich die Alanen, so an der Wolga wohnten, ums J. 374, und unterjochen sie, und auch die Roxolaner, bis an den Tod des Attila waren sie wenigstens in deren Bothmäßigkeit S. 531. Von den Anten und Wenden (Venetis) S. 531 ad A. 382. Ein Volk, so nach dem Untergange des Hunnischen Reichs am schwarzen Meer wohnte. Attila blieb im J. 450. Unter seinem Heere waren nach dem *Sid. Apoll.* auch *Geloni*, worunter der Verf. S. 533 die ganze Wendische Nation (universus Venedorum populus) versteht. Aber warum der Bucceliers S. 534 wegen der adlichen Familie der von Hauersberg, daß selbige nicht von den Hunnen abstammen, hier widerlegt ist, wundert sich Rec. sehr; dergleichen Fabel in diesem Werke, so wichtigere Gegenstände hat, zu widerlegen, oder gar nur anzuführen, wird wohl Niemand hier suchen, überdem ist es ja bekannt, daß die deutschen adlichen Familien erstlich im XII. Jahrh. Zunamen erhalten haben. Um die Zeit (453) sind die *Venedi* aus ihren bisherigen Wohnsitzen aufgebrochen, die vorzüglich unter die Namen *Sclavini* und *Antes* erscheinen, zusammen aber mit den *Venedis* einerley Ursprung haben. S. 535. Von den ersten hieß das nordliche Preußen *Schalavonia*, *Scalovia*. Sie nannten sich selbst nachher *Slavi* und *Slovani*. Ein anderes Hauptvolk der Veneder hieß nachher Anten, die damals ihren Sitz am Pontischen Ufer — a Danastro ad Danubium i. e. Danaprin (Iordanes) — nahmen. Die Hälfte von diesen — populis *Venedorum*, *Slavorum* ac *Antarum* — nahm ihre Wohnsitze,

wie

wie der Verf. schreibt — a Vistula ad Scyrros usque, und behauptete solche viele Jahrhunderte durch. S. 536. Das Land der Slaven gegen Norden wird S. 539 so angegeben, (ums J. 453) per Russiam hodiernam ad Danastrin usque, a boreali Antarum latere, indeque porro *per Roxolaniae magnae* meridiem sic se diffundebant, ut boream versus *ad Visclam* rursus appropinquarent. — *Roxolania magna* wird S. 541 so beschrieben: — Sub *Roxolania* illa *magna* vero praeter *Prussiam* etiam *Lithuania omnis*, *Samogitia*, *Curlandia*, *Semgallia*, *Lettlandia* — *Podlachia* comprehendebantur aliquando, cum *Roxolani* ad summum fortunae ac potentiae fastigium peruenissent, antiquis incolis eiectis, aut in societatem pertractis. —"

Von den *Vtiguris Hunnis* S. 545. Mit Recht glaubt der Verf. gegen die Angaben des Dobners, daß um die Zeit (495) *Czechi* und *Lechi Sorabi* ꝛc. noch nicht die Länder bewohnet, die derselbe ihnen angewiesen S. 547. Was aber S. 550 von den *Slavis Carentanis*, *Lutischis*, i. e. *Lutiziis*, *Tiberzis* i. e. *Obotritis* angeführt ist, bleibt dem Recensenten dunkel, und er kann nicht verstehen, ob die Völker bereits ums J. 515 in den Ländern sollen gewohnt haben, wo sie wenigstens hernach im VII. und VIII. Jahrh. bekannt sind. Ob *Tiberzi* und *Obotriti* ein Volk, steht auch dahin, wenigstens sind beyde Benennungen sehr unterschieden, zumal da kein alter Schriftsteller dabey angeführt, und Nestor von der Zeit zu jung ist. Darauf folgen die *Pomorani*, so Nestor zu den *Lechis* rechnet S. 551, aber mit Recht hier für ein separates Volk gehalten wird, so aber ebenfalls nicht für den Zeitpunkt vom J. 515 passet. Die *Cassubii* folgen S. 551, und der Verfasser glaubt, daß das Volk, so *Moses Chor.* in *Geogr.* p. 356 *Cazbas* nennet, mit diesem einerley sey. Ueber alles dieses schwebt noch viele Dunkelheit. Man hätte gewünscht, daß der Hr. Verf. deutlicher seine Meynung geäußert hätte, in welchem Zeitpunkt ohngefähr die Slavischen Völker, ganz Pommern und Mecklenburg occupiret, und wie zu der Zeit ihre Namen gewesen sind. Ob solches im Anfange, oder in der Mitte, oder am Ende des VI. oder VIII. Jahrhunderts erstlich geschehen sey. Schwerlich wird man die Namen *Obotriti*, *Wilzi*, *Lutizii* schon im VI. Jahrh. in den ältesten Schriftstellern finden, vielmehr glaubt Recens. daß diese Benennungen erstlich im VII. und VIII. Jahrhunderte entstanden, oder den damals in diesen angezeigten Ländern

wohnen-

wohnenden Slaven gegeben sind. Ueberhaupt sind alle diese Bemerkungen von S. 549 an, nur allein über des Nestors seine Angaben gemacht, sie hängen also nicht zusammen, daher bleiben sie ziemlich dunkel, wenn man sie zur bevgesetzten Chronologie zumal rechnet. Die *Moravi* und *Choratoeni* S. 553 gehören auch hieher. Alle die Völkernamen sind von den verschiedenen alten Schriftstellern ganz verschiedener Nationen so verdorben, und so nach ihrer Mundart modificiret, daß darinnen niemals etwas Gewisses zu hoffen ist, so denkt der Recensent.

Nun folgen S. 554 die drey Sarmatischen Hauptvölker, so die *Lechos* auf ihrem Zuge begleitet haben. **Erstlich** die *Czechi* oder die jetzigen **Böhmen**. **Dobner** hat diese am sichersten untersucht, und auch bewiesen, daß *Zichi* und *Czechi* einerley, wie sie Böhmen occupiret haben. Sie haben vorher nach dem *Mosi Chor.* in Chazia in Colchis gewohnet. **Zweytens**, *Chorwati*, so die Byzantini Script. *Charbatas* nennen, kamen gleichfalls daher, und *Dobnerus* hat ihre Wohnung angewiesen. S. 556. Die **dritte** sind die *Serbi, Syrbi*, *Serbli*, die **Sorben**, so sich nachher um beyde Ufer der **Elbe** festgesetzt, in der **Lausenitz** und weiter durch Ober-Sachsen ꝛc. wovon etliche nachher *Daleminzi*, besonders in **Meißen**, genannt sind. Was aber S. 559 aus dem *Gassaro (ap. Mencken. Tom. I.) Schiphowero* ꝛc. angeführt ist, zu beweisen, daß die Slavischen Völker, so ums J. 521 in **Böhmen** und **Deutschland** eingebrochen, einen gemeinsamen König oder Heerführer mit Namen *Craco* oder *Cracus* damals gehabt, scheint ein wenig schwach, weil beyde angeführte Chronikanten für den Zeitpunkt, noch weniger wie nichts beweisen, und der letzte sogar bey seinem Oldenburg. Grafen ein Fabelhans ist. Diese beyde wird kaum Jemand in einem so kritischen Buche angeführt, vermuthen. Dennoch schließt der Verf. S. 561. — Ex allatis testimoniis ergo *rite concludemus*, *vere hunc Cracum quendam magni istius foederis Slavici imperatorem extitisse*, qui postquam annos aliquot in itinere a Ponto inde ad Vistulam, praeda onustus ac imbelli feminarum liberorumque ipsum sequentium turba impeditus protraxisset, *tandem versus A. Chr. 521. isthuc advenerit* — " Die gleich folgende Declamation könnte man auch vermissen, und vielleicht wird auch die Hoffnung von dem zu **Krakau** entdeckten großen Schatz von alten Polnischen histor. Handschriften zu groß seyn. Aber

S. 564 von dem Craco: Hercules itaque potius sibi clavam, *quam nos obliviscendam nunquam, aeternumque de Polonica gente meritum Cracum eripi nobis patiamur;* firmissimumque hoc ab omnibus Historiae Polonicae Antesignanis unanimi consensu editum, exterorumque quorundam adsensu corroboratum testimonium adhuc stat, semperque stabit, *Cracum primum Lechorum* socialique foedere ipsis iunctorum aliorum tam Asiae, quam Europae Sarmatarum fuisse Ducem. — Hier ist wohl der Patriotismus mit dem *Craco* zu weit getrieben; zumal da dieses noch nicht genug, und es noch S. 565 ferner heißt — Tam forte argumentis ex antiquitatis ruderibus (aus dem *Gassaro* und *Schiphovero*) religiosissime collatis, *Craco Lechis suis vindicando* abundare videbor. —" Endlich tritt der Patriotismus von S. 566 ꝛc. an, gar zu stark auf, die weitläuftige Declamation ist zu arg, daß 1) nicht allein alle Slavische Völker zusammengenommen, die am baltischen Meere, die Cassuben, Wilzen, Obotriten, Polaber, Linoner, Wagrier unter dem *Lechico imperio* gestanden, und dem Duci unterworfen gewesen sind, sondern sogar 2) die dänischen Inseln, die *Rutheni, Parthi* ꝛc. und wer weiß noch andere Völker mehr, so vielleicht halb Europa ausmachen. Daher nennt auch der Verf. S. 567 — pristinam Sclauorum *siue Polonorum rempublicam* — *vastissimum imperium Lechicum*, wovon sogar *Guntherus Ligurin. Lib. IV.* noch — de vasto eiusdem *hoc posteriore tempore* ambitu testatur. Der *Venerabilis Kadlubko* und die Bischöfe *Boguphal* ꝛc. haben lauter Wahrheiten und Evangelia geschrieben, infra dignitatem suam reputassent (schreibt der Verf. S. 569) ciues historiae avitae amantes, fabulis ex incerta vulgi fama emendicatis pascere. — Andere Völker haben ihre ältesten Geschichte vielfältig mit Fabeln verwebt, allein nach des Verf. Meynung sind die alten Polnischen Schriftsteller gänzlich davon frey. — Apud Lechos nostros vero *omnia erant alia;* hic enim *traditio vernacula* rumusculos quosdam de glorioso primorum temporum statu, ad patrum historiae nostratis aevum usque sollicite adseruauerat. — Schwerlich kann der deutsche Magen dieses alles verdauen, der überzeugt ist, daß fast alle älteste Polnische Schriftsteller voller Fabeln stecken, (man lese nur den *Venerabil. Kadlubko Lib. II. p.* 648. und den gen. *Boguphal ap. Sommersberg Tom. II. pag.* 25, *Dlugoss Lib. II. p.* 184.) und das eingebildete *Lechische*

chische Reich über halb Europa verbreitet haben. Warum sollen die alten braven deutschen Schriftsteller, ein Witechind von Corvei, ein Dithmar, der auch Bischof war, und allen großen Handlugen beywohnte, nicht eben soviel Glauben haben? die uns die Verfassung des Polnischen Reiches damals ganz anders schildern. Ja selbst einer der besten neuern Polnischen Geschichtschreiber, den selbst der Verf. rühmt, *Lengnich in Hist. Polon. p.* 1. schreibt von Lecho — Quae de illo eiusque successoribus ad Piastum usque (auch von diesem läßt sich noch nichts sichres bis zum Miezislav I. sagen) *et ultra* memorantur, *sunt obscura, fabulosa et falsa*, quare silentio transmittimus, *ne vanis narrationibus immoremur.* — So sollte es der Hr. Verf. auch gemacht haben. In Wahrheit, wir wünschen aufrichtig, die Blätter von S. 566—574 aus diesem wichtigen und kritischen Werke, welches sonst dem Herrn Verf. Ehre macht, völlig weg, sie setzen das Ansehen desselben (die Wahrheit zu gestehen) herunter, und machen nur weitern Verdacht.

Die S. 572 angeführten kleinern Slavischen Völker, die *Warnawi*, *Linones*, *Kizzini*, *Drewani* (*pagus Slavic. Dreuan* liegt im Füneb. Amte *Lüchow* an der Altmärkischen Gränze, S. *Gercken Fragm. March. V.* Th. S. 136) sind zusammmen damals im VI. Jahrhundert noch völlig unbekannt, und erscheinen erstlich in weit spätern Zeiten. Ums J. 568 und vorher waren die Avaren den Longobarden in Verjagung der Gepiden behülflich, daher überliessen letztere auch selbigen Pannonien, wie sie in diesem Jahre nach Italien zogen. S. 576. Die ums J. 590 angeführten *Wilzi*, *Leuticii*, *Weletabi*, kommen unter der Benennung damals, wenigstens von der Gegend, worinnen wir sie später kennen lernen, nicht vor, so viel aber ist gewiß, daß der Name *Wilzi* weit früher bey den Fränk. Schriftstellern vorkömmt, wie der Name *Leuticii*, den die ältesten sächsischen Schriftsteller erst gebrauchen. Wenn aber S. 578 der pagus *Lucizi* in der Lausnitz zu den Leuticiis gerechnet wird, und daher den Namen haben soll, so ist dieses irrig, indem derselbe von einem besondern Slavischen Volke, den *Lusizis* (deren Dithmarus deutlich von der Lenseizischen Gegend erwähnet) den Namen hat, die mit den Leutiziern in Pommern und der Mark Brandenburg niemals ein Volk waren.

Vom Samo, der die Carentaner von dem Joche der Hunnen befreyet, ist der *Autor Fragmenti de Convers. Baj.*

Baj. et Carent. Saec. IX. am besten zu gebrauchen, woraus man sieht, daß er nicht allein über die Slaven in Kärnthen, sondern auch in Krain und Steyermark rc. dominiret, worinn also das Castrum *Vogastiburc*, und nicht in Böhmen oder in Pommern zu suchen sey S. 580. Ums J. 640 vertreiben die *Chrouati*, *Serbii* rc. die Avaren aus Dalmatien und einem Theile von Pannonien S. 582. Im Anfange des IX. Jahrh. wie K. Karl der Gr. in Sachsen dominirte, verließen viele Sachsen ihr Vaterland, giengen nach Dänemark, und wie *Mart. Gallus*, der älteste Polnische Geschichtschreiber, angiebt, haben auch viele sich in Preussen damals niedergelassen S. 585.

Die *Varegi*, so gegen Morgen an dem Balt. Meere wohnten, unterjochten ums J. 859 die *Slavos Tsudos* in dem heutigen Estland, und mehr andere Völker dasiger Gegend, diese erhalten hernach Rußland, so drey Brüder von den Wareger Fürsten theilen S. 588. bis endlich nach der 2 Brüder Absterben der dritte Rurich das ganze Reich ums J. 864 allein bekömmt.

S. 589 u. s. w. wird aus hinterlassenen Reisenachrichten eines gewissen *Oktheri*, eines Norwegers, und seines Reisegefährten *Vulstani*, von dem ietzigen Preußen, und besonders von den Gegenden von Danzig, Culm und dem ietzigen Westpreußen verschiedenes angeführt, und des Reisenden seine Länderbenennungen *Weonodland* von dem ietzigen Pohlen, *Witlandia* i. e. Vitarum s. Gothorum terram von den Gegenden an dem Ausfluß der Weichsel, worinn Danzig, Culm, Warschau, Graudenz liegen, von dem Verf. erkläret werden. Dieses Land ist niemals ganz von Deutschen, noch auch ganz von den *Vidioariis* oder *Varegis* verlassen worden, welches auch noch bey Ankunft der deutschen Ordensritter gedauert hat. S. 592. Man findet auch in Urk. damaliger Zeit, daß die Aecker in aratra Teutonicalia und Slavicalia unterschieden sind, zu einem gewissen Beweis, daß Deutsche und Slaven unter einander wohnten, (wie in Pommern auch war). Von den IX kleinen schwedischen Königen, die ums Jahr 900 zur See angekommen, und in der Gegend Danzig angeländet, und sich niedergelassen, wo sie die *Varegi* und Deutsche aufgenommen, und sie *Gamptos* genannt, die eigentlich Seeräuber waren, ist S. 597 Nachricht gegeben, die aber blos auf den *Düsburg* und *Stella* beruhet, wo-

von

von die Stadt *Swecz* abstammen soll. Ueberhaupt sind die Nachrichten von diesem Zeitpunkt aus den beyden angezeigten Schriftstellen wohl etwas unsicher. Erheblich ist, was S. 600 u. s. w. von den **Cosaken** und **Circassiern** mitgetheilet ist, und S. 603. von den **Tartarn** in der **Krimm**.

Die *Borussi* blieben ruhig bis zur Regierung des Kaisers Otten *III.*, von da aber erneuerten sie die alten Streifereyen. Damals soll das Polnische Reich bis an den Ausfluß der Weichsel sich erstreckt haben, wie der *Cosmas*, (oder wie der Verfasser will, *Gaudentius*, ein Reisegefährte des H. Adelberts) ein böhmischer Schriftsteller, beweiset, und der König von Polen **Boleslaus** *I.* soll in Verbindung mit dem K. **Otten** *III.* das ganze Slavische Land jenseit der Oder, nach dem Bericht des Helmolds (*Lib. I. Cap. XV.*) der in Holstein schrieb, mithin zu verstehen, was jenseit der Oder nach Polenwärts liegt, zinnsbar gemacht haben. S. 607. Nach der Zeit soll ein gewisser Tyrann, mit Namen **Hagel**, sich der Stadt **Danzig** und des ganzen Landes der **Wareger** angemaßet haben, wie er aber umgebracht, so sollen sie vereinigt den König **Boleslav** *I.* um Hülfe angerufen, und unter seinen Schutz und völlige Herrschaft begeben haben S. 609. wobey aber ein legaler Beweis vermisset wird. Damals soll auch die *Marchia Gdanensis* gegen die Preußen errichtet seyn, und diese ganze Gegend nebst dem angränzenden Cassuben die Benennung *Pomerania superior*, so wie das übrige von Cassuben, worinn die Hauptstadt Stolpe, *Pomerania inferior*, erhalten haben, beyde Provinzen sollen auch den Fürsten — e familia *Gryphorum* unter polnischer Botmäßigkeit übergeben seyn, bis der Herzog Suentepolk, der hier ein Rebell genannt wird, jene verdränget hat, worüber des Verf. ehmalige Schrift, so den Titel hat: **Ehrenrettung der ältern polnischen Geschichtschreiber** rc. (die einer Preuß. Deduct. auf Pomerellen 1774 entgegen gesetzt ist) zum Beweis angeführet worden. S. 610. Was auch ferner zuletzt gegen vorgedachte Deduction in Absicht des pommerschen Herzogs *Subislai I.*, den der Verf. für erdichtet hält, angeführet worden, läßt Recens. dahin gestellet seyn, weil hier weder der Ort noch Raum ist, darüber Untersuchung anzustellen, und die Ursach jeder leicht errathen kann, warum man so sehr dagegen eifert.

Was wir hauptsächlich an diesem wichtigen Werke vermissen, ist ein **Ausführliches Register**, so das Aufsuchen

von den zerstreueten Nachrichten über die ältesten Völker nach verschiedenen Zeitpunkten ungemein erleichtert haben würde. Vielleicht läßt sich der Herr Verf. bey der Fortsetzung, wozu er uns S. 612 Hoffnung macht, hiezu noch bewegen, und füget auch noch diese mühsame Arbeit hinzu.

Hk.

Leonhard Meisters fliegende Blätter, größtentheils historischen und politischen Inhalts. Basel, bey Flik. 1783.

In manchen dieser Aufsätze finden sich viele einzelne Einfälle und Gedanken, die von den Einsichten und ausgebreiteten Kenntnissen des Verfassers zeugen. Aber die wenige Ordnung und mangelhafte Behandlung der Materien zeigen auch, wie wenig Fleiß der Verf. auf seine Arbeiten gewendet habe. Sie tragen das Gepräge der sorglosen Eile, womit sie zu Papier gebracht, und der Presse übergeben worden. Nirgend bestätigt sich diese Bemerkung mehr, als da, wo der Verf. sich vornimmt, über Materien zu schreiben, die nicht sein Fach scheinen, und mehr als gewöhnliche Anstrengung erfodern, wenn sie gut abgehandelt werden sollen. **Ueber die Hindernisse, wodurch die Juden von Annehmung der Christlichen Religion abgehalten werden**, hat der Verf. in einigen Blättern auch etwas zu sagen sich vorgenommen. Aber dies etwas ist so von der Oberfläche geschöpft, so wenig durchgedacht, so flüchtig hingeworfen, daß man wohl sieht, daß es ihm bloß darum zu thun war, sein Bisgen von Belesenheit in den Schriften, so die Juden betreffen, anzubringen, und ein paar Bogen zu füllen. Seine Gedanken über die Nothwendigkeit, die Juden menschlicher zu behandeln, wenn sie Christen werden sollen, sind ganz gut, aber allzu bekannt. Wie ganz anders ist **Dohms** bekanntes Werk! Daß man die Juden durch Anpreisung der Vorrechte und Freyheiten des Christen gewinnen, und nur allmählig vom Judenthum abziehen, und zum Christenthum hinüber führen sollte, das ist wohl gut, wenn er uns nur gesagt hätte, wie man das anzufangen habe! Mit einemmal geht der Verf. mit uns in die jüdischen Ideen vom Messiasreich hinein. Da, meynt er, sollte man den Juden zeigen, **ihr Messias** müßte schon gekom-

gekommen seyn. Ja, das ist bald gesagt. Dann kömmt er auf die Erzählungen der Juden von Jesus, und krahmt allerley zusammengeraffte Nachrichten von der Juden Traditionen von Jesu aus, aber so, daß man wohl sieht, daß jüdische Litteratur sein Fach gar nicht ist. Diese Sachen hätten auch am wenigsten hieher gehöret, und mit solcher Weitläuftigkeit angeführet werden sollen, da diese Fabeln der gemeinen Juden, welche von den jüdischen Gelehrten verachtet werden, gar nicht unter die wichtigen Hindernisse ihrer Bekehrung zu zählen sind. Und endlich nun, wozu überhaupt die ganze Untersuchung von den Mitteln, die Juden zu Christen zu machen, da sie Verehrer Eines Gottes, und rechtschaffene Menschen seyn, und gleichwohl Israeliten bleiben können, gesetzt auch, die Schwierigkeiten wären nicht, wie sie das doch allerdings scheinen, unübersteiglich, ein ganzes Volk zu bereden, seine eben so alte Religion mit einer andern zu vertauschen, von der man zugleich nicht in Abrede ist, daß sie darauf gebauet ist. Mit sehr vielem Vergnügen hat Recensent die Beyträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts gelesen. Der Verf. besitzt das Geheimniß, der Geschichte das Rauhe und Ernste, womit sie so manche Leser und Leserinnen zurück scheucht, zu benehmen. Neuere, vorzüglich vaterländische Geschichte, scheint das Fach zu seyn, worinn er am meisten leisten kann. Mit Witz und Laune ist der kleine Aufsatz Papillonische Philosophie, und mit Treue und Lebhaftigkeit die Bergreise auf den Rigi geschrieben. Der Roman, die Natur, ist eine frostige, unnatürliche Allegorie.

Hz.

Pauli Ernesti Iablonski — Institutiones Historiae Christianae. *Tomus I.* Historiam antiquiorem continens. *Editio tertia*, emendatior atque locupletior. Emendavit, notas adiecit, et prolegomena praemisit *Ernestus Augustus Schulze*, Theol. D. et Prof. in Acad. Viadr. Eccles. Reform. Inspector. Francof. ad V. Straus. 1783. 356 S. in 8. ohne die Prolegomena Editoris von 50 S.

Es ist schon längst ausgemacht, daß dieses Compendium der Kirchenhistorie unter allen, die von Reformirten Theologen geschrieben worden sind, den Vorzug verdiene. Nach den beyden ersten Ausgaben von den Jahren 1754 und 1766 erscheint die gegenwärtige mit beträchtlichen Zusätzen. Jablonski, ein großer Gelehrter, und der billig mehr hätte schreiben sollen, war selbst Willens, seinem Lehrbuche eine Einleitung vorzusetzen; wurde aber durch Mangel der Zeit daran gehindert. Diese hat also nunmehr Hr. D. Sch. eingerückt, und darinne den Zustand des Röm. Reichs beym Anfange des Christenthums kürzer, desto ausführlicher aber die politische und übrige Verfassung der Juden, insonderheit die Geschichte des Herodes und seiner Familie, auf eine seiner Gelehrsamkeit würdige Art, und mit untermischten nicht gemeinen Anmerkungen, abgeschildert. Eben dieses gilt auch von den häufigen Vermehrungen, die er der Geschichte selbst beygefügt hat. Sie bestehen aus Anführungen mehrerer Quellen, neuerer Schriften und Untersuchungen über die Kirchengeschichte, auch wohl eigenen Bemerkungen. So zweifelt er z. E. p. 48. ob aus den Stellen des Irenäus, advers. haer. L. II. c 39. und des Tertullianus, de baptismo c. 18. der Gebrauch der Kindertaufe zur Zeit dieser Schriftsteller bewiesen werden könne, und will lieber den Origenes in Epist. ad Rom. c. 6. als den ersten Zeugen hierüber angesehen wissen. Wir wünschen, daß der zweyte Theil, und die Stoschische Fortsetzung dieses Lehrbuchs, auch bald mit den nöthigen Ergänzungen versehen, ans Licht treten mögen.

Anleitung zur gründlichen und nützlichen Kenntniß der neuesten Erdbeschreibung, nach den brauchbarsten Landkarten, vornehmlich zum Unterrichte der Jugend verfertiget von Johann Christoph Pfennig, Prediger bey der St. Nicolaikirche in Stettin. Dritte durchgängig vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin und Stettin, bey Decker und Effenbart. 1783. 483 S. in 8. ohne die Vorrede von 17 S.

Bey

Bey dieser neuen Ausgabe eines Handbuchs, das sich durch die geschickte Verbindung des schriftlichen geographischen Unterrichts mit den besten Landkarten, durch die gut getroffene tabellarische Einrichtung, und überhaupt durch einen Reichthum richtiger und nützlicher Nachrichten von mannichfaltiger Güte empfohlen hat, ist noch mehr geleistet worden, um die Brauchbarkeit desselben zu erhöhen. Nicht nur sind die geographischen Veränderungen, welche sich seit der zweyten Ausgabe, oder seit dem J. 1777 ereignet haben, auch Entdeckungen, wie die vom Cook bey Amerika, eingerücket worden; sondern es sind auch von S. 437 an, verschiedene statistische Tabellen hinzugekommen. Sie stellen den Flächeninhalt, die Volksmenge, die Macht, die Einkünfte und Ausgaben der vornehmsten Europäischen Länder dar: und obgleich manche dieser Angaben bezweifelt werden können; so zeigt doch der Verf. selbst in den Anmerkungen, wie wenig auch gute Kenner darüber einig sind: und dieser Zuwachs ist immer wohl gewählt. Außerdem hat der Verf. eine weiter ausgeführte geographische Tabelle von Pommern, und fast in allen Abschnitten wichtige Zusätze eingerückt, davon die meisten das türkische Reich und der Abschnitt von den Ritterorden, erhalten haben.

Dm.

Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethüne, Herzogs von Sülly. Nach der neuesten und vollständigsten Französischen Ausgabe übersetzt. Erster Band. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1733. 415 S. in 8. ohne den Vorbericht von 44. S. Zweyter Band. 448 S. Dritter Band. 412 S. Vierter Band. 346 S.

Gewöhnlich dienet es zwar zur Empfehlung einer Uebersetzung, wenn auf dem Titel derselben die Worte stehen: nach der neuesten und vollständigsten Ausgabe. Aber bey den Mémoires de Sully, thut dieses eine beynahe entgegengesetzte Würkung. Denn gerade die älteste und am wenigsten vollständige Ausgabe derselben, ist die schätzbarste. Diese unter der Aufschrift à Amstelredam, mit erdichteten

Buchdruckernamen, eigentlich aber auf dem Schlosse Sully, ohne Jahresanzeige gedruckte Ausgabe, (die auch der Recens. besitzt,) besteht aus zwey Foliobänden, und reicht nur bis zum J. 1605. Nachher sind zu Paris im Jahre 1662 der dritte und vierte Theil erschienen. Alle folgende Ausgaben des Werks, in Frankreich und Holland, lassen verschiedenes aus der Originalausgabe weg. Die neueste aber, so viel wir wissen, (welche hier vermuthlich übersetzt worden,) im J. 1768. in neun Oktavbänden, unter dem Titel London, in Frankreich herausgekommene, ist eigentlich ein aus den Mémoires in eine ganz andere Ordnung, andere Sprache und Erzählung, mit Weglassung einer Menge von Stellen, mit Hinzusetzung anderer, mit vielen Anmerkungen voll Zusätze, Erläuterungen und Urtheile, ganz neu verfertigtes Buch. Freylich liest sich dieses oft weit angenehmer, als jene in einer veralterten Mundart, in einem großentheils gezwungen erzählenden Vortrage, und in einer nicht selten sonderbaren Mischung abgefaßten Nachrichten. Aber es ist doch nicht mehr der alte Sully, den man auch in seiner unmodischen Tracht so gerne sieht. Dazu kömmt noch, daß der Verfasser ein eifriger Freund des Verfolgungsgeistes der Römischen Kirche, und besonders ein erklärter Verehrer der Jesuiten ist, mithin völlig unter die Antipoden von Sully gehört. Dieses mußte nothwendig auch starken Einfluß auf seine Arbeit haben: und der Uebersetzer hat sich daher genöthiget gesehen, zuweilen ihm eine Anmerkung entgegen zu setzen, oder ungereimte Raisonnements desselben wegzustreichen, wie gleich B. I. S. 32. wo der Verfasser Hussens Verbrennung zu rechtfertigen gesucht hatte. Man sieht aus allem diesem, daß der Uebersetzer zwar für das Vergnügen und den Unterricht vieler deutschen Leser gesorgt hat, die es in der Geschichte nicht überall so genau nehmen. Geschichtkundige aber, welche überall bis auf den Grund gehen, werden ihre historischen Kenntnisse und Beweise nur aus den ächten Mémoires de Sully schöpfen können; wenn ihnen gleich auch hier die Vermehrungen des Herausgebers, so oft er angezeigt hat, woher er sie gezogen habe, nicht unbrauchbar sind.

Ub.

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte derselben, von ihrer Stiftung

tung an, bis auf unsere Zeiten. XVI Heft. Manheim, Schwan, 1783. 4 Kupfert. und 2 B. Text in 4. XVII Heft. 4 Kupfert. und $2\frac{1}{2}$ B. Text. XVIII Heft. 4 Kupfert. und 3 B. Text.

Ohne die sich immer gleich bleibende Schönheit der Abbildungen zu loben, wollen wir mehr bey dem Texte stehen bleiben. Im 16ten Hefte finden sich: Eine Klosterfrau vom Ebraldsbrunnen; ein Mönch vom Ebraldsbrunnen, ein Silvestriner, und eine Silvestrinerinn. Der Ordre de Fontevraud ist bekanntermaaßen eine der allerseltsamsten geistlichen Gesellschaften, die je in dem Gehirne eines Phantasten der mittlern Jahrhunderte ausgeheckt wurde. Er hat Mönche der Herrschaft von Nonnen unterworfen, und dauert noch bey derjenigen Nation fort, welche sich am meisten, und nur zu glücklich, bemüht hat, das männliche Geschlecht in eine beständige und allgemeine Abhängigkeit von dem weiblichen zu bringen. In die gut geschriebene Geschichte dieses Ordens ist folgende Anmerkung S. 5. ganz treffend eingerückt worden: „Es erhellet daraus, daß, wenn bey der ietzigen „allgemeinen Gährung unter den Freunden und Feinden der „Mönchsorden, von dem Nutzen oder der Schädlichkeit solcher „Stiftungen, in Absicht auf das gemeine Wesen, die Rede ist, „man wohl nicht gerade zu behaupten dürfe, daß alle Mönche „ohne Ausnahme, zu jeder Zeit unnütze, und eben schon dadurch schädliche Mitglieder des Staats gewesen seyen. Was „uns ietzt überflüßig und lästig ist, kann unter dem gehörigen „Gesichtspunkte betrachtet, zu einer andern Zeit, und unter „andern Umständen, sehr nützlich gewesen seyn. Zwar folgt „daraus freylich nicht, daß eine Stiftung, die in unsern Tagen „ohne allen Endzweck, und unsrer dermaligen politischen Verfassung durchaus schädlich ist, deshalb noch immer fortdauern „müsse, weil sie bey ihrer Entstehung nützlich war. Wo kein „Endzweck mehr ist, da hört auch die Würkung auf: und was „ehedem Ursache zur Begünstigung so mancher Stiftungen „war, kann heute Ursache zur Aufhebung derselben werden, „u. s. w." — Die Silvestriner sind noch in Italien übrig, gestiftet im J. 1231 von einem hypochondrischen Schwärmer, Silvester Gozzoli, der insonderheit seinen Anhängern die äußerste Armuth empfohl, das heißt, wie es hier richtig er-

klärt wird, sie warnte, ja nicht etwan ihr Brodt, wie andere ehrliche Leute, im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen, in der gewissen Hoffnung, daß sie weit gemächlicher auf Kosten ihrer arbeitenden Mitbürger würden leben können, die einfältig genug wären, einen Theil ihres Vermögens einem Haufen andächtelnder Müßiggänger aufzuopfern.

XVII Heft. 1) Ein **Jesuit, in der gewöhnlichen Kleidung, wie sie ausgehen,** 2) **in der gewöhnlichen Hauskleidung,** 3) **in der Hauskleidung als Magister,** 4) **ein Missionarius der Jesuiten, in der Kleidung eines chinesischen Mandarins.** Obgleich die beygefügte Geschichte dieses Ordens ihrer Absicht für solche Abbildungen, und für Leser, die noch gar nicht unterrichtet sind, ganz gemäß ausgefallen, auch mit vieler Mäßigung aufgesetzt ist; so hätte es doch nicht schaden können, wenn noch ein halber oder ganzer Bogen, zu mehrerer Vollständigkeit und Genauigkeit der Vorstellungen von den Jesuiten, zugegeben worden wäre. Auf die Nutzbarkeit des Jesuitischen Schulunterrichts scheint ein zu großes Gewicht gelegt zu werden. Es haben sich freylich hierinne selbst Protestanten, welche diesem Orden gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollten, geirret; aber die Sache gewiß nicht gehörig untersucht. Man hat sogar lächerlich genug behauptet, daß die Jesuiten, weil beynahe der ganze jugendliche Unterricht bey den R. Kathol. in ihren Händen war, dazu unentbehrlich gewesen wären; gleichsam als wenn sie nicht alle geschickte Köpfe, die nicht zu ihrer Parthey gehörten, davon verdrängt hätten. Wir zweifeln auch, ob es eine Unvorsichtigkeit der Jesuiten zu nennen sey, wie es S. 19 heißt, daß sie dem Pariser Parlement ihre Constitutionen einhändigten. Die Gens du Roi, oder königlichen Advocaten beym Parlement, verlangten ja solches ausdrücklich von ihnen, und wie konnten sie auch ihre erst im J. 1757 zu Prag in zwey Foliobänden gedruckten Statuten verheimlichen?

XVII Heft. 1) **Ein Ritter vom schwarzen Adler-Orden.** 2) **Eine Benediktinerinn,** in der Kleidung, wenn sie Profeß thut. 3) **Eine Klosterfrau** vom Orden der heil. **Birgitte.** 4) **Ein Priester-Mönch** vom Orden der heil. **Birgitte.** Der Text enthält zuerst die Statuten des Königl. Preuß. Ordens vom schwarzen Adler, auf 18 S. sodann die Geschichte des Birgittenordens, oder des Ordens vom Welt-

heylands.

heylande. Er hat noch Klöster im Cölnischen, Clevischen, und in Baiern.

Ez.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Fünftes Bändchen. Nürnberg, in der Weigel- und Schneiderischen Buch- und Kunsthandlung. 1782. 350 S. 8.

Dieser Band liefert einen Auszug aus der vor einigen Jahren zuerst vom Hrn. Kriegsrath Dohm aus dem deutschen Original herausgegebenen Kämpferischen Geschichte und Beschreibung von Japan; auch sind, wie die Vorrede versichert, die zu Breslau kürzlich herausgekommenen kritischen und philosophischen Bemerkungen über Japan und die Japaner genützet, und ist einiges, das Kämpfer nicht hat, daraus entlehnt worden. Man findet auch sieben nur schlecht gearbeitete Kupfertafeln, und noch eine besondere Anzeige der in Japan üblichen Münzen und ihres Werths.

Mf.

Geschichte der Königin Margareta von England, aus dem Hause Anjou. Aus dem Französischen des Abts Prevot übersetzt, und mit einer genauen Stammtafel vermehrt von D. Christoph Schmidt, genannt Phiseldeck, Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Rath und Archivar. Altenburg, 1783. 742 S. in 8. außer Vorreden des Uebersetzers und Verfassers.

Geschichtsgelehrten brauchen wir von dem Werke selbst nichts zu sagen, nur um anderer Willen wollen wir bemerken, daß die hier beschriebene Margareta von Anjou, die Tochter Renat des Guten, Herzogs von Anjou und Titularkönigs von Neapel und Sicilien, und Gemalin des unglücklichen Heinrichs VI. Königs von England, aus dem Hause Lancaster war, welche 1482 vor Kummer starb. Hier haben wir es nur mit der Uebersetzung zu thun. Diese ist, wie schon der Titel erwähnt, mit

mit einer genauen Stammtafel vermehrt, und diese verbreitet doch noch einiges Licht in Ansehung der Zeitrechnung über das ganze Buch. Denn leider — ist nirgends nicht einmal das Jahr, geschweige der Tag, von so vielen wichtigen Handlungen und erstaunenden Vorfällen angegeben worden. Der Franzose war freylich zu flüchtig gewes.n, dieses zu thun, aber ein so trefflicher Geschichtskundiger wie Hr. S. ist, hätte diesem Mangel leicht abhelfen können. Konnte er uns Jahr und Tag von Eduards Einschiffung zu Sandwich angeben, den Sterbetag des Herzogs von Anjou und seiner unglücklichen Tochter bestimmen, warum konnte er es denn nicht auch mit den übrigen thun? Konnte er denn nicht wenigstens sagen, wenn seine Heldin gebohren war, das war bey einer Fürstin, die durch ihre Schönheit so vieler Männer Herzen fesselte, um so nothwendiger, als man doch bey so wichtigen Erfolgen gerne alle Umstände wissen mag, und selbst urtheilen will. Dieser Mangel macht nun das Lesen dieses Buches etwas verdrießlich, zumal da die deutsche Schreibart bis über die Hälfte des Buches überaus schwerfällig ist. Die Perioden sind so in einander geschoben, daß man nicht selten zweymal lesen muß, um zu wissen, was man gelesen hat. Man lese zum Beweis unserer Beschuldigung nur nachfolgende drey ganz ungesuchte Stellen: „Es ist der Ehrsucht eigen, alle natür„liche Empfindungen auszulösen, und die Dankbarkeit für „Wohlthaten bisweilen in Scham, sie empfangen zu haben, „zu verwandeln.“

Oder: „Waren diese Worte vermögend den König zu „beruhigen, so kamen sie dem Herzoge theuer zu stehen, weil „sie ihm in der Folge eine barbarische Behandlung zuzogen, „und auf der Stelle selbst einen ihm nachtheiligen Eindruck „auf ein Herz machten, dem doch, wie er sich einbildete, die „Rache nicht mißfallen konnte.“

Endlich: „Selbst die Hoffnungen waren seit ihrer An„kunft aus Schottland durch tausend Zwischenfälle vermin„dert worden, so daß sie in der Erreichung ihres Zweckes, sich „Beystand zu verschaffen, dessen Erlangung sie fast für un„fehlbar gehalten hatte, mehr Hindernisse befürchten mußte, „als sie vorausgesehen hatte.“ Gegen das letzte Drittel des Buchs wird der Styl viel besser. Vermuthlich haben zwey Personen an der Uebersetzung gearbeitet.

Fabius

Fabius et Caton. Fragment de l'histoire romaine par Mr. *Albert* de *Haller*. Traduit de l'allemand par *F. L. Koenig*, Ministre du St. Evangile à Berthoud. Lausanne 1782. 12mo. 208 Seiten.

Dieses Buch gehört nur in so weit in unsere Bibliothek, als es eine Uebersetzung aus der vaterländischen Sprache ist. Haller schrieb bekänntlich 3 politische Romane, nämlich den Usong über Monarchie, Alfred über Demokratie, eigentlich, und den gegenwärtigen über Aristokratie. Sie hätten, des dauerhaften Ruhms des verewigten Mannes unbeschadet, immer unterdrückt werden können; aber der liebe Alte wollte es nun anders. Von dem Inhalte dieser Romanen, wovon der gegenwärtige bis itzt unübersetzt geblieben ist, brauchen wir nichts zu sagen, nichts zu beurtheilen, das hat das Publikum schon gethan. So viel Recensent von der französischen Sprache versteht, ist die Uebersetzung treu und fließend. In der Vorrede macht der Uebersetzer seiner Regierung ein tiefes Compliment, und giebt der Aristokratie vor allen Regierungsarten den Vorzug. Wir können aber doch den Wunsch nicht verleugnen, lieber Einen Allergnädigsten Herrn als viele Gnädige Herren zu haben.

Rz.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Eilfter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1782. 282 S. in 8.

Zuerst findet man das dritte Stück von Reiskens Briefen über das arabische Münzwesen, womit diese Abhandlung geendigt ist; es ist aber noch ein Nachtrag dazu vom Herausgeber des Repertoriums zu erwarten. Die Briefe reden erstlich von arabischen Münzen mit Bildern, die oftmals so schön sind, als die Schrift selbst häßlich ist; sie sind meistens von Fürsten

aus

aus dem Geschlecht der Ortokiden. Die S. 5. erwähnte ist wohl unstreitig eine falsche Münze; oder der Stempelschneider muß sich doch versehen, und سبعين وخمس für سبع وخمسين gesetzt haben, wenn nämlich Reiske selbst sich nicht in der Verbindung der Züge geirrt hat. Die arigonischen Abdrücke von arabischen Münzen sind unzuverlässig, durchaus unleserlich und nicht zu gebrauchen. S. 19. Z. 15. finden wir in Reiskens Uebersetzung nach Abulmodhaffer das Wort البي Albi ausgelassen. Eben der hier erwähnten Münze gedenkt, wie es scheint, Deguignes Hist. des Huns, T. I. p. 250. mit diesen Worten: Une Médaille de ce Prince qui est au Cabinet du Roi, porte cette légende, *Nogdmeddin aboul modhaffer albi, fils de Timourtasch, fils d'Ilghazi, fils d'Ortoq, Roi du Diarbekr*. Les figures sont Romaines. Ferner noch von neuern arabischen Münzen aus dem 13ten Jahrhundert, deren Verschiedenheiten von den ältern R. angiebt. S. 32. auf einer Münze von dem Mongolen Hulaku steht: Es ist kein Gott außer Gott, Mohammed ist sein Bothe, und auf dem Rande umher: هولكو عبده, Hulaku ist sein Diener. Sonst weiß man, daß Hulaku kein Mohammedaner, sondern ein Christ gewesen. R. wußte die Schwierigkeit nicht zu heben, er hat aber auch nicht die ganze Aufschrift der Münze lesen können. Zuletzt noch von Schriftstellern, die vor R. arabische Münzen beschrieben und erklärt haben. Hr. Prof. Eichhorn verspricht im Nachtrag ein vollständigeres Verzeichniß der hieher gehörigen Bücher.

II. J. A. Stroths Versuch eines Verzeichnisses der Handschriften der LXX Dollmetscher, drittes Stück. Der kottonische Koder ist die älteste Handschrift, die man kennet; der Text scheint größtentheils der Text der LXX zu seyn, ohne herаplarische Zusätze. Einige Schreibfehler dieser Handschrift findet man schon beym Justino und andern ältern Kirchenvätern. Der Verf. glaubt, sie sey, ehe Origenes heraplarische Ausgaben bekannt worden, mithin vor dem vierten Jahrhundert geschrieben. Aber können sich nicht reine Abschriften des Textes der LXX noch später erhalten haben, und aus einer solchen die kottonische geflossen seyn? Auch den neunten Wiener Koder auf purpurfarbnem Pergament, der nur einige Stücke

des

des ersten Buchs Mose enthält, schätzt man zu Wien aus dem vierten Jahrhundert.

III. H. H. Cludius von den Indiern in Kleinasien. Ueber 1 Mak. VIII, 8. Im angeführten Plinius V, 28. finden wir die Indier in Kleinasien nicht, und überhaupt haben wir die Muthmaaßung nicht wahrscheinlich finden können; denn für Μηδίαν, das man sonst häufig mit Indien verbunden findet, liest er Μυσίαν. Vielleicht sind die Worte καὶ χώραν τὴν Ἰνδικὴν, καὶ Μηδίαν, eine Interpolation, wo früher schon andere Namen heraus gefallen waren.

IV. Untersuchung, ob R. Saadiah Haggaon Verfasser der arabischen Uebersetzung des Pentateuchus in den Polyglotten sey, von O. G. Tychsen. Der Verf. behauptet mit sehr einleuchtenden Gründen, daß die in der barberinischen Triaplie befindliche arabische Version, ihrem Hauptheile nach, die Uebersetzung des Saadias sey, die in der Polyglotte hingegen eine Arbeit, oder vielmehr eine Recension des Abusaid, eines Samaritaners, die er im J. Chr. 1070 herausgegeben hat. Man vergleiche mit dieser Abhandlung Hrn. Prof. Schnurrers Anhang zu seiner Ausgabe von des de Rossi Specimen variarum lectionum sacri Textus et Chaldaica Estheris additamenta, der de Codice Tritaplo Bibliothecae Barberinae handelt.

V. Etwas übers Hohelied. Der Gesang IV, 8. — V, 1. besingt nach dem Verf. die Aufnahme eines Hirtenmädchens in den Harem eines Residenzbürgers. Das Lied V, 2 — 17. ist ganz im Ton des zweyten Kapitels; aber hier ist Städtekostum, das sich auch im Traum noch erhielt, und die Grundidee, Liebe und Sehnsucht in ihrer ganzen Stärke. VI, 3 — 8. Lob ehelicher Treue und Liebe für Eine, u. s. f. Die Erläuterungen gehen bis zu Ende des Hohenlieds.

VI. *Io. Bern. Koehleri* Observationes ad Elmacini Historiam Saracenicam. Ueber die ganze Geschichte des zweyten Chalifen, Omars. Die Stelle S. 25. Z. 24. hat keine Schwierigkeit, wenn man عندما كبّر تكبيرة الاحرام liest. Unnöthig ist bey S. 26. Z. 1. die Aenderung von شبابيك الاسمة; man findet so es öfters selbst beym Elmacin,

VII. *Henr. Ehrenfr. Warnekros* Historia naturalis sycomori ex veterum Botanicorum monumentis et Itinerariis. Der Verf. sammlet mit vielem Fleiß alle von diesem Baum vorhandene Nachrichten. שִׁקְמִים, wofür sich auch ein weiblicher Plural שִׁקְמוֹת Ps. LXXVIII, 47. findet, kömmt vom שכם, so daß der Baum von der Eile genannt ist, weil die Frucht bald reift, wie auch שָׁקֵד, der Mandelbaum. Die verschiedenen Gattungen der Maulbeerfeige, und die Länder, in welchen sie sich findet; es sind Aegypten, Palästina, und überhaupt Syrien, Senigaglia und Javan. Die verschiedenen Theile des Baums nach dem Hasselquist. Der Baum ist groß und ästig; eine wahre Feige, nur hat er die Blätter des Maulbeerbaums. Noch von dem verschiedenen Nutzen und der Fruchtbarkeit des Baums.

VIII. P. J. Bruns Uebersetzung eines syrischen Auszugs aus des Eusebius Chronik. Hr. Prof. B. fand diesen Auszug in einem bodleyanischen Mspt. das 1195 geschrieben war. Der Auszug ist sehr kurz; nur gegen das Ende hat der Epitomator das Original hie und da erweitert. Der Uebersetzer hat das griechische Original verglichen, und häufig die fehlerhafte Handschrift verbessert. ܐܚܫܝܪܫ S. 278. ist doch wohl nichts anders, als der Name Xerxes. Ebendaselbst, wo ܕܪܝܘܫ [illegible] für Darius Nothus steht, findet man in dem letztern Worte einen Beytrag zum syrischen Wörterbuch.

Mo.

Briefe des Plinius nebst dem Leben desselben. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. A. Schmid. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 1 Alph. 7 Bogen in 8.

Die meisten bisherigen Uebersetzungen alter Schriftsteller tragen so offenbar das Gepräge einer verdungenen Fabrikantenlieferung, daß sie eben deswegen gar kein Gegenstand der Kritik sind. Wenn man sich nicht bey vielen derselben die kleinliche Absicht denken will, daß sie allenfalls schwachen Lehrern und ihren

ihren noch schwächern Schülern, die Stelle eines deutschen Kommentars über den zu erklärenden Autor vertreten können; so möchte man wohl fragen, was in aller Welt sie vor einen Nutzen haben sollen. Dies gilt hauptsächlich bey solchen alten Schriften, deren Materielles schon in eine Menge andrer Bücher, die in Jedermanns Händen sind, verpflanzt worden ist; das Formelle aber, oder Styl und Vortrag nicht so viel Eigenes und Vorzügliches hat, daß es im Deutschen verdiente nachgeahmt zu werden; wie das der Fall bey vielen kleinen historischen Schriftstellern ist. Eine solche Uebersetzung hat nicht den mindesten Nutzen. Denn der Autor hat nur für denjenigen Anziehung, der ihn lateinisch oder griechisch lesen kann; wer das nicht kann, findet das nämliche oft genauer und zusammenhängender in vielen andern Büchern.

Diese Grundsätze aber von dem Werth der Uebersetzungen alter Schriftsteller leiden auf die Briefe des Plinius keine Anwendung. Ueberhaupt sind die Deutschen noch nicht so reich an guten Briefsammlungen, daß man es nicht wagen sollte, Briefe eines Römers eben so gut in ihre Sprache überzutragen, als Briefe eines Franzosen. Ueberdem aber ist Plinius ein so äußerst eleganter Schriftsteller, daß nothwendig jede Sprache durch eine gute, dem Original getreue Uebersetzung seiner Briefe gewinnen muß; er giebt in seinen Briefen so viele Beyspiele von Delicatesse, Feinheit, und briefstellerischer Höflichkeit, daß sie auch von dieser Seite in jeder Sprache Muster seyn können; ihr Inhalt, — zum Theil treffende Gemälde der Natur, Kunst und des häuslichen Lebens, oder aus täglichen Veranlassungen hergenommen, ist zu allen Zeiten lesbar; der Briefsteller erscheint durchgehends als ein so rechtschaffener, wohldenkender Mann, in allem, was er thut und spricht, so musterhaft, daß man gerne so einen Mann in seinen Privatbriefen an seine vertrauten Freunde sprechen hört. Endlich haben seine Briefe an Eleganz, Feinheit in Wendungen und Ausdrücken, an Kürze, Präcision und Scharfsinn eingestreuter moralischer Grundsätze, an richtigen Erfahrungen der tiefsten Menschenkenntniß, und Endigung der meisten Briefe mit einem witzigen Gedanken, so viel Eigenes, daß sie für eine eigne Briefgattung gehalten werden können, und um desto eher eine gute Uebersetzung verdienen. Von einem Uebersetzer des Plinius aber kann man mit Recht fordern, daß er den ächten Plinius, mit aller seiner Originalität, in seiner Kürze,

 seinen

seinen Gradationen, Antithesen, seinem so sorgfältig beobachtetem Numerus, und den ihm eignen wichtigen Schlußformeln, darstelle, und nichts von seiner Eleganz durch Ausdehnung, und mindere Auswahl in Worten und Wendungen, verlohren gehen lasse. Wieland gab uns im d. M. an einigen Briefen eine meisterhafte Probe eines deutschen Plinius: aber es ist leider bey dieser Probe geblieben. Von gegenwärtiger Uebersetzung müssen wir versichern, daß wir, die wir die Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung des Plinius aus der Erfahrung kennen, sie über unsere Erwartung gefunden haben. Manche schwierige Stelle ist recht glücklich übertragen worden: doch sind wir auch auf andre gestoßen, wo entweder der Verstand oder doch die Feinheit des Originals verfehlt worden ist. Dieses Urtheil müssen wir mit einigen Beyspielen belegen.

B. III. Br. 21. theilt Plinius ein Epigramm mit, das Martial auf ihn verfertigt hatte. Der Dichter spricht hier von ihm:

Totos dat tetricae dies Minervae,
Dum centum studet auribus virorum.

Das übersetzt Hr. Schmid also:

— Er pflegt den ganzen langen
Tag mit der ernsten Pallas zuzubringen,
Die die Reden ihm machen hilft, womit er
Unsre Richter — wie Orpheus einst den strengen
Unerbittlichen Höllenhof — bezaubert.

Wie äußerst gedehnt, matt und schleppend! und welch ein böser Genius hat den Uebers. von dem Centumviralgericht in Rom, von dem Plinius zu reden pflegte, zu dem hundertköpfigen Cerberus irre geführt!!! B. IV. Br. 1. sagt Plinius, daß die Innwohner von Tifernum seine, als ihres Patrones, Gegenwart feyern, tanto maiore studio, quanto minore iudicio. Das wird hier übersetzt: „mit desto lebhafterer Zuneigung, je unüberlegter sie ist;“ kann das wohl Plinius haben sagen wollen? da es bloß ein Zusatz seiner Bescheidenheit ist, daß die Tifernater bey der Ehre, die sie ihm anthäten, nicht nach strenger Wahl und Beurtheilung verführen, oder mehr aus hm machten, als er selbsten verdiene. Br. XI. dieses Buchs erzählt Plinius vom Domitian, daß er einen unschuldigen Mann habe anklagen und vorfodern lassen. Dieser kam seinem Urtheil durch eine freywillige Entfernung

nung zuvor. Darüber freute sich der Tyrann, daß er ihn dadurch der Nothwendigkeit überhoben hatte, die ihm unangenehme Vertheidigung seiner Unschuld mit anzuhören, und bricht aus: absoluit nos Licinianus. Das heißt hier: — hat uns losgesprochen. In dem bekannten zweyten Brief über das große Erdbeben und den Feuerauswurf des Vesuv, bey welchem sein Oncle den Tod gefunden hatte, (B. VI. Br. 20) sagt er, daß sich das Meer zurückgezogen habe — mare in se resorberi — videbatur; das wird gegeben: das Meer schien sich über sich selbst herzuwälzen. Ebendaselbst. aderant, qui Miseni illud ruisse, illud ardere — nunciabant. „Es „kamen Leute mit der Nachricht, daß ein Theil von Messina „eingestürzt sey, ein andrer in Flammen stehe.“ Hier: — es sey zu Misenum, dasselbe sey eingestürzt, dasselbe brenne. Ferner: Wahnsinnige und Schwärmer (wie es bey öffentlichen Unglücksfallen immer zu geschehen pflegt) vermehrten durch Unglücksweißagungen, ihr und andrer Leute Schrecken — lymphati terrificis vaticinationibus et sua et aliena mala ludificabantur. — Die meisten, durch schreckhaften Weißagungen halbwahnsinnig, vermehrten ꝛc. Nicht doch: vaticinationibus terr. hängt nicht von lymphati, sondern von ludificabantur ab. Plinius braucht oft bey Kritiken über Gedichte und Reden, z. B. B. IV. Br. 5 und 27, VI. 21. dulcis oder dulciter, welches nach Horazens dulcia sunto, hier eigentlich das Rührende bedeutet; das wird aber bald durch schmeichelhaft, bald durch süß und Süßigkeit übersetzt. Eben so heißt tenuiter im Gegensatz des sublimiter (IV, 27) nicht tändelnd, sondern simpel und plan. B. II. Br. 15. nihil aeque gratum est adeptis, quam concupiscentibus. „Selten gefällt uns das, was wir besitzen, so sehr, als was „wir wünschen.“ Das kann auf ein Gut gehen, das von dem, was wir besitzen, unterschieden ist. Man sieht aber aus dem Zusammenhang, daß es heißen müßte: „wenn wir ein „Gut erlangt haben, so hat es nicht mehr den Reiz für uns, „den es hatte, als wir es bloß wünschten.“ Hieher gehört ferner, splendidus von einem römischen Ritter gebraucht, durch glänzend (V, 1.) coenatiuncula, ein Rasenplatz, in welchen eine Quelle fällt, durch Speisesaal; ludere von Versen gebraucht, durch Spielen übersetzt, V, 3. An andern Orten ist die Uebersetzung zwar dem Sinn nach richtig, aber zu wörtlich, oder nicht genau genug. Zu wörtlich ist es z. E. B. IV, 24 — quum videamus tot varietates tam volubili orbe

 circum-

circumagi, da wir so viele Veränderungen in einem so schnellen Kreise herumlaufen sehen. B. V, 15. neque enim augeri dignitate, quam aequari bonis, gratius; es ist nicht angenehmer ꝛc. statt: es ist nicht so angenehm, an Würde zu steigen, als Rechtschaffenen gleich gesetzt zu werden. B. VI. 16. beatos puto, quibus deorum munere datum est, aut facere scribenda aut scribere legenda; — denen von den Göttern verliehen ist, entweder schreibenswerthe Dinge zu thun, oder lesenswerthe Sachen zu schreiben; statt: — die das Glück haben, oder denen Gott die Gabe gegeben, zu thun was schreibenswürdig, oder zu schreiben, was lesenswürdig ist. Br. 20. nox non quasi illunis aut nubila — eine Nacht, nicht wie die bey trübem Himmel ꝛc. hier: nicht wie die einer wolkichten Nacht. Andere Stellen drücken den Verstand nur überhaupt, aber nicht genau genug aus. B. V, Br. 17. wünschet Plinius, daß sein Zeitalter nicht unfruchtbar an guten Köpfen sey, seculum ne sit sterile et effoetum, das übersetzt Hr. S. „daß „unser Jahrhundert nicht ohne Kraft und Glanz sey. B. VI. Br. 11. freut sich Plinius, daß einige junge Männer in Rom ihn zum Muster der Beredsamkeit genommen haben, und sagt in dieser Absicht: quid mihi optatius, quam me ad *recta tendentibus* quasi exemplar esse propositum? Das wird hier gegeben — von denen, die nach der Tugend streben; da es doch blos heißen sollte, — als daß ich von andern zur Erreichung rühmlicher Absichten zum Muster genommen werde. In dem vorerwähnten Brief vom Tode seines Onkels sagt er von einem Mann in Stabiä, daß er bey der zwar noch entfernten Gefahr, die aber doch schon sichtbar genug war, und sobald sie wuchs, dann auf einmal zu nahe würde gewesen seyn, sein Gepäcke zu Schiffe habe bringen lassen — periculo nondum appropinquante, conspicuo tamen, et *quum cresceret, proximo* — Die letzten Worte werden hier übersetzt: die immer größer und drohender wurde. Das Dilemma B. VI. Br. 17. hat durch die Uebersetzung viel von seiner Kraft verlohren. Ein gewesener Prätor und Redner wurde aus Noth in der Verbannung ein Lehrer der Redekunst, und sagte: quos tibi, fortuna, ludos facis? facis enim ex senatoribus professores, ex professoribus senatores, IV, 11. Das heißt hier auf eine wunderliche Art: was machst du dir für Kurzweil, o Glück ꝛc. statt: wie spielst du mit dem Glück der Menschen. Endlich müssen wir auch mit einigen Beyspielen erweisen, daß die Uebersetzung auch die Eleganz des Originals nicht

nicht erreicht hat. Es gehört dahin die unterlassene Variation, die Plinius so sorgfältig beobachtet, wenn er in ebendemselben Brief einer Sache mehr als einmal Erwähnung thut. Hier muß der deutsche Uebersetzer mit seinem Original wetteifern, und den Reichthum seiner Sprache aufbieten, um nicht von dem Römer an Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Ausdrucks übertroffen zu werden: die Muttersprache muß eben dadurch gewinnen, wenn sie von dem Uebersetzer angestrengt wird, dem Reichthum der lateinischen Sprache, in der verschiedenen Art einen Gedanken auszudrücken, gleich zu arbeiten. Das ist aber hier nicht immer geschehen. B. IV. Br. 30. philosophirt Plinius über das periodische Anschwellen und Vertrocknen einer Quelle, und hütet sich sehr, die Sache immer mit dem nämlichen Wort auszudrücken; daher sagt er anfangs crescit decrescitque; dann aber, subtrahitur, adsurgit; supprimitur, egeritur; und impellitur, resorbetur — das heißt aber hier allemal steigt und fällt. An andern Stellen behält der A. absichtlich das nämliche Wort bey, das er leicht hätte ändern können; und dann ist es Pflicht des getreuen Uebersetzers, ein Wort zu erdenken, das er gleichfalls wiederholen könne. B. VI. Br. 20 alii parentes, alii liberos, alii coniuges *vocibus* requirebant, *vocibus* noscitabant. Es ist die Rede von den Unglücklichen, die bey stockfinstrer Nacht vor den Verwüstungen des Vesuvs die Flucht ergriffen, und im Gedränge beynahe zertreten wurden. Es hätte übersetzt werden sollen: einige schrien nach ihren Aeltern, andere nach ihren Kindern — und erkannten sich am Schreien; oder Stimmen schrieen hier nach Ae. und K., und man erkannte sich nur an den Stimmen. Der Uebersetzer aber hat dieses nicht beobachtet. In dieses Fach von Fehlern rechnen wir auch, wenn der Uebersetzer einen gewähltern, ausdruckvollern, und folglich elegantern Ausdruck übergeht, und nur kurz und gut nach dem Verstand übersetzt, z. B. B. VI, Br. 4. cum absentiae, tum infirmitatis tuae ratio, *incerta et varia sollicitudine exterret*, — werde ich auf doppelte Art beunruhigt. Das ego vero, tu vero, zu Anfang eines Briefs oder einer Rede, das Plinius mit dem Cicero gemein hat, und allemal eine Beziehung auf einen vorhergehenden Brief oder Anrede hat, hat hier in der Uebersetzung diese seine eigenthümliche Kraft durchgehends verlohren. Z. E. B. VI. Br. 15. als ein Gewisser ein Gedicht vorlas, das sich mit den Worten anfieng: Prisce iubes; und einer von den gegenwärtigen Zuhörern, der gleich

gleichfalls Priscus hieß, darauf antwortete: *ego vero* non iubeo; „traun, ich befehle nicht." Es hätte heißen können: Ich? — ey ich habe nichts zu befehlen. s. auch Br. 12. B. IX. 20. 38. Endlich sind auch die dem Plinius eigenen witzigen Schlußsentenzen nicht immer glücklich genug, sondern zuweilen etwas platt übersetzt worden, z. B. B. V, 1. B. VI, 10 u. a. die wir aber ohne Weitläuftigkeit nicht abschreiben können. Wir fügen dagegen noch hinzu, was wir oben schon versichert haben, daß eine Menge anderer, selbst schwieriger Stellen, sehr wohl getroffen worden sind. Es sind übrigens nicht alle Plinianischen Briefe übersetzt worden, welches wir nicht ganz mißbilligen; gemeiniglich sind die von einem ganz gerichtlichen Inhalt übergangen worden. Daß von dem zehnten Buch, das bekanntlich eine Folge von Berichten und Anfragen des Plinius und Rescripten des Kaisers enthält, blos die zwey bekannten Briefe, die die Christen betreffen, übersetzt worden sind, möchten wir weniger billigen, da diese Briefe zu manchen Betrachtungen über die Gerichtsverfassung der römischen Provinzen, Gewissenhaftigkeit und Vorsicht des Plinius, und Gerechtigkeit und Weisheit des Kaisers, Anlaß geben. Die Noten sind größtentheils aus der englischen Uebersetzung des Lords Orrery genommen, und sagen zuweilen mehr und weniger, als man zu wissen verlangt. Von eben diesem Verf. ist auch das Leben des Plinius vorgesetzt, das einige gute Nachrichten zur Erklärung der beyden Briefe von seinen Landhäusern enthält, übrigens aber von dem nach Jahren geordneten Leben des Plinius von Masson, dessen dritte Ausgabe vor Arntzens Ausgabe des Panegyricus befindlich ist, so sehr abweicht, daß einer des andern Arbeit gar nicht gekannt zu haben scheint. Letztere enthält ohnfehlbar mehr und besser geordnete Nachrichten vom Plinius und der Zeitfolge seiner Briefe, so daß billig der Uebersetzer auch davon hätte Gebrauch machen sollen. Uebrigens ist es bey dieser Uebersetzung sehr unbequem, daß auf dem Columnentitel die Zahl des Buchs und der Briefe nicht angegeben ist, wodurch das Aufsuchen eines Briefs gar sehr erschwert wird.

Pt.

---

11. Er-

11. Erziehungsschriften.

Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend, von J. H. Campe. Ein Vermächtniß für seine gewesene Pflegesöhne und für alle erwachsenere junge Leute, welche Gebrauch davon machen wollen. Erster Theil. 18 Bogen. Zweyter Theil. 12 Bogen in 8. Hamburg 1783. bey Bohn.

Wir haben diesen Theophron schon mit Vergnügen gelesen und mit Beyfall angezeigt, (Anhang zu dem XXV-XXXVI. B. der A. d. B. S. 2080.) als er zum erstenmal an der Spitze der Campenschen Sammlung von Erziehungsschriften erschien. Er giebt nicht die alltäglichen Maximen eines trocknen Moralisten, sondern aus tiefer Welt- und Menschenkenntniß abgezogene Lebens- und Klugheitsregeln, die der Mensch — sich selbst überlassen, meistens zu späte und durch eignen Schaden lernt, und die überdem mit der Hrn. Campen eigenen Wärme des Herzens und Schönheit des Ausdrucks gesagt werden. Hier aber macht dieser Aufsatz, so weit er in der Sammlung von Erziehungsschriften abgedruckt war, nur die ersten 5 Bogen aus, und enthält Theophrons guten Rath für seinen Sohn, als dieser im Begriff war, ins geschäftige Leben zu treten, oder Erfahrungen und Vorschriften zur glücklichen Einrichtung eines geschäftigen Lebens. Das übrige bis zu Ende des ersten Theils ist eine neu hinzugekommene Fortsetzung, seines Sohnes künftigen Umgang mit Menschen betreffend. Der zweyte Theil ist eigentlich ein Anhang, und enthält das Wesentlichste und Beste aus einer besondern Sammlung von Briefen des Grafen von Chesterfield, die den Briefen des Grafen an seinen Sohn, als ein Anhang beygefügt, in der deutschen Uebersetzung aber übergangen sind. Da sie sehr wohl zu der Absicht des Hrn. C. passen, und hier zum erstenmal (durch Hrn. Rudolphi) übersetzt erscheinen: so kann man ihm hierüber keinen Vorwurf machen. — Wohl aber vielleicht darüber, daß er den Gr. Ch. gerade das Gegentheil sagen läßt von demjenigen, was er wirklich gesagt hatte. Alles dieses nutzt nun

Hr. C., um, nach Uebergebung seines Erziehungsinstituts an Hr. Pr. Trappen, damit von seinen Zöglingen Abschied zu nehmen. Da aber das Buch, seinem Inhalt nach, nicht für Kinder geschrieben seyn kann: so giebt er ihnen ganz weislich den Rath, das Büchlein erst alsdann in die Hand zu nehmen, wenn die Zeit herannahet, da sie ohne Führer in das große menschliche Leben treten sollen, und es einsweilen als ein Heiligthum bey demjenigen aufzubewahren, was ihnen am liebsten sey. Da der V., seiner Absicht nach, nicht umhin konnte, seinen Zöglingen die Menschen von einer andern und schlimmern Seite zu zeigen, als er in seinen übrigen Erziehungsschriften gethan hatte, und nach seinem Grundsatze hätte thun können: so nimmt er daher Anlaß, seine jungen Leser mit dem itzigen Menschengeschlecht, jener nachtheiligen Seite ungeachtet, durch eine so richtige Schilderung von dem Werth unsers Zeitalters, wieder auszusöhnen, daß wir die treffliche Stelle, wenn wir nicht den Raum schonen müßten, ganz abschreiben möchten. Sie ist S. 139 — 142 befindlich, und dennoch können wir uns nicht enthalten, zur Vollständigkeit unsrer Anzeige, eine Probe des Vortrags herzusetzen. „Vor allen Dingen, „mein Sohn, suche dir ein recht großes Maaß von Heiterkeit „und guter Laune zu erwerben, damit du nicht blos bey deinem Eintritt in die Welt, sondern auch nachher, bey jeder geselligen Zusammenkunft als ein freundlicher, leicht zu befriedigender und aufgeweckter Gesellschafter erscheinest. Gute „Laune ist überall willkommen, böse nirgends; jene öffnet uns „die Herzen der Menschen, daß wir Eingang bey ihnen finden, „diese schließt sie vor uns zu; jene macht, daß man unsre Fehler, diese, daß man unsre Tugenden übersieht; jene ist das „sicherste Mittel, Mißverständnissen und Feindschaften vorzubeugen, oder, wenn sie einmal entstanden sind, sie geschwinde „wieder zu vertilgen, diese ein immer offenliegender Zunder, „welcher bey den unbedeutendsten Kleinigkeiten Feuer fängt und „Funken sprühet, bis die Herzen aller gegen uns, und das unsrige gegen alle in lichten Flammen stehen. — Freylich ist diese „heitere und fröhliche Gemüthsverfassung eine Gottesgabe, die „kostbarste und wünschenswürdigste unter allen, die einem Menschen hienieden zu Theil werden können; aber müssen wir, weil „sie das ist, die Hände in den Schooß legen und unthätig erwarten, daß sie ohne alles unser Zuthun, und gleichsam im „Schlaf uns werde verliehen werden? rc.

Jf.

Mäd-

Mädgenwerth und Mädgenglück. Ein Neujahrgeschenk an meine Schülerinnen. La vertu seule rend aimable. Erstes Bändchen. Winterthur, bey Steiner und Compagnie.

Recens., der dies Buch mit Vergnügen gelesen, bewundert darin den aufmerksamen Beobachter weiblicher Zierden, und den feinen Kenner des weiblichen Herzens. Er empfielt aus Ueberzeugung und Beyfall das Buch allen Frauenzimmern, verdorbenen und unverdorbenen, die nach Werth, und Schäzung, und Glück streben. Den ersteren, um zu sehen, was sie seyn sollten, und um sich zu bessern; den letztern, um sich vor den Abwegen und Verirrungen der erstern zu bewahren, und sich auf die möglichst höchste Stufe der Liebenswürdigkeit und Tugend zu schwingen. Möchte doch das Buch nicht das Schicksal so manches andern guten Buches haben, und in unsern schreibseligen Zeiten in dem großen Strudel mit fortgerissen und der Vergessenheit übergeben werden! Auszüge daraus mitzutheilen, ist nicht wohl möglich. Ein kurzer voranstehender Inhalt belehrt die Leser, was sie darin zu suchen haben. Um doch eins von dem Werke selbst zu bemerken, so fürchten wir fast, daß Vortrag und Styl nicht immer so plan und deutlich sind, als Leserinnen, und meistentheils ungeübte, die sich doch gleichwohl auch gerne belehren lassen wollen, ihn fordern möchten. Zwar sagt der bescheidene Verfasser im Vorberichte: „daß dies „Buch im eigentlichsten Verstande nur denen bestimmt sey, die „seit einigen Jahren unter seiner Aufsicht sind, die Kampe's „Seelenlehre gelesen, zergliedert und verstanden hätten. Diese „würden ihn gewiß fassen; und welche diese Vorschritte nicht „gethan hätten, müßten ihn lieber ungelesen lassen.“ — Dieser Meynung kann aber Recens. vorzüglich aus dem Grunde nicht beypflichten, weil das Buch, dessen zweytes Bändgen wir mit Verlangen erwarten, des möglichst größten Wirkungskreises würdig ist.

Sb.

Doktor Martin Luthers Leben für Kinder und junge Leute. Göttingen, Dieterich. 120 S. 8.

Es ist ein sehr guter Gedanke des ungenannten Verf., die Lesebücher unsrer Jugend auch mit der Lebensbeschreibung des grossen

sen Luthers zu vermehren, der eine nähere Bekanntschaft derselben schon als ein Mann von außerordentlichen Talenten, von lange fortwährenden Verdiensten um die Welt, und noch mehr als der Stifter einer sehr ansehnlichen Religionsparthey unter den Christen, mit allem Rechte verdient. Man könnte zwar sagen, daß Schröckhs Leben Luthers, das auch besonders gedruckt ist, zu dieser Absicht hinlänglich sey, denn Lesebücher für die Jugend dürfen doch nicht, wie es so viele unberufene Jugendschriftsteller bisher geglaubt haben, in einem kindischen und läppischen Style geschrieben seyn. Allein wenn diese neue Schrift dazu beyträgt, Luthers große Thaten der lesenden Jugend bekannter zu machen, so haben wir nichts dagegen, daß die Erzählung davon von Zeit zu Zeit vervielfältiget werde. Schröckh schreibt ohnehin mehr in der Absicht, Luthern gegen die Beschuldigungen des Eigennutzes, der Herschsucht und der heftigen Leidenschaften zu vertheydigen. Unser Verf. lässet sich dagegen, wie billig, auf diese Anklagen gar nicht ein. Er schreibt ernsthaft, erzählt in einem faßlichen Tone, lässet nicht leicht etwas Wichtiges aus, und bringt nichts Unrichtiges bey. Methodisch ist es auch, daß er Kapitel als Ruhepunkte im Lesen gemacht, und zur Erklärung mancher vorkommenden Sachen, als Konzilium, Kardinal, Bulle, Messe, Ablaß u. s. w. Erklärungen unter den Text gesetzt hat. Allein es geht ihm dabey oft, wie es vielen gegangen ist, er erklärt bald zu viel, und bald zu wenig. Denn wenn man auf die Erklärung der Wörter: **Kollege, Muttersprache** u. s. f. stößet, so scheint er Leser vorauszusetzen, die noch gar wenig Begriffe haben, die aber denn auch das Leben eines Luthers noch nicht interessiren kann. Und wenn er dagegen **Erasmus** erwähnt, ohne zu sagen, wer der Mann war, und wo er lebte, oder wenn er das Gebiet des Herzogs Georg von Sachsen nennt, ohne zu bestimmen, woraus es bestand: so schreibt er seinen Lesern wieder zu viel zu. Mehr kleine Erläuterungen aus der damaligen Weltgeschichte hätten wir auch am gehörigen Orte eingeschaltet gewünscht. Mit der gegebenen Erklärung von **symbolischen Büchern**, „daß es Schriften seyn, wodurch sich eine Religion von der andern in der Lehre ihres Glaubens unterscheidet,“ — mögte wohl wenig Licht in dem Verstande des Jünglings aufgehen. Und wozu endlich, bey Gelegenheit von Luthers Streite mit Calvin über die Abendmahlslehre, die Bemerkung, daß Luthers Lehre hierin die richtige sey, weil sie bey Jesus Worten, ohne alle Erklärung bleibe? Denn den

Grund-

Grundsatz wird der Verf. doch wohl nicht seinen jungen Lesern beybringen wollen, daß alle Aussprüche von Jesus buchstäblich und ohne weitere Deutung angenommen werden müssen? Diese kleine Flecken wünschten wir von ihm, bey einer neuen Auflage des Buchs, weggewischt zu sehen.

Fr.

13. Wiener Schriften.

1. Künftige Gottesdiensts- und Andachtsordnung für Wien in und vor der Stadt, mit Anfang des Ostersonntags 1783. Wien, mit Edlen von Gehlenschen Schriften 29 Seiten in 8.

2. Normalmeßgesang, Litaneyen und Gebether, wie selbe bey der neuen Gottesdiensteseinrichtung zum allgemeinen Gebrauch vorgeschrieben worden. Wien 1783. mit Edlen von Gehlenschen Schriften. 8. 31 Seiten.

3. Lieder zur öffentlichen und häuslichen Andacht mit Melodien. Erste Sammlung. Morgen- Abend- Meß- und Predigtlieder. Prag, in der k. k. Normalbuchdruckerey. 1783. 8. 32 Seiten.

4. Lieder zur häuslichen und öffentlichen Andacht, mit Melodien, größtentheils von den besten vaterländischen Meistern. Herausgegeben auf Veranlassung der k. k. Normalschuldirektion. Mit Bewilligung der k. k. Censur. Prag, in der k. k. Normalbuchdruckerey. 1783. 8. 241 Seiten.

5. Kritik über Normalgesang, Litaneyen und Gebether. Vt desint vires, tamen est laudanda voluntas.

luntas. Von Göß und Weislingen. Wien, bey Sebastian Hartl in der Singerstraße. 1783. 8. 16 Seiten.

6. Der Pabst und seine Rechte. 1782. 63 Seiten in 8.

7. Abhandlung von Einführung der Volkssprache in den öffentlichen Gottesdienst, bey Eröffnung des gegenwärtigen Schuljahres auf dem großen Saale des Universitätshauses in lateinischer Sprache. Von J. N. J. Pehem abgelesen, ins Deutsche frey übersetzt und mit Anmerkungen beleuchtet. Wien, gedruckt mit Sonnleithnerischen Schriften. 1783. 141 Seiten in 8.

8. Anmerkungen für Katholiken über den protestantischen Gottesdienst in Wien. Von einem Katholiken. Herausgegeben von W. A. M. Schneider. — Wien, in der Schönfeldischen Buchhandlung. 1783. 36 Seiten in 8.

9. Predigt, bey feyerlicher Eröffnung des öffentlichen Gottesdienstes der evangelischlutherischen Gemeine in Wien, und dem Antritte des öffentlichen Lehramts an dieser Gemeine, den 3. August, als am 7ten Sonntage nach Trinitatis 1783. in der vormaligen königlich-dänischen Gesandtschaftskapelle, gehalten von Johann Georg Fock, Pastor der evangelischlutherischen Gemeine in Wien. Wien, bey Rudolph Gräffer. 35 Seiten in 8.

Num. 1. benachrichtiget die Einwohner von Wien, in welchen Pfarrkirchen oder Klöstern der Stadt und der Vorstädte, sowohl an den Sonn- und Festtagen, als in der Woche, zu der

oder

oder der Stunde, von Morgens früh bis Abends spät, Predigten, Hochamt, Segenmessen mit der Monstranz oder dem Ciborio, Katechisationen, Fastenandachten u. s. w. gehalten werden; imgleichen was für die Nonnen- und Mannsklösterkirchen, auch alle übrige öffentliche Kirchen, wo keine Pfarr ist, für Einrichtungen getroffen worden. — Täglich, nur die Samstäge und Frauentäge ausgenommen, wird die Allerheiligen Litaney, sammt den dazu gehörigen Gebetern, mit jenem für den Landesfürsten, das allgemeine Gebet, und fünf Vater unser, und fünf Ave Maria für die allgemeinen Bedürfnisse mit lauter Stimme, unter Beantwortung des Volks abgebetet, und zuletzt der Segen mit dem h. Ciborio gegeben. An Samstägen und Frauentägen aber wird statt der Allerheiligen Litaney die Laurentinische Litaney mit den dazu gehörigen Gebetern, das Salve Regina, das Gebet für den Landesfürsten, das allgemeine Gebet, 5 Vater unser und 5 Ave Maria für die allgemeine Bedürfniß gebetet. — Die Messen werden bey St. Stephan auf dem Hochaltar und auf zween Seitenaltären, in den übrigen Kirchen aber nur auf dem Hochaltar, von halbe Stunde zu halbe Stunde gelesen, damit jedermann von richtiger Ueberkommung einer Messe zur bestimmten Zeit gesichert sey. — Fronleichnahmsprocession wird künftig in der Stadt nur eine am Feste selbst von der Metropolitankirche ausgehen, und einen etwas weitern Umfang, als der bisherige Weg war, nehmen, und damit gleichsam durch alle Bezirke der übrigen Pfarren ziehen. Wie es am Sonntage, innerhalb der Frohnleichnahmsoctav Vormittags mit der Prozession gehalten werden soll, wird S. 6. bestimmt. — In der Charwoche werden die in dem römischen Ritual, (das gilt also noch in Wien) vorgeschriebene Handlungen und Ceremonien vorgenommen. Auch am grünen Donnerstage wird Nachmittags die Kirche besucht, und das aufbehaltene *Sanctissimum* angebetet werden, hingegen das sonst gewöhnliche heilige Grab, und die abendliche Auferstehungsceremonie geht ein.

Der Normalmeßgesang, die Litaneyen und Gebeter beym öffentlichen Gottesdienst sind in Num. 2. zusammengedruckt. Recens. vermuthetete gleich, daß in dem Materiale dieser Lieder nichts verändert, von den Unterscheidungslehren der römischen Kirche kein Haarbreit abgewichen seyn würde, und fand es auch so. Da heißt es zum Beyspiel, in dem Liede zum Credo:

Die

Die Sünde wird vergeben
Durch Christi Diener hier.

In dem zum Offertorium:

Herr laß doch diese Gaben
Dir wohlgefällig seyn,
Die wir geopfert haben;
Es ist zwar Brod und Wein,
Doch wirds verwandelt werden
In Christi Fleisch und Blut.

Und nach der Wandlung singt man:

1.

Hier bet ich auf den Knieen,
Verborgner Gott, dich an.
Ich will mich nicht bemühen,
Das, was du hier gethan,
Durch Sinne zu begreifen.
Dein Wort muß hier allein,
Um hier nicht auszuschweifen,
Der Grund des Glaubens seyn.

2.

Die Gottheit war bedecket,
Allein, am Kreuzaltar;
Hier aber ist verstecket
Die Menschheit auch sogar.

Wir sagen nichts von den elenden Versen, und von dem mystischen Widersinnigen der zwoten Strophe. Wer mag den Sinn errathen, oder etwas Vernünftiges dabey denken? Wiewohl gedacht soll auch dabey nicht werden.

In dem Liede zum Agnus Dei heißt es von dem Sacrament des Altars:

Es ist der Seelen Speise,
Wie uns der Glaube lehrt,
Sie nährt uns auf der Reise
Und wird doch nicht verzehrt.

Wenn wir das Leben schließen
Und dieses Himmelsbrod
Recht wohlbereit genießen,
So kann der bittre Tod

Uns

Uns Christen nicht erschrecken.
Es ist ein Unterpfand,
Daß Gott uns wird bedecken
Mit seiner starken Hand.

In der Allerheiligen Litaney sind so wenig der heilige Laurentius und Fabian, als die heilige Lucia und Catharina, selbst nicht alle heilige unschuldige Kinder, vergessen worden, sie anzurufen, daß sie für die Frommen bitten möchten.

In der Lauretanischen Litaney heißt es wie sonst: „Heilige Gottesgebährerin — du geistliches, ehrwürdiges, für„treffliches Gefäß der Andacht, du geistliche Rose, du „Thurm Davids, du helfenbeinerner Thurm, du gold„nes Haus, du Arch des Bundes ꝛc. bitt für uns. Un„ter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, verschmähe nicht „unser Gebet in unsern Nöthen, sondern erlöse uns jederzeit „von aller Gefährlichkeit. O du glorwürdige und gebenedeyte „Jungfrau! unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Für„sprecherin, versöhne uns mit deinem Sohn, empfehle „uns deinem Sohn, stell uns vor deinem Sohn.“ Warum mag man einen höchstunschicklichen Gesang nicht ganz abschaffen? Wie ist Maria ein Thurm Davids u. d. gl. wie kann sie eine Mittlerin heißen?

Daß der Priester gewisse Gebetsformeln in deutscher Sprache allein mit lauter Stimmt vorbetet, ist eine wahre Verbesserung der katholischen gottesdienstlichen Liturgie. Der gemeine Christ versteht doch nun, was gebetet wird. An dem Inhalt der Gebete selbst konnte kein Jota geändert werden, denn da wären sie nicht katholisch gewesen, und die Lehre der römischen Kirche soll und muß, wie man wohl sieht, auch im Oesterreichischen bleiben, was sie vom Anbeginn war. Daher sind die Gebete um nichts besser, um nichts vernunftvoller und geistreicher, als sie sonst gewesen sind.

Num. 3. verdient allen Beyfall. Man kann von einem einsichtsvollen Katholiken, der dem Glauben seiner Kirche treu bleibt, und um des Volks willen manchmal an einen gangbaren Ausdruck, wenn er auch gern einen bessern dafür brauchte, gebunden ist, nicht bessere Lieder erwarten, als der Herausgeber hier zur öffentlichen und häuslichen Andacht im Druck mittheilt. Zwey Morgenlieder und zwey Abendlieder erwe-

chen ein christliches Herz zur wahren frommen Empfindungen. Dasselbe Meßlied bey einem feyerlichen Hochamt zum Introitus, wie es in dem Prager und in dem Wiener Normalmeßgesang Num. 2. lautet, mag hier neben einander stehen.

Prager.

1.

Vor deinem Throne werfen wir
Uns, höchster Herr, danieder;
Und singen voller Ehrfurcht, dir
Zum Lobe, frohe Lieder!
Wir thun, was bey dem Abendmahl
Der Heiland that, der da befahl,
Daß wir es auch verrichten.

2.

Er hat das Brod mit seiner Hand
Gesegnet und gebrochen;
Gegeben uns zum Liebespfand,
Dazu voll Huld gesprochen:
Dies ist mein Leib, den nehmet hin!
Ihr Jünger sämmtlich, esset ihn,
Zu meinem Angedenken.

3.

Er nahm mit gleicher Liebesglut
Den Kelch, und gab den Segen:
Nehmt, sprach er, trinkt, dies ist mein Blut,
Das ich um euretwegen
Vergießen will; gedenkt daran,
(Für alle hab ich dies gethan)
So oft ihr solches trinket.

4. Herr

Wiener.

1.

Wir werfen uns darnieder,
Vor dir, Gott Sabaoth!
Erhöre unsre Lieder,
Da wir nach dem Gebot
Dir dieses Opfer bringen.
Verleihe uns, daß wir
Es andachtsvoll besingen
Und wohlgefallen dir.

2.

Den Tag vor Jesu Leiden,
Beym letzten Abendmahl,
Indem er wollte scheiden
Aus diesem Jammerthal,
Hat er das Brod gebrochen,
Und ausgetheilt den Wein;
Gesegnet und gesprochen:
Dies thut und denket mein.

3.

Er sprach: Nehmt hin und esset,
Das ist mein Fleisch und Blut,
Damit ihr nicht vergesset,
Was meine Liebe thut.
Mich opfernd will ich sterben,
Am Kreuz, zum Heil für euch,
Wer an mich glaubt, soll erben,
Mit mir das Himmelreich.

4. O

4.

Herr, laß mit lieblichem Geruch
Zu dir dies Opfer steigen;
Nimm gnädiglich von uns den Fluch,
Und mach uns ganz dir eigen.
Laß uns dies wahre Himmelsbrod
Mit Preis und Dank für Jesu Tod
Im wahren Glauben essen!

4.

O Herr, dies Opfer steige
Zu dir mit Wohlgeruch,
Damit dein Herz sich neige
Zu deines Volks Gesuch.
Wir opfern nicht mehr Kälber,
Wie Aaron hat gethan.
Nein Jesum Christum selber,
Der uns versöhnen kann.

Das Lied zum **Gloria** ist unverbesserlich, so wie das vor dem **Evangelium**. Das zum **Credo** ist abgekürzt. Der letzte Vers desselben in dem **Wiener Normalgesang:**

Wir glauben nicht alleine,
Daß eine Kirche sey,
Wir stimmen der Gemeine
Der Heiligen auch bey.
Die Sünde wird vergeben
Durch Christi Diener hier,
Der Leib steht auf zum Leben,
Geht ein zur Himmelsthür.

ist in dem **Prager** kürzer, bestimmter gefaßt und so verändert:

Wir glauben an den heilgen Geist,
Die Kirche, die nur eine,
Die christlich und katholisch heißt,
Der heiligen Gemeine.
Wir glauben, daß wir auferstehn,
Und in ein ewges Leben gehn.

Hier wird nach dem Glauben der katholischen Kirche, sie allein sey die einzige wahre Kirche Christi, gesungen, und keiner kann den Verfasser für einen Ketzer halten. (Denn wenn er uns Protestanten an seinem Theil gleich auch für ächte Christen hielte, so dürfte er sichs doch in einem öffentlichen Kirchenliede nicht merken lassen.) Ob er es aber allen werde Recht gemacht haben, daß er aus dem **Credo**, der Priestergewalt uneingedenk, den Binde- und Löseschlüssel, den sich **Pabst** und **Klerisey** anmaaßen, so ganz wegfallen läßt: das ist eine andere Frage.

Außer den Meßliedern bey einem feyerlichen Hochamt finden sich auch in dieser Sammlung kurze zweckmäßige Lieder bey Pfarrmessen an Sonn- und Feyertagen, bey Seelenmessen, und Predigtlieder vor und nach der Predigt. Der Verf. hat damit so viel geleistet, als man vor der Hand erwarten konnte. Es werden an hundert Orten in den protestantischen Kirchen Lieder gesungen, die ihrer elenden Beschaffenheit wegen mit diesen gar nicht zu vergleichen sind. Sogar die Meßgesänge übertreffen nicht wenige von unsern alten Communionliedern, und es wird kein geringer Schritt zur Verbesserung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes seyn, wenn man sich selbiger dabey bedienen wird.

Eben diese Liedersammlung, deren Herausgabe von Hrn. Steinsky, Lehrer bey der Normalschule zu Prag, besorgt worden, ist noch in eben dem Jahr unter dem angezeigten Titel Num. 4. mit vielen neuen und alten, auch zum Theil aus dem Lateinischen übersetzten Liedern vermehrt, herausgekommen. Wir erhalten sie eben, da wir obiges schon geschrieben haben. Die Gesänge sind unter folgende Rubriken gebracht. 1. **Zum gewöhnlichen Gottesdienst das Jahr hindurch.** Dies sind die Lieder der ersten Ausgabe, nebst zweyen **Busliedern.** 2. **Zu verschiedenen Zeiten,** Adventslieder, Weihnachtslieder u. s. w. Lieder auf verschiedene katholische Festtage, z. B. auf den **Frohnleichnahm des Herrn,** auf das **Fest der Kirchweihe,** ein **Erndtelied** und ein **Begräbnißlied.** Das erste Weihnachtslied, das Neujahrslied, das dritte und fünfte Fastenlied sind die vorzüglichsten darunter. Wenn das Lied **zu den heiligen fünf Wunden** hätte weggelassen werden können, so hätte Recensent es ganz weggewünscht. Es fällt gar sehr ins Tändelhafte und Abergläubige, wenn Christen von Jesu singen:

Herr, ich küsse
Deine Füße;
Deine Hände bet ich an,
Deren Wunden
Du empfunden,
Als du für uns gnug gethan!

Und mit Treue,
Schmerz und Reue
Ueber meine Missethat,

Küß

Küß ich heute
Deine Seite,
Die der Speer eröffnet hat.

Die Verehrung Jesu besteht doch fürwahr in ganz etwas anderm, als in dem Küssen seiner Füße, Hände, Wunden, und Seitenöffnug, die nirgends unter uns vorhanden sind. Christus hat dergleichen abergläubische Anbetung seiner menschlichen Gliedmaßen nie verlangt. **Wer meine Gebote hat, und hält sie,** sagt er, **der ists, der mich liebt und ehrt;** nicht: **wer mir die Füße und Seite küßt.** — Daß der Ambrosianische Lobgesang nach der alten Melodie so trefflich wäre verdeutschet worden, wie er in einigen neuern protestantischen Gesangbüchern steht, wird sich wohl nicht haben ohne Anstoß thun lassen. In der hier vom Te Deum Laudamus gemachten Uebersetzung läßt es sich wenigstens in jener erhabenen, rührenden Melodie nicht von der Gemeine singen. 3. **Auf die seligste Jungfrau Maria, die heiligen Engel und die Heiligen.** Wenn dergleichen Gesänge, oder nur das Lied auf den **heiligen Nepomuk, Böhmens** Schutzheiligen, in dieser Sammlung gefehlt hätten, wäre sie freylich für nicht katholisch geachtet, und vielleicht wäre der Gebrauch untersagt worden. Also muß man es dem Herausgeber vergeben, wenn er noch die Prager Christen singen läßt:

Der Krone Böhmens schönster Schmuck
Bist du Johann von Nepomuk!
Dein Nam ist groß,
Und grenzenloß
Ist nun dein Ruhm verbreitet. —

Daß der gute Nepomuk **nichts davon höre, und nichts zu Böhmens Schutz und Ruhm thun könne,** wird jeder verständige Katholik wohl von selbst einsehen, und also doch zugestehen, daß das Volk statt dessen wohl etwas vernünftigeres singen könne. Doch mit einemmal läßt sich das Volk seinen Wahn nicht nehmen, am wenigsten wenn es religiöser Wahn ist, folglich müssen leider solche Dinge beym öffentlichen katholischen Gottesdienst noch immerfort mitlaufen. 4. **Von der christlichen Glaubens- und Sittenlehre.** Die besten in diesem Abschnitt sind unstreitig die Lieder mit der Aufschrift: **Das größte Gebot, das Gebet des Herrn,** (wie vernünftig wäre es, wenn die katholischen deutschen Christen das Lied allein, statt aller Gesänge an die heilige Jungfrau, die hei-

 ligen

ligen Engel, und so viel ohnmächtige, todte Schutzheilige, sängen, das wäre der klaren Vorschrift Jesu gemäß, der die Menschen nie mit ihren Bittgesängen an seine Mutter, oder an irgend einen Engel oder Heiligen gewiesen hat) Ergebung in den Willen Gottes. 5. Alte Lieder, die auch noch in der protestantischen Kirche größtentheils gesungen werden. Z. B. Auf meinen lieben Gott, trau ich in Angst und Noth ꝛc. O Lamm Gottes unschuldig ꝛc. Zu auffallende Unrichtigkeiten des Sylbenmaßes und ungrammatikalische Ausdrücke hat man zu ändern gewagt. Auf Sprachrichtigkeit hätte an einigen Stellen der vorhergehenden Lieder auch noch mehr gesehen werden können. Z. B. in einem Weihnahtsliede steht:

Was wären wir
Herr, ohne dir
Und ohne deiner Lehre.

Sprachrichtig sollt' es heißen, ohne dich, und ohne deine Lehre. — Mutter Gottes, Himmelskönigin, Gott am Kreuz, Gott starb, Gott stand wieder auf, sind lauter Ausdrücke, in denen Katholiken wohl noch lange nichts Anstößiges und Widersinniges finden werden, so offenbar sie auch allen gesunden Begriffen widersprechen. Ein Gott, der eine Mutter hat, welcher er das Himmelsregiment übergiebt, ein Gott, der sich kreuzigen lassen, und sterben, und wieder auferstehen kann, ist und bleibt ein Unding. Die Bibel sagt ausdrücklich: Gott war mit Christo, des Menschensohn wird leiden und am dritten Tage auferstehen, der Mensch, Christus Jesus, hat sich selbst für uns gegeben, Gott hat Jesum von den Todten erwecket. Aber von dieser vernünftigen apostolischen Art über die Person Christi zu reden, hat man sich in der katholischen Kirche so weit entfernet, daß man fast zweifeln muß, ob man je wieder dahin zurückkehren werde. Wollte und könnte man es, so wäre es gut, wenn in geistlichen Volksliedern damit der Anfang gemacht würde. 6. Anhang, dieser besteht aus drey Liedern: Uebung der drey göttlichen Tugenden, nebst den nothwendigsten Glaubenswahrheiten, ein Schlachtlied, und der funfzigste Psalm, miserere mei Deus. Das Schlachtlied will Recensent, da es kurz ist, hersetzen:

O starker Gott der Kriegesheere!
Herr über Himmel, Erd und Meere,

Und

Und über Leben, Zeit und Tod.
Komm, eil im Streit uns beyzustehen;
Da wir zu dir um Hülfe flehen!
Errett uns aus Gefahr und Not!

Herr, dein sind Länder, Volk und Reiche;
Und wer ist, der sich dir vergleiche?
Dir, unumschränkter großer Got?
Du schaltest mit der Fürsten Kronen,
Erhebst und stürzest Nationen
Durch dein allmächtiges Gebot!

Die Heere stehn in deinen Händen!
Du kannst das Glück der Waffen wenden,
Zu Lohn und Strafe für das Land!
Vor dir sind wir und Fürsten Knechte,
Dein Werkzeug, Schützer deiner Rechte,
Ein richtend Schwerdt in deiner Hand!

Nur deinen Rathschluß zu erfüllen,
Walt über uns nach deinem Willen:
Und als mit deinem Eigenthum!
Wir wollen standhaft, muthig kriegen,
Entweder sterben oder siegen,
Wir streiten, Herr, für deinen Ruhm!

Die Lieder, welche nicht ganz neu sind, hat man theils aus dem Gesangbuch der Wiener katechetischen Bibliothek, theils aus P. Franzens allg. Gesangbuch, aus dem Cöllnischen, aus dem Salzburger Gesangbuch und andern genommen. In der Vorrede lieset man sehr gegründete Urtheile über den Gesang beym öffentlichen Gottesdienst und dessen Beschaffenheit, wenn er die Erbauung befördern soll. Hr. Steinsky hat gewiß von der Einrichtung dieses Gesangbuchs alle Ehre. Müßte so ein Mann nicht die äußerste Behutsamkeit anwenden, um nicht bey seinen Glaubensverwandten anzustoßen, und wären ihm nicht die Hände so gebunden, daß er öfters unwillkührlich dabey handeln müßte, so würde er vermuthlich manches noch anders gemacht, vielleicht von Gellerts und Cramers Liedern eines und das andere ganz eingerückt haben. Aber wir können wohl einsehen, daß ers freylich wohl nicht wagen durfte. Verdienst genug für ihn, daß schon viel Abentheurliches, Niedriges, Läppisches aus dem katholischen Kirchengesange durch diese Lieder verdrängt worden.

So mancher Brocken, der für den Protestanten unverdaulich ist, ist es nicht für den ehrlichen Katholiken, und Katholiken sollten doch das Prager Gesangbuch brauchen.

Die Kritiker Num. 5. erkennen die neue Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes mit Dank, finden aber an dem Normalmeßgesang, an der Melodie und Musik, wonach er gesungen wird, und an den Gebeten mancherley zu tadeln. Der Meßgesang ist ihnen zu lang. Weil die Priester mit ihrer Messe, wie gewöhnlich, eilten, ohne sich zu bekümmern, ob ihnen die Leute mit dem Singen nachkommen könnten, so hätte die Gemeine einmal das Lied zum Credo gesungen, da der Priester aufgewandelt hätte. Dergleichen Verwirrungen, sagt der Verf. würden öfter entstehen, wenn man nicht das Meßlied umänderte und verkürzte, oder den Priestern nachdrücklich beföhle, mit jedem Theil der Messe das Volk zu erwarten. Dies sollte man ohnedem wohl von der Einsicht und Gefälligkeit eines Priesters erwarten. Aber wenn man weiß, wie sehr leichtsinnig sehr viele katholische Geistlichen mit der in ihrer Kirche so heilig gehaltenen Messe umgehen, so kann eine solche Erinnerung eines gemäßigten Katholiken nicht befremden. Schon vor mehr als 260 Jahren, als unser guter Luther in Rom war, und die Messe, an deren Wichtigkeit und Heiligkeit er damals noch glaubte, sehr langsam und bedächtig las, konnten die leichtsinnigen Pfaffen in Rom, welche die Messe als ein Gewerbe, (so wie noch ietzt geschieht) trieben, solches nicht ausstehen. Sie flüsterten ihm zu: „Fà presto! So mach' doch bald, „schick' Unserer lieben Frau ihren Sohn bald heim." Der Recensent ist auch ziemlich glaubwürdig versichert worden, daß verschiedene Geistlichen in Wien beschuldigt werden, daß sie aus Feindseligkeit gegen die Verordnungen des Kaisers, (als eines Layen) die Messe geflissentlich geschwinder lesen, und sich nicht nach dem Liede richten, damit Verwirrung entstehen solle. Wäre diese Beschuldigung gegründet, so verdienten solche unwürdige Geistliche von allen rechtschaffenen Leuten verachtet und verabscheuet zu werden.

Die Melodie des neuen Kirchenliedes soll sich nicht zu einem Gebet passen, und weil die Leute noch unbekannt damit sind, das Singen in einigen Kirchen so misgelungen seyn, daß ein Gelächter dadurch erweckt worden. Man müßte alles mit eigenen Ohren hören, um von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit

keit der Kritik über alte und neue Meßmelodien urtheilen zu können. So viel ist wohl gewiß, daß diese Melodie des sogenannten **Normalmeßgesanges**, (welche in Noten in Hrn. **Nicolai Reisebeschreibung** IVter B. in den **Beylagen** S. 27 zu finden ist) sich gar nicht zu einer Melodie schicket, die von einer großen Gemeine soll zusammen gesungen werden. Es sind darinnen viel zu viel kleine kahle Verzierungen, welche von ein paar tausend Stimmen nicht gleichförmig können gemacht werden, und dabey ist die Harmonie höchst kahl. Unser Kritiker schlägt S. 9 vor: „Man solle einen **Preis** „auf **die Verfertigung** einer **Melodie zu dem Kirchen**„**liede** setzen.“ Man könnte dies Geld sehr füglich sparen, und dürfte dies Lied, (wenn man Vorurtheile fahren ließe) auf eine entsprechende **protestantische Choralmelodie**, z. B. auf die herrliche Melodie des Liedes: **O Haupt voll Blut und Wunden**, singen, wozu der unsterbliche **Graun**, im **Tode Jesu** auf die Worte: **Du, dessen Augen flossen**, eine so ausbündig schöne Harmonie von drey Unterstimmen gesetzt hat, daß wohl schwerlich in dieser Art etwas herzrührenders wird gefunden werden.

Die Bemerkung S. 12. „man sollte, soviel möglich, zu „verhindern suchen, daß das Gebet nicht zur mechanischen Gewohnheit werde, welche der Inbrunst und der Erhebung der „Herzen zu Gott, kurz der Seele des Gebets, so sehr entgegen steht“ ist sehr richtig. Die ganzen Meßoperationen der Priester und Layen sind aber größtentheils mechanisch, und werden es auch wohl bleiben. Die vorgeschriebenen Gebete nach den Litaneyen dünken den Kritikern auch zu lang, und wenn sie S. 13 sagen: „Der Versuch, unsere Seele länger „zu Gott zu erheben, als es uns natürlich ist, ist nicht bloß „fruchtloß, er nutzt auch unsere Spannungskraft ab, und „setzt uns außer Stand, unsere Seele zu anderer Zeit mit gleicher Leichtigkeit zu Gott zu erheben,“ so haben sie darinnen ganz recht. Das kurze Gebet für den Landesfürsten, worinn es heißt: **Verleihe deinem Diener, unserem Kaiser, daß er deine Macht, durch welche er sieget, erkenne und verehre, damit — er durch deinen Schutz allezeit mächtig sey**, führen sie zum Beyspiel eines mißgelungenen Versuchs, Kirchengebete zu machen, an. „Dies Gebet, sagen „sie, möchte so ziemlich auf einen **König** passen, der seine „**Pflugschaaren oft zu Schwerdtern umzuschmieden** „**wünschet**. Unser Regent, deucht uns, weiß durch die gött-

„liche Macht mehr, als die jedem räuberischen Fürsten so „wünschenswerthe Kunst zu siegen, wünscht mehr, als „seine Macht zu vergrößern; oder wünscht vielleicht gar „nicht einmal das Wachsthum seiner Macht. Die „Künste des Friedens sind viel schwerer, als die Künste des „Krieges, und die göttliche Hülfe ist bey Leitung einer so un„übersehbaren Maschiene, als der Staat ist, einem Menschen „— und mehr ist auch der beste Regent nicht — weit unent„behrlicher, als bey Leitung eines Kriegesheeres, das unend„lich leichter zu übersehen und anzuführen ist." Hier krittelten die Herren wohl ein wenig, um nur zu kritteln. Man findet hier ein Beyspiel der in Wien so gewöhnlichen Art, an Stellen, wo man es am wenigsten glauben sollte, auf den preußischen Staat auf eine feindselige Art zu sticheln; denn auf diesen Fürsten soll doch wohl diese läppische Tirade gehen. Uebrigens ist sie eine sehr einfältige Kritteley über eine sehr anständige Art des Gebets. Der Landesherr Oesterreichs ist doch, wie alle andere große Herren, beständig gerüstet, und wenn er Krieg führet, so wird er wünschen zu siegen. Ob Er Seine Macht — zu vergrößern suche, oder nicht, weiß der Kritiker wohl so wenig, als wir. Eben so wenig wissen wir beyde die Absichten großer Herren, und es ist einfältig und unverständig darüber zu urtheilen. Die Nachwelt, welche unpartheyisch auch über Kaiser und Könige richtet, wird über das, was sie gethan haben, urtheilen.

Was S. 14 steht: „Die Vervielfältigung des Gottes„dienstes befördert nichts weniger, als die Gottesfurcht. Die „Menge der Andachten würde ihre Geringschätzung nach sich „ziehen. Eine Messe, ein Segen, haben in der Meynung „des Volks bey weitem das Ansehen nicht mehr, das sie in der „Meynung unserer Obern hatten, und vielleicht ist nichts an„ders, als ihre wenigere Seltenheit (Vielheit) an Vermin„derung der Achtung schuld, die wir ihnen bezeugen." Das glauben wir auch. Die Bedeutung der Striche, womit am Ende und in der Mitte mehrere Reihen hinter einander ausgefüllet sind, ist unbekannt. Sollte vielleicht etwas da gestanden haben, das in der Censur gestrichen worden? Dies thut die Censur zuweilen, und findet Bedenklichkeiten, wo man es nicht glauben sollte.

Durch Num. 6, welche wider den Antipapisten, den V. der kleinen Schrift: Was ist der Pabst? gerichtet ist, sollen

len die edlen Bürger Wiens, „deren beneidenswürdiger „Vorzug immer war, daß sie der römischkatholischen Kirche Troz aller Schwierigkeiten standhaft zugethan waren," gegen jenen Irrlehrer verwahret und ermuntert werden, sichs nicht reuen zu lassen, daß sie bey Pius VI. Gegenwart in Wien ihrem Glaubensvater den Tribut der Ehrfurcht im größten Maaß gezollt haben, weil der Pabst doch ganz gewiß „Petri Nachfolger, das sichtbare Oberhaupt der „Kirche, dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich NB. ver„möge der Anordnung Jesu Christi über die ganze Kir„che erstreckt" (Wir bitten nur, nicht über uns Protestanten) ganz gewiß „der Mittelpunkt der Einigkeit, (Wehe dieser Einigkeit!) „der Bischof der Bischöfe, der Vater „aller Gläubigen" wäre. Dazu hätte ihn Christus durch die merkwürdige Rede Matth. XVI, 19 folg. gemacht, dafür hätten ihn so viel Kirchenväter und die Concilien, wo man doch vom heil. Geist erleuchtet gewesen, erklärt, und die Handlungen der römischen Päbste in den ältesten Zeiten, welche allemal auf ihr Primatrecht vor allen übrigen Bischöfen im Orient und Occident gehalten hätten, bewiesen, daß er es sey. Ist es doch, als wenn der Verf. des P. Merz Controverspredigten, die er mehrmals gegen Antagonisten des Pabstes gehalten hat, und deren anderswo Erwähnung in der Bibl. geschehen ist, ausgeschrieben hätte. Wie dieser ihm vorfechtet, so fechtet er nach. Wenn die Bürger Wiens etwa in ihrem Urtheil über päbstliche Würde und Rechte wankten, so durfte sie der Scribler nur auf den P. Merz verweisen, und er konnte die Mühe, eine eigene Brochüre für Roms Bischof zu schreiben, sparen, denn er sagt nichts zu seinem Vortheil, was die Anhänger des römischen Stuhls nicht tausendmal gesagt hätten. Rec. hat bey den Nachrichten in der Bibl. von katholischen Schriften vielmalige Gelegenheit gehabt, die seltsame Auslegung, welche man noch immer in der römischen Kirche von Christi Rede an den Petrus macht, zu rügen, und das Leere, die Trugschlüsse, die Zirkel im Beweisen, welche die katholischen Schriftsteller, wenn es auf Vertheidigung der päbstlichen Krone ankömmt, machen, aufzudecken. Also mag der Verf. und wer nach ihm will, immerfort das leere Stroh dreschen. Ich mags nicht weiter anrühren. Nur den einen Gedanken will ich hersetzen: Wer Augen zum sehen hat, und sehen will, der sieht wohl, daß das Ideal von einem Pabst und von geistlicher ihm beygelegter Gerichtsbar-

keit

keit über die ganze Kirche, welches sich ein Katholik macht, in Christi Reden, in dem ganzen neuen Testamente nicht zu finden sey, sondern daß es vielmehr ins Lächerliche falle, wenn ein katholischer Scribent, wie der Verf. von Nr. 5. sagt: er wolle die Würde und Rechte eines allgemeinen Oberhirten der Christen, in der Person des Pabstes, aus der Bibel beweisen. Man darf den Geist Christi und seiner Apostel, den Geist des ganzen Evangeliums nur einigermaßen kennen, und das neue Testament mit akatholischem Gemeinsinn gelesen haben, so springt es ins Auge, daß der Stifter des Christenthums aus dem guten Fischer Petrus einen ehrlichen Prediger seiner Lehre, und da er ihn als einen Mann von Geist und Feuer kannte, zum Aufseher und Vorsteher der kleinen christlichen Gemeine seiner Zeit, der ihr nöthig war, habe machen wollen, aber nimmermehr einen Fürsten unter den Aposteln, geschweige daß es ihm eingefallen wäre, in dem Petrus seine Nachfolger im Lehramt, auf alle Zeiten mit einer geistlichen Gerichtsbarkeit über den Glauben und das Gewissen, über die Personen und Güter der Menschen, die seine Lehre annähmen, zu belehnen. Daß die Idee davon nach Christi und der Apostel Zeiten diesem und jenem Bischof in den Kopf kam, läßt sich wohl aus der menschlichen Natur erklären, und die Geschichte lehrt, wie es damit zugegangen ist. Aber wie in unsern Zeiten Leute von Einsicht und Verstand, wenn sie sich Christum und Petrum denken, und jenen Matth. 16 mit diesem sprechen hören, auf der Idee eines allgemeinen Bischofs zu Rom, wohin keiner von beyden gekommen ist, noch immer beharren, und sie in Christi figürlicher, emphatischer Rede realisirt finden können, das steht schwerer zu begreifen. Die ernstliche Erklärung Jesu, daß in seinem Reiche keiner nach weltlicher Fürsten Art befehle, keiner vornehmer seyn sollte, als der andere, und die ausdrückliche Anordnung des Apostels, die Lehrer sollten die Heerde, die ihnen anvertraut würde, weiden, aber **nicht über das Volk herrschen**, (Stellen, die man doch nicht aus dem N. Testamente auskratzen kann) machen den ganzen Punkt von Citaten aus Kirchenvätern und Conciliendecreten für die Primatrechte eines Pabstes zu Schanden. Indessen sollten die Protestanten, ich wiederhole es nochmals, aufmerken, daß diese **Primatrechte des Pabstes**, unter den man uns gern bringen wollte, noch beständig von den Katholiken gar nicht aufgegeben werden; so wenig wie sie überhaupt im geringsten von irgend

einer

einer dogmatischen Lehre abgehen wollen. Wie kann man denn sagen, die Katholiken wären uns im geringsten näher gekommen? — Die Untrüglichkeit des Pabsts scheint der Verf. der angezeigten Brochüre doch aufzugeben, wenigstens sondert er die Frage: Ist der Pabst untrüglich? von der: Ist er das allgemeine sichtbare Oberhaupt der Kirche? sorgfältig ab. (S. 39)

Num. 7. zeuget von der guten Einsicht des Verf. Hr. Pehem bestreitet darinn die herrschenden Vorurtheile, womit man katholischer Seits noch immer gegen die Einführung der Volkssprache in den öffenlichen Gottesdienst eingenommen ist, und beantwortet die zum Theil höchst ungereimten Einwürfe, welche man in alten und neuern Zeiten dawider gemacht hat. Daß doch eine so sonnenklare Sache, als die von ihm vertheidigte, eine Sache, welche der Gemeinsinn jedes vernünftigen Menschen schon entscheiden könnte, noch Bischöfen, Prälaten, Priestern, Laien, Gelehrten und Ungelehrten, so umständlich vor das Auge gebracht werden muß! Der Verf. ist Katholik, und denkt noch über hundert Sachen als Katholik, also will Rec. auch gewisser Sätze wegen nicht mit ihm rechten, und eben so wenig von dem deutschen Styl kunstrichtern, zumal da die Abhandlung nur eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ist.

Der sogenannte Katholik, der die Anmerkungen über den protestantischen Gottesdienst in Wien (Num. 8) geschrieben hat, scheint aus mehrern kleinen Umständen eher ein Protestant zu seyn. Doch er sey was er wolle, er zeigt sich in Ansehung seines Verstandes und Herzens von der vortheilhaftesten Seite. Er urtheilt über innerliche und äußerliche Gottesverehrung, so wie ein vernünftiger Christ davon urtheilen muß, tadelt diejenigen, welche den öffentlichen Gottesdienst der Protestanten verlästern, und will ihnen einen bessern Begriff davon beybringen. Das Beyspiel eines seiner Freunde, der seinem Beichtvater vertraute, daß er zuweilen in eine protestantische Kirche gienge, sich aber dafür von dem aufgebrachten Pfaffen mit den empfindlichsten Verweisen, als Religionsverächter, Freygeist und Ketzer, und mit Verweigerung der Absolution auf viele Tage bestraft sehen mußte, (S. 11) schreckte den Verf. nicht ab, einmal dem protestantischen Gottesdienste beyzuwohnen, so unschlüßig er auch anfänglich war, ob er es wagen möchte. Er beschreibt

also

also in diesen Blättern, was er da mit Wohlgefallen gehört und gesehen hat. Das Sammeln unter der Predigt mit dem Klingebeutel, und das Fortlaufen der Leute, sobald die Predigt geschlossen ist, tadelt er mit Recht. Am Ende sucht er den Leuten die Furcht zu benehmen, daß die katholische Religion durch den freyen protestantischen Gottesdienst zu Wien Abbruch leiden würde, und erinnert die Geistlichen seiner Kirche, künftig, nach Art der Protestanten, **lehrreicher und nützlicher für das Volk** zu predigen, als bisher von den meisten geschehen wäre. — Der Lehrsatz: „Wie nur ein „Gott sey, so sey auch nur eine einzige seligmachende Reli„gion und Gottesdienst“ (S. 5) wollte er wohl als Grundlehrsatz der katholischen Kirche nicht unberührt und unbehauptet lassen, denn wer ihn leugnete, würde ja ipso facto nicht für einen ächten Katholiken gehalten werden.

Das Lob eines guten Predigers, welches der Verf. dem Hrn. P. Fock giebt, wird durch Num. 9. ziemlich gerechtfertiget. Es war natürlich, daß Hr. F. seine Gemeine und sich selbst, nach Ps. 118, 24, aus der Fülle des Herzens sowohl zur dankbaren Freude über Gott und den Kaiser, als zur Wahrnehmung ihrer großen Pflichten gegen beyde, und unter einander ermunterte. Wenn je eine Gelegenheit rührend von der Kanzel zu reden seyn konnte, so war es diese. Nicht mit kritischen Augen, sondern mit Gefühl eines theilnehmenden Herzens an dieser für Wiener Protestanten so erfreulichen Begebenheit, hat denn auch Rec. die Predigt gelesen. Bey den Worten des Hrn. F. im Eingange der Rede: „Verzeihet, „m. th. Z., wenn ihr den Schmuck vermisset, den die Re„geln der Kunst den öffentlichen Vorträgen geben. Laßt mich „mit euch in der natürlichen kunstlosen Sprache des Her„zens reden!“ dachte ich: Guter Mann! diese Sprache muß wohl eigentlich in jeder guten nützlichen Predigt geredet werden. Der Prediger, der den Redner vorstellen, und nach den Regeln der falsch berühmten Kunstrhetorik die Vorträge ausschmücken will, verfehlt gewiß den Zweck derselben, und wird dem verständigen Zuhörer unnütz. — Wenn eine ganze Gemeine, wie Hr. F. sich dessen erfreuen darf, dem Lehrer ihr Herz entgegen trägt, und zu ihm spricht: „Sey „unser Freund, unser Rathgeber, unser Tröster u. s. w.“ (S. 21) so verlangt sie damit gerade das, was der protestantische Prediger für die Gemeine seyn soll. Nicht so wär es, wenn sie ihren Lehrer als den Mann ansähe, „der sie vor Gott

„ver-

„vertreten, durch seine Hände, durch seinen Mund ihre „Opfer des Danks und der Anbetung dem Herrn bringen, „und durch Gebet und Flehen den Zorn des Allmachtigen ab„wenden müßte.“ (S. 24) In diesen Ideen denkt der römische Laie von seinen Priestern, und ich möchte nicht, daß Protestanten in diesen schädlichen Ideen ebenfalls von ihren Geistlichen dächten; vielmehr hat man Ursach, selbige ausrotten zu helfen. Welcher rechtschaffene Prediger unter uns Protestanten wird nicht aufrichtige Wünsche zu Gott für seine Gemeine thun? Dies versteht sich von selbst. Aber es ist nicht in seiner Gewalt, die Stelle anderer bey Gott zu **vertreten, an ihrer Statt** Gott Dank und Anbetung zu opfern, oder von dem Pfarrkinde, das sich Gottes Mißfallen zuzieht, dasselbe **abzuwenden**. Leider! stecken noch viel Protestanten in diesem Wahn, den sie von den Anhängern des römischen Stuhls geerbt haben. **Lehrer, Freund, Rathgeber** in Sachen des Glaubens und des Gewissens ist der Prediger und weiter nichts; nicht **Stellvertreter** der Menschen bey Gott; nicht **Vermittler** ihrer von Gott zu hoffenden Gnade und Segnungen. Wenn jene Ausdrücke diesen Sinn auch nicht wirklich haben sollten, so können sie ihn doch veranlassen. Und ihn nur zu veranlassen, ist nicht rathsam.

Qf.

Der Eselritt zu Hernals, vom Jare 1783 den 25 Aug. Ein Pendant zu Herrn Nicolais Reisebeschreibung, und ein Aktenstück für künftige Geschichtschreiber. Von Will. Auf Kosten der Gesellschaft gedruckt. Wien, 1783. Hartl, klein 8. 20 Seiten.

Der Eselritt zu Hernals, einem Dorfe bey Wien, ist ein Tag, wo der Pöbel allerley Unfug und lächerliche Ceremonien treibt, und wobey, nach Wiener Art, wacker geschwelgt, geschmauset, ge — — wird. Eigentlich aber um, nach Wiener Art, ein armseliges Traktätchen zu schreiben, und nach Wiener Art auf Hrn. Nicolai's Reisebeschreibung zu sticheln, um ein Paarmal dessen Schreibfeder zu höhnen, und ein schielendes Parallel zwischen ihm und Tacitus auszuhängen,

hängen, ist dieser elende Wisch mit groben Karikaturen und Pöbelwitze hingeschmiert.

Hr.

Schreiben eines Wieners an einen, im heil. römischen Reiche wohnenden Ungarn, darinn das Toleranzwesen in dem Königreich Ungarn, dessen Fortgang und Hindernisse freymüthig beurtheilt werden. 1783. 67 S. in 8.

Der Verf. erzählt, als ein vernünftiger und billigdenkender Mann, die unübersteiglichen Hindernisse, die er auf seiner Reise durch Ungarn und Siebenbürgen, gegen die Kaiserl. Toleranzedikte bemerkt hatte; zeigt, daß diese Toleranz nicht blos Gnadenwerk sey, sich auch nicht auf bloße Landesgesetze gründe, sondern auf feyerliche Verträge und Friedensschlüsse. Die Erz- und Bischöfe, die in Ungarn große Gewalt und geheime mächtige Triebfedern haben, wissen die kaiserlichen Verordnungen aber so zu beugen, so lange zur Seite zu legen, dagegen so viel einzuwenden, daß dem Protestanten seine Freyheit doch verkümmert wird, und weder freyer Gottesdienst, noch evangelische Schulen, zu Stande kommen. *) Die Religionskommission besteht aus dem Kardinalerzbischofe, zweyen Titularbischöfen, und einigen unerfahrnen Räthen, welche alle mehr auf die römische Kurie, als den Monarchen sehen. Der Bischof von Erlau ist der reichste Prälat, sein Kirchsprengel begreift 7 Gespanschaften in sich, sein Einfluß in die königl. Hofkanzeley ist sehr groß, die ungarischen Bischöfe sind alle seine

*) Es wird vielmehr von den Katholiken äußerst dahin gearbeitet, daß die protestantischen Schulen der katholischen Normalschuldirektion unterworfen werden, und daß auch in denselben die elenden Normalschulbücher gebraucht werden sollen. Wofern dieses geschieht, so ist nichts gewisser, als daß nach und nach die protestantische Religion ganz ausgetilget wird. Man kennet die Bekehrungskünste, welche die Katholiken, besonders die Jesuiten, welche in Ungarn so zahlreich und mächtig sind, an protestantischen Ländern auszuüben suchen. Wie leicht können sie dieselben anwenden, wenn sie die protestantischen Schulen zu dirigiren haben.

seine Kreaturen. Wie er sie gestimmt habe, ist aus der Geschichte bekannt. Auch die Edelleute hängen von ihm viel mehr, als vom Monarchen ab. Nun darf es doch wohl keinen befremden, warum es in Ungarn mit der Toleranz nicht vorwärts will. Die Vorschläge, die der V. zum protestantischen Gedeyen giebt, sind wohl überdacht, dem ungeachtet aber nichts weniger und nichts mehr, als alle pia desideria sind.

Observationes in exaratam, in caussa matrimonii, Caes. Reg. constitutionem, de dato 16 Ianuarii 1783. Viennae, ex typogr. Sonnleithneriana. 95 große Oktavseiten.

Die zur Regulirung des Ehepakts herausgekommene Kaiserl. Verordnung hatte bey der Geistlichkeit Aufsehen gemacht. Sie behauptet, die Ehe gehöre unters Regiment der Hierarchie, wozu ihnen die Behauptung des Sakraments einen schönen Vorschub gab. Indessen kehrte sich der Kaiser nicht daran, und unser Verf. hats übernommen, diese Sache auseinander zu setzen, und die landesherrlichen Rechte zu vertheidigen. Er rühmt die Absicht der Konstitution, nämlich eine deutliche Erkenntniß und Vorschrift dem Unterthan in Ehesachen zu verschaffen, ihn mit einer, die Wolfarth des menschlichen Lebens so genau angehenden Sache, bekannt zu machen, und die Quelle der traurigsten Prozesse zu verstopfen. Weil aber doch Leute seyn möchten, die nach ihren Grundsätzen dafür hielten, daß Ehesachen lediglich zur geistlichen Gewalt gehören, so daß der Landesherr sich blos mit deren Konfirmation zu begnügen habe: so beweiset der Verf. aus der Natur des bürgerlichen Kontrakts, und aus den Absichten der menschlichen Gesellschaft, deren Glückseligkeit dem Regenten am Herzen seyn müsse, daß die Entscheidung über die Ehe ihm nicht könne entzogen werden. Die Erhebung derselben zum Sakrament schränke die Rechte des Fürsten nicht ein. Der große Stifter der Religion habe mit diesem hinzugethanen heiligen Bande die bürgerliche Kraft des Ehekontrakts fester machen, nicht schwächen wollen. Das Urtheil über die Gültigkeit oder Ungültigkeit jedes Kontrakts komme dem Fürsten zu. So wie das Wasser in der Taufe durch die sakramentliche Kraft nicht aufhöre Wasser zu seyn, und so wie über die Frage, ob

ein fluidum Wasser sey oder nicht, die Physiker entscheiden müssen, eben so höre der bürgerliche Kontrakt nicht auf, das zu seyn, obschon eine sacramentliche Würde hinzugekommen sey. Tametsi forte in orbe physico res virtute (vi) humana a se invicem plane inseparabiles existant, (exsistant) in mundo tamen morali istiusmodi individuitas (individuum) merum non ens est atque chimaera. Nam res est plurium respectum (respectuum) capax, sub quibus singillatim (sigillatim) considerari potest. (Wie muß ein katholischer Schriftsteller sich winden, wenn Einmal die Taufe ein Sakrament bleiben soll! Hier haben unsre Leser zugleich eine Probe von den Druckfehlern, wovon die Abhandlung wimmelt).

Im alten Testamente wären die Ehekontrakte gültig gewesen, ob man sie gleich für kein Sakrament geachtet. Im neuen Testamente sey, von der Apostel Zeit bis zum tridentinischen Concil, die Ehe ohne priesterliche Einsegnung ebenfalls gültig gewesen. Mit Recht halte also die katholische Kirche dafür, das Sakrament der Ehe setze einen gültigen bürgerlichen Kontrakt voraus, und wer dergleichen macht, sey verbunden, das Sakrament mit zu übernehmen; thue er letzteres nicht, so schneide er sich die geistlichen Vortheile zwar ab, aber der bürgerliche Kontrakt höre deshalb nicht auf. Das Sakrament, als Form des bürgerlichen Kontrakts, sey mit diesem als der Materie unzertrennlich verbunden, die Materie aber lasse sich ohne jene Form denken, auch könne das Sakrament zur Gültigkeit des bürgerlichen Kontrakts nichts beytragen. (Davon wird Kardinal Migazzi ganz etwas anders sagen, dessen gegenseitige Meynung dem Recensenten, aus der Schrift 1771 war Kardinal Migazzi u. s. w. noch im frischen Andenken schwebt). Christus habe für künftige Zeiten, die nach Ort und Volk so verschieden ausfallen müssen, nichts in bürgerlichen Angelegenheiten bestimmen, noch weniger alle ihre eigenthümliche Gesetze vernichten wollen. Die ersten Kaiser hätten unleugbar dem Ehestande Gesetze vorgeschrieben, welches weitläuftig erwiesen wird. Selbst die Bischöfe hätten die Regenten um neue Verordnungen ersucht, und kein allgemeines Concil im Orient oder Occident habe jemals Konstantins und Justinians Verordnungen getadelt; kein Papst oder Patriarch habe dagegen etwas eingewendet. (Ist offenbar wider die Geschichte; sie haben nicht allein eingewendet, sondern auch zugegriffen. Aber freylich! —) Der Verf. besinnt sich selbst, und gestehet, daß in den mittlern Zeiten die Päbste dem bürgerlichen Ehekontrakt Hin-

dernisse

dernisse vorgeschrieben, es sey aber mit stillschweigender Einwilligung der Fürsten geschehen, (das ist nun ein wenig viel supponirt), die ihren Majestätsrechten für die Zukunft nichts vergeben können. (Seite 50. unten, giebt das Wort potestatum statt protestantium einen ganz falschen Sinn.) Von der 57ten Seite macht der Verf. die Anwendung aufs kaiserliche Edikt, und zeigt, wie viel sicherer die Zernichtung der Ehe der Minorennen sey, welche ohne väterliche oder großväterliche Einwilligung geschlossen, als die vormalige Verfassung, nach welcher ihnen die Ausstattung in solchem Falle versagt werden konnte, oder, sie auch zu enterben waren.

Das zwote Hinderniß der Ehe nimmt die Verordnung aus der Konsanguinität, wo der 2te Grad festgesetzt wird. Wobey der V. die vormalige Weitläuftigkeit und Beschwerlichkeit zeigt.

Das dritte Hinderniß ist der Ehebruch, wobey wieder viele Erläuterungen vorkommen. Der Verf. vertheydigt seine gerechte Sache, aber so lange die Grundsätze des Katholicismus bleiben sollen, ist sie schwer zu vertheydigen.

Blarers unterthänigste Verantwortung, warum er seit seiner Anwesenheit in Wien nicht Messe las? Wien 1783. gr. 8. 3 Bogen.

Das ist Einer unter hundert katholischen Schriftstellern, der so bündig, so vernünftig, so edel, so eifrig schreibt. Ein gesetzter Mann, der die abscheulichen Mißbräuche seiner Kirche, und vornehmlich des Meßlesens einsieht, und deshalb nichts damit zu thun haben will. Er ist von dem Hrn. Erzbischof, Grafen von Migazzi angezapft worden, dies kann man bey seiner ganzen Vertheydigung voraussetzen. Diesen führt er wacker, und nicht ohne Salz. Der Erzbischof, (um den würdigen Mann zu schikaniren) verlangte, er sollte täglich Messe lesen, und Blarer wollte nicht. Er sagt, er habe kein Amt in Wien bekleidet, keine ihm angewiesene Gemeinde gehabt, mithin könne er die Verbindlichkeit zum Meßlesen nicht einsehen. Ueberdem habe er die ekelhafte Menge der Priester, die damit ihren Wucher treiben, nicht vergrößern wollen.

S. Eminenz mögten nur ein wenig darüber nachdenken, was das für ein Priesterleben in Wien jezt sey. Des Vormit-

tages verdiene man mit stillem Meßlesen zwar manchen halben Gulden, des Nachmittages werde Salve Regina und Litaney gesungen, aber das Volk bliebe in der dicksten Unwissenheit, so daß der heil. Ambros, wenn er aufstehen sollte, gewiß manchen schändlichen Priester vom Altar verjagen würde. (Dies wird S. Eminenz nicht sonderlich ans Herz treten. Se. Em. wissen wohl, daß der heil. Ambros nicht wieder komme, und da dieselben dem Kaiser nicht gehorchen, so würden sie auch auf einen todten Kirchenvater nicht achten. Die Herren brauchen die Patres nur, wenns ihren Absichten dienet.) In den ersten christlichen Zeiten habe jedes Stück des Gottesdienstes zum Unterricht des Volks beytragen müssen, da sey mehr Besserung in einem Tage, als jetzt im ganzen Jahre erhalten worden. Durch Messelesen werde kein Mensch um ein Haar klüger und besser. (O güldnes Wort! Gott segne den redlichen Blarer.) Auch sey die Subordination, deren Mangel man ihm vorgeworfen, zwar ehrerbietig zu erfüllen, aber sie müsse auch nicht zu weit getrieben werden. St. Gregor habe gesagt: admonendi sunt subditi, ne plus quam expedit, sint subiecti. Das gebe er S. Eminenz zwar nicht zu riechen, sondern führe es bloß an, weil es St. Gregor gesagt. Was den Ausspruch des P. Cellot in seinem Buche: de hierarchia, anlangt, wo es heißt: Daß es nicht zu viel wäre, wenn nicht nur alle Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts, wofern es seyn könnte, sondern auch die leblosen Körper, und sogar die unvernünftigen Thiere zu lauter Priester würden, um Messe lesen zu können, (wir bitten doch die Protestanten aufzumerken, was noch in der katholischen Kirche für ungereimte Dinge behauptet werden.) so glaube er, daß Cellot und Konsorten ihr Urtheil bald ändern würden, wenn nur der halbe Gulden nicht wäre. Uebrigens werde ja die arme Wienerkirche sich über ihn nicht ärgern, da sie der Aergernisse über unwürdige Priester sehr gewohnt, oder vielmehr sich dann nur zu ärgern pflege, wenn Misbräuche abgeschafft werden sollen, oder hie und da ein Priester fromm und tugendhaft lebt.

Wir können nicht umhin, von der männlichen Schreibart des redlichen Verfassers dieser Schrift wenigstens eine kleine Probe zu geben. S 40 sagt er: „Jesus Christus hat niemals „gesagt, man solle Acht haben, ob ein Priester fleißig Meß lese, „oder

„andere Verrichtungen seines Amtes versehe, um zu wissen, ob „er ein guter oder schlechter Priester seye, dieses wäre ein betrüg„liches Zeichen; die Pharisäer und jüdische Priesterschaft müs„sen in gottesdienstlichen Verrichtungen fleißig gewesen seyn, „sonst hätte es ihnen Christus und sein heiliger Vorläufer auch „verwiesen, und doch sind sie nichtswürdige Geistliche gewesen; „desgleichen haben die Priester und Diakoni zu Antiochia ihrem „Bischof, dem Paul von Samosat, auch nicht vorgeworfen, „daß er nie Meß lese, nie predige, oder andere bischöfliche Ar„beiten unterlasse, sonst hätten sie es ihm gewiß nicht geschenkt, „und doch ist er in dem dortigen Concilio abgesetzt worden; „hingegen hat der heilige Hieronymus, so lange er noch lebte, „und der heilige Paulin von Nola, bis er Bischof gewor„den ist, und viele andere heilige Priester, nie Meß gelesen, „und doch werden sie von der katholischen Kirche für Heilige „gehalten.

„Unser göttlicher Stifter, Lehrmeister, Herr und Richter „hat uns ein anderes, zuverläßigeres Mittel gegeben, die guten „Bäume von den bösen, die wahre Propheten von den falschen, „und die Schaafe von den reißenden Wölfen in Schaafsfellen „zu unterscheiden, nämlich die Früchte, welche sie tragen, die „Werke, welche sie ausüben, und die Sitten, welche sie an „sich haben, dieser ist der rechtmäßigste Weg, unser Gewissen, „unsere Denkungsart, und unsere Lehre zu beurtheilen, wie „es die katholische Kirche zu allen Zeiten, und besonders die „Geistliche zu Antiochia gegen ihren nichtswürdigen Bischof „beobachtet haben.

„Wenn Ew. Hochfürstl. Eminenz fänden, daß ich mit un„serer heil. Religion und ihren göttlichen Geheimnissen ein zeit„liches Gewerb triebe, meinen Glauben zu meinem Vortheil „einrichtete, meine Grundsätze feilböthe, und meine ganze Re„ligion nach Zeit und Umständen abänderte; wenn ich, da ich „von armen Aeltern bin, und nichts, weder geerbet noch sonst „erworben habe, im Priesterthum vermöglich und reich gewor„den wäre, oder nur merken ließe, daß ich es werden wollte, „wenn ich eitel im Anzuge, oder zum Staatmachen lüstern wäre; „wenn ich mich gegen Mindere gebieterisch, gegen meines Glei„chen hochmüthig, und gegen meine geistliche und weltliche „Obrigkeit stolz, und frech bezeigte; wenn ich für ein geistliches „Amt große Einkünfte zöge, und doch nichts arbeiten wollte, „sondern ein müßiges, zerstreutes, und ganz weltliches Leben

 „führte;

„führte; wenn ich bloß den Geschäften dieser Welt obläge; gute „Tafeln und den Wein liebte, und mich einer ganz üppigen Le„bensart ergäbe, welche Klagpunkten die Priester von Antio„chia in ihrer Provinzversammlung wider den Paul von Sa„mosat eingegeben haben, (Fleury hist. Eccl. Liu. 8. n.) wenn „man auch keine junge Weibsbilder bey mir anträfe, dergleichen „er bey sich im Hause gehabt hat, und wenn ich noch so fleißig „Meß läse, so könnten Ew. Hochfürl. Eminenz und ein jeder „Christ doch mit gutem Gewissen urtheilen, daß ich ein sehr „liederliches Leben führen müsse, und daß mein Glaube, mei„ne Grundsätze und ganze Denkungsart, weil sie gar so böse „Früchte trüge, unmöglich gut und richtig seyn könne."

Difficile est tacere, cum doleas.

Schon 1771 war Kardinal Migazzi insgeheim, was er 1783 öffentlich ist. Von Anton Zaccaria. Der ganzen Welt vor die Augen gelegt. Rom, 1783. 92 Octavseiten.

Die Hauptsache, worauf sich diese Schrift bezieht, ist eine Kaiserl. Königl. Verordnung, in welcher zur Zeit der Kaiserinn Maria Theresia, die Ordensgelübde auf das 24ste Jahr festgesetzt wurden, wogegen der Kardinal Migazzi seine Einwendungen eingereicht hatte. Diese wurden von den kaiserlichen Räthen beantwortet, und gegenwärtige Schrift stellt nun Hrn. Grafen Migazzi Widerlegung jener Antwort vor, welche er, ihrem wesentlichen Inhalt nach, zugleich anführt.

Sein heiliges Amt, sagt er, habe ihm diese Widerlegung abgedrungen, und darauf pocht er auch bey der Behauptung einer gedoppelten Unschicklichkeit, theils, daß es ihm frey stehe, sich nach den Personen zu erkundigen, die das Gewissen des Landesherrn wahrhaftig zu beruhigen vermögen *), theils daß die von Christo eingesetzte geistliche Macht von der weltlichen schlechterdings unabhängig seyn müsse. Alle Unordnungen in der Kirche leitet er davon ab, daß das Gesetz nicht beobachtet worden, nach welchem der römische

*) Soll vermuthlich bedeuten, dem Landesherrn Jesuiten zu Beichtvätern zu geben. Se. Eminenz sind bekanntlich den Jesuiten sehr gewogen, gewiß auch die Jesuiten Sr. Eminenz.

sche Pabst als Mittelpunkt und oberster Richter der Kirche behandelt werden muß. Da den Bischöfen das Innere der Religion anvertrauet worden, so müßte auch das Aeußerliche von ihnen abhangen, und keinesweges von solchen, die keine Hirten in Israel sind. (Die Millionen Layen sollen in der katholischen Kirche gar nichts bedeuten!) Wäre es genug, des Landesfürsten Gewissen in Sicherheit zu setzen, wenn einzelne gelehrte, auch wohl fromme Männer ihm das Recht zueignen, in wesentlichen, von der allgemeinen Kirche verordneten Sätzen der Disciplin Abänderungen zu machen: so würden die Angeln des Heiligthums (Schöne Phrasis, bedeutend die 100,000 Fl. jährliche Einkünfte der Erzbischöfe,) bald gehoben werden, so sey die Religion in allen Ländern zu Grunde gerichtet. (Wenn Se. Eminenz sich in protestantische Länder bemühen wollten, würden Sie da viel herzliche Religion finden.) Der erste Schritt sey nie die Angreifung der Dogmen gewesen, sondern der Vorwand der Abstellung der Mißbräuche, und daß man dem Landesherrn eine Einsicht zugeeignet, die ihm nicht gebührt. So sey auch das ius sacrorum der Protestanten entstanden, welches den Landesherrn zum Haupt der Kirche gemacht, aber auch unwiderbringlich von der wahren (katholischen) Kirche getrennet habe. (Wofür wir Gott von ganzem Herzen danken.) *Concilia Oecumenica* könnten allein der richtige Maßstab und Vorschrift in geistlichen Dingen seyn, da die Unfehlbarkeit ihnen allein zukäme. Was sey aber mehr geistlich, als die Ablegung eines Gelübdes zum bessern Seelenheil? (Ich Unwürdiger stelle mir vor, jeder katholischer und protestantischer Laye könne sein Seelenheil besser selbst besorgen, als ein Mönch, Pfaff oder Erzbischof.) Mithin müsse auch die Bestimmung des zur Ablegung dieses Gelübdes erforderlichen Alters eine bloß geistliche Sache seyn. Privatkirchen sowohl, als die allgemeine Kirche im Concilio zu Trident hätten darin Ordnung zu machen für nützlich erachtet, mithin müsse die Abänderung, wenn dergleichen erfolgen solle, auf eben dem Wege geschehen, nach der Rechtsregel, daß eine Sache durch eben die Mittel auseinander gesetzet werden müsse, wodurch sie zusammengefügt worden. Wie höchst unrichtig falle also die Folge aus: Die Kirche hats gethan, also kanns der Landesfürst auch thun? Wie, wenn man in Civilsachen den Schluß umkehren wollte? — (Wie gefällt unsern Lesern

dieser Prodromus? Ists nicht zum Erstaunen, daß die Landesfürstin solchen geistlichen Stolz ertragen hat?)

Auf den ersten **Einwurf**, daß in allen Jahrhunderten ähnliche Klagen der Geistlichkeit gehört worden, wenn die Fürsten Zucht und Ordnung herstellen wollen, antwortet der Hr. Graf **Migazzi**, daß er solches nicht in der Geschichte finden könne, (O! Es ist doch so leicht zu finden! wenn aber der Hr. Graf so unwissend in der Geschichte ist, so hätte er nur den gelehrten Hrn. **Eibel** um Beystand bitten sollen.) wohl aber, daß arianische, und vom Glauben abtrünnig gewordene Kaiser die Mönche oftmals zwingen wolleu, an ihren Irrungen Theil zu nehmen, welches diese aber nicht gethan. (Wenn doch ein Erzbischof die Kirchengeschichte gründlicher wissen möchte!)

Zweyter Einwurf: Es sey nicht die Meynung, die Orden also zu vermindern, daß die Religion dabey litte, sondern nur der schädliche Ueberfluß solle weggenommen werden.

Antwort: In den Zeiten des Glaubens und der Liebe sey nie **Ueberfluß** gewesen. (Nicht?) Der Gegenstand der Klosterleute sey, Gott **mit größerer Vollkommenheit** zu dienen, (dieser Zweck ist noch nicht erreicht,) das Geschäfte der Seele mit Sicherheit zu wirken, und mit **Bußwerken** den **Zorn Gottes** (das elende Geplapper und Kasteyen der Mönche verlangt Gott nicht, der auch nie zürnet,) von andern Leuten abzuwenden. Dergleichen Leute könnten aber nie zu **viel** seyn, (wie unverständig!) sie schafften **mehr Gutes als alle übrige Menschen** mit ihren zergänglichen Geschäften. (Der Hr. Erzbischof und sein ganzes Kapitel schaffen **weniger** Gutes als Graf v. **Frieß**!) Die Mönche **besänftigten** mit ihren übernatürlichen Werken Gottes Grimm, und schafften von Sion Hülfe herab. (Ists möglich, kann ein Erzbischof 1771 solchen Unsinn schreiben, der im finstern Zeitalter nicht ärger gefunden ward! Kaum kann Recens. seinen Augen trauen.) 1800 Ordensleute wären in Wien, einer Residenz, doch gewiß nicht zu viel. (O weh! sollten in einer solchen Residenz nicht 8 Faullenzer schon sehr unnöthig seyn? 1800 Kattunweber sind besser als 8 Mönche!)

Dritter Einwurf: Die Verminderung und Aufhebung der Orden würde die Religion nicht stöhren, da sie ihr Daseyn den Orden nicht zu danken hat.

Ant-

Antwort: Remigius und Martius hätten Frankreich, Augustinus England, Bonifacius und Lutgerus Deutschland, und so mehrere Mönche mehrere Länder bekehrt. In Asien, Afrika und Amerika hätten Mönche die Religion ausgebreitet und erhalten. (nämlich die Hierarchie befestigt?) Bey der Reformation sind sie die Vormauer gewesen. (Schade für eine solche Vorwauer!)

Sechster Einwurf: Seit der allgemeinen verderblichen (Siehe da! Merkt es ihr Protestanten!) Reformation von Deutschland sind von der heiligen Religion keine andere Länder abgefallen, als Japan und England, die Verminderung der Ordensgeistlichen war hier nicht schuld, und zur Zeit, da Luther und Calvin ihre Irrthümer ausbreiteten, waren die Klöster nicht vermindert. (Der Einwurfsmacher weiß sich doch auch bey seiner katholischen Religion zu benehmen. Es ist lustig, zween Blinde sich mit einander so rausen zu sehen. Der eine stößt nach Norden, der andere parirt nach Westen.)

Antwort: Wenn man gleich nicht mit der Verminderung der Klöster den Anfang gemacht, so war es doch nebenbey ein unglückliches Mittel zur Stürzung der Religion. Der arianische Kaiser, Valens, gieng nach der Erzählung des Fleury eben so zu Werke. Luther sagte: De sanguine illorum nos manus lauare oportet.

Siebenter Einwurff: Da die Mönche oft Kinder von 14 Jahren in die Klöster geschleppt, so hat der tridentinische Spruch nur den Mißbräuchen Einhalt thun sollen, mit dem Satz: professio non fiat ante 16 annum expletum.

Antwort: Die frühe Ableistung des Gelübdes soll dem Jünglinge dazu förderlich werden, daß er keinen Geschmack an Dingen der Welt bekomme, auch verhüten, daß er nicht wieder abtrete vom Heiligthum. (Fein gegeben! Gott hat die Menschen geschaffen, nicht im Kloster, sondern in der Welt und im häuslichen Leben zu leben.

Im zweyten Theile gehts frisch wieder drüber her, daß die Macht des Landesfürsten mit geistlichen Dingen nichts zu thun habe, und obgleich in Provinzialconcilien zuweilen das 40ste und 50ste Jahr zur Einkleidung verordnet worden: so folge daraus eben, daß ein ökumenisches, welches 16 Jahre festsetzt, auch respektirt werden müsse. Auf den Einwurff, daß der Eintritt in die Klöster eine Civilsache

 sey.

sey, giebt der Hr. Graf Migazzi die posserliche Antwort, daß Klöster, Mönche, und Gelübde heilig zu achten, mithin gehörten sie unter die Jurisdiction der Hierarchie. — Einen der sonderbarsten Einwürfe wollen wir doch noch auszeichnen, daß nämlich die Vorsehung die christliche Kirche schon beschützen, und nicht zulassen werde, daß ihr durch menschliche Gesetze Schaden geschehe, indem die Schrift versichert, daß sie bis an den letzten Tag der Schöpfung bestehen solle. Hierauf antworten Se. Eminenz noch am vernünftigsten, daß das eine lächerliche Wendung sey, geruhen aber zu behaupten, daß England, Schweden, Dänemark, ein Theil Deutschlands, und fast der ganze Orient es zu ihrem ewigen Unheil erfahren, was menschliche Gesetze schaden können. (Diese Protestantischen Länder sind mit dem Unheil, von der Hierarchie nichts zu wissen, sehr wohl zufrieden!)

Nun so weit von Einwendungen, die einen nur mittelmäßigen, zugleich aber partheyischen Kopf — und von Antworten, die die ärgste Bigotterie und Stupidität verrathen, und so frech die landesfürstliche Macht schmälern.

Wir haben deshalb eine längere Anzeige dieser Schrift gemacht, damit diejenigen, die sich den Zustand der katholischen Kirche als sehr gereinigt, träumen, und die Religionsvereinigung als eine leichte, thunliche Sache ansehen, durch diese Migazzische Abhandlung belehrt werden mögen, daß Licht und Finsterniß nie zu vereinigen sind.

Sammlung der Sendschreiben der Gemeine zu Wien, an ihren Oberhirten Kardinal Migazzi, nebst Antworten, und nöthigen Beylagen. Für das Archiv unserer Enkel bestimmt. Frankfurt, 1783. in 8. 60 Seiten.

Der Herausgeber sagt in der Vorrede, der König von Preussen lege eine besondere Bibliothek von allen Schriften an, welche, seit der Regierung des Kaisers, sowohl in den Kaiserl. Königl. Staaten, als andern Provinzen erschienen sind, und zwar würden alle diese Büchelchen in rothen Chagrin gebunden. Dies Werk, meint er nun, werde ja auch ein Plätzchen darin verdienen. (Die Erzählung ist eine ungereimte Fabel. Was wollte

wollte wohl der König mit allem dem Zeuge machen, was in Wien herauskömmt?) Sodann wolle er aber auch in selbigem beweisen, daß man heut zu Tage in Wien, in Ansehung der Aufklärung so wohl, als Hierarchie, mehr wage, wie irgend wo anders. Wer die Wiener Predigerkritik kenne, habe den Schlüssel zu diesem Sendschreiben. Der Wiener katholische Hans Wurst (wird wohl Meister Fast seyn sollen, sonst könnte es auch Meister Maccioli bedeuten.) habe als Curator des alten Mönchssauerteiges, so viel Dummheit und Eseleien geschmiert, daß seines Unsinns kein Ende sey, dennoch aber Proselyten gemacht, und was das ärgste sey, so berufe er sich auf Sendung und Mitwirkung des Oberhirten. Natürlich hätten einige endlich auftreten, und, im Namen der ganzen Wienergemeinde S. Eminenz fragen müssen, ob Fasts Lehre die seinige sey, und das geschehe in diesem Schreiben. Unter dem Namen: Gabriel Weyder, der die Antworten ertheilt, stecke der Graf Migazzi selbst, obgleich die Wiener Realzeitung diesen Weyder für das dümmste und armseligste Schaaf der ganzen Heerde erkläre. — Die Sendschreiben sind nach der Weise der apostolischen Briefe in der heil. Schrift abgefaßt, stellen P. Fasts unkluge Lehren von Mönchswundern, Brüderschaften und Wallfahrten vor, und fragen: ob Migazzi das alles billige. Das wird in dreyen Sendschreiben auf einförmige Art vorgetragen. Die Antworten von Fast und Weyder, die aber die Hauptfrage nicht beantworten, bedeuten nicht viel. Zuletzt steht eine Bitte an den Kaiser, er wolle sich der Wienergemeinde annehmen, da Migazzi ihnen nicht antworte. (Langweilig und schleppend.)

Drey Briefe eines vermumten Weltpriesters von dem Ende des Cölibats mit diesem Jahrhundert, beantwortet von einem andern Weltpriester, 1783. in 8. 87 Seiten.

Das ist einer, der sich schnaubend durchzubeißen versteht; er schreibt von Ehelust unbeschnittener Böcke, (muß selbst also wohl ein beschnittener seyn,) und erinnert, daß man das Gebieth des venerischen Reichs über die ganze Welt ausbreiten will, wodurch die Klöster, die fruchtbare Schulen der Tugend und Gelehrsamkeit wären, leiden müßten.

Constantin habe das Bild der Venus weggeschafft, wo er das Kreuz gefunden, jetzo denke man, die lebendige Venusbilder dahin zu setzen, wo sonst das Kreuz gestanden. (Unsere Leser werden doch den Bruder mit der Mönchskutte merken?) Das wolle er zugeben, daß aus Priesterehen Kinder, ja wohl gar Päbste gebohren werden, aber sein Adversar solle ihm beweisen, daß die Priester von der Zeit an, da sie die höhern Ordensweihen empfangen, Ehen, und zwar mit Bewilligung der Kirche, eingegangen. (Nur ein Mönchskopf kann Ordensweihen mit den Rechten der Menschlichkeit gradehin in Widerspruch setzen, und das, was Pabst und Concilien thaten, den geheiligten Rechten der Menschheit entgegensetzen.) Die heilige Schaubrodte wären von Abimelech den Knechten Davids verweigert, außer, sie wären rein von Weibern. Wie schamlos müßten also die Diener Gottes seyn, wenn sie, rauchend von der Wollust mit ihren Weibern, am Altar, unter der Gestalt des Brodts und Weins, das unschuldige Gotteslamm empfingen. (Eine feine Probe der Aufklärung.) Der Kirchenrath zu Kostnitz habe doch eben sowohl den Cölibat befehlen können, wie die Reichung des Kelchs im Abendmahl verboten wurde. (Das reimt sich gut.) Zu den Mitteln zur Keuschheit könne das beschauliche Gebeth, Fasten, Abtödtung äußerlicher Sinne, Kasteiung des Fleisches, Umgürtung der Lenden mit empfindlichen Bußzeug (auch vieles Essen, Trinken und Faullenzen, welches phlegmatisch macht.) gar wacker genützt werden; und Christus sage, durch Gebeth und Fasten fahre der Teufel einstweilen aus. Kaiser Carl V. habe durch das Interim, auf dem Reichstage zu Augsburg, die lüsternen Pfaffen, die Luther mit seinem Feldgeschrey: Weiber! Weiber! irritirt hatte, zur Rückkehr anleiten wollen, indem er die Erlaubniß zu heyrathen gab, mit dieser Oekonomie aber keinesweges die Schande des ganzen Klerus zu veranstalten gesucht, der damals in einer verderbten Sittenepoque gelebt, jetzo aber seine erleuchtete Stirn empor hebe. Von der Zusammenkunft des Pabstes und Kaisers sey, im Punkt des Weiberhandels, nichts zu besorgen, dazu wären Pabst und Kaiser zu vernünftig, der Kaiser habe auch selbst keine Frau, (eine sehr unverschämte Anwendung!) und das Gerippenwerk der Geistlichen (sie haben doch oft dicke Bäuche) wäre zur Bevölkerung, worauf ohnehin der Fluch hängen würde, nichts nütze, als wozu Officier und Soldat bestimmt wären. Luther habe, bey seinem Reformationsgeiste nur die Heyrath mit seiner

ner Räthe gemeint, deshalb ihm auch Erasmus deu Rücken gekehrt, und seine Reformation eine Komödie genannt. (Die Komödie hat doch sehr heilsame Folgen fürs menschliche Geschlecht gehabt.) Ein Modepastor, der in der Einen Hand das Evangelium halte, und mit der andern die Frau umarmen wolle, werde dem muthigen Jüngling, und stutzenden Mägdlein von Abtöotung des Fleisches, nicht mit Erfolg vorschwätzen können. (Kein vernünftiger Prediger soll und wird von Abtöotung schwatzen.) Die Aufhebung des Cölibats sey auch mit keinem Nutzen für den Dienst Gottes, (das heißt, für den Dienst der Hierarchie) verbunden, denn wer ein Weib hat, sey getheilt; habe keinen Nutzen für den Staat, (unverschämte Lügen.) der ohnehin Bettler genug hat (freylich Kapuziner und Jesuiten, welche auch betteln müssen, ehe sie Nostri werden) habe keine Nutzen für die Gemeinde, weil Wittwen und Waisen bey einem Seelsorger wenig Trost finden würden, der selbst hungrige Mäuler zu stopfen hat. (Der Verfasser frage doch nach, wie viel Gutes die Prediger in protestantischen Ländern thun!) Nonnen zu Priesterfrauen zu machen, sey Bubenstück, Gottesraub und Abentheuer, das Luthern zum Urheber hat.

Mit der Absicht, die Kirchen zu vereinigen, sey es lauter nichts. (Dafür steht uns dieser Bursche, und seines gleichen ein.) Der Fall sey schon da gewesen, daß man den Kalixtinern den Kelch, und den Priestern die Ehe zugelassen, die Herablassung habe aber zur Rückkehr (So! also rückkehren sollten sie?) nichts bewirkt. Aerger wären sie geworden, und hätten den Katholischen den Esel gestochen. Gerade so werde es am Ende des Jahrhunderts auch gehen, die Protestanten würden den Katholiken Hohn sprechen, gleich wie zu Zeiten Pabst Clemens XI. als er die Bulle unigenitus verkündigen lies, schon der Pasquin den Hinterm öffentlich gewischt, mit der Inschrift: Reformirt 1713. den 6 Sept. um zu zeigen, daß die Satzungen zur Beylegung der Unruhen der französischen Kirche nichts nützen würden, eben so würden auch die Weiber zum wischen, nicht aber zum reformiren was beytragen können. (Man sehe einmal, wo es mit der Reformation des achtzehnten Jahrhunderts stehet!

Europens Aufklärung durch das Christenthum. Als eine Zurechtweisung für den Herrn Verfasser des Horus. Von C. W. von R. einem Protestanten. Berlin und Breslau, 1784. klein 8. 137 Seiten.

Der Verfasser hat sich, mit einiger Belesenheit, über den Irrthum des Horus erklärt, (der dem Christenthum keinen Antheil an Europens Aufklärung zugestehen will,) und durch alle christliche Zeitalter nachgewiesen, wie irgend etwas Gutes durch die Geistlichkeit (die Geistlichkeit ist noch nicht Christenthum) veranstaltet worden. Die übrigen Ideen im Horus hat er unberührt liegen lassen. Vom Stifter der christlichen Religion, der in jenem Buche sehr herabgewürdigt war, spricht er desto rühmlicher, und zeigt, daß seine ausgestreueten Begriffe wohlthätig gewesen. Hierauf lehrt er die Einförmigkeit der ersten christlichen Gemeinden, und ihren verlassenen, von aller äußern Regierung entblößten Zustand, daraus abzunehmen sey, wie sie, zur Vermehrung ihrer Gesellschaft, (diese Ideen müßten wohl berichtigt werden,) Leute aufgenommen, die, mit fremden Sitten, auch alexandrinische, jüdische, griechische, platonische Lehre mitbrachten. Drey Hundert Jahre liefen so hin, daß ihre Lehrer ihr einziger Trost waren, (Ist wieder sehr schwankend.) daher sie ihnen auch, natürlicher Weise, sehr wichtig werden mußten. Aus dieser Lage wirds auch begreiflich, wie die Geistlichkeit durch Ansehen und Beyfall verleitet, Widerstand gegen die Regenten zuweilen versucht, der auch nicht selten nothwendig war, um Despotismus, und manches habsüchtigen Günstlings und Satrapens Entwurf zu vereiteln. (Klingt zwar sehr schön, wenn die Geistlichkeit nur nicht selbst beständig gierig nach Macht und Reichthum um sich gegriffen hätte.) Was der Verfasser von der westlichen Geistlichkeit, und der Entstehung ihres kühnen Betragens, als Lehnsherrn, sagt, soll ihren vorzüglichen Stolz gegen Regenten und den Pabst erklären. Die Mönche, meynet er, wären hier die einzigen wirklich Geistlichen gewesen, die den Rest der Wissenschaften noch erhalten. (Freylich einen kleinen, mit vielen Unsauberkeiten verbundenen Rest.) Daß das Lehnswesen jeder damaligen Verfassung die Gestalt gegeben, und in Anarchie ausarten müssen, woraus nachmals Hierarchie entstand, (Hier sind wieder alle Begrif-

se

se verwirrt.) der sich die Könige selbst zu ihrem Nutzen unterweilen bedienten, das hat Grund. Ueberhaupt vermeldet der Verfasser den natürlichen Gang zu zeigen, wie, durch alle Jahrhunderte das Betragen der Regenten, gesammten Geistlichkeit, und Päbste sich so habe entwickeln können, wie wirklich geschehen, und eignet den Päbsten die Erhaltung der Sittlichkeit und Religion zu. (Wie viel waren derer, die Sittlichkeit zeigten, und welches war die Gestalt ihrer Religion? (Man studiere doch die Geschichte!) Den kämpfenden Baronen, die das Volk plünderten, und unterdrückten, mußte die Geistlichkeit Widerstand thun, und bald auf dieser, bald auf jener Seite das Gleichgewichte erhalten. (Das wollten sie nicht. Wenns Gleichgewichte da war, hob es ihr eigener Stolz nicht selten auf.) Die Armuth des Volks, und die Wildheit ihrer Tyrannen machten es nothwendig, daß die Geistlichkeit nach Ländereien greifen mußte, womit die Jurisdiktion verbunden war. (Das ist eine feine Entschuldigung der Ungerechtigkeit!) Daß der Pabst die Investitur an sich zog, geschahe aus dringender Nothwendigkeit, damit die geistlichen Güter nicht das Eigenthum des wilden Adels werden möchten, (Wieder ein Kniff, der alle Büberey entschuldigen kann.) zumal eine Staatskasse zur Besoldung der Geistlichen nicht vorhanden war. (Die Herren wußten sich schon selbst zu versorgen.) Hätte Faustrecht, Anarchie, und Lehnsgeist die völlige Macht erhalten, so wäre die Geistlichkeit verschwunden. (Recensent ist kein Zeitpunkt in der Geschichte bekannt, da es so gar große Noth mit den Geistlichen gehabt hätte.) Der Cölibat wurde eben so durch Zeit und Umstände veranlaßt. (Durch seine Politik die Hierarchie zu befestigen, und doch mit den Focariis alle Lüste zu treiben.) Die erste Anlage war Verfolgung und Gefahr der Geistlichen. (So! wie wäre das zugegangen?) Gregor machte aus politischen Gründen denselben zur eifrigen Pflicht, weil aus den Kindern der Geistlichen nichts als Leibeigne werden konnten. (Nur allzu politische Gründe hatten freylich die Päbste, aber von den Kindern waren sie gewiß nicht hergenommen.) Wer das Schicksal der Zeiten beurtheilen will, soll immer aufs Ganze sein Augenmerk richten, und vorzüglich auf den Fortgang der Sitten. Wenn der Pabst geizig mit Dispensationen financirte, so war das ein kleineres Uebel, (Feine Entschuldigung dieser argen Büberey,) nicht zu vergleichen, mit dem Vortheile, daß die Ehesachen unter dem kanonischen Rechte stun-

stunden, wodurch die wilde Unzüchtigkeit der Fürsten gebändigt, (ward sie gebändigt? da sie für Geld thun konnten, was sie wollten?) und dem Geringen das Recht der Menschheit zugewandt wurde. (Hier mißbraucht der Verf. ein so würdiges Wort.) Die Päbste befanden sich auch oste in den verwickeltesten Lagen, und unbeschreiblichen Versuchungen, auch ist ihr Betragen sehr verlästert, und mit Lügen entstellt worden. (Dies ist nicht geschehen, sondern die Wahrheit der Geschichte redet laut von ihren Uebelthaten.) Wie oft hat die Geistlichkeit der unterdrückenden Macht Widerstand gethan, Freyheit geschützt, (davon ist wenig bekannt) griechische und römische große Grundsätze verbreitet, (verba ceteraque nihil!) Handlung und Kunst eingeführt, (sehr wenig!) die Unwissenheit der Richter verdrängt, Universitäten angelegt, so, daß derjenige kein aufgeklärter Mann seyn kann, noch weniger Geschichtskundiger, der die Verpflichtung nicht kennt, die wir Europäer gegen das Christenthum auf uns haben. — Nächst dem, daß der Verf. Pabstthum und Christenthum so gradehin verwechselt hat, sieht man hier abermal nur Eine Seite der Sache. Der gemeine Fehler der meisten Urtheile. Dieses Büchlein bekleistert alles, was je durch Geistlichkeit, da sie ausartete, Unfug geschehen. Ein anderes zeichnet sich durch extravagirendes Schelten auf Pabst und Mönche aus. Das Eine lobt, entschuldigt, findet in allen Erfolgen eine natürliche Anlage; das Andere gießt das Kind mit dem Bade aus. Wenn wird man doch den gepriesenen Mittelweg einschlagen, und beyde Seiten der Menschen und ihre Handlungen beäugen! Unserm Verfasser geben wir zu bedenken, daß unläugbar unter den Päbsten und der Geistlichkeit die größten Ungeheuer gewesen, die Mord und Elend über die menschliche Gesellschaft gebracht, und, da er selbst ein Katholik zu seyn scheinet, so wolle er bedenken, daß seine Kirche immer noch Sätze lehrt, bey welchen sichs wahrlich nicht gut leben läßt. Dem Verf. des Horus aber empfehlen wir die Beherzigung des unleugbaren Segens, den die göttliche Vorsicht im Laufe der Christengeschichte, zu allen Zeiten, bald mehr, bald weniger sichtbar, zu erreichen gewußt. — Die Schreibart in diesem Büchel ist unangenehm und inkorrekt. Sollte der Verf. nicht vieles aus Tyge Rothe's Betrachtungen abgeschrieben haben? Es scheint dem Rec. so.

Renbiers Gedanken über die, den Klostergeistlichen, bey Gelegenheit der neuen Pfarreinrichtung, in den Kaiserl. Erblanden, zur Prüfung für die Seelsorge, vom Kaiserl. Königl. Hofe, und dem erzbischöflichen Wienerischen Konsistorium, vorgelegten Fragen. Erster Band. Zweyte vermehrte Auflage. Wien, gedruckt und verlegt in der Sonnenleithnerischen Buchhandlung, 1784. 316 Seiten in groß 8.

Da diese Fragen, die mehr kasuistisch und kaptiös, als wirklich nützlich sind, bereits im zweyten Stück des drey und funfzigsten Bandes dieser Bibliothek abgedruckt sind: so wollen wir die Leser dahin verweisen, und hier nur von den Beantwortungen etwas anmerken. Nur die erste Frage müssen wir ganz hersetzen, da sie so unbestimmt ausgedrückt ist, daß man so wenig aus ihr selbst, als aus der Antwort klug werden kann. Sie lautet folgendermassen: **Welch eine Meynung man in Dingen, die die Sitten betreffen, und, wenn es um die Schadloshaltung eines dritten zu thun ist, folgen müsse?** Antwort: der Vorschrift des Glaubens. Die ganze Moral beziehe sich nämlich auf zween Punkte: A) auf die Regel, welcher der Mensch, um sich in der Ordnung zu erhalten, folgen muß. B) Auf den Endzweck, den jeder vor Augen haben muß, da er sich, und alle seine Handlungen nach dieser Regel richtet.

A) Die Regel, der der Mensch folgen muß, sey Gott, die höchste Wahrheit selbst. Darunter sey die Pflicht gegen Gott, sich selbst, und gegen den Nächsten. B) Der Endzweck sey die Liebe Gottes. — Hier schweift nun der Verfasser umher, und deklamirt wider alle diejenigen, die noch andere Zwecke von sich selbst, und den Kreaturen zum Augenmerk haben, ohne daran zu gedenken, daß eine vernünftige Unterordnung statt haben könne. (Man siehet, daß der Verfasser gar keine richtige philosophische Begriffe hat.) Uebrigens widerlegt er die Mönchsmoral, es sey genug, das ganze Jahr Eine Handlung der Liebe zu thun; es sey erlaubt, bisweilen als Mensch zu handeln, ohne an Gott zu gedenken; Gott befehle uns nur, ihn nicht eigentlich zu hassen — und dergleichen, keiner Widerlegung würdige Lehr-

sätze der klösterlichen Dummheit, und der jesuitischen Zweyzüngigkeit. Nachdem der Verf. nun mit allerley Gründen, guten und schlechten, glücklich und unglücklich gefochten, schliest er mit den Worten: In allen Dingen, die die Sitten, und Schadloshaltung eines Dritten betreffen, ist es Pflicht des Christen, die Regeln der heiligen Schrift, die Vorschriften der heiligen Väter, die Verordnungen der Kirche, die Gesetze der Vernunft, und der Rechte, mit Mühe aufzusuchen, mit Eifer zu lernen, mit Standhaftigkeit zu befolgen. Das würde eine weitläuftige Litaney werden, wenn das alles wirklich erfodert würde.

Bey der zweyten Frage: ob die Gewohnheit von der Sünde entschuldige? sagt er, die Gewohnheit sey gedoppelt, die, der Rechte, und der Moral. Die Gewohnheit des Rechts entstehe durch die ausdrückliche Verordnung des Landesherrn. Wenn die Einstimmung des Regenten fehlt, so sey es nur Gewohnheit der Handlung. Gewohnheit der Moral aber sey die persönliche Gewohnheit, die dem Menschen zur Natur werden kann. (Welche scholastische unverständige Begriffe!)

Dritte Frage: Von der Verbindlichkeit der Gesetze des Landesherrn im Gewissen, und dessen Strafgesetzen. Obgleich Strafen noch lange keine Gewissensgewalt mit sich führen, sollen sie doch zum Gehorsam verbinden.

Vierte Frage: Von der Kirchen- und Klosterimmunität, ist nach den Landesverordnungen beantwortet.

Bey der siebenten Frage, von der Beichte, verlangt der Verf. 1) daß der Beichtvater dafür sorgen müsse, daß die Beichte vollständig geschehe, sich fleißig nach den Umständen, Gattung der Sünde, Gelegenheiten, Leidenschaften erkundige, die Grundsätze der Kirche verhalte, nach der letzten Beichte frage, dabey aber 2) von Bekanntmachung aller Mitschuldigen abrathe, selbst wenn damit gute Folgen verbunden werden könnten.

Bey der zehnten Frage: wie sich Seelsorger und Hebammen in Absicht der Taufe zu verhalten haben, gehet der Verf. ganz ins katholische Ritual hinein. Weil die Hebamme in der Eil ein Wort könnte ausgelassen, unrecht ausgesprochen, unrein Wasser gegriffen haben: so soll der Prie-

ster

ster die Taufe wiederholen, eben das soll geschehen, wenn ein unbekannter Priester getauft hätte. Wenn bey schwerer Geburt, der Kopf zuerst vorhanden ist, soll selbiger getauft werden. Erscheint aber nur Hand oder Fuß, so soll die Taufe auch geschehen, nachmals aber, wenns Kind zur Welt ist, bedingnißweise wiederholt werden. Ist das Kind noch ganz im Mutterleibe, so soll die Hebamme mit holer Hand, oder einem Schwamme, oder einer Sprütze, die Taufe unter der Bedingniß, si tu es capax, verrichten. (Warum nicht gar nach Tristram Shandy's Manier per iniectionem! O! über die Kasuistik!)

Die zwölfte Frage: **wie man sich des Hindernisses des Verbrechens schuldig mache?** soll so leicht keiner verstehen, wenns ihm der Verf. nicht sagt, daß von Ehebrechereien die Rede ist.

Bey der vierzehnten Frage: **vom Verhalten des Seelsorgers bey Sterbenden,** kommen nützliche Lehren und Vorschriften, vernünftige Einschränkungen, und weise Gesetze vor.

Bey der sechszehnten Frage: **vom Verhalten gegen Irrgläubige,** drückt sich der Verf. sehr billig, und den Toleranzgesetzen gemäß, aus. Der Ablaß erstreckt sich blos auf Kirchenzucht und Bußübung, welches mit Weisheit und Einsicht gehandhabet werden soll. Auf die Seelen im Fegfeuer bezieht er sich nicht, für die man blos beten soll. Die Verehrung der Heiligen ist mit der gleich, die man lebenden frommen Menschen zu erweissen hat. (Warum verehrt man denn nicht Lebende, sondern bloß Todte? Warum fragt man den Pabst?) Uebrigens ist Ein Bild so gut als das Andere, und die vom Volke dabey angestellte Andächteley ist Aberglauben. Die Wunder, die indessen durch die Ueberbleibsel der Heiligen verrichtet worden, erheben die Seele zum Vertrauen auf Gott. — (Aber wenn nun die Wunder frommer Betrug sind? O! Katholicismus!) So sehen unsere Leser, daß freylich manches Gute im Buche befindlich, aber doch mit sehr viel ganz falschen Dingen, mit schwankendem, unphilosophischem Geschwätz, und mit den unerweislichen Lehrsätzen der Kirche durchflochten ist. Ein Gottesgelehrter unter uns, der solche theologische Fragen vorlegen, und ein Anderer, der sie dergestalt beantworten wollte, würden beyde eine schöne Figur

gur machen! Wie sehr ist man bey den Katholiken noch zurück, daß man sich mit solchem Zeuge noch herumtummelt!

Bm.

1) Wiener Plunder, von Magister Ridende. 1stes, 2tes Heft. Wien, bey Hartl. 1784.

Plunder allerdings, so wie der Plunder von gewöhnlichen Lesern in Wien es gern lesen mag, ohne viel nachzudenken. Hin und wieder findet sich eine gute Bemerkung: z. B. im IIten Hefte, S. 70. „Haben wir auch wohl schon große Schritte gemacht? — Ich wünscht es von ganzer Seele. Gott erhalte Seine Majestät! Wenn die jungen Sprossen gedeihen, „dann mögen wir nach Jahren davon reden; aber die alten „knolligten Eichen zu beugen? — nein! die Wurzel ihrer Vorurtheile haben zu tiefen Grund gefasset, als daß man Biegsamkeit und Nachgebigkeit von ihnen hoffen dürfte." Dies ist nur allzuwahr! Aber die jungen Sprößlinge sind auch noch sehr schwach. Wollust und Zerstreuung nagen wie Reitwürmer an den Wurzeln, Bigotterie und leichtsinnige Verachtung aller ernsthaften Wahrheiten, bekriechen sie wie Raupen, fressen die Blüthe, ehe sie Frucht tragen kann. Dann verwelken sie, ehe sie Kraft bekommen! Ich frage jeden Biedermann in Wien, ob es nicht so ist?

2) Schwachheiten der Wiener, aus dem Manuscript eines Reisenden, herausgegeben von Arnold, Drey Sammlungen. Wien und Leipzig, bey Hartmann, 1784. 8vo. 60 Seiten.

In der Vorrede wird vorgegeben, ein junger Engländer, der sich einige Jahre in Wien aufgehalten habe, sey der Verfasser dieser Schrift. Ich glaube aber, der Verfasser wird wohl ein junger Wiener seyn. Man merkt dies an mehr als einem Orte. Zum Beyspiel S. 32. heißt es: „Von der Zeit „an, als durch Josephs Gnade das Nationalhoftheater gegründet wurde." So schreibt kein Engländer. Er weiß sehr wohl, daß ein Schauspiel, welches das Publikum ganz bezahlt, nicht von der Gnade des Monarchen lebt. Ein Englän-

Engländer ist noch nie so tief gesunken, daß er einer Sache, die nur durch ihren eigenen **Werth** schätzbar seyn kann, **durch den Namen des Monarchen einen Werth** beylegen will. In diese Thorheit aber verfallen die **Wiener Schriftsteller** täglich.

Doch dem sey wie ihm wolle. Man merkt wohl, daß der Verfasser das Tableau des Paris kürzlich gelesen hatte, als er schrieb. Er hat daraus fast beständig Stellen ausgezogen, und sie auf Wien angewendet. Wien ist freylich kein Paris! daran fehlt noch sehr viel!

Indessen ist wohl einzusehen, daß der Verfasser viele große Mängel in seiner Vaterstadt bemerkt und beherzigt, und sich nicht ganz vergeblich an Merciers Feuer gewärmt hat. Einige Stellen können zur Probe dienen:

S. 9. „Wien ist eigentlich als der Kopf des östetreichi„schen Staatskörpers anzusehen. Es scheinet, daß er beynahe „zu groß sey: wenigstens hat er manchen Auswuchs, der noch „überdies voller Läuse ist. Ob es rathsam wäre, die Auswüch„se desselben abzuschneiden, will ich eben nicht sagen; aber ihn „von Ungeziefer zu reinigen, möchte sehr ersprießlich seyn.“

S. 12. „**Es giebt nur ein Wien**: So sprechen insge„mein die Bürger dieser Stadt, meistens aber nur jene, die „nicht weiter als bis **Baden** oder **Gumpoltskirchen** gekom„men sind.“

S. 22. „Was ist wohl die eigentliche Ursache der fort„dauernden Verblendung? Der Einfluß der Mönche von al„len Farben in allen Ständen, welche bey den so häufig im „Schwung gewesenen falschen Andachten, ihre Vortheile fan„den. Mit einem Bedeutungsvollen Achselzucken, klagen sie „allenthalben über die verderbten gefährlichen Zeiten, über die „Lauigkeit im Christenthum, über die schädlichen und verfüh„rerischen Schriften ꝛc. Diese Sprache führen sie alle ein„stimmig, weil ihr gemeinschaftliches Interesse unter den neuern „Anstalten leidet, und es ist ausgemacht, daß Fanatismus „und Vorurtheile noch eben so lange unvertilgbar bleiben wer„den, als es Mönche geben wird.“ (Ich setze hinzu, als es Erzbischöfe, Domherren, infulirte Prälaten, Exjesuiten, und eine Menge schwachmüthige Layen geben wird, die entweder plump bigott, oder plump ungläubig sind.)

Ich bin zu wenig Politiker, um einzusehen, „**warum** „**alle gute Vorkehrungen und Anstalten so langsam ge„hen, und selten ganz zu Stande kommen?** Warum

„Grundsätze, die unwiderlegbar gut sind, nur zum Theil „befolgt werden? Warum? — Warum? — Warum? „— Um das Volk zu vernünftigen und reinen Andachten zu „leiten, und die so häufigen Religionsmißbräuche abzustellen, „wurden allenthalben neue Pfarreyen errichtet, und P. P. „Fast wurde Rektor der Metropolitankirche, erzbischöflicher „Chur- und Chormeister und somit — erster Pfarrer zu „Wien!!! Mußte denn das so seyn?“

Dies ist eine sehr richtige, und in der That sehr wichtige Bemerkung. Die Bigotten haben allenthalben noch viel Einfluß, und besonders die listigen Jesuiten und Jesuitenfreunde. P. Fast, ein so verdammender, blindkatholischer, dabey so unwissender, elender Mensch wird Rektor zu St. Stephan, gerade zu der Zeit, da die Aufklärung am meisten im Gange seyn soll! Wie ist das zu verstehen? In den Zeitungen ward neulich sehr gerühmt, daß bey der jetzigen aufgeklärten Zeit, die Domherrenstellen bey St. Stephan, nicht mehr, wie sonst, müßigen Leuten, sondern an Männer von Verdiensten gegeben würden, welches daher zu ersehen sey, daß dem Professor von Herbert eine solche Domherrenstelle zu Theil geworden sey. Herr Herbert ist ein gelehrter Physikus, das mag wohl seyn. Aber ich Recensent, glaube in meiner Einfalt, Hr. Herbert hätte die Domherrenstelle nicht erhalten, wenn er nicht ein Exjesuit wäre. Das war wohl die große Ursache der Beförderung. Hr. Jacquin ist auch Professor wie Hr. Herbert, auch Physikus, wie derselbe, gewiß ein besserer, der Universität ungleich nützlicherer Professor, vielleicht auch noch ein besserer Physikus. Dabey hat er das Verdienst, den botanischen Garten zu Wien zu Stande gebracht zu haben. Er hat seine Pension verlohren, die er von der höchstseligen Kaiserin, für geleistete Dienste bekam, ob er gleich Familie hat. Solchen Leuten sollten Domherrenstellen gegeben werden. Aber daran denkt niemand. Man muß unter der Fahne des heil. Michaels streiten, so kommt man fort, und dann wird jedes Verdienst dreyfach geltend gemacht, und oft auch das, was man nicht hat. Höre es Wien!

Als einen Beweis der Religionsfreyheit führt der V. S. 24 an: „Seit Einführung der Toleranz sieht man zu Wien „**Christen und Juden, an Einer Kette, die Strassen „säubern!**“

S. 34. „Es ist übrigens ein garstiger Fleck in dem Ka„rakter der Wiener, daß sie jene Schriften am liebsten lesen, „in welchen die meiste Persiflage zu finden ist. Von dieser „Art sind die bekannten funfzig Briefe des Komödianten „Johann Friedels, mit der allegorischen Titelvignette, wie „der Fuchs den Gänsen predigt. Dieser Briefe, oder Fuchs„predigten wegen, passirt er nun bey Groß und Klein für „einen vortreflichen Autor. Das Beste, was man darin von „den Päbsten und der Geistlichkeit findet, ist aus Lebrets „Magazin der Staaten- und Kirchengeschichte wörtlich „genommen; das Uebrige ist ein unverdauetes Raisonnement, „vermischt mit Märchen, Verleumdungen und Bierhausanek„doten, und gleicht einem Ragout von Sauerkraut, Spar„geln, Senf und Holzäpfeln. Lebrets Magazin in 8 Thei„len kostet nach Wienerkurant 18 Fl. 15 Kr. und wird selten ge„kauft, noch weniger gelesen, folglich ist das Meiste dieser be„rüchtigten Briefe für die Leser neu, und der litterarische „Truthahn prangt mit gestohlnen Pfauenfedern. Jene zween „Buchhändler, die wörtlich abgeschriebene, anderwärts schon „gedruckte Schriften als eigenes Originalmanuscript von ihm „kauften, wissen davon zu reden, wie sehr sich dieser herrliche „Autor darauf versteht, mit fremden Gut als seinem Eigen„thum zu handeln. —“

S. 49. „Irr' ich, wenn ich behaupte, daß es gegenwär„tig in Wien wenigstens zehntausend weibliche Geschöpfe giebt, „die jedem Preis sind, und ungefähr viertausend, die, weni„ger frech, unterhalten werden, und von Zeit zu Zeit in an„dere Hände kommen.“

„Die große Zahl dieser öffentlichen Geschöpfe, welche die „Unterordnung der Leidenschaft nur zu sehr begünstigt, hat „die jungen Männer in Wien zu einem frechen Ton „gewöhnt, den sie bis zu den ehrbarsten Frauen über„bringen. So ist man in diesem verfeinerten Jahrhundert „in der Liebe ungeschliffen.“

„Das Scandal der öffentlichen Mädchen in Wien wird „itzt schon sehr weit getrieben. Die Verachtung der Sitten, „die Verläugnung der Schamhaftigkeit ist allzu deutlich; das „Verderbniß im niedrigsten Stande der Bürger, so wie im „ersten, hat beynahe keine Stufe mehr vor sich.“

S. 57. „Der, dessen Umstände es mit sich bringen, von „der Gnade anderer Leute zu leben, muß sich in Wien auch ge„fallen lassen, dafür verspottet zu werden. Selten wird ein

„wahrer eingefleischter Wiener einem Armen ein Allmosen „geben, eh' er ihn nicht eine Zeitlang zuvor vexirt hat. —“

II. Sammlung. S. 19. „Wenn die Wiener in ihren Ge„sellschaften nichts zu verschneiden (soll vermuthlich heißen, „nichts vorzuschneiden haben; denn vorschneiden und „essen ist in Wien die Hauptbeschäftigung,) haben, so wer„den sie mißmüthig, oder ziehen einander selbst durch die He„chel. Die Tadelsucht gehört unter ihre Erbsünden. Da „wird wohl in einer Stunde von dreyßig Materien geplau„dert.“

„Eigentlich tadeln die Wiener nicht in der Absicht, zu „verläumden, oder zu schaden — es ist ein blosser Unterhal„tungston. Sie sind auch in Ansehung der Gegenstände ih„res Gesprächs sehr gleichgültig. Es ist ihnen einerley, ob sie „von der Ottomannischen Pforte, oder vom heiligen Stuhl, „vom Jakerl im Kreuzerspiel, oder vom P. P. P. P. Fast „reden.“

S. 30. erregt der Verf. den Zweifel, über den sich mancher wundern wird: „Ob bis itzt in Oesterreich eine wirk„liche Preßfreyheit existirt? Hie und da passirt eine Schrift, „die sehr freymüthig oder — wenn man will — kühn geschrie„ben ist. Oefters hingegen wird ein Aufsatz verwor„fen, der drey Jahre früher nicht einmal einen Skru„pel erregt hätte.“

S. 38. sagt er: „Die fremden Bücher werden nach der „neuern Verfassung auf dreyerley behandelt; sie werden ent„weder simpliciter admittirt, oder aber permittirt, oder „tolerirt. Die admittirten können allenfalls in Wien nach„gedruckt werden; bey den permittirten finden sich Schwü„rigkeiten; bey den blos tolerirten aber ist an keine solche Er„laubniß zu denken.“

Das wäre fein! So wäre also das Censurkollegium in Wien blos wegen der Fabrik von schändlichen Nachdruckern da, die sich jezt in Wien öffentlich zeigen, um Verfassern und Verlegern ihr wohlerworbenes Eigenthum zu stehlen? Auf diese Art wird jeder Schriftsteller die Ehre verbitten, in Wien admittirt zu werden, er wird sehr zufrieden seyn, nur tolerirt zu werden. Denn sobald sein Buch keinen Bedenklichkeiten eines schwachen Censors in die Queere kommt, so wird sein Buch admittirt. Und nun kömmt das Geschmeiß der Nachdrucker, verhunzt sein Buch, druckt es elend und fehlerhaft, (wie bisher alle Nachdrücke, sonderlich die Wiener beschaffen sind,)

sind.) Freylich hat er den Schaden, die Frucht seines Fleißes zu verliehren, und sein Buch verstümmelt zu sehen. Aber freylich dafür hat er auch die Ehre, daß sein Buch nicht etwan nur in den vielen deutschen Landen, welche in Wien verächtlich die Provinz heißen, gelesen wird, sondern daß es in der Stadt, die sich die Hauptstadt Deutschlandes zu seyn dünkt, von den Censoren admittirt, und von räuberischen Sudlern nachgedruckt wird. Mit dieser Ehre mag er sich trösten!

3) Der Teufel in Wien, von Salzmann. Wien, 1783. bey Hertl. 8vo, 79 Seiten.

Ist viel schlechter als das vorige Arnoldische Werk. Lucifer geht allenthalben in Wien herum, und hält über alles ein Gespräch mit Mephistophiles, Berliki, Vizlipuzli u. s. w. Die Herren Teufel sprechen meist sehr triviale Sachen. Die Allegorie wird oft langweilig, und fade Witzeley herrscht auf allen Seiten. Nur ein Beyspiel: S. 58. „Vitzliputzli: „Es leben die dicken Bäuche der Dominikaner! Wenn die Ler-„chen so groß und fett wären, so sollten sie mein Leibessen „werden."

„Mephistophiles: Hast keinen übeln Gusto."

Der Verfasser thut so, als ob er freymüthig wäre. Im Grunde aber schmeichelt er rechts und links; und thut als ob die geringsten Versuche zur Verbesserung schon, wer weiß, was für Vollkommenheiten wären. Z. B. S. 57. sagt Lucifer von der Universität: „Mag von diesem ganzen Haus nichts „wissen. Weiß ohnehin, daß man mir, nach allen Kräften, „entgegen arbeitet." Hm! die Kräfte lassen sich noch wohl halten. Der Teufel der Trägheit verträgt sich noch ganz wohl mit dem wenigen Lesen der Professoren und Studenten, so wie der Teufel des dummen Aberglaubens mit den dogmatischen und polemischen Vorlesungen. Sogar der Listigkeitsteufel läßt sich noch hin und her spüren. Der Zankteufel ist ohnedem auf allen Universitäten zu Hause. Zu Freyburg in Brißgau hat er freylich vollends recht seinen Wohnplatz. Da hat er ein Stift; in der Wieneruniversität doch aber auch ein Hospitium.

4) Die Wiener Büchl-schreiber, nach dem Leben geschildert von einem Wiener, 1783. Ein Bogen, 8.

Dies launigte Gedicht ist zuerst im deutschen Museum gedruckt, aber in Wien heimlich nachgedruckt worden; denn öffentlich würde es die Censur vielleicht doch nicht erlaubt haben. Es hebt an:

Zu Wien in Oesterreich da war
(Nach Landesmundart) mancher Naar
Der Büchlein machte um Gewinn
Wohl mit den Fingern, ohne Sinn.

Es war noch nicht gar lange Zeit
Da war noch Zucht und Ehrbarkeit
In Austria, Bohemia
Carinthia und Styria

Carniolia, Hungaria
Moravia, Silesia,
Doch von dem letzten, wie ihr wißt,
Im Theile nur der unser ist. u. s. w.

Die Schilderung, wie Schriftsteller bey ihren Mäcenen an der Tafel sitzen, ist recht nach dem Leben:

So eine Tafel hier in Wien
Giebt Stoff zum lustigsten Magazin,
Was die Gäste haben früh eingekaut
Geben sie Mittags wieder unverdaut.

Sie schlecken beym Lungenbrätl und Hündl (Hühnern)
Fanscheln (ansehen) bey Mauskatzen (Mandelgebacknes) Kropfen und Pflänzl;
Und suchen Verstand, Genie, Witz und Laun'
Im Schnepfen und stairischen Kapaun.

Da heißt es: „Wien ist ein Himmelreich
„Dem auf Erden kein Ort ist gleich.
„Nems (niemand) denkt so fein als in unsrer Stadt
„Denn ninterst (nirgends) ißt man sich so fein satt.

Ich bitt' ihr Herren observirt,
Ob ihr auch nicht prostituirt!

Seid

Seid nit g'schupt (thöricht) gebt Ueberlegung Raum
Steckt denn wohl das höchste Gut im Gaum?

Was aber die Herren nicht verstehn
Das finden sie ganz vortrefflich schön,
Und loben im Präceptorton,
Den Klopstock, den Göthe, und Mendelssohn.

„Der Sulzer — ist gut hie und da,
Corneille est *joli* quelque fois.
„Des Wielands Stil —, gefällt er dir?
„So schreiben wir jetzt alle hier!"

Der Mann, der diese Verse gemacht hat, hat die Wiener Scribenten vom gewöhnlichen Schlage sehr gut gekannt.

5) Beyträge zur Schilderung Wiens, Zweytes Bändchen, von J. Neuberger und M. Riggler. Wien, gedruckt mit Sonnenleuthnerischen Schriften, 8vo. 242 Seiten.

Der erste Theil ist seiner Zeit in dieser Bibliothek angezeigt worden. Dieser zweyte Theil ist, so viel man sehen kann, von andern Verfassern, und das ganze Büchlein ist wohl nur dem Titel zu Gefallen, der es verkäuflich machen soll, geschrieben worden. Es enthält über ganz gute Gegenstände, meist ziemlich gemeine Dinge, die jeder Leser wohl selbst sollte denken können, und dazu in einer sehr weitschweifigen Schreibart. Da in Oesterreich, selbst in Wien, sehr bekannte Wahrheiten noch so sehr unbekannt sind, so mag es dort nützlich seyn, solche oft, und unter mancherley Gestalt zu sagen. Aber der Leser außerhalb Oesterreich findet doch solche Schriften gar zu kahl. Die Vorrede dieser Schrift hebt folgendermassen an:

„Mein Lieber! lesen Sie immer fleißig den alten ehrlichen „Plutarch. Sie werden darin mehr Nahrung für Ihre See„le finden, als in hundert Schriften unsers philanthropini„schen Jahrhunderts." Und ich setze hinzu: In hundert und in drey hundert Wiener Tractätchen! Der alte ehrliche Plutarch, ist den meisten Einwohnern Wiens, auch zum Theil denen, die in Kutschen fahren, und Domherrenkrenze tragen, selbst dem Namen nach unbekannt. Wie große Veränderungen müßten noch in Wien vorgehen, wenn die mei-

meisten Einwohner Wiens, den alten ehrlichen Plutarch fleißig läsen? Ueberhaupt gehört noch mehr als Eine Generation dazu, bis die meisten Einwohner Wiens, dieses grossen Sammelplatzes der Gemächlichkeit und Gedankenlosigkeit irgend etwas fleißig thun werden.

6) Die schöne Unschuldige. Eine Geschichte. Berlin und Leipzig. 1784. 8vo. 134 Seiten.

Berlin und Leipzig, sind beiderseits ganz unschuldig an diesem Geschreibe. Es ist in Wien gedruckt, und hat alles Ansehen, daß es auch da gemacht worden ist. Das Mädchen ist sehr geziert, und der Verfasser ziert sich auch: Er sagt S. 51. z. B.: „Karoline war in größter Trauer, sie warf alle „Zierde weg, und trug keine andere Perlen, als die ihr „aus den Augen fielen." Das laß mir ein Concetto seyn!

7) Vorschläge der Mittel zu leichter und für das gemeine Wesen unschädlicher Tilgung der Staats-Schulden, 1783. 8. 133 Seiten.

Dies Mittel ist nichts mehr und nichts weniger, als daß im Staate alle Mißbräuche sollen abgeschafft, und alle nur mögliche gute Sachen eingeführt werden. In einem solchen Staate wird denn alles ganz herrlich seyn, und folglich werden auch können alle Schulden bezahlt werden. Der Verf. nimmt über Staatsklugheit, allgemeinen Frieden, Abschaffung der Brache, Einführung des Fleißes, Beförderung der Bevölkerung u. s. w. alle mögliche Gemeinplätze zusammen, um zu zeigen, wie sehr nützlich diese Sachen sind. Aber er hütet sich wohl, dies auf einen besondern Staat, auch nicht auf den österreichischen, für den er doch zunächst schreiben will, anzuwenden, oder zu zeigen, welche Hindernisse in diesem Staate allen diesen nützlichen Dingen entgegen stehen, und zu untersuchen, ob diese Hindernisse könnten gehoben werden, und wie sie müßten gehoben werden. Der Verf. mags herzlich gut meynen. Aber wenn ein österreichischer Patriot auch sein Buch dreymal durchlieset, so wird er da kein neues Mittel

tel finden, von den 200 Millionen Gulden Staatsschulden, welche, nach dem Berichte der zu Prag gedruckten acht statistischen Tabellen den österreichischen Staat drücken sollen, auch nur Einen Kreuzer zu bezahlen. Also werden Joseph *II.* und seine Minister wohl gar vorher sorgen müssen, die Staatsschulden, so viel es seyn kann, zu vermindern, und indessen zur Verzinsung derselben sichere Fonds auszufinden.

Am Ende sagt der Verfasser: „Sein Werk trete so ungekünstelt und schmucklos hervor, wie die Grotesken aus „den Händen der Mutter Natur." Das ist eine sehr unglückliche Vergleichung. Denn die Mutter Natur bringt gar keine Grotesken hervor. Grotesken sollen etwas seyn, und sind es nicht recht. So ist freylich dies Büchlein auch, und die meisten der vielen hundert Wiener Büchlein.

8) Versuch einer Grundlage zur Macht und Glückseligkeit der Monarchie Oesterreichs. Oder wie könnte nach einem summarischen Plan das gemeinschaftliche Wohl Oesterreichs Unterthanen bestens gegründet werden, und wie wäre solchemnach der Monarch selbst, Seine Macht und Ansehen bey der Furcht und Liebe Seiner glücklichen Unterthanen, in Anbetracht fremder Mächte, höchst fürchterlich und glänzend zu erhalten vermögend? In 30 Frag- und Antworten bestehend, von Fr. Adam Gügleithner. Wien, bey Edlen von Schönfeld, 1783. 4to, 36 Seiten.

Alle diese Wunderdinge, auf 36 Seiten zu Stande gebracht, und nur in 30 Fragen und Antwotten! Das laß mir einen wichtigen Wiener Tractat seyn! Ist der Verf. Staatsminister? Ach nein! Es ist ein armer Sünder, der ganz neulich Sonnenfelsische politische Vorlesungen gehört, und sich eine Menge Gemeinplätze daraus gesammlet hat, die er nun als wichtige Wahrheiten an den Tag bringt, und dem österreichischen Staat damit helfen, ja ihn höchst fürchterlich und glänzend erhalten will.

Seitdem des Hrn. von Sonnenfels politische Vorlesungen bey der Universität zu Wien existiren, ist Oesterreich eine lächerliche Gattung von Schriftstellern eigen, die sonst nirgends existiret. Sie schreiben Schriften voll leerer Gemeinplätze über Polizey- und Finanzgegenstände, so wie sie sich dieselben aus dem Kollegium gemerkt haben, die sie mit einer so vornehmen und ernsthaften Mine vortragen, als ob sie die neuesten und unerhörtesten Wahrheiten sagten. Der Hr. v. S. ist nicht schuld, wenn seine Schüler schlecht Zeug schreiben. Aber billig sollte er sie täglich warnen, nicht alles, was sie von ihm hören, ohne weitere Untersuchung auswendig zu lernen, und es als ihre neue Erfindungen der Welt in Schriften zu geben.

9) Versuch über den gegenwärtigen Zustand der österreichischen Seehandlung, von Schweighofer. Wien, 1783. mit v. Baumeisterschen Schriften, 166 Seiten in 8.

Dies ist auch ein junger Mann, der sein politisches Kollegium nicht will umsonst gehört haben. Er hat dabey, wie die Wiener gemeiniglich, die größeste Idee von allem, was sein Blick in Oesterreich erreichen kann. Daher kramt er auch wacker Gemeinplätze aus, beschreibt die Oesterreichische Handlung, so weit er sie, — aus Zeitungen vermuthlich — kennt, mit sehr bekannten Zügen, läßt sich aber besonders ein, auf alle mögliche Handlung der Oesterreicher.

So sagt er z. B. S. 28: „Die Zweige des Kommerz, „womit die Britten den Handel führten, und die Thätigkeit „der Handlungsmänner zum Theil für uns erobern könnte, „sind Halbtuch, wollene Zeuge, Bley, Stahlwaaren, Uhren, „Tobak, Rum. Diese Waaren, deucht mir, könnten wir „denen Türken so wie die Engländer zuführen."

Mir deucht das auch. Aber die Frage ist nur, wie machen es die Oesterreicher, daß sie solche kluge und thätige Handelsleute werden, wie die Britten? Dem Willeshofen deuchtete auch, was Hrn. Schweighofer deuchtet, und Willeshofen ward in Constantinopel im zweyten Jahre bankerott. Wie gieng das zu? Das weiß der Professor im politischen Kollegium selbst nicht, kann es also seinen Zuhörern nicht sagen, und diese können es also auch nicht schreiben.

Noch

Noch ein Beyspiel der Schreibart und zugleich der Denkungsart des Verf. muß ich geben.

S. 21. „Wenn gleich das sanfte Gefühl für das Wohl „der Menschheit dem Staate verbeut, Räubern Waffen in „die Hände zu liefern, so läßt sich doch nach Egypten, und „dem Kaiserthum von Marocco, der Empfindlichkeit „für die Menschheit unbeschadet damit den Handel füh„ren, mit den übrigen Artikeln verwickeln sie ohnehin keine „moralische Bedenklichkeiten.“

Ey freylich auch: die Aegypter und die Maroccaner die können uns Oesterreicher wenigstens mit den Flinten nicht todt schießen, die wir ihnen zuführen könnten, wenn wir Handlung dahin hätten.

10) Aufforderung an die Fürsten wegen dem, vom Dr. Paur in Wien angekündigten untrüglichen Verwahrungsmittel wider die Lustseuche oder venerische Krankheit, von F. Eberhart, d. A. B. Frankfurt und Leipzig, bey Hartmann. 1784. 30 Seiten in 8.

D. Paur ist ein possirlicher Kerl. Er machte öffentlich in den Wiener Zeitungen bekannt: Er habe geträumt, es solle an der Donau eine neue Stadt gebauet werden. Was nun D. Paur träumt, soll und muß wahr werden. Daher wollte er vorläufig von den größten Bauverständigen Einen Grundriß dieser Stadt haben. Für die beste Zeichnung setzte er öffentlich einen nicht geringern Preis als 12,000 Dukaten aus. Einen sehr beträchtlichen Preis, wenn man bedenket, daß die Akademie zu Berlin für den wichtigen und gemeinnützigen Beweis, daß die französische Sprache besser ist, als die deutsche, nur funfzig Dukaten angeboten hat. D. Paur setzt aber auch einen recht ergiebigen Fonds für seinen großen Preis aus, Nichts geringeres, als ein von ihm erfundenes untrügliches Verwahrungsmittel wider die venerische Seuche. Dies Verwahrungsmittel will denn nun Hr. Eberhart anpreisen, und kann gar nicht begreifen, wie ganz Europa so wenig aufmerksam darauf ist. Hr. E. vergißt eine kleine Ursache, die dies ganz begreiflich macht. Alle Menschen mögen glauben, Dr. Paur habe nur geträumt, daß das Verwahrungsmittel untrüglich sey.

11) Die Gimpelinsel, oder der Stiefbruder des Linnäus. 1783. 8. 183 Seiten.

12) Die Papageye. Eine Präsidentengeschichte im Kürbislande, nebst einer vorläufigen Urkunde in Betreff der seit Ende des Jahrs 1782 in Wien verfallenen Preßfreyheit, von Anselmus Rabiosus. 1783. 8. 79 Seiten.

13) Die Affen von Veit Dorn von Dornbusch, 1783. 8. 36 Seiten.

14) Die Esel in Megepolis, oder wo man will. Ein Originaltraum. Von Michael Hinz. Wien, 1783. 8. 72 Seiten.

Vorm Jahre kam ein Buch heraus, unter dem Titel: Anselmus Rabiosus Reisen nach dem Kürbislande. Der Recensent hatte es einigemal in Händen, legte es aber wieder zurück, weil er in der That nicht wußte, was er daraus machen sollte. Eine Satyre auf individuelle Begebenheiten mag treffend genug seyn, aber wenn nur auf diese Begebenheiten angespielt wird, wenn die Umstände nicht deutlich dargestellt, ja noch mehr, wenn sie unter entlehnten Namen versteckt werden; so kann eine solche Satyre für Niemand, der nicht im Geheimniß ist, interessant seyn. Eine Satyre ist eigentlich, wegen des Witzes, wegen der treffenden Einfälle, wegen der Laune, womit die Begebenheiten betrachtet werden, dem Leser interessant. Horazische oder Juvenalische Laune findet man nun eigentlich in den obigen Schriften nicht. Vielmehr sind sie eigentlich nur Erzählungen von Begebenheiten, die, an sich, in ihrer Art wichtig genug seyn können. Die Verfasser rügen Mißbräuche. Sie zeigen mit Freymüthigkeit Vorfälle an, wo schreyende Mißbräuche vorgefallen sind. Aber weil sie sich fürchten, (indem die Censurfreyheit und Preßfreyheit in Oesterreich lange das nicht sind, wofür man sie ausgiebt, sondern eigentlich mehr einseitige nach politischen Gründen abgewogene Erlaubniß, oder Connivenz, wo man nicht hindern kann und will.) so müssiren sie wieder ihre Darstellung unter allerhand Anspielungen.

Es

Es kann seyn, daß eine solche Methode im Lande hin und wieder etwas Gutes stiftet. Aber der Recensent muß doch gestehen, daß er dieser Art von Darstellung nicht gewogen ist. Will man den Mächtigen, der die Unschuld bedrückt, oder der Mißbräuche begünstigt, vor dem unpartheyischen Richterstuhl des Publikum anklagen, so nenne man Namen, Zeit und Ort, und lasse die Thatsachen für sich selbst reden. Durch solche Freymüthigkeit hat Schlözer schon unsäglich viel Nutzen geschafft; hat in Deutschland den Geist der Freymüthigkeit erweckt, ans allgemeine Publikum wegen Privatunterdrückungen zu appelliren. Der mächtige Uebelthäter fürchtet sich vor der Publicität seiner Uebelthaten. Er möchte gern den weltlichen Arm brauchen, und trauet es sich nicht, denn sein nächster Nachbar sieht ihm nun ins Gesicht, und sagt dem andern Nachbar: Hic niger est, hunc tu Romane caveto. Dies fällt aber weg, wenn die Thatsachen und Namen unter allerhand Anspielungen versteckt werden. Der Leser weiß nicht recht, wovon die Rede ist. Der vornehme und mächtige Unterdrücker freuet sich, daß er noch nicht ganz entdeckt ist. Il fait bonne mine à mauvais jeu, thut, als ob die Sache ihn nichts angehe; es trifft ihn also nicht die Schande, die ihn doch eigentlich treffen sollte. Innerlich aber kocht deshalb in ihm nicht weniger die Wut, und wenn er den Verfasser einer solchen Allegorie erreichen kann, so wird er ihn nicht weniger zu Boden treten.

Der Recensent ersahe erst aus der Vorrede zu Num. 10. daß das Kürbisland Oesterreich, und zwar eigentlich das Land ob der Enns, bedeute. Indessen verstand er noch eben so wenig, die Reisen nach dem Kürbislande, als die Gimpelinsel. Er bat einen seiner Korrespondenten, ihm dieselbe zu erklären. Dieser schien verwundert, daß er sie nicht verstehe, und sendete ihm einen Schlüssel zur Gimpelinsel, welcher in Oesterreich in vielen Händen handschriftlich befindlich seyn soll. Da er nun einmal in so vielen Händen seyn soll, so findet der Recensent kein Bedenken, ihn auch seinen Lesern gedruckt mitzutheilen. Hier ist er:

„S. 13. Der Adler; Kaiser Joseph.
S. 14. Bruthennen; Frauen von Adel.
S. 19. Dohle; dieser Beck ist ein Verwandter des Kanzleydirectors.
S. 20. Gukuck; Kanzleydirector v. Spaun.

S. 22. Gerfalken; Landrath Eybl.
S. 22. Wiedehöpfe; Stadtgarde.
S. 23. Nußheher; Stadtwachtmeister Nottermann.
S. 23. Sackerfalken; Soldaten.
S. 23. Baumfalken; Rathsfreund Dauer.
S. 24. Versorgungshaus; das sogenannte Brüderhaus.
S. 31. Arbeiter zu Bettlern; fast alle Fabrikweber sind Bettler.
S. 32. Blaumeise; Verwalter im Waisenhaus Wazinger.
S. 33. Stieglitz; Landrath Pachner.
S. 34. Uhuen; Barmherzige Brüder.
S. 34. Schwarzblätteln; Elisabethinerinnen.
S. 38. Habichte; Geistliche.
S. 43. Oberhabicht; Dechant zu Linz v. Posch.
S. 44. Tölpel-Insel; Passau.
S. 46. Speckland; Bayern.
S. 47. Kanarienweiblein und Zeiseln; Frauen von sogenanntem Halbadel.
S. 47. Greiffen; Landräthe.
S. 49. Gränzausmessung; zwischen Passau und Oesterreich.
S. 61. Krumschnabel; Graf Spindler.
S. 64. Oberaufseher dieses Kreises; Kreishauptmann Patuschka.
S. 68. Sackerfalken; Soldaten.
S. 71. Kroßvögeln; Protestanten.
S. 74. Großpapagay; Schuldirector Mayerhoff NB. von der Normalschule.
S. 74. Oberster Aufseher; Landrath Dornfeld.
S. 75. Schulaufseher; Landrath Dornfeld.
S. 75. Mitglied ihres Kollegium; ein Landmann.
S. 76. einem solchen Orte; Stift Lambach.
S. 78. Kreisgimpel; Kreishauptmann Patuschka.
S. 80. Habichtsversammlungen; Stifte und Klöster.
S. 81. Stände; Landstände.
S. 81. Das alte Stückl; Landtag jährlich.
S. 81. Vorsteher; Thorsteher soll es heißen.
S. 82. Scharfrichter; diesem ist durch das Landhausthor zu gehen abgeschlagen und vom Hofe bewilligt worden.
S. 83. Gesellschaftsbalck; Redoutensaal.
S. 86. Elster; Hr. Copist, Registrator auf der Mauth.

S. 87

S. 87. Blut-Nikowiz-Inquisitor; Bannrichter D. Heyrenbach.
S. 87. Bachstelze; Landrath Pachner.
S. 88. alter Fink; Pfleger zu Effrending.
S. 88. Blaufuß; Hr. Beck, Controleur der Mauth.
S. 91. außer dem Schlosse auf dem Berge getanzt; Professor Wüstenfels.
S. 91. ordentlicher Lehrer; sind Bälle unterm freyen Himmel gehalten worden.
S. 98. Wahlfartort; Maria Posleinberg.
S. 99. Donnerkeilen; Heiliger Donatus.
S. 99. Wasseramzer; Heil. Florian.
S. 100. mit einer Seele; der Schutzengel.
S. 100. ein Drach; Vorstellung der Hölle.
S. 100. mit 11000 Jungfern; Heil. Ursula.
S. 101. oberste Aufseher; Landeshauptmann v. Thürheim.
S. 105. Schloß-Bauamtsverwalter; Schloßpfleger Prininger.
S. 107. Lehrer der Physik; Professor Kocher, Exjesuit.
S. 108. mit dem stehenden Kragen; Jesuiten.
S. 110. ein artiges kleines Lusthaus; Kapelle auf dem Schloßberge.
S. 111. ein halber Habicht ist; Graf Rosenberg, deutscher Herr.
S. 112. großen Sackerfalken; Graf Hohenfeld General Major.
S. 113. Hause; Stadtbrauhaus.
S. 113. Sackerfalken; Caserne.
S. 114. Wohnungen; Baraken auf der Donauinsel.
S. 114. Reiger; von Sorgenthal, Director.
S. 115. Schwalbe; Christian Sind, Kaufman in Linz anno 672.
S. 116. viermaligen Veränderungen; Mathias Kolb, anno 682.
Dominicus Kolb, 707. Armenhaus in Wien. 716.
S. 116. Kompagnie; orientalische Kompagnie. 724.
S. 117. Auerhahn; Herr v. Steger, Hofrath.
S. 121. Nickowiz; Herr Kollmünzer, Reitofficier.
S. 122. Groß-Nickowiz; Hofrath Puhlberg.
S. 122. Nickowiz der hiesigen; Reitrath Neumajer.
S. 125. Diensthennen; Köchin und Küchelmensch.
S. 125. Raubvögel; die Officianten in der Fabrik.

S. 126. zween andächtige Großgimpel; Baron Pockſteiner, Hr. v. Steyner, Landräthe.
S. 126. Mittelgimpel; Secret. Glockſprenger.
S. 132. Grasmücke; Wirthſchaftsbeamter Perger.
S. 135. Dem einen von den klagenden; Weber, ſo wider die Fabrik geklagt haben.
S. 136. Kaufſpazen; für ihre eigne Handlung arbeitende Weber.
S. 137. Großgimpel; Baron Pockſteiner.
S. 139. ein Spaz, der ſich aus Sachſen; Hr. Bär, in der Fabrik Beſchauer.
S. 140. den alten Vogel; Herr Wolfſegger in der Fabrik.
S. 140. ein Magerer; Herr Müller, Beamter über die Geſpinſten.
S. 142. der Ober-Nickowitz; Hr. Benedino, Buchhalter in der Fabrik.
S. 142. kleiner Vorſteher unter den Sackerſalken; Herr Kraus, Verwalter im Zuchthaus.
S. 144. Stiftung; die Brunneriſche Stiftung für Männer, Weiber und Knaben.
S. 145. Stadthor; das Pfarrthor.
S. 146. von dem erſten; Protomedicus, D. Hartmann.
S. 145. der Zweyte D. Stoker.
S. 146. der Dritte D. Huber.
S. 148. Vertrettung der kleinen aufgeſtellt iſt; D. Greutter, Adv. Subd.
S. 153. Kontrolor im Zahlamte; Hr. Angermajer.
S. 153. Münzprobirungsamte; Münzprobirer v. Schwingerſchuh.
S. 166. rundes Geſichtel; Mad. Bouward.
S. 166. Buchhändlerinn; Frau v. Trattner.
S. 166. Hr. Secretair; Secret. v. Verleth.
S. 166. Doctors Frau; Frau v. Kollmann.
S. 168. Zaunkönig; Cremeri.
S. 168. Reimſingender Vogel; Abbé Heinze.
S. 169. Fähnrich; Fähnrich Baneck.
S. 172. in W. — Geymeyer in Wels.
S. 177. Syndicus; D. Gauſter.
S. 177. der Stadtrichter; Reibersdorffer Kaffeeſieder.
S. 177. Burgermeiſter; Hr. Weber, Apotheker.
S. 178. Bücher-Reviſions-Aktuar; Cremeri.
S. 178. Andächtigſten Geiſtliche; Abbé Heinze.

S. 179.

S. 179. Referent; Landrath v. Kurz.
S. 180. Großerlauchter Nickowitz; Adami, Buchhalter.
S. 180. der beym Brette sitzet; Baron Pocksteiner."

Die Leser mögen nun mit diesem Schlüssel in der Hand das Buch selbst lesen. Vieles wird nun ziemlich deutlich. Der Recensent gesteht indessen, daß ihm noch vieles undeutlich bleibt. So viel sieht man wohl, daß in Oesterreich sehr große Mißbräuche obwalten, daß die Leute mit den Köpfen gegen einander rennen, und bey den vielen und schnellen Veränderungen nicht recht wissen, was sie machen sollen. Aberglauben und Indolenz, als die Haupteigenschaften des größten Theils der Einwohner Oesterreichs, wirken auf eine sonderbare Weise mit den weitaussehenden unvorbereiteten Reformationen. Da alles so bunt untereinander geht, so haben selbst österreichische Schriftsteller diesen Zustand, dessen Ungemächlichkeit sie fühlen, eine Gährung genennet. Die Chemiker wissen, daß es eine erste, zweyte, und dritte Gährung der Dinge giebt, die der Gährung fähig sind, deren Wirkungen ganz unterschiedene Resultate hervorbringen. In welcher Art von Gährung ist Oesterreich jetzt? Oder, welche Art von Gährung soll hervorgebracht werden? Will man das Resultat der dritten Gährung haben, und es ist noch nicht die erste Gährung vorgegangen, so wird nichts Kluges herauskommen. Es kann auch eine Gährung zu lang dauern, und dann ist das Resultat: schales Bier und saurer Wein. Auch giebt es Dinge, die durch Gährung nicht in einen vortheilhafteren Zustand zu bringen sind, sondern die im Feuer müssen geläutert werden. Da kömmt es denn auf die Materie, auf Zusatz und Beschickung, und auf den rechten Grad des Feuers an, ob der Silberblick erfolgt, oder obs leere Schlacken bleiben, oder Schlacken, die viel Silber enthalten, das aber mehr zu läutern kostet, als das Silber werth ist. Man mag nur erfahrne Mineralogen, so wie den Herrn von Born, fragen.

Num. 12 ist, wie man wohl sieht — ein Pendant zu Num. 11. Der Verf. sagt S. 64 und ff. dem Censurkollegium in Wien, wegen der Preßfreyheit, die, so sehr sie auch in Zeitungen und in Wiener Brochüren gerühmt wird, doch durch dessen Formalitäten und Reservationen so sehr unterdrückt wird, sehr derbe Wahrheiten. Dies mag wohl die Ur-

sache seyn, daß diese Präsidentengeschichte in Wien verboten worden ist. Oder ist dazu noch eine andere Ursache, so weis ich es nicht. Denn die Censur handelt so wie die Inquisition. Sie giebt niemals Ursachen und Gründe von ihrem Verfahren, und dies wäre doch schon Pflicht, da sie mit Gelehrten, nicht aber mit ihren Subalternen zu thun hat. Uebrigens gesteht der Recensent gern, daß er diese Präsidentengeschichte nicht recht versteht. Papagaye und Präsidenten giebts in allen Ländern, auch Präsidenten, die Papagaye sind, und meynen, sie verstehen den Sinn, wenn sie die Worte sprechen, die ihnen sind eingegeben worden. Wer und was aber der hier gemeynte Präsident seyn soll, mag Momus und der Verfasser wissen.

Num. 13. ist eine ziemlich kahle Allegorie. Des Verfassers Satyr geht in Wien herum, und findet da allenthalben — Affen. Wo sind die nicht? In Wien giebts freylich genug, und die oft sehr gravitätisch aussehen, und gleich die Gravität verlieren und begierig zugreifen, wenn man ihnen Nüsse vorwirft.

Num. 14. ist eben so etwas. Megapolis soll Wien seyn, das ist sehr sichtlich. Esel sollen die Geistlichen vorstellen. Das sieht man S. 35. wo von Leuten geredet wird, die täglich ihre Seufzer zum großen Esel (dem Pabst oder dem Erzbischoff) abschicken, „daß er ja das Volk von Narren in ihrer Narrheit erhalte, — daß diese gewiß alles anwenden werden, um dem großen Esel auf alle mögliche Weise gefällig zu seyn, um ja nichts von seinen Geheimnissen unter die Gescheuten zu verbreiten“ u. s. w. Man sieht, die Allegorie ist eben nicht die feinste. Indessen hat der Verfasser Mißbräuche, die in Wien herrschen, stark gefühlt. Z. B. S. 9: „Du hörst stündlich die salbenvollesten Lobreden auf „die Dummheit. Du hörest Aberglauben und Mißbräuche „vergöttern. Du siehest dicke Bäuche kanonisiren, und mit „Rosenkränzen die Vernunft geißeln. — Wo du hintrittst, „begegnen dir Pflastertreter und Gauner. Zähle, wenn du „kannst, die Müßiggänger unserer Stadt. (O große Wahrheit!) „Frauenzimmer, die ohne ihre Toilette, ihre „Buhlerey, und ihre französische Radebrecherey zum Betteln „zu dumm wären, lassen sich Eure Gnaden schimpfen, prätendiren über jedes dritte Wort einen demüthigen Handkuß, „Schmeicheleyen über ihren Witz, und Komplimente über ih-

„ren

„ren Verstand. Man thut ihnen auch Gnüge, lobt sie, wird „ihr Sclave, und macht Bologneser Dienste zu ihren „Füßen?“

15) Chevalier Beris kleine Schriften. Non omnis moriar. Wien, Mösle. 92 Seiten 8.

16) Die Wiener Autoren. Ein Beytrag zum gelehrten Deutschland. (Von eben dem Verfasser) 1784. 271 Seiten in 8.

Hr. Behrisch, oder wie er sich Euphoniae gratia nennt Hr. Beris ist ein Glücksritter, aus Sachsen gebürtig, der sich in verschiedenen Ländern herumgetrieben hat, und sich endlich auch nach Wien wendete, nach Wien, der alma mater, die so viele Müßiggänger ernährt. Dieser Hr. Beris ist denn auch ein Schriftsteller, und Verfasser einer Menge elender und mittelmäßiger, längst vergessener Schriften, welches man nicht wissen würde, wenn er sie nicht alle in N. 16. S. 23 sehr sorgfältig und genau angezeigt hätte. Dabey zeigt er seinen Lesern auch seinen ganzen Titel in extenso an, der folgendergestalt lautet:

„Beris (oder Behrisch, Heinrich Wolfgang von)“ (dieses von scheint Hr. Behrisch auch Euphoniae gratia hinzugesetzt zu haben, so wie er das ch Euphoniae gratia aus seinem Namen heraus ließ. Er ist, wenn er nicht einen unbekannten Adelsbrief hat, ein gutes sächsisches Bürgerskind.) „des Providenzordens Ritter, vormals Hauptmann in polni„schen Diensten, der Hessen-Homburgischen Gesellschaft zur „Aufmunterung, Wissenschaften und Sitten rc. Mitglied, in „Vereinigung mit der Kön. Schwedischen Gesellschaft.“ Also Ritter des Providenzordens ist Hr. Behrisch, darum nennt er sich Chevalier.

Der Providenzorden ist ein Orden, dessen eigentliche Beschaffenheit und Zweck man nicht weiß, und wie der Hr. Behrisch dazu gekommen sey, wird er selbst am besten wissen. Die Societé patriotique in Homburg ward von einem gewissen Paradis de Tavannes, der erst in Kopenhagen und nachher in Berlin Sprachmeister war, und von da nach Homburg gieng, etwa 1777 zuerst entworfen. Hr. Hofr. Schlözer hat im XLI. Hefte seines Briefwechsels etwas davon

 gesagt,

gesagt, und bekennet, daß er nicht wisse, was diese Societé eigentlich wolle. Diese Wahrheit hat diese Societé übel genommen, und spricht im XLVIIsten Hefte in einem affektirten hohen Tone, qu'elle se respecte elle même assez pour ne pas se *compromettre*. Sie sagt aber nicht, was sie eigentlich für Patriotismus ausüben will, und von 1780 bis 1784 hat man auch nichts davon gehört. Sehr sonderbar ist es, daß diese sogenannte **patriotische Gesellschaft in Homburg**, von der man gar nicht sieht, was sie eigentlich will, mit einer andern **patriotischen Gesellschaft in Schweden** so genau verbunden ist, daß wer in der einen **ein Mitglied** ist, es auch in der andern ist. Homburg ist von Schweden sehr weit entfernt. Was haben denn diese beyde Gesellschaften für gemeinschaftliche Zwecke? Es wäre wohl der Mühe werth, den vielen sich jetzt häufenden geheimen Verbindungen und den Leuten, die von Osten nach Westen reisen, um dergleichen zu befördern, ein wenig nachzuspüren. Was sollen solche **geheime Verbindungen**, die öffentlich nichts thun, sondern bloß Vorspiegelungen von **Wohlthätigkeit**, von **Patriotismus**, von **Aufrechthaltung der Religion** und dergl. machen, und in geheim korrespondiren und sich enger verknüpfen. Dergleichen Gesellschaften gehören mit zu den **Zeichen dieser Zeit**. Hr. Behrisch ist nun eben nicht gemacht, um einer Gesellschaft, deren Mitglied er sich nennt, ein sonderliches Gewicht zu geben.

Es würde Num. 16. worinn von den vielen 100 schlechten Schriftstellern, welche in Wien Traktätchen schmieren, und den wenigen guten Schriftstellern, welche gute Bücher herausgeben, Nachricht gegeben werden soll, noch einigen litterarischen Nutzen haben, wenn diese Nachricht **vollständig** und **genau** wäre. Vollständig ist sie nun gewiß nicht, das fällt allzusehr in die Augen, denn wenn man die unsägliche Menge Wiener Traktätchen bedenkt, so sieht man, daß hier viele fehlen müssen. Daß dies Werk nicht genau ist, ist dem Verf. in Wiener Schriften vorgeworfen und zum Theil bewiesen worden. Also ist der Nutzen desselben gewiß sehr gering. Sehr lustig ists indessen, daß die Wiener Bücherschreiber ihr Handwerk oft unter zwey oder drey Namen treiben. Da heißt denn einer z. B. bald Gensau, bald Koch. Auf diese Art kann sich ein Wiener Schriftsteller leicht selbst widerlegen, ohne daß es die Leser merken.

Num. 15.

Num. 15 ist ein bloßes fades Geschreibe. Es ist schwer zu sagen, was der Verf. damit versteht, wenn er auf den Titel setzt: Non omnis moriar. Den dritten Tag geht solch Zeug schon den Weg alles Makulaturs.

17) Eine Wiener Brochüre von der Gelehrsamkeit, von Joseph Grossinger. Wien, 1783. bey Hartel. 1 Bogen in 8.

Ja wohl, eine Wiener Brochüre: kahl, unbestimmt, voller Gemeinplätze, nicht werth, nur Einmal gelesen zu werden.

18) Vorschlag eines patriotischen Oesterreichers für Joseph II. Seine Befehle zuverläßig in Erfüllung zu bringen, und sein Volk glücklich zu machen. Ein Bändchen für alle Fürsten. 1784. 104 S. in 8.

Einer von den gutmeynenden Leuten, die den Fürsten gern zum Guten rathen wollten. Wenn der Verf. es dahin zu bringen wüßte, daß Josephs II. Befehle in allen Erblanden in Erfüllung gebracht würden, so hätte er allerdings etwas sehr Großes geleistet; denn der Augenschein zeigt es nur allzu sehr, daß sie größtentheils nicht in Erfüllung gebracht werden. Der Brief, den der Kaiser vor seiner Reise nach Italien an seine Landeskollegien ergehen ließ, spricht laut für diese Wahrheit. Wer den vorigen Zustand von Oesterreich pro materia substrata annimmt, wird sich hierüber so sehr nicht wundern; wird sich eher noch wundern, daß noch so viel geschehen ist. Die Rathschläge des Verfassers sind recht gut gemeynt, nur daß sie, wenn man die Einwohner und den ganzen Zustand in Oesterreich pro materia substrata annimmt, nie können und werden ausgeführt werden. Man muß die Menschen erst umschmelzen, und das geht so leicht nicht.

Was Fürsten anderer Länder mit diesem Bändchen machen sollen, kann Recensent nicht einsehen. Jedes Land hat seine besondere Gebrechen, ohne deren genaue Kenntniß man keine Heilmittel vorschlagen kann.

19) Tabakpachtung in den österreichischen Ländern von 1670 bis 1783. Nach ächten Urkunden von Joseph v. Retzer. Wien, bey Sonnleuthner, 1784. 140 Seiten in 8.

Diese Arbeit macht dem Hrn. v. Retzer Ehre. Sie ist nach den Akten aus dem Archiv der Hofkammer zu Wien gemacht, und hat also alle Glaubwürdigkeit. Es ist sehr merkwürdig, daß bey der ersten Ausdehnung der Tabakspachtung 1682, sich gleich die Gesellschaft Jesu, welche sich von je her mit einträglichen Handlungsgeschäfften so gern abgegeben hat, und noch bis jetzt abgiebt, die Hand im Spiele hatte, und daß der Beichtvater des Kaisers **Leopold**, **P. Balthasar Müller**, dieserwegen an den Kanzler sogar, sehr übermüthige Briefe schrieb. — **Hört es doch! Ihr Fürsten und Minister!** Wenn Ihr die Jesuiten wieder aufkommen lasset, so werdet ihr wieder ihre Sclaven werden!

Die S. 71 angehängten **Gedanken über das Tabaksgefäll** kommen von einem Manne, der praktische Einsichten zu haben vermeynt, aber sie sicherlich nicht hat. Er giebt die Tabakskonsumtion zu 12,000,000 Fl. an, und meynt, daß die Pächter 5,000,000 Kosten und 7,000,000 Gewinn damals gehabt hätten. Dies muß jedem, der von solchen Geschäfften einen richtigen Begriff hat, ganz ungereimt vorkommen. Die ganzen Kosten der Regie setzt er nur auf 500,000 Fl. also nur auf $\frac{1}{24}$ oder 4 p. Cent etwa der ganzen Einnahme an. Wie kann jemand so rechnen, der nur den geringsten Begriff von Kaufmannsgeschäfften hat? Noch dazu bey solchen großen Handlungsgesellschafften, wo niemals die größte Sparsamkeit beobachtet wird! (Man lese darüber nur nach, was **Büsch**, der sich besser auf Handlung versteht, in dem 1sten Theile seiner **Handlungsbibl.** sagt.) In solcher grossen Handlungsgesellschaft können die Kosten der Regie leicht 20 bis 30 p. Cent ausmachen. Man bedenke doch nur das kostbare Personale, die vielen Frachten und Korrespondenzen. Für verdorbene Waare ist kein Kreuzer angesetzt, da doch Tabak auf so mancherley Weise am Gewichte verliert, sonst verderblich ist, u. s. w. Für Konterbande ist auch kein Kreuzer angesetzt, die doch bekanntlich in Oesterreich so groß ist. Für den Betrug, den jede

jede solche große Handlungs- oder Pachtkompagnie von ihren eignen Bedienten erleiden muß, kein Kreuzer, für verlohrne Schulden, kein Kreuzer. Am wenigsten ist etwas von den ungenannten Spesen gesagt, (Bestechungen, geheime Pensionen, gezwungene Anleihen, nennt man sie nicht gern) die summariter ins Hauptbuch eingetragen werden. Jeder, der ein wenig den Lauf der Welt kennet, weiß wohl, daß sie bey solchem Monopolium unvermeidlich sind. Wer Oesterreichs ehemalige Beschaffenheit kennet, wird nicht unwahrscheinlich finden, daß sie allein jährlich über 1,000,000 Fl. eingetragen haben. Aber unser Verfasser schlägt alle Kosten sehr sparsam auf 500,000 Fl. an, rechnet hingegen sehr freygebig den Gewinnst der Pächter auf 7,000,000 Fl.! Wahrhaftig wer nur einigermaßen solche Sachen kennet, muß, ich wiederhole es, hier die Achseln zucken! Einen großen, einen übermäßigen Gewinn (30 à 40 p. C. ist bey solcher Unternehmung schon ein ungeheurer und nicht zu vermuthender Gewinn) mögen die Pächter freylich wohl gehabt haben, zumal in einem Lande wie Oesterreich, wo man so wenig Finanzkenntnisse hatte. Daher hatte der Verfasser auch das Glück, daß die Pächter über seine Schrift, die um 1765 der höchstsel. Kaiserinn Königinn übergeben ward, in Allarm geriethen, und mehr Pacht geben mußten. (S. 76). Das war nun ganz gut, aber daß man daraus schloß, der Verf. sey ein großer Finanzier, oder ein großer Kenner des Handels, der den Ertrag einer großen Handelskompagnie so genau habe berechnen können, war ziemlich übereilt geschlossen. Aber freylich! Inter coecos regnabat luscus.

20) Behandlung Oberensischer Unterthanen zur Beherzigung für meine Freunde, und wollte Gott auch für Joseph II. 1783. 48 S. in 8.

21) Erste Beylage zu der Behandlung Oberensischer Unterthanen, die auch Beherzigung verdient. 1784. 23 S. in 8.

Diese beyde kleine Schriften sind zwar in Oesterreich verfaßt, aber außerhalb Landes gedruckt, weil die Censur in

Wien den Druck nicht erlaubt haben würde, und werden nur connivendo, oder tolerando in Oesterreich eingeführt. Diese Schriften sind mit männlicher Freymüthigkeit geschrieben, und enthalten Thatsachen von der Art, wie die Unterthanen im Lande ob der Enns von der Regierung und von den Gutsherren unerhört unterdrückt werden, über die man wirklich erstaunen muß. Diese Thatsachen reden laut. Sie machen einen seltsamen Kontrast zu dem beständigen Lobpreisen in den Zeitungen, als ob alles in Oesterreich so herrlich eingerichtet wäre. Der Recensent mag keinen Auszug machen, denn der würde ihn zu weit führen, und diese beyde Schriften verdienen mit Sorgfalt gelesen und erwogen zu werden. Nur von der edlen Freymüthigkeit des Verf. will der Rec. ein Beyspiel geben, welches zugleich Aufmerksamkeit auf das Ganze erwecken kann. S. 13. von Num. 19 heißt es: „Dem armen Bauer wird das Mark noch ausgesogen, „sich dagegen zu stemmen, fehlt ihm der Muth. Die Miß„handlungen der despotischen Beamten, die unglaublich „fürchterlichsten Verbindungen aller Gerichtsstellen „untereinander, weil sie alle von eingebohrnen Kava„lieren oder von ihren erkauften niedriggesinnten Günst„lingen besetzt sind, welchen allen einzig durch Geld aus„zuweichen ist, drücken ihn darnieder; er wagt keine Klage, „aus Sorge, dann ganz geopfert zu werden. Besonders da „er bereits Beweise hat, daß der Monarch selbst zu „ohnmächtig ist, einem patriotischen Bauern gerechte „Schadloßhaltung zu verschaffen, der Muth genug hatte, „wider den Willen der Herrschaft, und der Beamten „für die Gemeinde seines Dorfs zu reden. Sie ist be„kannt die fürchterliche Kette; sie zu spalten, wie den ale„xandrinischen Knoten, ist nicht genug. Gleich einem zer„schnittenen Polypen würde jedes Stück wieder ein Ganzes, „das dem vorigen ganz gleich ist, und alles bliebe beym alten. „Nur der Gang würde sich ändern.“ Gehört nicht Muth dazu, so zu schreiben? Wie sehr unterscheidet sich der Verfasser von so vielen Wiener Traktätchenschreibern, die mit leerem Geschwätz das Papier besudeln! Uebrigens hören wir, daß diese wohlgeschriebene Schrift doch schon Eindruck gemacht hat, und daß man an ein neues Katastrum oder Rectification denkt, um dem bedrängten Landmann zu helfen.

22) Der Schlafrock — an Herrn von ** Großhändler in ... mit Anmerkungen. Regensburg (Wien) 1783. 8. 59 Seiten.

Die Zueignungsschrift ist an den Exjesuiten, P. Hell in Wien, gerichtet, dem hier schuld gegeben wird, er habe sich gebrauchen lassen, um allerhand Traktätchen, welche die wohlthätigen Toleranzabsichten des Kaisers bestreiten, insgeheim zu debitiren.

Der Titel der Schrift ist etwas weit hergeholt. Der Verf., der sich Glanzberg *) unterschreibt, sagt, wenn die Kaiserin Maria Theresia, gleich Ludwig XIV. alle Protestanten aus den österreichischen Staaten vertrieben hätte, „so „machte ich heute nicht Staat in diesem herrlichen Schlaf„rocke von schönem Atlasse aus Ihren Manufakturen, deren „sie so viele und mancherley zum Vortheil der österreichischen „Staaten angelegt und zur Vollkommenheit gebracht haben.“ Der Verf. muß wohl den schönen Schlafrock recht lieb haben, daß er es die ganze Welt will wissen lassen, daß er ihn hat.

Der Zweck dieses Büchleins ist übrigens, die Protestanten in Oesterreich zu ermahnen, daß sie nicht, gleich den Jesuiten, deren Schandthaten in allen Ländern angeführt werden, die Wohlthat der Toleranz in Oesterreich mit Undank erwiedern, und gleich den Jesuiten den Staat in Unordnung bringen wollten. „Wofern, (sagt der Verf. S. 17) Ihre „Glaubensgenossen nach solchen Beyspielen gegen den Staat „für seinen Schutz erkenntlich seyn, und dafür, daß er ihnen „den Gott ihrer Väter nach ihrer Weise anzubeten erlaubt, „ihre katholischen Mitbürger in ihrem ältern Gottes„dienste zu hindern, das ist, aus dem Hause, wo sie mit „Gastfreyheit aufgenommen worden, den Hausvater und „seine Familie vertreiben zu wollen, verwegen genug „werden sollten; ich weiß nicht, ob ich, der ich kein Apostel „des Kriegs bin, und am wenigsten des Krieges, wo bewaf„nete Schaaren unter einem wehrlosen Haufen mengen, „ob ich nicht mit eigener Hand die Sturmglocken anziehen, „und rufen könnte: Vertilgt! rottet aus!

Man

*) Dies soll Sonnenfels anzeigen, welcher sich bey anderer Gelegenheit auch Lichtenberg unterschrieben hat.

Man sieht aus dieser Stelle, wie schief in Wien auch Leute, die für klug wollen angesehen werden, manche Gegenstände betrachten, besonders wenn einigermaaßen die katholische Religion mit ins Spiel kömmt. Womit haben wohl die Protestanten in Oesterreich, die in so mäßiger Anzahl vorhanden sind, die noch jetzt (man lese doch nur Schlözers Staatsanzeigen) in den österr. Provinzen so hart gedrückt, und ohne alle Ursache gehaßt werden, den Argwohn verdient: „daß sie ihre katholische Mitbürger in ihrem ältern *) Got„tesdienste hindern, daß sie den Hausvater und seine Fa„milie **) vertreiben zu wollen, verwegen genug wer„den sollten." Die Unordnungen, welche die Jesuiten in allen Ländern gestiftet haben, sind offenbar. Diese Unordnungen und Meutereyen stammen aus der ersten Verfassung, aus seinem abscheulichen blinden Gehorsam, aus seiner Wuth sich ausschließend fortzupflanzen, alles allein zu seyn her. Er ist ein zehnfacher Möncksorden, eine unnatürliche Gesellschaft, welche die Bande der Menschheit auflöset, ein *Status in Statu*. Wie kann man dieses alles von der protestantischen Religion sagen? So lange der Jesuiterorden bleibt was er ist, muß er nothwendig jedem Staate schädlich werden. Es ist also fürs Wohl der Menschheit zu wünschen, daß die Bande dieses Ordens ganz aufgelöset werden, daß die Mitglieder des gewesenen Ordens ganz ohne alle jesuitische Verbindung gleich andern Menschen in der Welt leben, daß gar kein Jesuitismus in der Welt sey. Hat Hr. v. Sonnenfels das Herz, das vom Protestantismus zu behaupten? Ist nicht vielmehr zu wünschen, daß der wahre Geist des Protestantismus, das heißt, der wahre freye Geist, nichts in der Religion anzunehmen, was man nicht untersucht hat, und davon überzeugt ist, immer mehr möge ausgebreitet werden? Ist nun dieses, was soll denn die hämische Art bedeuten, mit der der Verf. die Protestanten mit den Jesuiten zusammengesellt,

*) Dieses ältern verräth, was tief im Geiste des Verfassers ruhet. Die katholische Religion soll besser seyn, weil sie älter ist. Es kommt ja darauf an, nicht was alt ist, sondern was wahr ist. O Katholicismus!

**) Das heist im ganzen Zusammenhange, den Kaiser und seine Familie. Erröthete der Verf. nicht, da er eine so unverschämte Beschuldigung niederschrieb!

gesellt, als ob sie gleich verdächtig wären? Es giebt ja in Wien und in Oesterreich dummbigotte Leute in großer Menge, welche von Ketzern die widrigsten Begriffe haben. Sollte sich ein Mann, der vernünftig seyn will, nicht schämen, solche Begriffe weiter auszubreiten? Er wird sagen: Ich habe dies *conditionaliter* gesagt. Eine feine Entschuldigung. Die Jesuiten haben viel Verdacht wider sich, die Protestanten verdienen keinen Verdacht, aber der katholische Pöbel aller Stände hat den bittersten Haß wider sie. Ist es nun nicht unverzeihlich, wenn ein Mann, der doch Anspruch auf Verstand macht, bey einer vom Zaun gebrochenen Gelegenheit Verdacht wider die Protestanten erregt. Der katholische große Haufen, dem ohnedem von ihren Beichtvätern in verhaßtem Lichte vorgestellt wird, wird in seinem Grolle gegen die Protestanten befestigt, siehet gar nicht zu, ob die Protestanten schuldig sind, oder nicht, sondern ruft nur dem Verf. nach: Vertilgt! rottet aus! Sie hindern gewiß noch den ältern katholischen Gottesdienst. Vertilgt, rottet aus! ehe sie es thun! Sollte sich ein Verfasser, der ein Philosoph seyn will, nicht schämen, solche Gesinnungen in den Herzen seiner katholischen Mitbürger zu nähren? Vertilgt! rottet aus! Sollte jemals ein Mann, der sich Aufklärung zu haben rühmt, so ausrufen? So tief liegen die Vorurtheile bey Leuten, welche sich von den gemeinen Katholiken unterscheiden wollen. Der Begriff der allein seligmachenden Kirche gebiert Stolz und Verdammung. Dicht neben dem Begriff der Toleranz liegt auch der Begriff der Vereinigung, oder im entgegengesetzten Falle der Vertilgung und Ausrottung.

Dieser Traktat scheint übrigens auch geschrieben zu seyn, um zwey in der That merkwürdige Briefe zweyer Jesuiten aus Rom vom Jahre 1780 ans Licht zu bringen, (S. 43) worin ängstlich auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia geharret, und der Hr. v. Sonnenfels unter dem Namen *Sannio — avtodidaktos* verunglimpft wird. Diese Briefe sind denn auf des Herrn von Sonnenfels erste Vorlesung nach dem Tode der Kaiserin, und auf gewisse damals dawider geschriebene jesuitische Anmerkungen angewendet. Es ist aber wohl überflüßig, dies jetzt aufzuwärmen. Vorlesung und Anmerkungen sind längst vergessen. Eine Vorlesung, bey Gelegenheit gehalten, kann nicht ewig leben.

Am

Am Ende redet der Verfasser S. 58 die Jesuiten an: „Das geringste, was Sie sich auf den Nacken ziehen, wohlehr„würdige Patres! wenn es auskommt, daß Sie noch immer „ihre Logen, ihre Präpositos, ihre Konservatores Or„dinis, ihre Verbindungen, ihre Grundsätze, ihren „ehemaligen Geist beybehalten, wird seyn, die Aufhebung „Ihres Noviziats in Mohilow.“ Davon hat man nun wohl bis jetzt noch nichts gehört, vielmehr sind alle Zeitungen davon voll, wie sehr sich die Jesuiten in Rußland ausdehnen. Eine jesuitische Anstalt ist nicht so leicht vertilgt. Sie hängt an so vielen feinen Fäden, die zusammengenommen ein starkes Seil ausmachen. Aber wahr ist es, daß man nicht genug aufmerksam machen kann, auf die beständigen heimlichen Machinationen der Jesuiten, auf ihre weitläuftige Korrespondenz, auf ihren mächtigen Anhang, auf den Einfluß, den sie an vielen Höfen haben, auf die wichtigen Geldremessen, die sie thun lassen, auf den großen Handel, den sie führen, auf die wirklichen Etablissemente, die sie in China, in Maryland, auf den Bahama-Inseln und an andern Orten mehr haben, wo sie in ihrer ganzen Konsistenz bleiben, wenn sie auch in ganz Europa dissolvirt scheinen.

23) Staatsanzeigen von den k. k. Staaten von de Luca. 8. 2. Heft.

Der Hr. Rath de Luca hat sich schon auf mancherley Art um die Statistik von Oesterreich verdient gemacht. Dies wird auch durch dieses Werk geschehen. Die Nachrichten sind freylich nicht von gleicher Wichtigkeit, besonders für einen Ausländer, das kann aber in einer solchen Sammlung nicht anders seyn. Es bleibt immer ein gemeinnütziges Unternehmen.

Der Recens. ersiehet aus den Wiener Zeitungen, daß Hr. de Luca in Wien statistische Privatvorlesungen über die österreichischen Erblande in Wien halten will. Dies wird sehr nützlich seyn. Aber fast noch nützlicher möchte es seyn, in Wien statistische Vorlesungen über auswärtige, besonders auch deutsche Länder zu halten. Es ist unglaublich, wie unwissend daselbst das gemeine Publikum ist. Es kennt nichts als Wien und Oesterreich, glaubt, es sey nichts groß und gut, was nicht von ihnen selbst herkommt. Aus dieser unrichtigen Schätzung entspringt den Wienern großer Nachtheil. Sie glauben

glauben, ganz vollkommen zu seyn, meynen, alles besser zu haben als andere Länder, und bleiben immer mehr zurück, je mehr sie das bewundern, was sie haben. Ich appellire an verständige Männer in Wien, welche wissen, wie es außer Oesterreich aussieht, ob ich nicht Recht habe.

24) Vor und wider das Lutherthum in Ungarn, oder kurze Beantwortung der freymüthigen Betrachtung über einige Gegenstände des Lutherthums in Ungarn, als Beyträge zur Berliner Widerlegung desselben. 1783. 8. 40 Seiten.

Eine Vertheidigung der Lutheraner in Ungarn gegen sehr hämische Beschuldigungen, welche die Katholiken immer noch wider dieselben ausbreiten. Besonders breiten sie die gehässigsten Nachrichten von den lutherischen Schulen aus. Diese mögen wohl Fehler haben, aber das katholische Normalschulwesen ist ganz ohne allen Vergleich unglaublich viel elender. Unter dies Joch möchte man die protestantischen Schulen gern ziehen und machen, daß sie von den katholischen Normalschuldirektionen abhangen müßten, wenigstens doch von einer gemischten Schuldirektion, worin NB. die katholischen die meisten Stimmen hätten. Dieses wäre das bequemste Mittel, der Schuljugend katholische Schulbücher, so elend sie sind, aufzudringen, und die künftigen Generationen nach und nach — mit Güte oder Gewalt katholisch zu machen. So lange noch Katholicismus in der Welt ist, und dies wird seyn, so lange die katholische Geistlichkeit noch einige Macht hat, mögen die Protestanten gewiß glauben, daß dieser Zweck nie wird aus den Augen gelassen werden.

25) Der Wiener Cavalier mit Leib und Seele, eine komische Schnacke für alle die gern lachen. Erstes Stück von Hrn. Pennarum. Wien, 1782. 56 Seiten. 8.

Komisch ist die Schnake nun eben nicht. Aber eine ziemlich richtige Schilderung der gemeinsten Züge, welche die Badauts beyderley Geschlechts, die in so großer Menge in Wien vor-

handen sind, bezeichnen. Sie sehen zum Theil vom Körper noch ganz gut aus, nur daß sie bey Zeiten ein wenig lappicht werden. Aber am Geist sind es die elendesten Geschöpfe, und dünken sich doch Geist zu haben. Satire möchte wohl schwerlich an ihnen haften, zumal eine Satire, die so wenig haftet wie diese.

24. Schlötzer und Nicolai mit Leib und Seele. Potsdam. (warum nicht gar? da schreibt man solch dumm Zeug nicht, sondern in Wien.) 1784. 14 Seiten in 8.

Die Wiener sind wie die Kinder, die haben Puppenzeug und Kartenhäuser, und dünken sich was rechts zu haben. Wenn nun jemand die Kartenhäuser umwirst, so schreyen sie, necken ihn oder schimpfen ihn.

Schlötzer hat viele wichtige Aktenstücke wider schreyende Mißbräuche in Wien, zum eignen Besten der Wiener bekannt gemacht. Nicolai hat treffende und einleuchtende Wahrheiten zum eignen Besten der Wiener gesagt. Dawider bäumt sich die Eitelkeit des gemeinen Haufens in Wien. Wenn es auch wahr wäre, denken sie, so soll es nicht gesagt werden. Und es soll und muß nicht wahr seyn. Da will man sich durch fade Pasquille rächen. Dergleichen ist dieses. Der Recensent will etwas davon hieher setzen:

In Preußen mal, und Sachsen war, O jeh,
Ein edles Journalistchen Paar, Auweh,
Die Wiener hatten; — denn ihr Maaß
War voll — mit ihnen manchen Spaß.
Auweh, Auweh, Auweh.

Papierchen, voll Impertinenz, O jeh,
Wohl flohn in unsre Residenz, Auweh,
Doch Wien war immer Wien *) zum Glück;
Und kanonirte brav zurück,
Auweh, Auweh, Auweh.

Da das die Kerlchen nicht vermut't, O jeh,
Sie sich gar jämmerlich verblut't. Auweh.

Und

*) Ja freylich: Wien war immer Wien!

Und als es erst zum Treffen kam,
So fielen s' wie die Säck zusamm.
Auweh, Auweh, Auweh.

Das eine Wichtlein von Berlin, O jeh,
Thut uns die Ehre, reist nach Wien, Auweh,
Er fuhr vor Zorn bald aus der Haut,
Weil s' nicht nach seinem Plan gebaut,
Auweh, Auweh, Auweh.

Der andre gar ein armer Narr, O jeh,
Gleich dem Kollegen auf ein Haar, Auweh,
Nur noch ein limmelhafter Rumpf,
Und unverschämter war der Strumpf,
Auweh, Auweh, Auweh.

Was sagen die Leser dazu? Erkennen sie **Schlötzern** und **Nicolai** in diesem Bilde? Oder erkennen sie den **Wiener Witzling**?

Solch Zeug verdient bloß Verachtung. Aber es ist doch gut, wenn dem übrigen Deutschlande dessen Existenz einigermaaßen bekannt wird, denn dadurch wird der Geist bekannt, der in Wien noch allzusehr herrscht. **Wien** ist der Mittelpunkt, von dem alles ausgehet. **Es ist nur Ein Wien!** Wer also etwas **wider Wien** sagt, der **muß widerlegt werden**, sagt man gleich. **Es muß untersucht werden**, ob er Recht hat, sagt man nicht. Kann man nicht **widerlegen**, so schimpft man. Solche Pasquille wie diese werden von dem Gedankenlosen Haufen in Wien häufig gelesen, und gehen aus Mund in Mund. Nun glauben sie, die Leute, welche nicht alles, was in Wien ist, für das **Erste in der Welt** halten, wären ad absurdum gebracht. Sie vergessen die **Wahrheiten**, die sie überlegen sollten, ihrer gewöhnlichen Leichtsinnigkeit zu Folge, und weil sie sie vergessen haben, glauben sie auch, das ganze übrige Deutschland habe sie vergessen, und bleiben, so wie sie waren. **Wien bleibt immer Wien!** Oder eigentlich, die Thoren und **Unwissenden in Wien bleiben unwissend und thöricht!**

---

13. Haushaltungswissenschaft.

Prodromus der monathlichen praktisch-ökonomischen Encyklopädie, oder vollständiger allgemeiner Futterkräuterbau, nach lokalisch-praktischen Grundsätzen für deutsche Landwirthe im Großen und Kleinen, in dem Schlesischen, Brandenburgischen, Reichs- und diesen ähnlichen Gegenden, von Johann Riem, Königl. Preuß. Ober-Inspector der Schlesischen Bienenplantagen. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 256 Octavseiten, ohne die Einleitung von 32 Seiten.

Daß der Hr. Verf. gegenwärtigen Band von einem vollständigen allgemeinen Futterkräuterbau, seiner monathlich praktisch ökonomischen Encyklopädie, oder zusammenhängenden Lehrbegriffe der gemeinnützigsten praktischen Landökonomie für deutsche Landwirthe ꝛc. welchen er in 2 Bänden herauszugeben gesonnen ist, vorausgehen lässet: muß jedem guten und fleißigen Landwirthe, der nicht von Vorurtheilen vollgepfropft oder noch bis jezt vom alten Schlendrian besessen ist, höchst angenehm seyn. Denn der Futterbau muß nothwendig den Grund zu einer verbesserten Landwirthschaft legen: mithin allem vorangehen, und dann kann erst die Stallfütterung, und endlich eine mit Nutzen vermehrte Viehzucht statt finden. Da aber der Weidgang leider an vielen Orten noch ein nothwendiges Uebel in der Landwirthschaft ist und noch lange bleiben wird; so verspricht der Verf., als ein toleranter Landwirth, auch diesen nicht zu vergessen, und folglich in seiner praktischen Encyklopädie: 1) für Freunde der vollständigen Stallfütterung; 2) der halben Stallfütterung, und 3) des verbesserten Weidgangs, zu schreiben. Ueber die Bienenzucht wird er ebenfalls zweyerley Lehrarten aufstellen; und in einem Epiloge eine Futterordnung mittheilen, welche nur mit gegenwärtigem Prodromus Gemeinschaft haben soll; auf daß beyde kleine Werke ein jeder

jeder leicht anschaffen kann, ohne eben genöthiget zu seyn, die 2. Bände der praktischen Landwirthschafts-Encyklopädie auch zu kaufen. In der vor uns liegenden vollständigen Abhandlung vom Futterbau, hat der Verf. die Ordnung jener Fragen erwählt, welche von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1781. in den Zeitungen aufgestellt waren. 1. Frage: Welche Futterkräuter sind überhaupt zu trocknem oder frischem Gebrauche in neuen, rohen, und erst dazu urbar zu machenden Grundstücken und ihren Abänderungen, sie mögen hoch, tief, naß, kalt, warm oder trocken gelegen seyn, und aus Sand, Torf-Moorgründe, thonigten oder einem sehr schlechten Heydeboden bestehen, die vortheilhaftesten und besten, sie mögen in Gräsung, Blatt oder auch Wurzelwerk und kleinen Kräutern bestehen. Die hier vorkommenden Futtergewächse werden in einträgliche und minder einträgliche eingetheilt. Zu jenen rechnet der Verf. die blaue Luzerne, den gemeinen rothen Klee, die Esparsette, das Wasser-Viehgras oder Poa, den Turnips, die Burgunder- oder Dickrüben, die Kartoffeln, und den Raps oder Kohl. Zu diesen, den minder einträglichen, zählt er die Pimpinelle, den gelben Hopfenklee, den weißen Klee, das Timotheusgras, das Raygras, Spergelgras, und die Erdäpfel. Die Luzerne, in Thüringen auch Dauerklee, weil er 10, 12, 15 Jahre stehen kann, und Stutterheimerklee genannt, weil er an diesem Orte in Thüringen am ersten angebaut worden ist, verdient allerdings den ersten Platz unter den Futterkräutern. Er versagt weder in trocknen noch nassen Jahren; kann im Jahre immer viermal mehr wie der rothe Klee abgemähet werden, läßt sich leichter wie dieser zu Heu machen; kommt in einem verbesserten Sandboden eben so wohl, als im melierten oder nicht gar zu schweren leimenen Boden, wenn nur keine Felsenplatten unter der Erde verborgen liegen, und in einem schwarzen Moorgrunde, wenn nur die untere Erdlage nicht zu naß, kreidigt oder sandigt ist, sehr gut fort. Im Neubruchlande kommt er nicht so gut fort, als wenn ein Jahr vorher in diesem Lande Wurzelgewächse oder Kartoffeln gebauet worden. Er darf mit keiner andern Frucht ausgesäet werden; auch würden wir nicht einmal die Pimpinelle, wie es der Verf. allenfalls noch anzurathen scheint, zur Untersaat gebrauchen. Nach der Luzerne sind der spanischrothe Klee und die Esparsette allerdings die besten und einträglichsten Futterkräuter, und ihr

Anbau ist beynahe in ganz Deutschland bekannt und eingeführt. Ungerne sieht R. gleich darauf das Wasserviehgras oder die Poa eine Stelle einnehmen, da doch noch keine Versuche mit diesem Futterkraute gemacht worden sind, und es gewiß auch nie die ersten 3 Sorten verdrängen wird. Denen Turnips, welche ohnedem auf deutschem Boden nicht so gut, wie in England fortkommen wollen, würden wir allerdings die Burgunder- oder Dickrüben, auch Rangerste genannt, vorziehen, weil ihre großen und schönen Wurzeln nicht allein ein milchvermehrendes Futter abgeben, sondern auch ihre hohen, starken und fetten Blätter, in der letzten Hälfte des Sommers abgeblattet, ein herrliches Rindviehfutter sind. Das Raygras, welches der Verf. nach S. 30, und das wollichte Pferdegras, welches er nach S. 33 unter den rothblühenden Klee unterzusäen anzurathen scheint, will dem Recens. eben so wenig zu diesem Gebrauche gefallen, als die Pimpinelle unter der Luzerne. Der spanische Klee gedeyhet nicht besser und ist nie einträglicher, als wenn er von allen Grasarten rein gehalten wird. 2te Frage: **Welche dieser Futterkräuter sind ohne Verlust ihrer gesunden und nahrhaften Eigenschaften am leichtesten und häufigsten auch bald mit würklichem Nutzen zu erziehen?** Der Luzernklee, und der spanische Klee behaupten hier wieder den Vorzug, wenn sie anders auf ihnen anpassendes Land angesäet worden. Esparsette hat gewiß auch ihren großen Werth, ob man gleich drey volle Jahre warten muß, ehe sie den gesuchten Nutzen gewährt. Hingegen nimmt sie auch mit weit schlechterm Lande, als die ebengenannten zwey Sorten vorlieb. Turnips, Möhren, Burgunderrüben und Kartoffeln werden am leichtesten und häufigsten, auch bald mit würklichem Nutzen überall erzogen. 3te Frage: **Welche Bestellungsarten und Unterschiede müssen dabey in Obacht genommen werden?** Hier müssen wir den Leser auf das Buch selbst, von S. 91 — 173 verweisen, weil wir sonst zu weitläuftig würden, wenn wir dem Verf. von Satz zu Satz nachgehen wollten. Auf was Art von den edlern Kleearten Heu gemacht werden, und wie man guten Saamen davon erziehen müsse, verdient vorzüglich nachgelesen zu werden. Das Kartoffelkraut hält der Verf. mit dem Pfarrer Meyer von Kupferzell, zum Zwischenfutter im Monat September, dem Rindvieh ganz unschädlich, und sogar nicht einmal Milchverzehrend. Getrocknete und geschrotene Kartoffeln sind eine Arzeney gegen den Durchlauf von nassem Futter, und ein

ein Futtermittel gegen das Abnehmen der Milch. Der Kohlreps (S. 167) ist in Deutschland nicht sowohl als Futterkraut, sondern vielmehr als ein sehr einträgliches Oelgewächs bekannt, und wird in dieser Rücksicht sehr häufig erzielet. Daß der Raps oder Tölpel (Colsat), verpflanzt, ungemein reichliche Aerndten liefere; dessen ist R. bey seinen Reisen durch die österreichischen Niederlande sehr oft ein Augenzeuge gewesen.

S. 175—216 enthält dieser Prodromus noch eine Apologie der Stallfütterung, und zu dieser S. 221—226 auch noch einen Anhang. Beynahe könnte man diese Apologie in unserm erleuchtetern ökonomischen Zeitalter, wie sich der V. S. 185 selbst ausdrückt, eine Wortverschwendung nennen. In der Nachrede von S. 227—256 gedenkt der Verf. noch mit wenigen Worten der von ihm angepriesenen Poa; und sagt alsdenn seine freye Meynung über die bekannten Berliner Preißschriften, die unter dem Titel: praktische Anleitung zum Futterkräuterbaue erschienen sind. Rec. enthält sich billig einer anderweitigen Recension dieser Recension. Nur eine einzige Bemerkung findet er noch nöthig, bey S. 235 zu machen, wo der V. das Aufeggen der Luzerne alle Frühjahr, zu begünstigen scheint. Wenn dieses wahren Vortheil bringen soll, so möchten wohl die Luzernen-Kleepflanzen wenigstens 1 Schuh breit, wie es in England zuweilen gebräuchlich ist, von einander gepflanzt werden müssen. Durch landwirthschaftliche Arbeit hat R. sehr ofte in England, wo sie nicht allein im Frühjahre, sondern auch nach dem ersten Abschnitt der Luzerne verrichtet wird, selbst mit angesehen, und die englischen Landwirthe behaupteten, daß durch die Arbeit des Aufeggens die Wurzeln der Luzerne wund gemacht und aufgerissen würden, und alsdenn weit stärker und vermehrter von neuem aus den Wurzeln heraustrieben. S. 253. ist noch etwas vom Anbau der großen Brennnessel beygefüget; und den Beschluß macht eine Aufgabe für Bienenfreunde. In wie ferne das Wachs, welches die Bienen von den Beeren der gemeinen Mistel (Viscum album. Linn.) nach einiger Meynung, einsammlen sollen, nützlich oder schädlich sey.

Mk.

N. S. Von dem Verf. erfahren wir noch vor dem Abdruck dieser Recension, daß diesem Prodromus ein Bogen Zugabe, unter dem Titel: „Fragment zu meinem Prodro-

mus der ökon. prakt. Encyklopädie," folgen soll; worinnen ein vom Manuscript aus Versehen zurückgebliebener Bogen über die ausführliche Anzeige der Kleepreißschriften nachgeholt wird. Es wird darinnen noch der zweyten und dritten Accessit-Schrift gedacht; Dabey will der V. auch die vielen, wegen Entfernung vom Druckorte, eingeschlichenen Druckfehler anzeigen.

Druckfehler in Riems Prodromus.

S. VII. Z. 1. v. u. statt zwey lies drey. S. X. Z. 9. st. stehen l. stehenden. ibid. Z. 10 v. u. st. Mist l. Mißjahren. S. XV. Z. 8. l. Skrbensky. S. 4. Z. 8. l. Birdgras. S. 6. Z. 4. l. nicht findet. S. 14. Z. 8 v. u. l. feuchte. S. 19. Z. 9. l. tralte. ibid. Z. 18. l. blieben. S. 22. Z. 6 v. u. l. Baue. S. 23. Z. 2. da das. S. 26. Z. 2. v. u. da, deleatur. S. 30. Z. 1 v. u. von Raißgras Saamen. S. 32. Z. 9. Note. lanatus. S. 59. Z. 1. in Anm. daß wann. S. 61. Z. 4 v. u. einem. S. 62. Z. 7. in Anmerk. wie er. ibid. Z. 6. 1. breitere. S. 85. Z. 10 v. u. Fuhren Heu. S. 94. Z. 17. da er doch den. S. 97. Z. 9 v. u. st. Feuer l. Bauer. ibid. Z. 5 v. u. l. wirthschaft. S. 106. Z. 15. l. verbreitet. S. 110. Z. 10. l. 1 bis 4 Pf. Roßgras. ibid. Z. 19. l. $\frac{1}{7}$. ibid. Z. 24. l. nach der. S. 114. Z. 7 v. u. in Anm. st. sowohl l. solches. S. 115. Z. 13. nach Deutschland ein? S. 124. Z. 6. nach Reiz del., und nach erhalten, S. 132. Z. 5 v. u. l. der 1440. S. 139. Z. 16. l. Ende des Junis. S. 140. Z. 6 v. u. l. blähet. S. 155. Z. 4 v. u. l. zugerichtet. S. 162. Z. 13 v. u. l. Mischfutter. S. 202. Z. 10. l. meine. Z. 11. l. Menschen. Z. 13. l. dieser. S. 208. Z. 13 v. u. l. eben. S. 212. Z. 14. l. übergroße. S. 217. Z. 4. v. u. l. einem. S. 219 Z. 5. l. Obzwaar. S. 226. Z. 4 v. u. l. Avena und Calycibus. S. 228. Z. 2. l. das von den. S. 230. Z. 7. in der Anm. l. heben. S. 248. Z. 6. st. unbeprobt l. beprobten. ibid. letzte Zeile l. glomerata. S. 250. Z. 12. l. Anreihen. S. 254. Z. 13. kann sie.

Gartenkatechismus für Landleute. Von J. G. Bothmann. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. 180 S. in 8.

Eine

Eine von der königl. dänischen Haushaltungsgesellschaft zu Kopenhagen bekaunt gemachte Preißaufgabe, hat den Verf. zur Ausarbeitung dieses sehr brauchbaren und dem Zweck völlig entsprechenden Handbuches, veranlasset, in welchem den Landleuten auf eine sehr faßliche Art gezeigt wird, wie sie ihren Kuchen- und dann auch ihren Obstgarten behandeln sollen. Mit Recht wird die feine Gärtnerey gar nicht berührt. Aber die beygefügten Anweisungen wegen andrer Holzarten, S. 149 u. f. ingleichen wie man Obst und Früchte trocknen und durchwintern soll; nicht weniger der Gartenkalender vermehren die Brauchbarkeit des Buches. Die Einkleidung in Frage und Antwort will uns nicht gefallen. Unter den S. 103. wider die Erdflöhe vorgeschlagenen Mitteln, hat Recens. die Asche selten recht wirksam befunden.

Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey. Leipzig, bey Hilscher, 1783. 134 Seiten in 8.

Der ungenannte Verfasser dieses brauchbaren und praktischen Werkes, liefert in einer gedrängten Kürze, einen Auszug aus den in dieser Materie vorhandenen besten Schriften, die er sämmtlich in der Vorrede anführt. Hierdurch wird er denjenigen nützlich, welche sich diese Bücher weder anschaffen können noch wollen. In 9 Abschnitten, darunter sich sonderlich der 4te und 6te durch die sorgfältige Bearbeitung und Nutzbarkeit auszeichnen, wird Unterricht gegeben, vom Grund und Boden, von der Erziehung und dann von der Veredelung wilder Obstbäumchen, von der Verpflanzung der Bäume, vom Baumschnitt, von der Wartung der Obstbäume, vom Weinstock, von den Feinden des Baumgartens, endlich von der Behandlung des Obstes.

Hl.

---

14. Vermischte Nachrichten.

Deutsche Encyclopädie, oder allgemeines Realwörterbuch aller Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft Gelehrten. Frankfurt, Varrentrapp S. und Wenner. gr. 8. Fünfter Band. Can-Cn. 744 Seiten 1781. Sechster Band. Coa-Dec 848 S. 1782.

Unterschiedene neue Mitarbeiter werden in der Vorrede des 5. B. genannt. Auch Hr. Breitkopf in Leipzig hat Beyträge, die Buchdruckerey betreffend, mitgetheilt. Die Artikel haben die bekannte Ausführlichkeit. So: Canon der heiligen Schrift, kritisch historisch, und katholisch dogmatisch. Das Wort Canon nimmt mit seinen so mannichfaltigen Bedeutungen 40 Seiten ein, noch ohne: Canones Canonici .. die das Alphabet davon absondert, und die auch sehr viel Raum einnehmen. Daß Cartoffeln einen juristischen Artikel abgeben, ist vielleicht unerwartet. Die Frage: Ob, und wie fern sie zu verzehnden sind, hat Processe veranlaßt. Folgende Grundsätze haben in den meisten Gerichten Eingang gefunden: 1) Sie werden sowohl in Gärten als auf den Feldern gezogen, mithin gehörte ihre Verzehntung bald zum kleinen bald zum großen Zehnten. Hat jemand also sowohl den großen, als den sogenannten kleinen Garten- oder Krautzehnten, so sind ihm auch Cartoffeln zu verzehnten. 2) Werden sie auf einem Felde gezogen, dessen Früchte sonst zu verzehnten sind, so findet das auch bey ihnen statt, und die Einwendung gilt nichts, daß es eigentlich kein Getraide, sondern Küchengewächs sey. 3) In dem Falle hört auch der Cartoffelzehend nicht auf, wenn das Feld umzäumt und so in Gärten verwandelt würde; da 4) durch Anbau der Cartoffeln das hergebrachte Zehntrecht in einer Flur nie verkürzt werden kann; bey alle dem ist 5) auf das Herkommen zu sehen. Davus, der bekannte Sclavenname, war von den Daciern entlehnt, die nach den Strabo Davi geheissen haben. Die Sclavennamen bestunden selten aus mehr als zwo Sylben, vermuthlich sie schneller zu rufen. Bey der Gelegenheit wird erwähnt, der gewöhnliche Bedientenname: Johann, sey durch das abergläubische Vorurtheil so allgemein geworden, der Blitz berühre kein Haus, darin ein

ein Mensch dieses Namens wohnt. (Da dieser Aberglaube erwähnt ist, so hätte auch wohl von Decanus die astrologische Bedeutung können angezeigt werden.) Der Buchstabe C. hat besonders viel Wörter, er geht noch im VI. B. bis auf die 623 S. Wenn die folgenden Buchstaben nicht so reich sind, so wird, wie die Vorrede beym V. B. erinnert, das Werk nicht so weitläuftig werden als Manche befürchten.

Im.

Von den Handlungsvortheilen, welche aus der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Nordamerika für das russische Reich entspringen. Ein Versuch von M. K. P. M. Snell, Rektor — — Riga, Hartknoch, 1783. 44 S. in 8.

Nach einer ziemlich zweckmäßigen Beschreibung der 13 vereinigten Provinzen, welche, wie man leicht vermuthen kann, den größten Theil dieser Blätter einnimmt, und wobey auch mündlich eingezogene Nachrichten sind genutzt worden, sucht der V. zuerst die Furcht, oder die Vermuthung, als würden die bisherigen Käufer der russischen Produkte, sich nun nach Amerika wenden, aus guten Gründen zu widerlegen, dann die Handlungsvortheile namhaft zu machen, welche Rußland, nach seiner Meynung, von den Amerikanern zu erwarten hat. Diese setzt er darin, daß der neue freye Staat bey allem seinen Ueberfluß am Holz, doch seine groben Masten, ingleichen das Kupfer zum Beschlagen seiner Schiffe, aus Rußland holen, westindische Waaren wohlfeil dahin bringen, seine wohlgebauten Kauffahrteyschiffe dort um billigen Preis verkaufen, den Preis des Thrans, zum Vortheil der dasigen Fabriken heruntersetzen, und sonderlich viel Pelzwaaren nach Rußland führen würde. — Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß diese Vortheile äußerst zweifelhaft sind, und für den ohnehin sehr ausgebreiteten russischen Handel schwerlich bis zur Beträchtlichkeit hinansteigen möchten. Die am Schluß geäußerte Hoffnung, daß amerikanische Schiffe schon im Sommer 1783 nach Riga kommen würden, ist nun wirklich in Erfüllung gegangen.

Jt.

Nach-

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens an Herrn Doctor Bloch in Berlin.

Es befremdete mich nicht wenig, in dem schönen Werke Hrn. Pastor Goezens von Eingeweidewürmern S. 23. zu lesen, daß ich sollte versichert haben, daß man in Dänemark von *Taeniosis* gar nichts wisse, ich beruhigte mich aber mit der Hoffnung, daß der Ungrund dieses mir beygelegten höchst unwahrscheinlichen Ausspruchs durch meine eigene im 14. Stück des Naturforschers S. 199. lange vorher geäußerte deutliche Aussage: Kaum werden Bandwürmer bey den Tausendsten in meinem Vaterlande gespüret, wegfallen würde; nun ich aber sehe, daß dieser Irrthum in der ersten Recension des 2ten Stücks des 55. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 318. also wiederhohlt wird, daß es nach meinem Zeugniß in Dänemark gar keine solche Kranke giebt, sehe ich mich genöthiget, um die weitere Ausschreibung dieser Unwahrheit zu verhüten, zu erklären, daß ich dieses nirgends gesagt habe, noch habe sagen können, sondern nur, daß der Fall eines von Bandwürmern Kranken so selten ist, daß ich nur einmal von den hiesigen Aerzten ein Stückgen eines menschlichen Bandwurms habe erhalten können; daher, und damit mir diese Unrichtigkeit nicht unverschuldet zugerechnet werde, ersuche ich Ew. Wohlg. selbige in dem nächsten Stück der allgemeinen Bibliothek anzuzeigen, und im erwehnten 55. Bande S. 318. statt gar keine wenige, und in Hr. Goezens Schrift S. 23. statt gar nichts weniges zu lesen. Auch thut man mir Unrecht, wenn man im erwehnten Band S. 320 saget, daß ich die Schmerzen, die von einem Bandwurm entstehen sollen, für ungegründet halte; ich habe nur, und zwar aus wahrscheinlichen Gründen, wie aus S. 201. im 14 Stück des Naturforschers, und aus meinen in Hr Göezens Werk S. 57—60 angeführten Anmerkungen erhellet, vermuthet, daß die Würmer überhaupt bey einer ungekünstelten Nahrung wenigere oder keine Schmerzen verursachen würden.

Kopenh. d. 7. Juni 1784. Müller.

Aus-

Auszug eines Schreibens aus ** Nürnberg, 7. Junius 1784.

Baiern verdient gegenwärtig in mehr als einer Rücksicht die Aufmerksamkeit des nördlicheren Deutschen. In diesem Lande herrscht gegenwärtig ein Ringen nach Aufklärung in einzelnen Köpfen, und ein Streben im Allgemeinen dagegen, das dem Menschenbeobachter an der ächten Quelle zu den reichhaltigsten Bemerkungen Stoff geben würde. Aber dieser Beobachter müßte in München stationirt, und mit allen geheimen Verhältnissen daselbst bekannt seyn. Er würde alsdann dem auswärtigen erstaunten Publiko die Widersprüche zu enträthseln im Stande seyn, die sich im baierl. Felde der Litteratur täglich ereignen. Er würde uns zum Beyspiel vollständig unterrichten können, warum einem Zaupser verboten wird, über die Duldung weiteres zu schreiben, und seine Landsleute zu Menschen umzubilden, indeß im Stroblischen Verlag Schriften verlegt, und im Münchenerintelligenzblatt (wenigstens noch vor kurzem in diesen) Artikel abgedruckt werden, die der Nation nicht weniger ihre Eiterbeulen aufdecken, und über Pfafferey und Aberglauben frey von der Brust wegreden. Welche Wahrheiten sagt nicht Professor Babo in seinem **Gemälde aus dem Leben des Menschen** (8. 1784. München, bey Strobl 340 Seit. stark) seinem Vaterlande ins Gesicht, oder ist man vielleicht verblendet genug, die Schilderungen des Aberglaubes, die Schleichwege, welche manche Klöster zu ihrer Bereicherung gehen, u. s. w. auf andere Länder zu deuten, weil Baiern nicht geradezu genannt ist. So lang nicht in Baiern, wie in Oesterreich vom Thron aus durch unterstützte Macht Aufklärung gebothen wird, so lang verhallt freylich die Stimme einzelner Menschen, die auf den rechten Weg rufen, wie die Melodie eines Musikers, den nur die hören, die gekommen sind, um ihn zu hören. Die Nation selbst bleibt bigott, wenn auch gleich hundert aufgeklärte Schriftsteller aus ihr aufstehen, und ein Paar — viel zugegeben — tausend Menschen durch sie gebildeter und weiser werden. Doch noch ein Beyspiel des ewigen Streites in Baiern zwischen Aufklärung und Verfolgung. In dem Münchner Kalender prophezeiht der Astrolog Menesius Vogelius **bey dem vollen Monde im April Unglück.** Darüber macht sich, wie billig, ein denkender Kopf lustig, und bittet die Regierung, sie möchte dem astro-

astrologischen Unwesen steuern, und verfügen, daß gemeinnützigere Dinge in die Kalender dafür gesetzt würden. Seine Piece heißt: **Ueber den Unstern im Aprilmonath dieses Jahrs — ein Blatt zum Lesen und Lachen in der Carneval,** (1784. 8. 31 Seit. stark) und unterrichtet das Volk von der Grundlosigkeit aller astrologischen Prophezeihungen u. s. w. Sogleich erscheint im Münchenerintelligenzblatt eine heftige Recension davon, worin dem Verfasser vorgeworfen wird, er habe wider die Grundsätze der brüderlichen Liebe gehandelt, indem er den Astrologen, welcher ein alter braver, ich glaube, **Augustinermönch,** sey, so herabgewürdiget. Allein zum nicht erbaulichen Anblicke wird nun mit dem Verfasser selbst unbrüderlich verfahren. Letzterer wollte sich dagegen gleichfalls im Münchenerintelligenzblatt vertheidigen, allein es ward ihm ein Platz darinnen abgeschlagen, und, da die Sache nur dadurch schlimmer gemacht wurde, so ward derselbe veranlaßt, seine Vertheidigung, die nun eben auch beißender wurde, besonders drucken zu lassen. Sie führt den Titel: **Freiwillige Abbitte an den Münchenerischen Kalendermacher Herrn *Menesius Vogelius* und seine Ordensbrüder von dem Verfasser des Unsterns im April dieses Jahres.** 1784. 32 Seiten stark.

Um aufrichtig zu seyn, muß ich Ew. bekennen, daß ich den größten Theil meiner Kenntnisse in der baiers. Litteratur den **Gelehrten Nachrichten** verdanke, wovon zu Regensburg wöchentlich ein Bogen herauskömmt, und worinnen vorzüglich auf Produkte im Reiche Rücksicht genommen wird. Ich zweifle, daß sie in den übrigen deutschen Provinzen bekannt sind: genug, ich benutze sie dazu, nur mit dem Bücherinhalte bekannter zu werden, und lasse mir dann ein und anderes selbst kommen, um zu sehen, ob die HH. Recensenten dort Recht haben oder nicht. Was mir ferner vom baiers. Litteratur dadurch bekannt worden, und ich alsdann mit eigenen Augen besehen, ist noch folgendes, in der Ordnung, wie ich damit Bekanntschaft gemacht.

1) **Unterricht eines alten Beamtens an junge Beamte, Kandidaten und Praktikanten.** Erster Band. Gedruckt zu München, 1783. 8. 264 S. Der Verf. kennt den leider! wie er saget, in Baiern nicht ungewöhnlichen Gang der lieben Justiz, und deckt mit vielem Salze und feinen Satyren die Schleichwege und Bärenhäutereien gewissenloser Beamten auf.

2) Be-

2) **Beschreibung des Wurm- oder Stannberger-sees, und der umliegenden Schlösser ɩc. sammt einer Landcharte vom Prof. Westenrieder.** München, 1784. bey Strobl. 164. Seit. Das ist ein Buch, das Sie in ihrer Bibliothek ohnedies anzeigen lassen werden. Vor kurzem ist mir von eben diesem braven und unermüdeten Manne ein anderes Werk zu Gesicht gekommen, das aber unter seinen Werken am wenigsten Genüge thut.

3) **Erdbeschreibung der baierisch pfälzischen Staaten. Zum Gebrauch einer baierisch pfälzischen Geschichte für die Jugend und das Volk, sammt einer Einleitung in die allgemeine Erdbeschreibung, vom Prof. Westenrieder,** 8. 1784. 391 Seiten stark. Die allgemeine Einleitung dünkt mich gar zu kurz, und die Anführung der baiers. Städte und Ortschaften mag wohl für Baiern Nutzen haben, ist mir aber ein wenig trocken vorgekommen. Am besten hat mir die Idee gefallen, daß er, eh er von Pfalz-Baiern etwas sagt, die Jugend mit den vornehmsten deutschen Stämmen zu Tacitus Zeiten, mit dem Wohnorte der Bojer um diese Zeit, mit den Römischen Nationen, Heerstrassen und Denkmälern in Baiern ɩc. bekannt macht. Es ist doch immer hübsch, wenn Leute wissen, wie es ehemals in ihrem Lande ausgesehen hat.

4) Bey Strobl **J. J Rousseau's einsame Spatziergänge.** Sein letztes nachgelassenes Werk. 8. 1783. 262 S. stark. Das Büchl. scheint auf Speculation nur zuerst zu Markte zu kommen, und also flüchtig übersetzt zu seyn; wenn die Uebersetzung nicht etwa gar ein Nachdruck ist.

5. **Weihnachtsgeschenk für die Jugend, bestehend in 230. geographischen, historischen und Naturhistorischen Räthseln und Aufgaben zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung.** Bey Stags, 8. 60 S. Viel räthselhaftes hab ich eben nicht darinen gefunden. Es sind Fragen und Antworten, die jedoch, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, die Kinder unterhalten, aber manchmal für dergleichen Spielereyen zu viele Kenntnisse voraussetzen.

6) **Versuch einer zahlreichen Folge leidenschaftlicher Entwürfe für empfindsame Kunst- und Schauspielfreunde.** 4. **Lenardo und Blandein,** ein Melodram nach Bürgern, ist dabey in 160 Quarttafeln geäzt. Ein interessantes Werk für den Menschenbeobachter und die Kunst. Da ich von dieser nichts weiter verstehe, so sag ich nur als Un-

geweih-

geweihter, daß mir meistens die Stellung überaus passend zu seyn, das Gesicht der Personen hingegen nicht so oft den wahren Ausdruck zu haben schien.

7) *Angenehmes und lehrreiches Geschenk für die Jugend*, 1783. in der akademischen Kunsthandlung. Der Text taugt nicht viel, aber die Kupferplatten, deren 23 fertig, sind hübsch und wohlfeil. Man kann sie auch illuminirt haben zu verschiedenen Preisen, bis zu 6 Fl. die Platte.

Eben diese Kunsthandlung will, so wie ich gehört, einen Generalbüchercatalog herausgeben, davon täglich ein Bogen herauskommen soll. Doch jedes Fach der Litteratur abgesondert, damit Liebhaber nur das für sie taugliche nehmen dürfen und können.

8) **Ankündigung eines balsamischen Seifensyrups als eines beynahe specifischen Hülfsmittels, in Schleim- und Obstructionskrankheiten, von Joseph Baader, Churpfalz. baierschen Medicinalrath.** Augsb. 8. 1783. 30 Seiten. Soll wirklich eine der wirksamsten Arzneien seyn.

9) **Ueber die Berechnung der Zinsen bey den Griechen und Römern, nach Paucons Metrologie, von J. P. Ostertag,** Rector, Prof. und der Churf. Pfalz-Baiers. Akademie der Wissenschaften in München Mitglied. Regensburg. 4. 1784. 23 Seiten. Ist als Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen des dasigen Evangel. Gymnasii poet. abgedruckt.

10) **Abhandlung von den wahren Mitteln ein hohes Alter zu erlangen, von H. David Schulz,** der A. W. D. der Hebammenkunst öffentlichen Lehrer und königl. Direktor. München, 8. 1783. 64 Seiten. Die Uebersetzung einer kleinen und gemeinnützigen Schrift, die viel Brauchbares enthält. Der Styl ist ein Bischen zu gedrängt, und nicht populär genug, wie es die Absicht der Schrift erforderte.

11) **Die geistl. Braut als weltl. Hochzeiterin,** ein Lustspiel in 5 Aufzügen, von dem Verf. der Schweden in Baiern. 8. München, 1784. 196 Seiten. Die Absicht des V. ist gut: er deckt die geheimen Mittel und die Vorurtheile auf, wodurch die Kinder gewöhnlich in den Nonnenstand gezwungen werden: doch dies Benehmen und alles, was dahin einschlagt, nebst mancher Nebenzeichnung verjährter Vorurtheile, schildert ziemlich charakteristisch, die, auch im baiers. Styl zum Theil geschrie-

geschriebene, Piece. Auserlesenes Deliberierbüchlein, oder geistliches Suchverlohren, von einem alten Klosterbeichtvater, noch unverdorbenen Mädchen und Jünglingen ans Herz gelegt. 8. 1784. Mit Erlaubniß der Obern an kais. Gränzen. Es wird alle Tage ärger, sagt der Verfasser, es will fast kein Mädchen eine Nonne werden: darum ertheilt er den Klösteremissarien die nöthigen Vorschriften zur Anwerbung. Er kennt den Hergang bey dergleichen Geschäften von Grund aus, und wie er die feinen mönchischen Distinctionen, so bald es aufs Interesse ankömmt ꝛc. darzustellen weiß, das kann er besser, als ich es ihnen beschreiben.

13) Anleitung zur Bildung ächter Wundärzte von Joh. Jac. Kohlhaas, 1sten Th. ersten Bandes, erstes und zweytes Stück, nebst Kupfertafeln. Regensburg. 8. 1784. 192 Seiten. Gehört nicht für mein Forum.

14) Ebendaselbst in der Montagischen Buchhandlung, wo sonst nur glückliche Friseurs und seltsame Fata erschienen, ist nun ein medischer Roman ans Licht getreten: Karl und Sophie, eine Jugendgeschichte. 8. 1784. 176 Seiten.

15) Ernst, Befehl und Laune, von Carl Theod. Beck. 8. 1784. 218 Seiten st. München, bey Leutner. Er zeigt ein gutes Herz, und einen eben so guten Verstand. Nur zu früh tritt er als Schriftsteller auf.

Ferner sind noch folgende Schriften in München erschienen: Das Hirtenmädchen, ein Singspiel in 9 komischen Idyllen. 8. München, 1784. Die guten Söhne, ein Schauspiel für junge Leute, nach Weise bearbeitet von einem Kinderfreund, 8. München. 1784. Tartüffe, ein Lustspiel von Moliere neu und frey übersetzt. 8. 1784. Ebend. Ueberschwemmungsgeschichte von den Monathen Hornung und März dieses Jahres 1784. aus authentischen Nachrichten gesammlet von L. H. 8. Ebend. Die authentischen Nachrichten sind, allem Ansehen nach, aus den Zeitungen geschöpft. Wer den verschiedenen Ton von öffentlichen Berichten, davon jeder einzelne das Land und den Ort charakterisirt, woher er kömmt, kennen lernen will, der kaufe sich diese buntfarbige Piece. Das Sittenblatt, welches Herr von Eckartshausen, der nun geheimer Archivar geworden, alle Sonnabende 1 Bogen stark seit Anfang dieses Jahrs zu München herausgiebt, so wie die Kinderakademie, auch ein Münchenerjournal, zur Bildung der Jugend, so wie

jenes zur Bildung der Nation, sind mir leider beyde noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich erwarte sie nächstens.

Noch nur von einem Büchlein aus der Nachbarschaft, das ich von einem urtheilsfähigen und unpartheyischen Mann habe erheben hören. Es ist eine Geschichte der Deutschen für die Jugend, und kömmt in 8. in Nürnberg bey Stübner heraus. Zwey Bändchen sind bereits fertig.

Die Churfürstl. Akademie in Manheim hat folgende Preisfragen auf 1784 aufgegeben: De formula successionis in Palatinatu Rheni inde a Conrado Staufensi ad Ludovicum I. usque et Ottonem illustrem; Boiorum Principis, patrem filiumque, simul investitos, haud ex adscititiis iuniorum opinionibus et narratis, sed ex ipsis rerum gestarum tabularumque veterum testimoniis certis illustranda atque firmanda. Auf das Jahr 1785: Ex forma montis externa, ex lapidum praecipue et saxorum, quibus is constat, genere, num venas vel strata metallifera eundem continere dignosci potest? Quaenam saxorum species unam prae altera metalli mineram sperare sinit, quae nullam? Ex eo, quo saxa haec in visceribus montis disposita sunt, modo, daturne indicium quoque minerarum? d. i. Kann man aus der äußerlichen Gestalt eines Berges, und vorzüglich aus den Steinarten, woraus er besteht, erkennen, ob derselbe erzführende Gänge, oder Erzlager enthalte? Welche unter diesen Stein- und Bergarten machen eher zu einem als zum andern Erze Hoffnung, und welche sind hingegen taub? Kann man aus der Weise, wie diese Bergarten in dem Innern des Berges aufgesetzt sind, auch eine Anzeige des Daseyns eines Erzes ziehen? Die Abhandlungen hierüber müssen auf Erfahrung und Beobachtungen gegründet seyn. Die Akademie verlangt, daß man alles, was schon darüber in verschiedenen Erzgebirgen beobachtet worden ist, und alles, was die mineralogischen Schriftsteller und Reisende darüber geschrieben haben, darinn anführe. Sie wünschet auch sehr, daß die Abhandlungen methodisch, deutlich, und für jene brauchbar seyn möchten, welche Gelegenheit haben, Gebirge zu durchreisen, um, wo möglich, dergleichen nützliche Entdeckungen zu erleichtern. Deutlichkeit halber wird noch erinnert, daß obige Frage nicht dahin ziele, die Gangarten zu bestimmen, welche Metallmutter seyn können, oder nicht. Der Preis ist eine goldene Schaumünze von 50 Dukaten

katen an Werth. Die Abhandlungen müssen in lateinischer, deutscher, oder französischer Sprache von dem ersten Julius der vorstehenden Jahre an den beständigen Sekretär der Akademie mit einem versiegelten Zettelchen, worinn der Name des Verf. steht, eingeschickt werden.

Die Verlagskasse zu Dessau kündigt folgende Schriften des Herrn Geheimenrath Hymmen zu Berlin an: 1) Poetische Werke. 2) Beyträge zur juristischen Litteratur der preussischen Staaten; achte Sammlung. 3) Freymaurerbibliothek; 3tes Stück. 4) Lieder mit Melodien für das Clavier; dritte Sammlung. 5) Fables. 6) Vermischte Aufsätze.

Herr Anselm Elwert zu Dornberg bey Darmstadt kündigt ein Lexicon der vorzüglichsten Maler und Kupferstecher, enthaltend kurze Nachrichten von ihrem Leben, ihren Manieren, und ihren Werken, an.

Beförderungen.

1784.

Der bisherige Prof. extraord. Hr. August Hermann Niemeyer in Halle, ist zum ordentlichen Professor der Theologie daselbst ernannt worden, und wird auch die Aufsicht über das Pädagogium übernehmen, da der bisherige Inspektor, Hr. Schrader, als Prediger nach Burg gehet.

Der bisherige ordentliche Professor der Philosophie und Pädagogik zu Halle, Hr. Friedrich August Wolf, ist neulich zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit ebendaselbst, mit Vermehrung seines Gehalts, ernannt worden.

Der jüngere Hr. Professor Forster zu Cassel geht mit dem Charakter eines Königl. Polnischen geheimen Raths, und mit einem jährlichen Gehalt von 400 Dukaten, nach Wilna in Littauen.

Der durch die Ausgabe seines technologischen Wörterbuchs rühmlichst bekannte Hr. Jacobsson, ist als Inspektor der Fabriken in dem Königreich Preußen angestellt worden.

Hr. Langsdorf ist nicht, wie wir letzhin meldeten, an die Stelle des Hrn. Cancrinus nach Altenkirchen gekommen,

sondern als Inspekter der Saline zu Gerabron im Anspachischen angestellt worden.

Der durch einige Schriften bekannte Hr. Hofrath von Eckartshausen in München ist zum beständig arbeitenden geheimen Archivar daselbst ernannt worden.

Hr. Doktor Froriep, der im vorigen Jahre seine Professur und Predigerstelle in Erfurt, wegen seiner Unverträglichkeit und Streitsucht niederlegen mußte, und seither in Gotha privatisirte, kommt nun als Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer der evang. lutherischen Stadtkirche nach Bückeburg.

Der Hr. Magister Mielk, bisheriger zweyter Prediger in Preetz, bekannt durch einige Bände voll Predigten, ist zum Hauptpastor in Oldesloh ernannt worden.

Hr. D. August Christian Reuß in Tübingen ist zum außerordentlichen Professor der Medicin bey dasiger Universität ernannt worden.

Hr. Professor Weber in Leipzig ist als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg berufen worden.

Der Göttingische Repetent, Hr. M. Johann Philipp Gabler, ist als zweyter Professor an das Gymnasium nach Dortmund gegangen.

Hr Karl Christian Langsdorf, bisheriger Landrichter zu Broick, durch seine Erläuterung der Kästnerischen Analysis und Beyträge zur Salzwerkskunde berühmt, kömmt an die Stelle des nach St. Petersburg berufenen Hrn. Cancrinus als Kanzleydirektor nach Altenkirchen in der Anspachischen Grafschaft Sayn.

Der bisherige Direktor der medicinischen Facultät zu Prag, Freyherr von Mac-Neven, hat seine Stelle resignirt, worauf der Kaiser sie, nebst dem Vicedirektorat, aufgehoben.

Hr. Professor Plenk in Ofen ist an die Stelle des verstorbenen Prof. Ranker nach Wien an die Militairschule berufen worden.

Hr. Prof. Starke in Jena hat die Professionem Medicinae ordinariam supernumerariam, mit Sitz und Stimme im akademischen Senat und Anwartschaft in der Facultät, erhalten.

An die Stelle des nach Lüneburg berufenen Hrn. Physikus zu Clausthal, D. Lentin, kömmt Hr. J. F. Wilhelm Böhmer,

mer, bisheriger D. Legens, und Mitaufseher des Kranken-hauses zu Göttingen.

Herr Professor Möckert in Rinteln ist als ordentlicher Professor der Rechte, mit Sitz und Stimme in der Facultät, und mit Hofrathscharakter, nach Göttingen berufen worden.

Der berühmte Hr. Hofrath Weikard in Fulda ist von Ihro Kais. Maj. der Kaiserin von Rußland, als Leibarzt nach St. Petersburg berufen worden.

Der durch viele wichtige mineralogische Schriften rühmlich bekannte Hr. Cancrinus, welcher zuletzt Markgräfl. Anspachischer Kanzleydirektor in Altenkirchen war, ist nach St. Petersburg als Direktor der Salzwerke berufen worden.

Der berühmte Hr. Zaupser in München, ist, mit Beybehaltung seiner Stelle als Hofkriegssekretair, Prof. der prakt. Philosophie bey der Marianischen Landakademie daselbst geworden.

Der Hr. Tribunals-Assessor Quistorp zu Wismar hat den ihm wiederholt gewordenen Antrag zu der durch den Tod des ältern Hrn. Hofraths Beckmann erledigten juristischen Profession zu Göttingen mit dem Charakter eines Geheimen-Justiz-Rathes, und einem Gehalte von 900 Rthlr. abgelehnt.

Todesfälle.

1784.

Am 18ten Januar starb zu Königsberg in Preußen Hr. Johann Gottlieb Kreutzfeldt, ordentlicher Professor der Dichtkunst, und zweyter Aufseher der königl. Schloßbibliothek, im 41sten Jahr seines Alters.

Am 26sten Januar starb Hr. Johann Heinrich Steffens, Rektor der lateinischen Schule zu Zelle, 73 Jahre alt.

Am 12ten Februar starb in Kiel Hr. D. Karl Friedrich Winkler, königl. dänischer Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte, im 63sten Jahr seines Alters. Er war seit ein Paar Jahren pro emerito erklärt.

Am 22sten Februar starb in Giesen, Hr. Johann Christian Dietz, außerordentlicher Professor der Theologie, wie auch Definitor und Stadtprediger daselbst, im 65sten Jahr seines Alters.

Am 26sten Februar starb Hr. Friedrich Adam Widder, Professor der Philosophie an der Universität zu Gröningen, wie auch außerordentliches Mitglied der churpfälzischen Akademie der Wissenschaften, im ledigen Stande, an einem Blutsturz. Er war zu Oppenheim am 14ten Januar 1724 gebohren.

Am 28. Februar starb zu Rostock an einem Schlagflusse. der Herz. Meckl. geheime Kanzleyrath Angelius Joh. Dan. Aepinus, ein um das gemeine und gelehrte Wesen in diesem Lande sehr verdienter Mann. Er war zuerst Professor der Rede- und Dichtkunst auf der Rostockischen, und hernach auf der Bützowschen Universität. Im Jahr 1763. ward er zu einem Mitgliede der in Rostock angeordneten Herzogl. Commission, zu Untersuchung der Streitigkeiten zwischen dem dortigen Rathe und der Bürgerschaft ernennt, und ist zuletzt der erste Commissarius geworden. Wenn er länger gelebt hätte, würden wir von ihm ein gelehrtes Werk über die Mecklenburgischen Münzen bekommen haben, wozu er vieles gesammlet, und auch bereits den Anfang der Ausarbeitung gemacht hatte.

Am 10ten März starb in Göttingen Hr. Christian Wilhelm Franz Walch, Doktor der Philosophie und der Theologie, beyder Wissenschaften ordentlicher Professor, wie auch Konsistorialrath und Direktor des Repetentenkollegiums, in einem Alter von 58 Jahren.

Am 19ten März starb Hr. Johann David Hahn, Doktor der Philosophie und der Arzneywissenschaft, und der letzten ordentlicher Professor auf der Universität zu Leiden. Er war zu Heidelberg 1729. gebohren.

An ebendemselben Tage starb in Göttingen Hr. Hofrath Otto David Heinrich Becmann, ordentlicher Professor der Philosophie, im 62sten Jahr seines Alters.

Am 26sten März starb Hr. Samuel Engel, Altlandvogt von Aarberg und Echallens, im 82sten Jahr seines Alters. Seine Schriften sind am vollständigsten in der vierten Ausgabe des gel. Deutschlands verzeichnet, und sein Bildniß stehet vor dem 46sten Bande unserer Bibliothek.

Am 30sten März starb in Wolfenbüttel Hr. D. Johann Friedrich Julius Topp, Landphysikus und Herzogl. Braunschweigischer Garnisonmedikus, im 49sten Jahr seines Alters.

Am 2ten April starb in Wien Hr. D. Christoph Moknari, kaiserlicher Hofmedikus, in seinem 61sten Jahre.

Druck-

Druckfehler.

Im LIII. Band I. Stück.

S. 181. Cotrone l. Crotone. S. 183. v. u. l. Dolce piccante. S. 184. Z. 18. l. Grissagni.

Im LIII. Band II. Stück.

S. 535 — 551. das Zeichen soll Ew. seyn, außer S. 543 u. S. 551. Rz. S. 550 sollte deutsch Wb. seyn. S. 558 und 561. Um. u. Uw. soll lat. Um. u. Uw. seyn. 570 das Zeichen It. muß deutsch Jg. seyn.

Im LIV. Band I. Stück.

S. 92. Im. muß lat. Im. seyn. S. 144. muß Im. lat. seyn. S. 119. Dw. muß Dw. seyn. S. 125. muß das Zeichen Ff. seyn. S. 137. ebenfalls Ff. für Ef. 221. M. muß lat. M. seyn.

Im LIV. Band II. Stück.

S. 402. Ef. muß Cf. seyn. S. 558. Rf. muß Kf. seyn. S. 563. fehlt das Zeichen Mb. S. 581. Z. 15. v. u. Apocyâum l. Apocynum.

Im LV. Band I. Stück.

S. 110. fehlt das Zeichen Em. S. 108. Im. muß lat. Im. seyn. S. 205. Z 3. v. u. für Arvilson — l. Arvidson. S. 196. Z. 23 — 24. Compas l. Campus.

Im LV. Band II. Stück.

S. 440. fehlt das Zeichen S. S. 548. Z. 22. v. u. nach Schaafe muß ein Comma stehen.

Im LVI. Band I. Stück.

S. 49. Z. 25. Priesteraft l. *Priestcraft*. Z. 34. Peruma hagion l. *Pneuma hagion*. S. 134. Z. 9 v. u. l. Julia st. Livia. S. 143. Z. 9. v. u. l. dieser. S. 144. Z. 4. l. voraussetzen. Z. 6. l würde. S. 146. Z. 30. für noch l. auch. S. 150. Z. 32. für Syropum l. Pyropum. S. 172. Z. 26. für Jehns l. Jabns. S. 215. Z. 14. l. Arealé st. Arnate. Z. 2. v. u l. Graster st. Großen. S. 222. Z. 14. l. jugendliche. S 237. Ub. muß lat. Ub. seyn. S. 269. Z. 9. v. u. l. sollen. S. 270. Z. 13. v. u. l. Sprechmeth. S. 272. Z. 21. l. Stuven. Z. 22. l. Uebernehmung. Z. 29. l. Pädagogium. S. 273. sind ganze Parenthesen, Klammern, und Fragzeichen an unrechten Ort gesetzt worden. S. 275. Z. 20. l. das Hebräische. Z. 23. l.

nie

nie st. nur. Z. 6. v. u. l. Geheimnisse. Z. 5. l. Nichtärzte, bey. S. 276. Z. 7. v. u. l. könne. Z. 6. l. schön. S. 278. Z. 8. l. vorigen. S. 279. Z. 24. l. Orkane. S. 280. Z. 22. l. Plakerey st. Prahlerey. S. 281. Z. 10. l. möchte man. S. 282. Z. 10. l. Cortez st. Cortry. Z. 4. v. u. l. Balboa. S. 283. Z. 2. 3. l. Fasmanns, Dampier. S. 301. Ir. muß deutsch Ir. seyn. S. 303. Z. 7. v. u. l. der. S. 305. Z. 7. v. u. l. ihrem. S. 342. Z. 9. v. u. l. hatte. S. 515. Z. 9. l. Salzwasser. S. 516. Z. 8. l. Seegeflügel.

Im LVI. Band II. Stück.

Bey der Anzeige von Monro Werken S. 414. wird unrichtig angegeben, daß die Nachricht von der Einimpfung der Blattern im Schottl. in dieser Uebersetzung zuerst deutsch erschien; Wichmann hat sie schon 1766. verdeutschet. S. 453 deutsch O muß lat. O. seyn.

Im LVII. Band I. Stück.

Im Inhalte, statt: J. Richters ABCBuch für große Kinder zu lesen: Salzmanns moralisches Elementarbuch, zweyter Theil. S. 213, Z. 1. Nun wiesen die l. Nun wiesen sie die. S. 214. Z. 1. v. u. Ackings l. Eckings. S. 216. von unten letzte Zeile citentur fällt weg. S. 221. Z. 5. v. u. Auffatz l. Ansatz. S. 225. Z. 11 und 4. Faß l. Fast. S. 226. Z. 7. und in der Folge Fast. S. 226. Z. 23. kleine l. eine. S. 228. Z. 6. bey diesem l. in diesem. S. 236. Z. 12. priori l. potiori. S. 244. Z. 6. Schmalzbutter l. Schmalzbutte. S. 247. Z. 13. Sakristant l. Sakristan. Z. 23. Naiffels l. Naissels. S. 255. Z. 2. Jacobsons l. Jacobssons. S. 261. Z. 3. von unten Stargardtischen l. Stargortischen. S. 263. Z. 4. Stargardt l. Stargordt. S. 265. Z. 4. v. u. Lickstädt l. Eickstädt. S. 273. Z. 9. fahlen l. flachen. S. 274. Z. 2. herausgebe l. herausgabe. S. 306. 307. ist aus Versehen ein ganzes Avertissement mit Schwabacher gedruckt. S. 306. Z. 11. v. u. Slivin l. Slievin.

Im LVII. Band II. Stück.

S. 343. Z. 1. 4. und alle folgende Seiten Negron l. Neyron. S. 390. Z. 17. v. u. Erziehungsmanier l. Erziehungsmanie.

